AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

E.1

HV1571
U
Copy 1

In dieser Nummer — 48 Seiten

F. Sacher, Dr. J. Rauscher, Prof. Dr. H. Nüchtern,
Dr. St. Matzenberger, N. May

B I 4) (Gon(in) R

UNSER SCHAFFEN

PREIS S 5.—
DM 1.—, sfr 1.—

AUS DEM INHALT:

Wie ich blind und taub wurde
Freundschaft mit allen Blinden
Der erste Geburtstag
Blinde Masseure in Polen
Eine unvergeßliche Nacht
Der Rothn Godl
Begebenheit in den Bergen
Einkehr
Sehbehinderte Kinder
Mein Telephon und ich

HEFT 1 · 7. JAHRGANG
JÄNNER 1962

Rückblick und Ausblick

Wenn die Blinden in der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs“ und ihre vielen sehenden Freunde auf das hinter ihnen liegende Jahr zurückblicken, dann dürfen sie mit großer Freude feststellen, daß es ein erfolgreiches Jahr gewesen ist. Natürlich sind die erzielten Erfolge nicht von selbst gekommen, denn es hat gerade in diesem Zeitraum größter Anstrengungen bedurft, um die gesteckten Ziele zu erreichen und die großen Pläne zu verwirklichen.

Das schöne Vorhaben, die Errichtung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes „Waldpension“ in Hochegg bei Grimmenstein, konnte dank der Hilfsbereitschaft der vielen Freunde der Hilfsgemeinschaft verwirklicht werden. Dieses erste Blindenaltersheim in Österreich ist nicht nur eine Pionierarbeit blinder Menschen, sondern bildet einen bedeutenden Markstein in der Geschichte des österreichischen Blindenwesens. Wer von den Blinden früherer Generationen hätte davon auch nur zu träumen gewagt, den Lebensabend in einem eigens für sie errichteten Altersheim zu verbringen. In der „Waldpension“ werden viele alte alleinstehende Blinde froh und glücklich werden und den wohlverdienten sorgenfreien Lebensabend haben.

Wenn in unserer Zeit ein solches Werk des Friedens durch die Zusammenarbeit vieler gutgesinnter Menschen geschaffen werden kann, dann ist der Beweis erbracht, daß die Menschen einander helfen wollen und können. Allen, die dazu beigetragen haben, daß den alten Blinden diese würdige Heimstätte geschaffen werden konnte, gebührt unauslöschlicher Dank. Auch auf sozialrechtlichem Gebiete konnten im Jahre 1961 wieder einige, wenn auch sehr bescheidene, Erfolge erzielt werden. In mehreren Bundesländern wurden die monatlichen Blindenbeihilfen etwas erhöht und die Einkommensgrenze für die Anspruchsberechtigten hinaufgesetzt oder zur Gänze abgeschafft. Die Grazer Verkehrsbetriebe bewilligten allen Grazer Blinden die freie Fahrt und auch die freie Beförderung der Begleitperson.

Viele tüchtige Blinde konnten eine gute berufliche Ausbildung erhalten, andere die Tätigkeit als Telephonist, Stenotypist oder Industriearbeiter erreichen.

Wenngleich man noch nicht von einem unbeschwerten, freudvollen Leben der Blinden sprechen kann, so wollen wir mit Genugtuung feststellen, daß es doch von Jahr zu Jahr vorwärts geht und daß es den Blinden im allgemeinen jetzt besser geht als denjenigen früherer Generationen. Viele Schwierigkeiten haben die Blinden zu überwinden, welche ihren sehenden Mitmenschen fremd sind. Bei allergrößter Geschicklichkeit vieler Nichtsehender gibt es doch Verrichtungen des täglichen Lebens, die aus eigener Kraft nicht ausgeführt werden können. Es wird sehr häufig Hilfe gebraucht, aber nur selten die richtige gefunden. Wer hat schon

Es wird liebevoll gesorgt für die Insassen des Blindenaltersheimes „Waldpension“ in Hochegg bei Grimmenstein.

Im Speisesaal des Blindenaltersheimes „Waldpension“ in Hochegg bei Grimmenstein

Pressebild-Agentur Cerny

in der Zeit des gehetzten Lebens noch eine Stunde für seinen blinden Bruder übrig, und doch finden sich immer wieder gutherzige Menschen, die aus Dankbarkeit, daß sie sich des vollen Sehvermögens erfreuen dürfen, ein wenig helfend einspringen.

Das Jahr 1961 war gut, und wenn wir auf der einen Seite viele gute Freunde durch den Tod verlieren mußten, so konnten wir auch wieder viele neue gewinnen. Zum Jahreswechsel richtet man seinen Blick voraus in die noch unbekannte Zukunft. Wir wissen und ahnen nicht, was das neue Jahr bringt. Wir wünschen aber auf jeden Fall, daß es uns und unseren Lieben Gesundheit und die Kraft zur weiteren schöpferischen Arbeit geben möge. Es gibt keinen Stillstand in der Entwicklung, und das gilt auch für das Blindenwesen. Wir wollen immer weiter vorwärts, wir wollen hinauf zu den lichten Höhen eines menschenwürdigen Lebens. Die Erblindung darf die von ihr Betroffenen nicht aus der Gemeinschaft der Menschen hinausschleudern und sie abseits stehen lassen am Rande des großen Weltgeschehens. Die Blinden wollen und sollen an allem teilhaben. Sie wollen selbst auch aktiv beitragen zur Verbesserung der Lebensbedingungen aller Blinden. Sie leisten damit gute Arbeit, denn alle jetzt noch Sehenden, die dereinst auch das Unglück haben sollten, von der Blindheit erfaßt zu werden, werden das genießen können, was jetzt von Blinden für Blinde geschaffen oder erkämpft wird. Darum sollen alle Sehenden den Blinden auch im Jahre 1962 wirksam helfen und ihre Bestrebungen unterstützen.

Die „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" dankt allen Freunden für die im Jahre 1961 empfangene Hilfe und bittet alle Helfer, auch im Jahre 1962 zur Verwirklichung der Bestrebungen der Hilfsgemeinschaft beizutragen. Dann wird auch das neue Jahr wieder ein erfolgreiches sein.

Briefe an „Unser Schaffen"

Unsere Zeitschrift wird in mehr als 20 Länder versandt und dort von vielen Blindenfreunden gelesen. Damit wird ein enges Band der Freundschaft zu den Blinden anderer Länder geknüpft. Im Folgenden einige Briefe im Auszug.

Die Redaktion

„Dr. Schweitzer hat mich gebeten, Ihnen zu schreiben. Er möchte Ihnen wieder einmal danken für die regelmäßige Zusendung Ihrer Zeitschrift ‚Unser Schaffen'. Es ist für ihn ja ungeheuer schwer, neben seiner großen Arbeitslast sich genügend seiner enormen Korrespondenz anzunehmen. Die Arbeit für das Spital muß eben immer allem anderen vorgehen. Und mit 86 Jahren hat man nicht mehr unbeschränkt Zeit und Kräfte. Aber wenn er Ihnen auch nicht schreiben kann, so dürfen Sie doch nicht denken, daß Ihre Zeitschrift unbeachtet bliebe. Er hat immer größtes Interesse und größte Bewunderung für Ihre Arbeit der Selbsthilfe! Das möchte er Sie wieder einmal wissen lassen. Er sendet Ihnen und allen Ihren Mitarbeitern und den von Ihnen Betreuten seine herzlichsten Grüße."

LOTTE GERHOLD (Lambarene-Gabon, Afrika)

„Die herzlichsten Glückwünsche möchte ich entbieten, daß Sie, Herr Obmann Vogel, noch viele Jahre solche Tage der Weihe feiern können und in Gesundheit Ihr schweres Amt weiterführen können. Den Lohn wird der OBERE einmal vergelten, für Ihre viele Mühe. Als Zeichen des feierlichen Anlasses überweise ich Ihnen 100 Schilling für das Blindenaltersheim."

M. M. (Hallstatt)

„Ich werde immer bereit sein, das harte Los dieser bedauernswerten Menschen lindern zu helfen, so gut es halt geht. War doch mein schon lang verstorbener Vater eben auch 16 Jahre an den Folgen des grünen Stars vollkommen erblindet. Ich konnte ihm nur helfen, indem ich

in meiner freien Zeit aus Zeitungen usw. vorlas. Bitte mir das dauernde Abonnement von ‚Unser Schaffen' zu schicken. Man soll es doch nicht für möglich halten, was diese blinden Menschen leisten können. Ich bin gerne bereit, Ihnen zu ergreifen und ich danke für das Interesse, das Sie mir dabei schenken. Ich bin weiterhin bereit, den Blinden ein treuer Freund und Helfer zu bleiben."

ING. A. P. (Linz)

„Ich hänge mit großer Liebe, mit viel Freude und Verständnis an Ihrer Zeitschrift, deren Inhalt — so scheint es mir — aus einer anderen, besseren, ja viel reineren Welt kommt als der Welt, in der wir Sehenden leben. Ihr Blinden seid ja die Gebenden und nicht wir Sehenden!

Mit wieviel Beschämung muß doch jeder sehende Mensch, der mutlos dahinlebt, die Zeilen Ihrer Schrift lesen und er kann sich, wenn er etwas intellektuell ist, nicht mehr zu den ‚Verfluchten dieser Erde' rechnen.

Meine besondere Bewunderung gilt vor allem dem heldenmütigen Wirken Ihres Obmannes, Herrn Robert Vogel. Er zählt zu den wenigen ‚Prominenten' unserer Zeit, denen ich als ein einfacher Sohn des Volkes meine ganze Achtung widme.

Keiner Wohlfahrtsinstitution — außer den SOS-Kinderdörfern — gebe ich so gerne eine meinen finanziellen Einkünften entsprechende Spende wie Ihrer. Abschließend möchte ich Sie ersuchen, mir einen Erlagschein zu übermitteln, um Ihnen wieder eine Spende überweisen zu können."

F. SCH. (Wolfsberg, Kärnten)

GRETE SCHOEPPL

Ein schreckliches Erlebnis

Peter traf Max im Kaffeehaus. „Ja, sag mal, Max, was machst du denn für ein entsetzliches Gesicht?" — „Mir ist etwas Schreckliches geschehen!" erklärte Max und bohrte seine verglasten Augen in den Grund seiner Kaffeetasse.

„Um Gottes willen, Mensch, so leg doch schon los! Was konnte dir denn passiert sein, mitten in der Großstadt und am hellichten Tage?" — „Gestochen bin ich worden, gerädert, gefoltert, gemartert, Herr im Himmel, mir fehlen die Worte!" brach es endlich stoßweise, wie ein Sturm, von Maxens bleichen Lippen.

„Aber, Max, wie konnte dir denn das geschehen! Wir leben doch in keinem Urwald!" — „Mit spitzen Nadeln bin ich gestochen worden, Nadeln, die ärger marterten als Dolchstöße! Der Entsetzliche bohrte an mir herum, als ob ich eine Mauer wäre, in die es einen Haken zu befestigen gilt! Oh, ich sage dir, Peter, alle Pein der Hölle habe ich durchlitten!" — „Man sieht es dir ja auch an, du Ärmster! Doch wie gelang es dir, diesem Unmenschen zu entkommen?" — „Auf geradem Wege, durch die Tür!" — „Hat er dich denn so ohneweiters gehen lassen?" — „Selbstverständlich! Er öffnete mir selbst die Türe und sagte höflich: ‚Auf Wiedersehen!'"

„Auf Wie . . . ?! Mir schwinden die Sinne! *Das* hat er gesagt? Das ist doch wohl der Gipfel von Frechheit! Der Mensch muß verrückt sein; denn es ist doch klar, daß du ihm nun die Polizei auf den Hals jagst!" — „Keine Spur, Peter, ich wüßte nicht, warum!"

Nun ist es an Peter, verglast dreinzusehen. „Du wüßtest nicht, warum? Da soll denn doch der Donner dreinfahren! Erlaube mal, wenn ein Mensch dich foltert, sticht, martert, rädert, dir alle erdenkliche Pein zufügt?! Sein Kopf gehört . . ." — „Gemach, lieber Peter! Gewiß, man hat mich gefoltert, gerädert, gestochen, gemartert, aber schließlich bin ich doch mit heiler Haut davongekommen!" — „Ja, das ist eben Glückssache! Aber wenn es nach ihm gegangen wäre! — Sein Kopf gehört glatt unters Beil!"

„Nein, aber mein hohler Zahn gehört heraus! Ich fürchte, daß er recht haben wird, er, von dem wir die ganze Zeit sprechen — mein Zahnarzt!"

FRIEDRICH SACHER

DIE STERNSINGER

Man hatte über das Böse gesprochen und über die Verwüstungen, die es anrichtet; an denen, die es tun, und an denen, die es erleiden. Einige der Gäste hatten schon jenes ihrer Erlebnisse zum besten gegeben, womit sie ihm zum erstenmal entscheidend begegnet waren, und die Wirkung geschildert, welche die Leiderfahrung, die sich notwendigerweise daran knüpfte, auf sie gehabt habe. Nun war die Reihe an dem Gastgeber, und er begann:

„Sie wissen, ich bin auf dem Lande aufgewachsen. Ich war etwa neun Jahre alt, ging also schon reichlich lange in die Schule und war somit längst kein unbeschriebenes Blatt mehr. Ich hatte damals zwei Freunde. Diese zog ich allen anderen Jungen vor. Der eine Knabe stand in meinem Alter und ging in die nämliche Klasse. Ich kannte ihn daher seit langem, und er war erprobt. Er hatte eine etwas scheue, zaghafte und ein wenig verzwirbelte Art, worin wir uns ähnelten, und er hätte schon darum nicht leicht anderswo Anschluß gefunden; denn so, wie er sich gab und ergab, wurde er von den Aufgeweckteren und Stämmigeren gerne gehänselt und verhauen, was ich freilich nie erduldet hätte und worin wir uns wieder voneinander unterschieden, da ich mich immerhin leidlich zu verteidigen wußte, obschon ich niemals angriff.

Der andere Knabe war um zwei Jahre älter und in gewissem Sinne mein Vorgesetzter. Meine Mutter, die sehr fromm war, hatte es nämlich bei dem Pfarrer durch Bitten erreicht, daß ich trotz meiner Jugend kurz vorher unter die Ministrantenjungen aufgenommen worden war. Mein frischweg gewonnener Freund aber war dies schon seit längerem, und da er einen überaus hellen Kopf hatte und eine angeborene Führerbegabung, waren die Neulinge ihm unterstellt, und er hatte sie anzulernen. Er war ein Großbauernsohn, aber ich muß sagen, er hat es mich selten fühlen lassen. Ich wurde sein Freund, und das war eine Auszeichnung; denn er war eher wählerisch und zurückhaltend. Ich wurde es, wie er durchblicken ließ, weil ich auf eine schöne und würdige Art zu gehorchen wußte, die dennoch nichts peinlich Unterwürfiges an sich hatte, und weil ich mich wohl führen, aber nicht ducken ließ. Ich durfte ihn zweimal die Woche besuchen. Ich verlor manches von meiner zimperlichen, bänglichen Haltung unter seinen Augen. Er steifte mir das Rückgrat, sozusagen. Er war für seine Jahre ungewöhnlich groß und stattlich. Man konnte ihn damals schon für einen Dreizehnjährigen halten. Unter dem Gesinde bewegte er sich, der Hoferbe, wie ein kleiner Herr. In einem aber war er ein rechtes Kind: wie er es nämlich liebte, sich zu vermummen und sich und anderen ein Schauspiel zu geben. Er zeigte mir, nachdem ich ihm auf Ehre versprochen hatte, darüber gegen jedermann stillzuschweigen, seinen Hausaltar und den Kittel, in dem er ganz für sich manchmal — nachahmend — so eine Art Messe las. Und einmal, auf der Tenne, habe er schon mit einem Jungknecht und dem Hirtenbuben richtig Theater gespielt vor den Eltern, den Schwestern, dem Gesinde, und es sei schön und angenehm aufregend gewesen.

Dennoch hinderte mich etwas, mich ihm so restlos und mit dem ganzen Herzen auf- und anzuschließen, wie ich es jederzeit dem anderen Freunde gegenüber konnte. Er besaß nämlich eine recht üble und in seiner Lage erstaunliche Eigenschaft. Er war habgierig. Er konnte einem etwas, das ihm gefiel, so lange abschmeicheln und abbetteln, bis

WIDMUNG

Meinem Kollegen Robert Vogel zugeeignet

Du bist der Fels, um den die Wogen branden,
Die Wogen, die wir Schicksal nennen;
in Sturmgefahr und nahe schon dem Stranden
durft' ich als Ziel und Rettung dich erkennen.

Den lichtbeglänzten Weiten deiner Stille,
entwachse ich, erfüllt von neuem Leben,
das in mir aufschäumt als ein großer Wille,
der sich verströmt in frohem Geben.

Wie ragst du himmelan aus dunklem Grunde
um Sterne als Gefährten dir zu wählen —
und ich, dir zugesellt in hoher Stunde,
darf auch voll Dank mich all dem Glanz vermählen.

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

ERMAHNUNG

O halte ein in deiner Hast,
verweile einen Augenblick,
was du in deinem Wahn verpaßt,
kehrt niemals, niemals mehr zurück.

Im Äußerlichen dieser Welt,
da findest du nicht Glück und Lust,
wenn die Zufriedenheit dir fehlt,
bleibt's öd und leer in deiner Brust.

Gedenke deiner Nichtigkeit,
gib andern doch ein liebes Wort
ohn' Stolz und ohne Eitelkeit,
es lebt in deiner Seele fort.

Horch in dein Herz und gönn dir Rast,
zur Gottheit richte deinen Blick.
Du bist hier nur ein flücht'ger Gast
und nichts bleibt einst von dir zurück.

FRIEDRICH MARIA WIESENBERGER

man es ihm schenkte. Hatte er das Ding dann eine Weile gehabt und gefiel ihm nachher ein anderes besser, so kam man hinterdrein einmal darauf, daß er es inzwischen vertäuschelt oder gar verkauft hatte.

Unser Pfarrer bemühte sich sehr um die alten Volksbräuche. Als es schon tief im Herbst war und die Wälder auf den Bergen oktoberlich bunt in vielen Farben brannten, äußerte er einmal den Wunsch, die in unserem Dorf längst ausgestorbene Sitte der Seelensinger wieder aufleben zu lassen. Er schlug hiefür ein einfaches, für drei Knabenstimmen gesetztes Armenseelenlied vor und hatte überdies ein Gebet ausgewählt, das sich sinnvoll anfügen ließ, nach dem Absingen des Liedes zu sprechen war, und so sollte in der Seelenwoche von Haus zu Haus gezogen werden. Natürlich war mein Freund Martin hiefür sogleich Feuer und Flamme, und da er ohnehin Oberministrant war, übertrug der Pfarrer ihm die Durchführung und ließ ihm freie Hand. Er nahm mich sofort an und beriet sich mit mir, wer als Dritter angeworben werden sollte. Ich empfahl ihm meinen kleineren Freund, obwohl dieser nicht Kirchenjunge war. Martin mißfiel die allzu verschüchterte Art des Jüngleins, und es wäre wohl niemals zu einer Annäherung zwischen den beiden gekommen, hätte der kleine Franz nicht eine so wundervolle, eine so glockenhelle Stimme besessen, die selbst ein steinernes Herz zu rühren vermochte. Da stellte Martin jedes Bedenken zurück, ja, er dankte mir vielmals, einen so trefflichen Vorschlag gemacht zu haben, und somit war auch die Oberstimme besetzt, und wir gingen sogleich eifrig ans Proben. Wir lernten Lied und Gebet, und der Pfarrer war mit uns sehr zufrieden. So zogen wir denn, Martin, Franz und ich, als die Woche der Toten herangekommen war, singend und betend von Haus zu Haus, ernteten viel Lob und erhielten Geld und Seelenwecken und -laibchen in Fülle, was alles wir nachher redlich untereinander aufteilten.

Es war Advent geworden. Da nahm Martin mich einmal nach einer Engelmesse zur Seite, denn unser Erfolg als Seelensinger hatte ihm seither keine Ruhe gelassen, und er schlug vor, daß wir uns, eingesungen und eingestimmt wie wir nun einmal waren, doch auch für Dreikönig wieder zusammentun sollten, und er bat mich, als Sternsinger mitzuwirken und Franz gleichfalls hiefür zu gewinnen. Ich muß sagen, es gelüstete mich nicht sehr danach. Aber da ich die große Freude sah, die schon der bloße Gedanke daran meinem Freunde bereitete, war ich denn einverstanden und sagte zu, und Franz tat es auch.

Bald gaben uns die Vorbereitungen groß zu schaffen. Während an unseren Hemden und den buntfarbenen Überwürfen, unseren Turbanen und Nackentüchern genäht wurde und für jeden von uns ein Gabensäcklein, wie es Martin diesmal wünschte, bastelten wir uns indessen den großen, körperhaften Stern zurecht und überkleideten ihn mit durchscheinendem Papier, wir schnitten uns Rauschgoldkronen zu und klebten unser K und M und B darauf, wir machten uns die Bärte, und vor allem lernten wir ein schönes Dreikönigslied ein. Noch fehlte uns freilich der Sterntreiber, der uns voranziehen sollte in seinem weiten, wallenden Hemdgewand und mit dem leuchtenden Stern. Hiefür schlug Martin den Jungknecht Leonhard vor, und der sollte uns auf dem Eselchen voranreiten. Ich litt ihn nicht wohl, er war ein rechter Rüpel, auch war er gekündigt und hatte sich offenkundig etwas zuschulden kommen lassen. Aber mein Freund bestand so hartnäckig darauf, daß wir Kleineren uns einschüchtern ließen und leider auch seine Eltern nachgaben.

Am Vorabend des Dreikönigtages zogen wir kleinen Sternsinger nach dem Aveläuten in das Unterdorf aus. Leonhard ritt uns auf dem Eselchen voran, mit dem helleuchtenden, großen Stern an der Stange, wir folgten ihm, Martin als Mohrenkönig ganz unkenntlich gerußt, wir zogen vor die Haustüren, sangen mit frischen Stimmen unser Lied in die Winternacht, und die Leute steckten uns Geld und Zelten und Krapfen und Früchtenbrot zu, was wir gleich immer streng gerecht unter uns aufteilten (damit kein Streit sei, wie Martin sagte) und wovon Leonhard jedesmal sein gut gemessenes Viertel abbekam. So waren wir nach und nach an den Dorfausgang gekommen und sangen zuletzt noch vor dem schon einschichtig, schon ziemlich abseits gelegenen Haus des Weber-Hannes und hatten auch dort unser Scherflein erhalten. Wir wollten nun um- und heimkehren, unsere Sache war getan.

Da geschah das Furchtbare, daß Leonhard von dem Eselchen herabsprang, den Stern in den Schnee schmiß und das Licht austrat, so daß wir in der Finsternis standen, an die sich das Auge nicht sogleich gewöhnen und anpassen konnte. Sodann kam er heran, wichste mit der Stange auf uns ein, daß uns vor Schmerz und Schrecken Hören und Sehen verging, und entriß uns die Gabensäcke. Damit wir nachher nichts verklatschen sollten, hieb er uns gleich im voraus ein paar so grobe Ohrfeigen hinein, daß wir nur so taumelten. Martin machte wohl den Versuch, den Räuber anzuspringen, sie rangen auch eine Weile miteinander, aber mit einemmal erhielt Martin einen Faustschlag, daß er für eine Weile wie leblos zusammensackte. Hierauf kramte der Unhold in aller Ruhe unsere Säcke durch und nahm uns alles Geld und die wertvollsten Gaben weg, um sie in sein Wanderbündel zu stecken, das er schon mit Vorbedacht, unter dem weiten Mantelkleid verborgen, mitgenommen hatte.

Dann hieb er jedem von uns noch eine ins Gesicht, zum Abschied und als Andenken, wie er spöttelte, lachte schrill auf und stapfte schließlich, die Stange als Wanderstab benützend, die Straße fort, hinein in die Nacht.

Wir klaubten uns zusammen, lockten das ganz verschreckte Tier mit vieler Mühe heran, nahmen es an der Halfter und schlichen heimzu gegen das Dorf. Franz weinte und war untröstlich. Martin erging sich zunächst in den wildesten Verwünschungen. Dann aber, rasch wieder ruhig geworden, riet er, daheim lieber nichts zu sagen, wir würden zum Schaden ja doch nur den Spott haben. Auch bat er uns, wir möchten ihm verzeihen. Er sehe nun ein, daß er mitschuldig sei, weil er so beharrlich auf diesem Strolch und Tunichtgut als Sterntreiber bestanden habe. Dabei klirrte es in seinem Sack, und da tastete er nach und rief voll Freude: ‚Hier ist noch Geld, er hat nicht alles gefunden!‘ Martin nestelte es hervor und teilte es uns beiden aus. Er selber wolle für sich verzichten, er habe es, sagte er, nicht anders verdient. Nun hatten wir doch noch einige Münzen abbekommen, und wir fanden uns darein, zumal uns ja auch die Eßgaben teilweise verblieben waren. Wir kamen überein, nur zuzugeben, daß Leonhard sich nachher sofort auf den Weg gemacht habe, weil er gleich morgen früh bei seinem neuen Dienstherrn einstehen wolle. Und dem war auch so. Wir gingen leise in den Stall und dann zu Martin auf die Kammer, zogen rasch unsere Kleider aus und stopften sie und die halbzerfetzten Kronen eilig in eine Truhe.

Wir bekamen von Martins Mutter noch einige gute Sachen in den Sack, endlich brachen Franz und ich auf, ich begleitete den Freund nach Hause, tröstete ihn noch einmal damit, daß er nach einiger Zeit meine

Kameradschaftliche Hilfe

„Wie gut, daß es brave Menschen gibt, die den Blinden helfen“, sagt die taub-blinde Kollegin Franziska Grünwald.

Pressebild-Agentur Cerny

Rollguckröhre erhalten werde, und ging selber heim.

Ich schlief natürlich nichts in dieser Nacht, sondern überdachte das Erlebte. Der Raufhandel zwischen dem Sterntreiber und dem Mohrenkönig war mir von allem Anfang an nicht ganz echt vorgekommen. Zudem hatte ich so etwas wie Flüstern und ein leises Klimpern gehört, als habe jener dabei diesem heimlich irgendwohin Geld zugesteckt. Mein ganzer Bubenstolz fand sich in mir sogleich zur Abwehr ein, gab mir die Kraft und die Kaltblütigkeit, dieses Furchtbarste nach außen hin schweigend zu tragen und gerade so mit der größten mir möglichen Verachtung zu bestrafen, indem ich es übersah, dieses Furchtbarste: daß der Freund mit dem Räuber unter einer Decke steckte und daß die beiden offenkundig die Beute miteinander geteilt und alles unter sich auf das geschickteste abgekartet hatten. Und siehe da: Martin machte ein paar Tage später einige verdächtige Ankäufe, verriet sich mir, der ich ihn im stillen beobachtete, damit vollends, und es bestand für mich kein Zweifel mehr.

Einmal versuchte Martin noch, mit mir ins Gespräch zu kommen, und lud mich zu sich ein. Aber ich starrte durch ihn hindurch wie durch Glas oder Luft. Er verstand denn auch sofort und verdrückte sich.

Ich habe zu niemandem darüber gesprochen. Aber seit diesem Erlebnis trug ich, obschon ich hiefür noch lange nicht die Worte hatte, doch eine recht deutliche Vorstellung in mir von den dämonischen Abgründen, Brüchen und Rätseln der menschlichen Natur."

Leicht zerbrechlich

Zu unserem Hochzeitstag hatte uns Tante Agathe eine Porzellanfigur geschenkt. Ein fürchterliches Stück; auf zartem, welligem Porzellanblau schwamm mit weit geöffnetem Maul ein Fisch unbekannter Herkunft. Erstens schwimmen Fische nicht auf, sondern im Wasser, und zweitens sperrt kein Fisch das Maul so weit auf, wenn kein Wurm in der Nähe ist. Ein grauenvolles Stück, und als Geschenk eine Gemeinheit. Fand ich.

Mathilde war natürlich anderer Meinung. Für sie war das schreckliche Ding eine Zierde für jeden Kasten, jede Anrichte. Außerdem stammte das Geschenk von Tante Agathe. Das müsse respektiert werden. Fand sie.

„Diese Figur", rief ich aufgebracht, „beweist wieder einmal, welch schrecklichen Geschmack du hast, wie wenig gebildet du bist!" — „Wie . . . Was?" rief Mathilde und schnappte nach Luft wie der Porzellanfisch nach Wasser. „Ich und geschmacklos, ich und ungebildet? Wenn einer von uns ohne Geschmack und Bildung ist, dann bist schon du es!"

Aber sie war über diese Anschuldigungen doch so erbost, daß sie hut- und grußlos davoneilte. Zu irgendeiner Ilse, Inge, Berta oder Herta, um jener ihr Herz auszuschütten. Der Porzellanfisch und ich waren allein. Eine einmalige Gelegenheit. Ich nützte sie. Mit der noch vor Wut zitternden Rechten ergriff ich das Ding und schleuderte es zu Boden. Meine Genugtuung war vollkommen. Von einem Fisch war nichts mehr zu entdecken. In dreißig oder mehr Porzellanscherben aufgelöst, lag Tante Agathes Geschenk auf Parkett und Teppich.

Aber nur sekundenlang ergötzte mich das Bild. Dann überkam mich Reue. Gut, sagte ich mir, der Fisch war unmöglich und Mathilde nicht minder unmöglich, ihn als Zierde anzusehen; aber mußte ich deshalb gleich den Fisch in Stücke schlagen und damit einen ernsten Ehekrach heraufbeschwören? Ehefrieden geht mir über alles, ergo sammelte ich die Scherben vom Boden auf, setzte sie — schon wieder ein wenig fluchend und grimmig — zusammen und holte mir vom Papiergeschäft an der Ecke eine Dose Leim.

Es war eine fürchterliche, nerventötende Arbeit, aber nach vier und einer halben Stunde war der Fisch wieder so, wie wir ihn heute morgen empfangen hatten. Ich zündete mir die verdiente Zigarette an und legte mich rücklings auf die Couch. War das eine Arbeit gewesen! Doch immerhin: ich habe nicht nur den Fisch, sondern auch unsere Ehe wieder gekittet.

Um zehn kam Mathilde. Ich empfing einen Kuß und die Versicherung, daß sie bereue, was sie behauptet und getan hatte. „Und so ein dummer Fisch", schloß sie, „soll niemals mehr unsere Ehe gefährden!" Sprach's und schleuderte den Fisch zu Boden. *P. R. LANG*

EMILIE WOCHNER

Wie ich blind und taub geworden bin

Als vierjähriges Kind bin ich beim Spielen durch die Unvorsichtigkeit eines größeren Mädels auf den Kopf gefallen, das Loch habe ich heute noch und bin auch noch im Denken behindert. Denken kann ich zwar gut, aber langsam, sehr langsam.

Bis zum neunten Lebensjahr ging alles gut ab. Aber dann begann mein nicht enden wollender Leidensweg. Regenbogenhautentzündung! Sechs Wochen verbrachte ich in der 2. Augenklinik bei Prof. Fuchs. Am linken Auge geheilt, wurde ich entlassen. Am rechten Auge war ich blind. Sehen konnte ich zwar alles, aber lesen und schreiben nicht mehr. Fast ein halbes Jahr mußte ich dunkelblaue Schutzbrillen tragen und durfte in der Schule auch keine schriftlichen Arbeiten machen. Ich hätte dem Unterricht fernbleiben können, doch ging ich hin, um zu horchen. Meine Augen waren noch nicht geheilt, als es mit der Taubheit begann. Nun war es endgültig aus mit der Schule.

Täglich ging meine Mutter mit mir in die Ambulanz des Allgemeinen Krankenhauses; was mir fehlte, wußten die Ärzte selber nicht. Alles wurde unternommen — ohne Erfolg! Ein paar Tage war es gut, dann fing es wieder an, so zog es sich hin — fünf Jahre lang. Dann sollte ich in die Taubstummenschule kommen. Mutter und ich waren damit auch einverstanden, ich selber freute mich darauf, aber am Tage, an dem wir auf dem Wege zur Schule waren, wollte ich plötzlich nichts mehr wissen. Heulend und schreiend lief ich meiner Mutter davon und kehrte erst in den späten Abendstunden heim. Alles Zureden, Schimpfen und Drohen, ja, auch Schläge halfen nichts. Mutter machte sich große Sorgen um mich. Später hat es mir mehr als einmal leid getan, daß ich damals so war.

Fünfzehn Jahre war ich nun und noch immer zu Hause. Mutter brauchte Geld, wir waren arm, und die Tochter unserer Nachbarin brachte mich in eine Schuhfabrik. Der Meister hatte aber nicht viel Geduld mit mir und warf mich am nächsten Tag wieder hinaus. Dann kam ich in eine Schneiderei als Hilfsarbeiterin für Posamenterie. Oh, wie gerne wäre ich bei dieser Arbeit geblieben! Denn das Schneidern war schon immer mein Wunsch. Die Meisterin war eine sehr gute, liebe Frau, aber sie rauchte unmenschlich viel Zigaretten. Ich vertrug den Rauch nicht. Als ich in der Mittagsstunde nach Hause kam, sah ich aus, als hätte ich die Gelbsucht; also wieder nichts!

Meine ständigen Bemühungen, einen neuen Posten zu finden, blieben nicht erfolglos, ich hatte Glück und wurde in einer Papierfabrik als Hilfsarbeiterin aufgenommen. Dort war ich zehn Jahre und wurde wegen Arbeitsmangels entlassen. Ein Jahr vorher war meine Mutter gestorben.

Im Jahre 1933 merkte ich, daß mein Sehvermögen wieder nachließ. Im Spital erhielt ich zwei Rezepte, und man sagte mir, daß ich eine Brille tragen müsse. Da ich mit dem Glas gut sehen konnte, habe ich mich schnell abgefunden. Zehn Jahre später mußte ich wieder in die 2. Augenklinik. Prof. Lindner operierte mich wegen Glaukom — grüner Star. Am linken Auge ging es gut aus, aber am rechten Auge nicht, es war viel schlechter als vor der Operation. Ich mußte eine schwarze Lichtbrille tragen, aber auch die hat nicht viel geholfen, nochmals mußte ich mich am rechten Auge operieren lassen: Netzhautablösung! Sechs Monate mußte ich die Lichtbrille tragen. Seit der zweiten Operation bin ich am rechten Auge vollblind.

Da ich nie lange kopfhängerisch war, habe ich mich mit dem blinden Auge bald abgefunden. Ich hatte ja noch das linke Auge. Nun entschloß ich mich, da die Minderung meines Sehvermögens mehr und mehr zunahm,

SCHNEEFALL

Hinter verhangenem Schleier
bleichend in fahliger Runde,
silbert's vom sonnigen Feuer
winterschlafender Stunde.

Schneeflaum schäumt in den Zweigen;
gaukelnd in Tänzergebärde
schweben in schweigendem Reigen
Flockenfalter zur Erde.

DR. FRANZ FRIEDLAENDER

am 6. Februar 1952 der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs“ beizutreten.

Herr Vogel hat sich sofort um mich angenommen und mir, trotz meiner Taubheit, die Grundbegriffe der Brailleschen Punktschrift (Blindenschrift) beigebracht.

Dann aber kam das Jahr 1953. Es war ein Sonntag, der 3. Mai. Frühmorgens stand ich auf und ging zum Fenster. Ich erfreute mich an dem schönen Tag, tiefblau und wolkenlos war der Himmel. Schnell wollte ich mit der Hausarbeit fertig sein, um nachmittags fortzugehen. Rasch drehte ich mich um.

„Heiliger Gott, was ist das?“ — Ich schau' zum Fenster, ich sehe alles, unten in der Gasse gehen Frauen mit der Milchkanne. Wieder schau' ich in den Raum. Ich taste, ich sehe nichts. Immer wieder schau' ich zum Fenster und sehe alles. Schau' ich in den Raum, ist alles schwarz. Still gehe ich an meine Arbeit, unheimlich ist es in mir. Eine unheimliche Angst schleicht mich an.

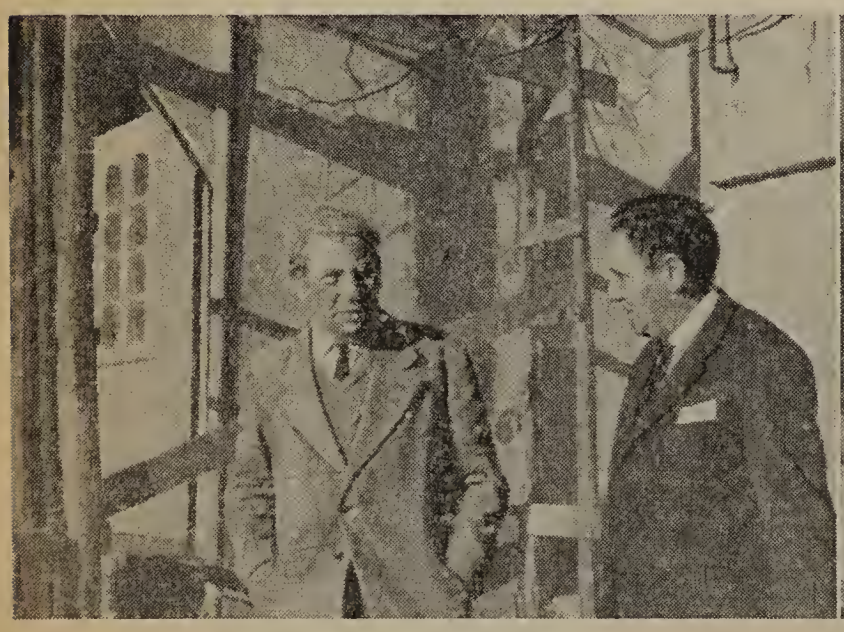
Als das Geschirr abgewaschen ist, wasche ich noch einige Wäschestücke aus. Morgen soll alles rein sein, denn morgen mache ich Schluß mit meinem Leben. Schließlich ist es meinem Manne doch aufgefallen und er fragte, was ich hätte. Da kommt es aus mir stockend: „Ich sehe überhaupt nichts mehr!“ — „Wir gehen ins Spital!“ sagte mein Mann.

Der Arzt wollte zuerst nichts wissen, ließ sich aber dann doch herbei, mich zu untersuchen. Nichts! Er kann nichts finden. Es ist nichts! Ich soll versuchen, einen oder zwei Tage im Bett zu bleiben, sitzend oder liegend mit geschlossenen Augen. Aufnehmen kann er mich nicht, da nichts zu machen ist. Vier Tage blieb ich im Bett.

Langsam wurden die schwarzen Flecken durchsichtig, am elften Tage wurde das Auge klar und rein. Alles kann ich sehen, aber jetzt ist es umgekehrt. Solange ich in der Wohnung bin, ist das Auge gut, gehe ich aber auf die Straße, wird es dunkel. Je länger ich im Freien bin, um so schlechter wird das Auge. Komme ich ins Haus, so sehe ich nichts und muß stundenlang warten, bis es wieder vorbei ist, dann kann ich wieder alles wahrnehmen.

Im Spital sagen sie mir, „das vergeht von selber, dauert aber lange“. Im Juli des gleichen Jahres mußte ich wieder ins Spital. Der Dozent sagte: „Das Auge ist viel besser geworden.“ — „Ich aber sehe, von oben kommt Wasser.“ Der Dozent schaut mich erstaunt an. Dann mußte ich in die Spiegelkammer und wieder kommt dasselbe: dableiben . . . operieren lassen . . . Netzhautablösung . . . Mein Mann will nichts mehr wissen vom Operieren, und so haben wir es lassen.

Ich sehe heute nichts als Licht und Schatten. Ins Spital gehen wir nicht mehr, wozu auch?



Links: Der Inhaber der „Österreichischen Hausindustrie“, Herr Erwin Müller, zeigt großes Interesse für das Blindenaltersheim und will, wie viele andere Unternehmungen, seinen Teil zur Ausgestaltung beitragen. Mit großer Begeisterung erklärt Dir. Robert Vogel seinen Gästen die Zweckmäßigkeit des ersten österreichischen Blindenaltersheimes in Hochegg bei Grimmenstein.

Rechts: In der „Waldpension“ in Hochegg bei Grimmenstein herrscht ein Geist wahrer Freundschaft und Schicksalsverbundenheit. Photo Cerny

Helfen können sie mir nicht. Die ersten Weihnachten kommen, wo ich nicht mehr allein fortgehen kann. Da erhielt ich einen Brief in Blindenschrift von Herrn Vogel, unserem Obmann. Mutig und tapfer soll ich sein, nicht wankelmütig werden! Was ich beim Lesen dieser Zeilen damals empfunden habe, das bleibt mir unauslöschlich — lebenslang. Ja, ich will stark und mutig sein, und besonders freuten mich die Worte in dem Brief: „Frau Wochner, ich danke Ihnen für Ihre Tapferkeit." — „Nicht Sie, Herr Obmann, haben zu danken, sondern ich. Durch die Blindenschrift, die ich durch Sie erlernte, habe ich Verbindung mit der Außenwelt. Was hätte ich sonst von meinem Leben? Keine Aussprache, keinen Briefwechsel. Man ist ja der lebende Tod. Die Toten sehen und hören auch nichts. Sie waren der einzige, der mich getröstet hat, so etwas vergißt man nicht."

Leicht war es nicht, und wieder kam die unheimlich schleichende Angst und die Qual: „Mach Schluß! Auf was wartest du noch?" Es war ein harter Kampf, Leben oder Tod! Er hat lange gedauert. Es kommt schon noch manchmal über mich, dann werfe ich mich hin, drücke den Kopf in die Polster, nur nicht denken brauchen! Wie lange das dauert — ich weiß es nicht, aber sobald das Würgen in der Kehle nachläßt, raffe ich mich zusammen, schaue zu dem Kreuz hin, das ober der Tür ist, und sage: „Wirst mich schon holen, wenn es an der Zeit ist!"

Dann gehe ich an meine Arbeit. Nur die Arbeit hilft mir, und ich habe genug zu tun. Kochen, waschen, bügeln, Wäsche ausbessern mit der Hand oder mit der Nähmaschine. Wenn man nur tasten kann, so geht die Arbeit sehr langsam. Und für Sonn- und Feiertage habe ich meinen schönsten Zeitvertreib: Ich übe mich in der Blinden-Voll- und Kurzschrift. Das Schreiben auf der Brailleschreibmaschine und dem Stachelschriftapparat, das alles gibt mir viel Abwechslung und macht mich zufrieden.

Meine größte Freude erlebte ich vor mehr als einem Jahr. Unser erster Obmannstellvertreter, Herr Pechar, kam zu uns und überreichte mir die Silberne Medaille. Was ich zu ihm gesprochen und wie ich ihm gedankt habe, das weiß ich heute nicht mehr, aber eines weiß ich: Etwas Gescheites war es bestimmt nicht, denn in meinem Kopf ging es um wie in einem Mühlrad.

Mit allergrößter Freude denke ich immer wieder daran, daß ich Mitglied der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs bin, denn was wäre sonst aus mir geworden. Sie ist meine Retterin. Ihr habe ich viel zu danken, sie ist mein Trost. Durch sie habe ich wieder Freude am Leben gefunden. Was ich mir von meinem Taschengeld ersparen kann, das gebe ich für das Blindenaltersheim in Hochegg bei Grimmenstein. Wer weiß, ob nicht auch ich einmal Hochegg brauchen werde.

Feierliche Eröffnung der „Waldpension"

Dienstag, den 19. Dezember 1961, fand (wie uns bei Blattschluß bekannt wurde) die feierliche Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein statt. In Anwesenheit zahlreicher Persönlichkeiten des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens wurde die Feierlichkeit für dieses Werk wahrer Nächstenliebe begangen. Dank der wertvollen Hilfe vieler Unternehmungen und der Hilfsbereitschaft der österreichischen Bevölkerung konnte die „Waldpension" zweckmäßig ausgestaltet werden. Das Heim wird vielen alten alleinstehenden Blinden einen wohlverdienten sorgenfreien Lebensabend bieten. Die „Waldpension" wird für alle Zeiten ein Zeugnis wahrer Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft sein. Wir werden in der Febernummer von „Unser Schaffen" die Eröffnung der „Waldpension" ausführlich behandeln.

DR. JOSEF RAUSCHER

Ein Abenteurer der Menschlichkeit

Als vor Jahren eine amerikanische Zeitschrift ihre Leser aufforderte, den größten Mann unseres Zeitalters zu nennen, entfiel eine beträchtliche Stimmenzahl auf **Albert Schweitzer,** den Urwaldarzt von Lambarene in Französisch-Kongo, der am 14. Jänner 1962 sein siebenundachtzigstes Lebensjahr vollendet. Um zu verstehen, warum dieser Orgelkünstler und Gelehrte, der auf den Gebieten der Philosophie, der Religions- und Musikgeschichte Werke von bleibendem Wert verfaßt hat, einer glanzvollen Laufbahn in Europa entsagt hat, um den armen Eingeborenen Äquatorialafrikas in ihren furchtbaren Krankheiten Hilfe zu bringen, muß man einiges vom Leben und Denken dieses Menschenfreundes wissen.

Schweitzer wurde 1875 als Sohn eines Pastors in dem Städtchen Kaysersberg im Elsaß geboren. Vielleicht war es gerade die harmonische, glückliche Atmosphäre seines Elternhauses, die den gefühlvollen Knaben hellsichtig machte für die mannigfachen Leiden, die Menschen und Tiere zu erdulden haben. „Solange ich zurückdenken kann", schreibt Schweitzer in seinen Jugenderinnerungen, „habe ich unter dem vielen Elend, das ich in der Welt sah, gelitten . . . Insbesondere litt ich darunter, daß die armen Tiere so viel Schmerz und Not auszustehen haben." Aus diesem allumfassenden Mitleid, das ein Jahrhundert früher auch den jungen Schopenhauer bewegt hatte, wuchs in Schweitzers Seele „die unerschütterliche Überzeugung, daß wir Tod und Leid über ein anderes Wesen nur bringen dürfen, wenn eine unentrinnbare Notwendigkeit vorliegt, und daß wir alle das Grausige empfinden müssen, das darin liegt, daß wir aus Gedankenlosigkeit leiden machen und töten. Immer stärker hat mich diese Überzeugung beherrscht. Immer mehr wurde mir gewiß, daß wir im Grunde alle so denken und es nur nicht zu bekennen und zu betätigen wagen, weil wir fürchten, von den anderen als ‚sentimental' belächelt zu werden und uns auch abstumpfen lassen. Ich aber gelobte mir, mich niemals abstumpfen zu lassen und den Vorwurf der Sentimentalität niemals zu fürchten."

Schon früh tritt die große musikalische Begabung des Knaben hervor. Mit neun Jahren spielt er auf der Orgel in Günsbach, das seine eigentliche Heimat wird, seitdem seine Eltern dorthin übersiedelt sind. Später wird er in Straßburg mit den Orgelwerken Bachs bekannt, über den er ein bedeutendes Werk in französischer und dann in deutscher Sprache verfaßt. Als Orgelkünstler und Reformator des Orgelbaues wird er später weit über Europa hinaus bekannt.

Der Aufenthalt in Straßburg ist gekennzeichnet durch eine ungeheure Arbeitsleistung. In verhältnismäßig kurzer Zeit erwirbt Schweitzer dort das Doktorat der Philosophie und der evangelischen Theologie, hält dann theologische Vorlesungen, schreibt religionsgeschichtliche Bücher, die Aufsehen erregen, wirkt daneben als Prediger und Orgelkünstler und übernimmt schließlich die Leitung des Thomasstiftes, einer geistlichen Lehranstalt.

Aber diese vielseitige, von nachhaltigem Erfolg begleitete Tätigkeit genügte ihm nicht; er wollte vor allem seinen leidenden Mitmenschen helfen, was schon aus seinen Jugenderinnerungen mit voller Klarheit hervorgeht: „Es kam mir unfaßlich vor, daß ich, wo ich so viele Menschen um mich herum mit Leid und Sorge ringen sah, ein glückliches Leben führen durfte. Schon auf der Schule hatte es mich bewegt, wenn ich Einblick in traurige

BITTE

Früh, beim ersten Morgenschimmer,
schliefe ich noch gern und gut;
leider aber stört mich immer,
was sich vor dem Fenster tut.

Amsel, Stieglitz, Fink und Meise,
sitzen munter hoch im Baum,
singen fröhlich ihre Weise,
zwitschern mich aus Schlaf und Traum.

Ach, was sind denn das für Sitten!
Euer Singen klingt recht fein;
doch ich möchte höflichst bitten:
könnte das nicht später sein?

JOHANN THIEM

Familienverhältnisse von Klassenkameraden gewann und die geradezu idealen, in denen wir Kinder des Pfarrhauses zu Günsbach lebten, damit verglich. Auf der Universität mußte ich in meinem Glück, studieren zu dürfen und in Wissenschaft und Kunst etwas leisten zu können, immer an die denken, denen materielle Umstände oder die Gesundheit solches nicht erlaubten. An einem strahlenden Sommermorgen, als ich — es war im Jahre 1896 — in den Pfingstferien in Günsbach erwachte, überfiel mich der Gedanke, daß ich dieses Glück nicht als etwas Selbstverständliches hinnehmen dürfe, sondern etwas dafür geben müsse. Indem ich mich mit ihm auseinandersetzte, wurde ich . . . mit mir selber dahin eins, daß ich mich bis zu meinem dreißigsten Lebensjahre für berechtigt halten wollte, der Wissenschaft und der Kunst zu leben, um mich von da an einem unmittelbaren menschlichen Dienen zu weihen . . . Zunächst dachte ich natürlich an eine Tätigkeit in Europa. Ich plante, verlassene oder verwahrloste Kinder aufzunehmen und zu erziehen und sie daraufhin zu verpflichten, später ihrerseits in derselben Weise anderen Kindern zu helfen. Meine Amtswohnung im Thomashaus hätte mir Raum für ein solches Unternehmen geboten. Aber die Bestimmungen der Fürsorgeorganisationen für verlassene und verwahrloste Kinder waren auf eine solche Mitarbeit von Freiwilligen nicht eingestellt.“ So dachte Schweitzer eine Zeitlang daran, Vagabunden und entlassenen Gefangenen zu helfen, wieder vollwertige Glieder der Gesellschaft zu werden. Aber er erkannte, daß diese Aufgabe nur in enger Zusammenarbeit mit Organisationen erfüllt werden kann. Sein Sinn war aber auf ein absolut persönliches und unabhängiges Handeln gerichtet. So reifte in ihm der Entschluß, sich einem fremden Erdteil zuzuwenden. Er erzählt darüber:

„Ich hatte von dem körperlichen Elend der Eingeborenen des Urwaldes gelesen und durch Missionare davon gehört. Je mehr ich darüber nachdachte, desto unbegreiflicher kam es mir vor, daß wir Europäer uns um die große humanitäre Aufgabe, die sich uns in der Ferne stellt, so wenig bekümmern . . . Die paar hundert Ärzte, die die europäischen Staaten als Regierungsärzte in der kolonialen Welt unterhalten, können, sagte ich mir, nur

Wien III, Lothringerstraße 14, Tel. 72 46 11 Δ

einen ganz geringen Teil der gewaltigen Aufgabe in Angriff nehmen, besonders, da die meisten von ihnen in erster Linie für die weißen Kolonisten und für die Truppen bestimmt sind. Unsere Gesellschaft als solche muß die humanitäre Aufgabe als die ihre erkennen. Es muß die Zeit kommen, wo freiwillige Ärzte, von ihr gesandt und unterstützt, in bedeutender Zahl in die Welt hinausgehen und unter den Eingeborenen Gutes tun . . . Von diesem Gedanken bewegt, beschloß ich, bereits dreißig Jahre alt, Medizin zu studieren und draußen die Idee in der Wirklichkeit zu erworben. Anfang 1913 erwarb ich den medizinischen Doktorgrad. Im Frühling desselben Jahres fuhr ich mit meiner Frau, die die Krankenpflege erlernt hatte, an den Ogowe in Äquatorialafrika, um dort meine Wirksamkeit zu beginnen.“

Die Geldmittel für die Reise, die Ausrüstung, den Bau und die Erhaltung des Spitals, das errichtet werden sollte, mußte Schweitzer aus eigenen Mitteln aufbringen. So opferte er die Erträgnisse seiner Orgelkonzerte und des Werkes über Bach, das damals schon in drei Sprachen erschienen war; Freunde aus dem Elsaß, aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz halfen mit Spenden.

ES IST SO STILL

Es ist so still, ein Feiertag verklingt.
Die Sonne wandert langsam ins Verglühn,
die Stunden halten an, bevor sie fliehn,
und leere Straßen gähnen ungeschminkt.

Wer blieb daheim, wenn ihm das Freie winkt?
Nur ein paar Alte ruhn von ihren Mühn
und sitzen vor den Toren ohne Grün;
auch ihr geringes Wort in Ruh versinkt.

Ein Mädchen am Klavier sitzt still, die Hände
im Schoß und lauscht dem Nachhall von Musik,
der lang die Seele noch gefangen hält.

Es ist, als tönten ihm die stummen Wände,
und ist doch unhörbares, innres Glück!
Es ist so still. — Wie schön ist doch die Welt!

FRIEDERIKE SCHNABL

Um auch später die Mittel für das sich ständig vergrößernde Spital herbeizuschaffen, hat Schweitzer wiederholt Vortrags- und Konzertreisen nach Europa und Amerika unternommen. Für das Jahr 1952 wurde dem unermüdlich für Menschlichkeit und Frieden Wirkenden der Friedens-Nobelpreis verliehen.

Die Rüstungen der beiden Machtblöcke verfolgt Schweitzer mit Schmerz und Besorgnis. Wiederholt hat er sich mit Appellen an die Mächtigen dieser Erde gewendet, den Rüstungswettlauf einzustellen und die bestehenden Gegensätze durch Verhandlungen auszugleichen. Der letzte dieser Aufrufe („Friede oder Atomkrieg", 1958) befaßt sich besonders mit der Verwendung von Atomwaffen und den Versuchsexplosionen und stellt fest: „Beide bedeuten die denkbar schlimmste Verletzung der Völkerrechte: die Versuchsexplosionen dadurch, daß sie schon in Friedenszeiten auch außerhalb des Gebietes der Atommächte Gesundheit und Leben von Menschen gefährden; der mit Atomwaffen geführte Krieg dadurch, daß er noch viel mehr gegen das Völkerrecht verstößt, indem er durch von ihm verursachte höchstgesteigerte Radioaktivität das Land unbeteiligter Völker unbewohnbar macht, und weil er das unvorstellbar Sinnlose und Grausige ist, das die Weiterexistenz der Menschheit in Frage stellt . . . Wenn unsere Zeit auf Atomwaffen verzichtet, tut sie den ersten Schritt auf dem Wege zum fernen Ziele des Aufhörens der Kriege hin. Tut sie ihn nicht, so verbleiben wir auf dem, der zum baldigen Atomkrieg und zum Elend führt. Dessen müssen sich die, die auf höchster Ebene miteinander zusammenkommen, völlig bewußt sein, um die Verhandlungen mit der rechten Sachlichkeit, in dem rechten Ernst, in dem rechten Geist und in dem rechten Verantwortlichkeitsbewußtsein zu führen."

Können die Zeitgenossen diesem Bannerträger der Menschlichkeit ein schöneres Geschenk bieten, als daß sie seinem Appell zu Frieden und Verständigung Folge leisten?

FREUNDSCHAFT MIT ALLEN BLINDEN

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs setzt sich für alle Blinden Österreichs ein. Sie macht keine Unterschiede hinsichtlich Gesinnung, Konfession oder Weltanschauung. Die Blindheit ist eben ein solches Übel der Menschheit, daß darüber alle Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten zurücktreten müssen. Sie hält daher auch Freundschaft mit allen Blinden in der Welt, im Westen und Osten. Die Zeitschrift „Unser Schaffen" wird in vielen Ländern gelesen, so z. B. in den USA und in der CSSR, in England und in Israel, in Polen und in Norwegen, in der Schweiz und in Ungarn, in Holland und in der DDR usw.

Die Bildseite nebenan zeigt Blinde aus verschiedenen Ländern und den freundschaftlichen Kontakt mit österreichischen Kollegen. Damit wird die Hilfsgemeinschaft zum Motor für den Fortschritt im Blindenwesen und Mittler zwischen den Blinden auch jenseits der Grenzen.

Oben links: Der österreichische Klaviervirtuose Konrad Kecler.

Oben rechts: R. Vogel und der österreichische Schriftsteller K. Klebert im Gespräch mit dem ungarischen Komponisten K. Dobos.

In der Mitte links: Gespräch mit Direktor E. Puchmüller, Leiter der Blindenanstalt Neukloster in Mecklenburg.

In der Mitte rechts: Der blinde ehemalige Theaterdirektor H. Brenner aus Wien mit seinem Hund.

Links unten: Blinde russische Heimarbeiterin beim Flechten von Handtaschen.

Rechts unten: Obmann Vogel und Heimleiterin M. Klinka begrüßen holländische Blindenkollegen im Erholungsheim „Harmonie“.

PROF. DR. HANS NÜCHTERN

POLYKARP

Er heißt Polykarp; eigentlich nennt er sich anders, aber die Polykarpe sind eine große Familie, sie mögen heißen wie immer. Sie wissen alles besser, können mehr als alle und nichts erbittert sie so wie die Leistung eines anderen. Macht einer etwas, sie hätten es anders gemacht, tut einer irgend was, sie hätten sich auf alle Fälle anders benommen, kriegt irgendwer eine Anerkennung, so hätten sie einen verdienteren Anlaß geboten. Kein Herz ist tief wie das ihre, weil sie eigentlich kein Herz haben, keine Brust ist so breit, weil nicht die ihre mehr Platz für Anerkennung hätte, kein Gedanke hat in ihnen Raum, weil sie keinen Gedanken als für sich selber haben. Und darum gehören sie zur großen Familie der Polykarpe, die kein Gefühl kennen als für das eigene Ich und durch nichts mehr beleidigt werden als durch irgend etwas, das ein anderer erreicht.

Ob der andere besitzt, erreicht oder erringt, Polykarp weiß das alles auf das berechtigte Maß zurückzuführen und fühlt sein Selbst berechtigt, mehr zu beanspruchen; und sein düsteres Schicksal bleibt, daß er stets weniger erreicht. Er fühlt sich immer zurückgewiesen, verdrängt oder benachteiligt, ist stets angegriffen oder bedroht, und über keinen Bach führt eine Brücke, der nur ins Unterirdische mündet. Die Polykarpe kommen in der Weltgeschichte genau so vor wie in jedem kleinen Wirkungskreis, sie leben davon, was aus ihnen geworden wäre, wenn man sie gelassen hätte; und dieses Hätte und Wäre ist ihr kostbarster Besitz. Fühlen sie den bedroht oder außer Kraft gesetzt, sind sie jeder Tat fähig, nur nicht des Einsatzes eigener Kraft, die sich behauptet und bekennt. Wonach Polykarp sich aber immer wieder sehnt, ist diese befreiende Tat; er erhofft sie und er fürchtet sie, und diese Furcht ist ihm Beweis, daß er besser und stärker ist als alle anderen.

Wer sich nach Frauen sehnt, der sucht die Frauen und bangt vielleicht vor ihnen, wer Geld und Gut besitzen will, der hungert und zittert, beides zu verlieren; Polykarp erträumt die Macht und fürchtet sie. Er will alles beweisen, mit letztem Einsatz das letzte erreichen, und er schreckt vor den Augenblicken zurück, die Gelegenheit und Traum gewähren könnten. Kein Shakespeare könnte das Feld umgrenzen, das er sich erträumt, kein irdischer Raum ist eng genug, um den Kreis seiner wirklichen Taten zu ziehen. Das ist Polykarps Los und innerstes Leid; er trägt eine Krone, die der Augenblick, der sie ihm reichen könnte, wieder versagt, er regiert ein Reich, das er im Besitzenwollen immer wieder entbehrt oder verliert. Und eines ist tragischerweise immer größer; die Tat des anderen, der erfolgreicher, unkomplizierter bereits gehandelt hat.

Die Tat, ja, sie ist es, von der geträumt wird, die Macht bleibt ersehnt, doch die Partie, am kühnsten erhofft, geht am sichersten remis; der andere, der Umneidete, Befeindete, tut den Königszug. Polykarp lebt weiter von dem Trost, wie besser und unbesiegbar er gespielt hätte, wenn er früher am Zug gewesen wäre. Den Zug tat doch der andere, nur der Traum vom Sieg, das Wissen, klüger und berechtigter gewesen zu sein, bleibt Polykarp. Er geht durch eine einsame Gasse und träumt von der unerhörten Tat, die er tun könnte. Da rast ein Mann mit durchgehenden Pferden durch eben diese Gasse, der Zügel schleift am Boden, nichts wäre notwendig, als den Zügel um den nächsten Laternenpfahl zu reißen, Wagen und Gespann stünden wie angewurzelt, die Tat wäre getan, die weinende Frau im Wagen sein, sein der Ruhm und die Tat! Aber er prellt zur Mauer zurück, und die einzige Kraft in ihm ist der Ruf: Aufhalten! Aufhalten! Bis an der nächsten Kreuzung ein Wachtposten, ein Passant in Zügel und Zaum fällt und Wagen und Gefährt wortlos zum Stehen bringt.

Des anderen ist dann die Tat und ihr Erfolg; Polykarp bleibt nur das Bewußtsein, wieviel größer beide gewesen, wenn er selber gewagt und gewonnen hätte. Das ist ein hartes Schicksal, in nichts besser gemacht, wenn auch vor sich selber der Beweis gelingt, daß man doch der Größere, der Kräftigere, der Einzige geworden wäre, der richtig zu handeln imstande, wenn man nur gewollt hätte. Am Hätte und am Wäre scheitert

diese letzte Kraft, die den anderen, den Entschlosseneren, den Großen, manchmal vielleicht sogar den Einfallsloseren oder Unbedenklichen gewinnen ließ. Es hilft nichts, in Gedanken Armeen verschieben zu können, wenn man im richtigen Moment die eine Kompanie nicht zum Sturm einsetzen konnte. Und ein Mann, der träumt, zaudert, vielleicht neidet und vielleicht entbehrt, ist ein Polykarp ohne Gelegenheit. Die Polykarps sind eine große Familie, wenn jeder einzelne glaubt, sich selbst genug zu sein und genug zu tun. In jedem von uns steckt ein Stück Polykarp. Es gilt oft entscheidend zu überwinden: eine Gelegenheit, einen anderen oder auch nur sich selbst.

Blinde in aller Welt

USA

Die Augen der Fische werden durch das Leben im Wasser von verschiedenen Absonderungen geschützt, wie Dr. Maishainson, Philadelphia, entdeckt hat. Aus diesem Schutzsekret entwickelte er Augentropfen, die Kurzsichtigen nach einiger Behandlung die volle Sehschärfe zurückgeben sollen. Versuchspersonen, die 3 Monate behandelt wurden und deren Brillen eine Stärke von minus 4.25 aufwies, tragen kein Augenglas mehr. Zunächst soll untersucht werden, ob die Wirkung des Fischaugensekrets nur vorübergehend oder dauerhaft ist. Das Sekret enthält 7% eines Azethylcholin-ähnlichen Stoffes, der mit anderen Verbindungen offenbar die Augenlinse wieder reflex- und reaktionsfähig macht. Aber auch Teile des Fischauges, wie die Regenbogenhaut, die Augenlinse und die Netzhaut, dürften sich bei der chirurgischen Behandlung erkrankter Menschenaugen als wertvoll erweisen. Außerdem verspricht man sich von den Drüsenabsonderungen des Tintenfisches neue Medikamente gegen verschiedene Hautleiden. Dem elektrischen Aal will der Biochemiker Professor Nachmansohn ein Sekret entnehmen, das in bestimmten Verbindungen zur Heilung von vegetativen Nervenleiden und Störungen des Zentralnervensystems dienen soll. Bei der Behandlung von Geschwüren sind gute Ergebnisse mit Haifisch-Speichelextrakt erzielt worden. Untersuchungen der Organ- und Drüsen-Sekrete von elektrischen Tiefsee-Fischgattungen ergaben, daß die Medizin vor der Lösung verschiedener Probleme steht.

UdSSR

Eine von dem jungen sowjetischen Gelehrten Wladimir Rosenberg konstruierte Fernsehanlage ermöglicht gegenüber dem Helmholtz-Spiegel größere Präzision bei der Diagnose von Erkrankungen des Auges und des mit den Augen verbundenen Nervensystems. Auf einem der Bildschirme der Fernsehanlage sind in Vergrößerung die Gefäße des Augenrundes, die Netzhaut und andere Stellen des zu untersuchenden Auges zu sehen. Veränderungen der Blutgefäße des Auges werden nach einem Oszillogramm an einem zweiten Bildschirm festgestellt. Nach Ansicht von Fachleuten erschließt diese Fernsehanlage neue Möglichkeiten zur Feststellung von Hypertonie und Hirnhautentzündungen.

Der blinde ehemalige Bauer Grigori Kulikow wurde in vierzigjähriger harter Arbeit Philologe und Tolstoi-Forscher. Der jetzt 58jährige ist als Dozent für Literatur am Pädagogischen Institut in Uralsk tätig. Gegenwärtig schreibt er seine Doktordissertation über das Thema: „Leo Tolstoi und der Realismus in der russischen Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts."

Westdeutschland

In Meschede im Sauerland wird derzeit die erste Blindenolympiade gespielt. 32 blinde Schachspieler aus Österreich, Deutschland, der Schweiz, aus Jugoslawien, Dänemark und Großbritannien bewerben sich um den Sieg in diesem Turnier, das mit Vierermannschaften gespielt wird. Präsident des Weltblindenschachbundes ist ein englischer Mathematikprofessor. Diese für den Schachlaien wohl unverständliche Veranstaltung stellt einen Markstein in der Schachgeschichte und vielleicht auch in der Schule des Denkens dar.

Österreich

Der Wiener Jugendklub „Akropolis", der bereits mehrfach karitative Veranstaltungen durchführte, hat kürzlich 30 blinde Kinder aus dem Blindenheim im 2. Bezirk zu einer Wiener Jause eingeladen. Mit Hilfe von Spenden der Mitglieder wurde den Kindern ein froher Nachmittag geboten, wobei sie auch mit kleinen Geschenken bedacht wurden.

Europa — Afrika — Asien

Die meisten Blinden leben heute, letzten Endes bedingt durch wirtschaftlichen Rückstand und primitive Arbeitsweise in der Landwirtschaft unter großen physischen Anstrengungen, in den sogenannten Entwicklungsländern. Es fallen in Asien auf 100.000 Einwohner 750 Blinde. In Europa 114, in Afrika 750, in beiden Amerika 252 und in Australien 450. Der Anteil der Blinden in den Entwicklungsländern ist also fast siebenmal höher als in Europa und dreimal so hoch wie im amerikanischen Doppelkontinent. An Kriegsblinden werden in Deutschland 8000, in der Sowjetunion 8200 und in Österreich 852 gezählt. In den USA sind es 2250, die im Zweiten Weltkrieg und in Korea erblindeten.

Schweden

Die Schauspieler auf der Bühne spielten ihre Rollen, wie sie es gewohnt waren. In den Kulissen stand eine junge Frau, die aufs erste Stichwort hervorkam und sich neben die jeweils sprechende Person stellte und in Taubstummensprache den Dialog vermittelte. Sie ging den ganzen Abend über die Bühne, von einem „Sprecher" zum anderen, in jedem Augenblick auf dem richtigen Platz. Normale Besucher hätten dies vielleicht als störend empfunden. Die Taubstummen im Parkett des Göteborger Folktheaters aber fanden diese Übertragung in ihre eigene Zeichensprache als so normal wie unsereiner die Untertitel bei ausländischen Filmen. So erlebten 200 taubstumme Erwachsene und 200 Kinder die schwedische Aufführung von William Gibsons gegenwärtig auf vielen schwedischen Bühnen gespieltem Schauspiel „Mirakel", das die Kindheitstage Helen Kellers behandelt, jener ungewöhnlichen Frau, die taub und blind war und dennoch so viel für andere Menschen leistete. Das Ensemble des Stockholmer Vasatheaters stellte sich für eine besondere Nachmittagsvorstellung dieses Dramas zur Verfügung, um es einem blinden Publikum vorzuführen. Beide Aufführungen wurden dankbar und begeistert aufgenommen. Ihr Erfolg hat andere Bühnen zu ähnlichen Vorstellungen für Blinde und Taubstumme angeregt. Gerade sie hatten immer wieder gewünscht, am Kulturleben teilnehmen zu können. Die schwedische Reichsbank plant jetzt auch die Ausgabe von in Größe und Form besonders abgestuften Banknoten, damit Blinde sofort ihren Nennwert fühlen können.

Blinde helfen Blinden

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist die erste Blindenorganisation in unserem Lande, die von Blinden geleitet, den Zivilblinden Hilfe im täglichen Leben, Erholung auf dem Lande und Schutz im Alter gewährt. Seit dem Jahre 1935 übt diese selbstlose Organisation ihre Tätigkeit aus. Sie hat in ihrer jahrzehntelangen Arbeit vielen Hunderten Blinden geholfen. Das neueste von ihr geschaffene Werk ist *das erste Blindenaltersheim in Hochegg* in Niederösterreich. Die ersten Blinden sind dort bereits eingezogen. Um das Heim weiter auszubauen, sind noch Geldmittel nötig.

Die Hilfsgemeinschaft wendet sich daher vertrauensvoll an die Öffentlichkeit und bittet um Spenden in Form von Förderungsbeiträgen, Abnahme von Bausteinen, Geschenkgaben in jeder Form. Diesbezügliche Beiträge können auf das Konto

„Blindenaltersheim", Postscheckkonto Nr. 54.400

eingezahlt oder an die Adresse der Hilfsgemeinschaft in Wien 20. Treustraße 9 (Telephon 35 36 81) gesandt werden.

MARTIN KREISSLER

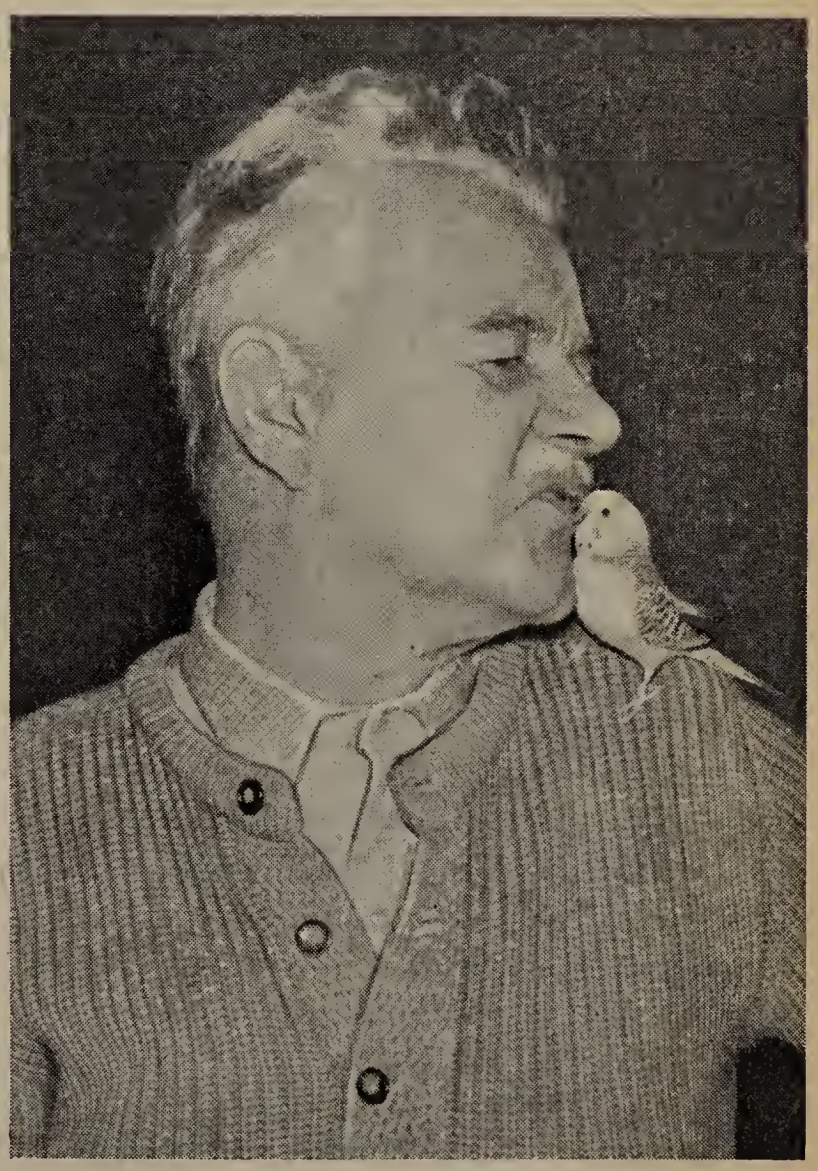
Der erste Geburtstag

Acht Monate war ich mit Traude verheiratet, als sich zum erstenmal so etwas Ähnliches zusammenbraute, was man eine kleine Krise hätte nennen können. Traude war eine Seele von einem Menschen. Beim ersten Jugenderwachen, seit wir uns scheu in die Augen blickten und mir daraus ein Himmel voll Glück entgegenstrahlte, ist sie treu an meiner Seite geblieben. Die Schule und das ferne Studium hatten mich durch harte Zeiten geführt. Mein Essen bestand oft nur aus einem Stück Brot. Als Traude es merkte, brachte sie Butter oder Wurst. Ich verschlang alles mit großem Appetit. Viel später erst habe ich erfahren, daß Traude für mich gehungert hatte. In meinen freien Stunden habe ich Nachhilfe gegeben, und Traude ist derweil in ihrem Stübchen gesessen, wäre sicher auch lieber durch die Parkalleen geschlendert oder hätte abends einige Stunden mit mir getanzt. Sonntags sind wir wohl ausgezogen, wenn der Himmel blaute und die Sonne ihren Bogen darüber zog. Da war sie schon glücklich und ich ahnte kaum, wie ich um dieses Mädel zu beneiden war.

Als es dann so weit war, daß ich mein erstes Gehalt einstreifen konnte, hat sie die Kassenführung übernommen. „Wohnungen kosten viele Schillinge", meinte sie ernsthaft und überhörte scheinbar meinen Wunsch nach einem Roller. Doch zu unserem Verlobungsfest stand er chromblitzend vor der Haustüre, und mir fiel im Traum nicht ein, wie viele Überstunden Traude dafür geopfert hatte. Ja, so ein junger Brausekopf nimmt nur allzu gern und übersieht die spendende Hand. Zwei Jahre darauf war auch die Wohnung da. — Ich hatte doch jeden Ersten mein Scherflein willig in Traudes Kasse gelegt und nie gerechnet, was in die Räume alles hinein gehört. Für andere Leute entwarf ich als Innenarchitekt prachtvolle Pläne, für mich selber war ich ein Versager. Und dann war Hochzeit. Traude hatte viel mehr als ich dazu beigetragen.

Acht Monate lebte ich sozusagen vom Honiglecken. Traude ging nicht mehr ins Büro. Vom Wäschewaschen verloren ihre Hände ein wenig ihren zauberhaften Schimmer; das Gemüse in der Küche tat sein übriges dazu; und ich genoß die schönen Stunden, welche sie bereitete. Ja, mich überkam bald eine Anwandlung, wo ich scheel nach ihren Händen sah, weil ich die frühere Pflege nun vermißte. Mir fehlte am Frühstückstisch das wundersame Rot ihrer Lippen und ich dachte nie daran, daß mein Kaffee auch zubereitet sein wollte, daß mein Anzug immer sauber war und meine Hose Bügelfalten aufwies, welche mit Messerschneiden zu vergleichen waren. So eingesponnen war ich in meine Eigenliebe. — Im Traum ist es mir nicht eingefallen, daß zu all dem Traudes Hände nötig waren. Und sie war so erfüllt von ihren Pflichten, dem einzigen Streben so hingegeben, daß unser beider Glück vollkommen bleibe, daß sie das

Tierliebe



Unser erblindeter Straßenbahner, Kollege Franz Sternöcker, hat viel Freude an seinem munteren Wellensittich.

Photo Cerny

KLEINES LIED VON DER NACHT

Leise Nacht, in deinem weiten Schoß
schimmern Mond und Sterne klar und groß.
Wilde Winde schweigen müd im Garten,
Vögel ruhn von langen Wanderfahrten.

Leise Nacht, du kommst aus Gottes Hand,
breitest Himmelsfrieden übers Land,
löschest grelle Lampen aus auf Erden,
daß die Menschen still und innig werden.

Leise Nacht, wen sanft dein Atem traf,
sinkt wie Berg und Wälder tief in Schlaf,
und er spürt: In dieser milden Stunde
heilt im Herzen jede schwere Wunde.

ANTON PAUK

fortschreitende Jahr vergaß und damit meinen dreißigsten Geburtstag im November.

Ich, der so gerne von ihrer Fürsorge Überraschungen erlebte, dem es beinahe schon zur Gewohnheit wurde, aus ihren Händen Gaben zu empfangen, ich wiegte mich schon in allerlei Vermutungen, was wohl an diesem ersten Geburtstag während unserer Ehe für mich auf dem Frühstückstisch bereitliegen würde. Da Traude weder in Andeutungen noch durch verstohlene Handlungen ein Rätselraten erleichterte, gab ich mich ganz großen Hoffnungen hin. Vielleicht wird an diesem Morgen aus meinem ausgeleierten Roller ein Wagen geworden sein — zum mindesten ein VW.

Der sonntägliche Abend — wir schrieben den 26. November — brachte kein anderes Bild als alle seine bisherigen Vorgänger gebracht hatten. Traude stellte nämlich ihren Wochenplan für die hausfrauliche Einteilung auf und meinte ganz selbstsicher: „Diesmal habe ich Dienstag große Wäsche; Mittwoch werde ich bügeln und tags darauf bekomme ich meine fälligen Dauerwellen." Das Letzte habe ich nur mehr halb vernommen. Für meine lauernden Ohren reichte das dienstägliche Programm vollkommen aus.

Dienstag also hatte Traude große Wäsche, weil die Hausordnung es so wollte. Dienstag war doch mein Geburtstag, und bei großer Wäsche gab es auch zum Mittagessen nur einen kalten Imbiß. Am Tag der großen Wäsche erschien Traude immer in einer klitschnassen Gummischürze, das prachtvolle Blondhaar von einem neidischen Kopftuch versteckt, das liebreizende Gesichtlein schweißfeucht, und ihr Willkomm lautete dann also: „Heute mußt du auf den Mittagskuß verzichten! Hast ein Guthaben dann am Abend." So also sollte der erste Geburtstag in meiner Ehe beschaffen sein! Meine erwartungsfrohen Träume hatten den ersten Dämpfer erhalten. Die Vorzeichen standen nicht gut. Doch insgeheim hoffte ich immer noch, Traude könnte es diesmal besonders listig anstellen, um sich dann an meiner verblüfften Miene zu weiden. Also sagte ich mir beim Schlafengehen: „Abwarten! Noch ist nicht aller Tage Abend!"

Der Montag verstrich wie jeder andere Wochenanfang. Morgens ging es ein wenig mit Unlust voran, bis ich mich warm und in Schwung gelaufen hatte. Doch diesmal kam ein anderes dazu: Mit mir war eine bestimmte Unruhe erwacht, begleitete mich an meine Arbeit, sah mir über die Schultern bei allem zu, was ich auch in die Hände nahm. Mein Chef sprach gegen Arbeitsschluß in einer Molltonart mit mir. Zuhause war weder Mittag noch abends ein verräterisches Zeichen zu entdecken. Allmählich wurde ich stutzig, denn Traude war doch alles eher als eine Meisterin in den Verstellungskünsten. Die Nacht zum Dienstag habe ich nicht sehr gut geschlafen; kein Wunder auch.

Beim Frühstück an meinem Geburtstag saß ich einsilbig beim Kaffee. Traude verschwand alsbald in der Waschküche. Das Unglaubliche war also geschehen: Mein Geburtstag war vergessen worden. Ich würgte daran und warf die Morgenzeitung unordentlich hin. Mein Chef fragte mich mittags: „Was, zum Kuckuck ist mit Ihnen los?" Zu mittag lag ein Brief neben meinem Gedeck: Adele, Traudes Freundin, hatte geschrieben. Ich las den Glückwunsch und legte das Schreiben bedenkenlos zur Seite. Traude saß mir gegenüber, schwieg erst eine Weile, nur ihre Augen redeten. Ich merkte zu gut, daß sie eine Unrast in sich trug, welche sie um keinen Preis für sich behalten konnte. Nach einigen tiefen Atemzügen kam auch schon die Frage mit einem seltsamen Unterton: „Was weiß denn die liebe Adele dir zu schreiben? Sonst war die Anschrift an uns beide! Heute geht ihr Schreiben dich allein an." In diesen Worten lag ein offenkundiges Lauern. — O du liebe Traude, wo denkst du hin! — Meine Antwort hat sie nicht befriedigt: „Ach, nichts Besonderes weiß Adele mir zu sagen; so allerhand Gefasel, wie man eben schreibt, wenn einem der

Faden abgerissen ist.“ Natürlich glaubte mein Frauchen das auf keinen Fall: „Nun, wenn du etwas zu verschweigen hast, auch gut!“ Damit stand sie hastig auf, daß ihre Gummischürze klatschte, wollte zur Türe hinausstürmen. Ich sah ein zornrotes Gesicht, zwei Augen, die Blitze schossen. Dieser kleinen Eifersüchtelei konnte ich natürlich nicht freien Lauf lassen. Ich mußte Traude aufklären und hielt sie noch im letzten Augenblick zurück. „Hier, lies selbst“, sagte ich ganz ruhig und reichte ihr Adeles Brief.

Traude überflog die Zeilen, wurde zuerst blaß vor Erregung, und ihre schönen Augen weiteten sich wie im großen Schreck; dann schoß ihr das Blut wieder in die Wangen, daß ich den Pulsschlag am Hals sehen konnte. Sie starrte mich eine Weile an, Adeles Brief entglitt ihren Händen. Ein leichter Luftzug strich durch die offene Türe herein; der haschte nach dem Blatt Papier und entführte es sacht, daß es nicht mehr zwischen uns lag. Mein Frauchen aber schlug jetzt beide Hände vor's Gesicht und begann herzrührend zu weinen. So heftig war ihr Seelenschmerz, daß es sie unaufhörlich stieß und schüttelte: „O, daß mir dieses passieren muß, im ersten Jahr unserer Ehe! Nie, nie im Leben wirst du mir diese Vergeßlichkeit verzeihen!“

Ich hatte große Mühe, mußte viele sanfte Worte anwenden, bis Traude sich allmählich beruhigte. Ihre tränennasse Wange lehnte sich an meine Schulter, das ekelhafte Kopftuch fiel zu Boden und ich strich ihr wieder und wieder über das wundersame Blondhaar. Endlich, endlich hatte ich es geschafft, daß sie ihren feuchten Blick zu mir erhob, daß sie die Hände um meinen Hals legte und leise hauchte: „Jetzt aber sollst du einen Geburtstag haben, an den du denken wirst!“ Ich sah nur ihren verlockenden Mund, der mir ohne Worte immer so viel verheißen hatte, und ich war wieder der glücklichste Mensch während ihrer Zärtlichkeiten. Ich habe noch nie einen schöneren Geburtstag gefeiert, als Traude ihn mir damals bereitet hatte.

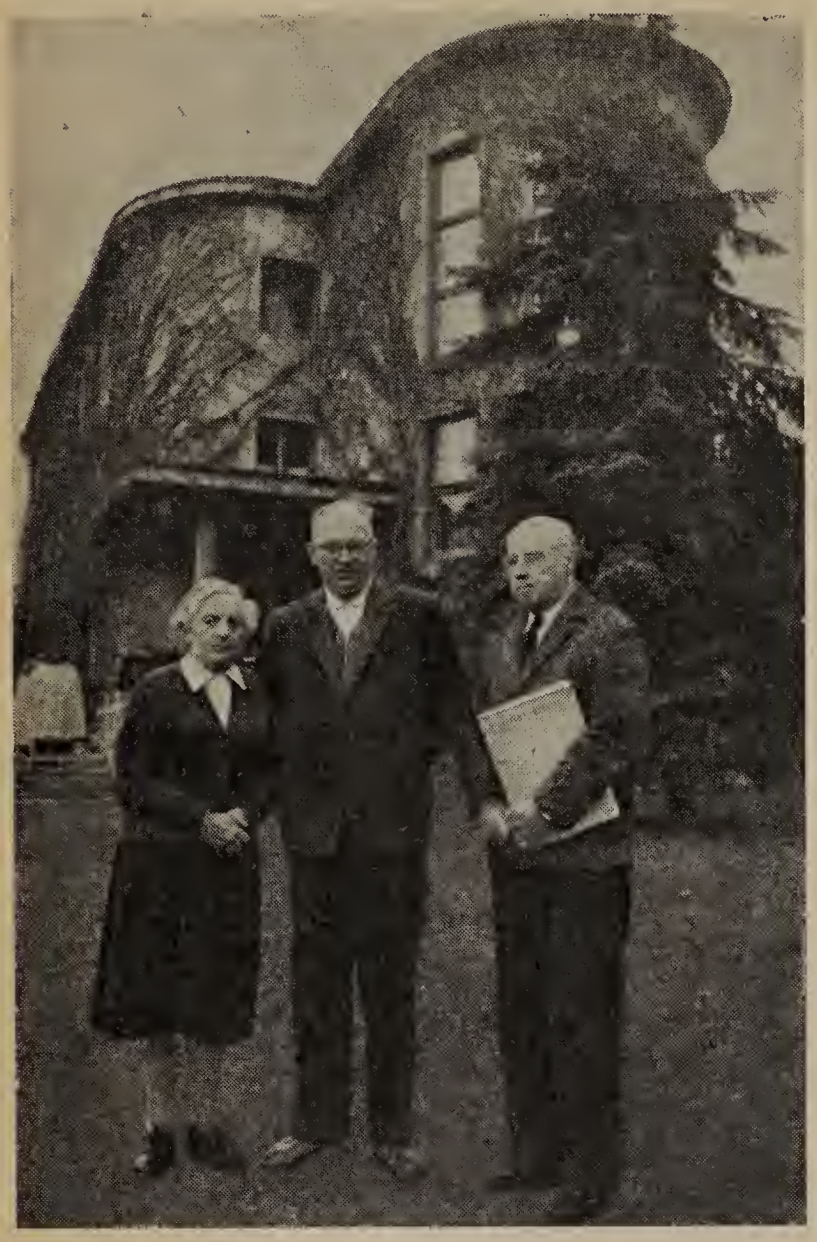
JAN SILHAN (Krakau)

Blinde Masseure in Polen

In Polen sind über 250 blinde Masseure tätig, die der Mittelstufe des ärztlichen Hilfspersonals angehören. Sie bilden innerhalb des Polnischen Blindenverbandes die Landessektion der Masseure. Ein dreigliedriger Vorstand dieser Fachgruppe leitet die Tätigkeit der Wojewodschaftsektionen. Diese Sektionen organisieren systematisch fachliche Nachschulung ihrer Mitglieder, sorgen um ihre berufliche Ertüchtigung, für die Hebung des politischen, moralisch-ethischen und organisatorischen Niveaus der Sektion und sind bestrebt, die Mitglieder in enger Kameradschaft zu vereinigen. Die Sektion hat große Errungenschaften auf dem Gebiete der Arbeits- und Lohnbedingungen zu verzeichnen: sechsstündigen Arbeitstag ohne Lohnverminderung, eine bessere Eingliederung in der Lohntabelle und Avancemöglichkeiten, Zuerkennung von speziellen Beiträgen, Sicherung der rechtlichen Einstellung der Masseure. Weiters — Schaffung einer ständigen Kommission für Massage, deren Vorsitzender und die Mehrzahl der Mitglieder Nichtsehende sind, im Rahmen des Hauptvorstandes der Gewerkschaft des Gesundheitswesens, welche ca. 300.000 Mitglieder umfaßt. Die Landessektion veranstaltete in den Jahren 1957 und 1960 Landestagungen, regte die Durchführung der Schulreform im Massageunterricht an, beeinflußte im allgemeinen die beruflichen Belange der Masseure. Sie organisierte im März 1961 den Lehrgang der Segmentmassage, welche der Mitbegründer dieser neuen Methode, Herr Otto Gläser, Leiter der physikalischen Abteilung des Radiologischen Institutes in Gera (Thüringen), führte. Dieser Lehrgang wurde im Rahmen der ersprieß-

„Gazelle“ – STRÜMPFE VERBÜRGEN QUALITÄT

lichen Zusammenarbeit des Polnischen Blindenverbandes mit dem Allgemeinen Deutschen Blindenverband zustande gebracht.



Vor dem Erholungsheim des Polnischen Blindenverbandes in Muszyna in den Karpaten. Otto Gläser aus Gera in Thüringen, Mitbegründer der Segmentmassage, und Jan Silhan, Redakteur des „Blinden Masseurs".

Um den Nachschub der neuen Fachkräfte sorgt seit sieben Jahren die Zentralschule für blinde Masseure in Krakau, welche jährlich dreißig Personen ausbildet. Die Absolventen erfreuen sich in den Spitälern, Sanatorien und Ambulatorien großer Anerkennung und Zuspruchs, weshalb eine wesentliche Erweiterung der Schule in Aussicht genommen wird, zumal der Bedarf an Masseuren sehr groß ist.

Im Jahre 1957 begann der Verlag des Blindenverbandes mit der Herausgabe der Brailleschen Fachzeitschrift „Niewidomy Masazysta" (Der blinde Masseur). Die Aufgabe dieser Zeitschrift ist: das fachliche Wissen der blinden Masseure zu vertiefen, sie über die Tätigkeit der Sektionen und der erwähnten Massageschule zu informieren, aktuelle Nachrichten des Gesundheitsdienstes, der Arbeit der Masseure im In- und Auslande und über Fachliteratur zu bringen. Sie bringt wertvolle Originalartikel der Fachärzte und hochqualifizierter Masseure sowie Nachdrucke aus der einschlägigen medizinischen Literatur. Die Redaktion unterhält lebhafte Verbindung mit ausländischen Bruderorganisationen und deren Presse.

Der Masseurberuf nimmt für Blinde in den meisten Ländern ständig zu, und es reift die Notwendigkeit der internationalen planmäßigen Zusammenarbeit und des Erfahrungsaustausches auf diesem Gebiete überhaupt und im Wege der periodischen Zusammenkünfte insbesondere.

JOSEF GABRIELLI

Eine kleine Geschichte

Vergangene Nacht lag ich, so wie es uns alten Leuten oft geschieht, lange Zeit im Bette wach, und da kam mir ein Erlebnis, das mir vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren zustieß, als ich als Arbeitsloser auf der Walz war, in Erinnerung, und ich will Ihnen dieses erzählen.

Es war ein strenger Winter, hoher Schnee lag auf allen Wegen und Straßen, und es herrschte auch an diesem Tage eine beißende Kälte, als ich auf der Landstraße in der Nähe von Bruck an der Großglocknerstraße vorwärts tippelte.

Plötzlich bemerkte ich am Rande der Straße einen noch ziemlich jungen Mann, der mit seinem Stocke, wie rasend, im Schnee herumstocherte, und da ich beim näheren Hinschauen wahrnahm, daß er blind war, glaubte ich, daß es sich hiebei um einen Verzweiflungsausbruch eines Unglücklichen handle und daß er sich durch diese unsinnige Manipulation ein wenig abreagieren wollte. Still ging ich an ihm vorbei, ich war ein Landstreicher, ein Mensch ohne Arbeit.

Ich war bereits über eine Viertelstunde weiter marschiert, als ich plötzlich ein Paar

Wollfäustlinge auf der Schneedecke erblickte, ich klaubte sie auf, betrachtete sie eingehend und stellte fest, daß die Fäustlinge neu und kaum getragen waren. Da schoß mir blitzschnell der Gedanke durch meinen Schädel, daß die Fäustlinge dem Blinden, den ich vorher getroffen hatte, gehören könnten und daß das Herumstochern im Schnee darauf zurückzuführen war, daß er das Verlorene suchte.

Ich hätte — ich sage es aufrichtig — die Fäustlinge auch gut gebrauchen können, denn meine Handschuhe waren schon dünn und defekt geworden, aber nicht einen Augenblick dachte ich daran, mir den Fund anzueignen, sondern marschierte kurz entschlossen zurück und fand den Blinden immer noch im Schnee herumsuchend. Ich fragte ihn, ob er etwas verloren habe und ob dies ein Paar Wollfäustlinge wären; als er dies bejahte, gab ich ihm dieselben in die Hand, er betastete sie sehr eingehend, und mit einem freudigen Aufschrei bestätigte er dann, daß diese sein Eigentum seien. Er sei froh, sie wiedergefunden zu haben, denn er habe sie heute das erste Mal angehabt und wenn er ohne dieselben nach Hause käme, würden ihn die Seinen ordentlich auszanken. Er drückte mir kräftig die Hand, dankte in überschwenglicher Weise und frug dann unvermittelt: „Und wer bist denn du?“ — „Ein armer Handwerksbursch“, antwortete ich leise.

„Was, du bist selbst ein armer Teufel und du gibst mir die Fäustlinge zurück, wo doch die meisten Leute sich dieselben behalten hätten!“ rief er. „Mein Herz gebot es mir!“ bemerkte ich. „Und was muß ich dir geben dafür?“ — „Gar nichts!“ — „Nein! Schau, das geht nicht, wenigstens, wenn nichts anderes, ein Päckchen Tabak mußt du von mir nehmen.“

Und er ließ nicht locker, ich mußte ihn bis zur nächsten Krämerei begleiten, wo er den Tabak kaufte und ihn mir gab. Eigentlich wäre es mir lieber gewesen, wenn ich dafür nichts bekommen hätte, weil in mir eine größere Befriedigung erwachsen wäre für diesen Dienst, den ich einem bedauernswerten Menschen erwiesen hatte, denn obwohl es mir damals schlecht ging, war ich doch tausendmal besser daran als dieser Blinde.

VERGESSEN

Ich floh zu den Freunden
Und suchte im wilden Getriebe
Dich, o Vergessen —
Stunden sprühenden Glückes
Gab ihr Geleit mir.

Ich rannte in Straßen
Von Regen und Stürmen durchflogen,
Suchte Vergessen —
Grauser Fratzen Gelächter
Ward mein Gefolge.

Verlassene Wälder,
Die fleht' ich im stillen Gebete
Nur um Vergessen —
Blickten aus kalten Augen
Voll Wehmut mir nach.

Im einsamen Garten
Da lauscht ich den träumenden Blumen.
Sanft mildes Lächeln
Lag auf flüsternden Lippen,
Wehten Vergessen.

KURT KLEBERT

Was Kindermund zu plappern weiß . . .

Klein-Evchen, ein reizendes, viereinhalbjähriges Mädchen einer meiner Bekannten, das ich, um diese zu entlasten, öfter zu Besorgungen mitnehme — plaudert in der Straßenbahn.

Uns schräg gegenüber sitzt eine ältere Dame mit einem Federngesteck am Hut. Evchen, das schon irgendeinmal von einem „Vogel“, den mancher im Kopfe haben soll, gehört haben mußte, sagte plötzlich, nachdem es die Dame und deren Hut längere Zeit staunend betrachtet hatte: „Du, Tante, der ‚Vogel‘ dieser Dame muß aber schon ziemlich groß geworden sein, weil seine Flügel in ihrem Kopfe keinen Platz mehr haben.“

ETTA HIRSCH

ROBERT VOGEL

Eine unvergessliche Nacht

Mit meiner Familie und einigen guten Freunden verbrachte ich in schöner, friedlicher Berglandschaft, ganz ungestört vom Trubel der Großstadt, den letzten Abend des dahinscheidenden Jahres. Es hatte eben erst stark geschneit, und nach einem erfrischenden Spaziergang saßen wir im warmen Zimmer, knabberten Nüsse und ließen uns Mandarinen, Orangen gut schmecken. Alles war für eine gute Silvesterstimmung vorbereitet. Meine Gedanken schweiften in das vergangene Jahr, aber auch in viele seiner Vorgänger zurück, und, den Saldo ziehend, stellte ich mit Genugtuung fest, daß es erfolgreiche Jahre waren, die wegzogen in die Ewigkeit. Unwiderruflich verebbte Jahre, aber nur für jene Menschen, die sie nicht zu nützen verstanden oder immer nur an sich selbst und viel zu wenig an ihre Mitmenschen dachten, die vielleicht oft ihre Hilfe nötig gehabt hätten.

In dieser Nacht ist es 34 Jahre, da eine entscheidende Wendung in meinem Leben eintrat. Was hat sich in diesen vielen Jahren meines Lebens doch alles ereignet. Vor 34 Jahren war alles noch so hoffnungsfroh für mich. Kaum 19 Jahre alt, war ich voller Pläne und hatte viele gute Aussichten für die Zukunft. Meine Augen waren damals für alle Schönheiten der Welt offen, und ich hatte mir noch so vieles mittels der Augen wahrzunehmen vorgenommen.

In meinem Grübeln unterbrach mit plötzlich die heitere Stimme meines Freundes Hans. „Du bist auf einmal so still geworden, das paßt weder zu deinem immer fröhlichen Wesen noch zu den letzten Stunden des Jahres. Du hast doch wirklich allen Grund, mit den Erfolgen deiner Arbeit zufrieden zu sein, du hast viele Freunde, die dich achten und schätzen, weil sie wissen, daß du dich, obwohl du selbst blind bist, immer für alle Blinden einsetzt, damit ihr Leben immer schöner und freudvoller werden kann." — „Du hast recht, Hans, und ich will auch nicht klagen, denn mit meiner Erblindung sind mir schöne Aufgaben erwachsen, und was kann es Schöneres geben, als anderen zum Helfer zu werden.

Als ich vor einem Jahr vor den Fernsehkameras mit dem bekannten Volksliebling Heinz Conrads über die Arbeit zum Wohle der Blinden und vor allem über den großen Plan, ein Altersheim für Blinde zu errichten, das erste seiner Art in Österreich, sprechen konnte, da gingen meine Gedanken auch in die Vergangenheit zurück, und ich war ein wenig stolz darauf, daß ich, das Kind armer Eltern, denen das Geld gefehlt hatte, mir das Studium zu ermöglichen, im Fernsehstudio sitzen konnte, während in ganz Österreich Hunderttausende Augenpaare auf mich gerichtet waren und ebenso viele Ohren meine Worte hörten."

„Wie war das eigentlich?" fragte Hans und drückte auf die Taste seines Tonbandgerätes. Alles war zur Tonbandaufnahme bereit, und mir blieb nichts anderes übrig als mitzutun. Und so begann ich zu erzählen.

„Ursprünglich wollte ich Arzt werden, jedoch reichte es nicht für das Studium. Während mein Jugendfreund Walter in die Mittelschule ging, mußte ich einige Jahre die Bank einer Hernalser Bürgerschule drücken. Die Berufswahl machte vor allem meinen Eltern große Sorgen, denn konnte ich schon kein Arzt werden, so wollte ich doch auf andere Weise Helfer sein. Ein Onkel von mir war Elektriker, zu dem wollte ich in die Lehre gehen, doch kam ich damit bei meinen Eltern nicht gut an, da sie mich für den kaufmännischen Beruf bestimmt hatten.

In einem großen Wiener Schuhhaus lernte ich alle Freuden und Leiden des Verkäuferberufes kennen. Ab und zu gab es auch ein Trinkgeld. Die Kunden hatten es damals wie heute eilig, wollten rasch bedient werden und freuten sich über besonders aufmerksames Entgegenkommen oder über bewiesene Geduld beim Herbeischleppen immer neuer Schuhschachteln. In meinem Garderobekasten hatte ich einen mit einem Schlitz versehenen Karton, fest verschnürt, und da landeten meine Trinkgelder, denn für den Silvesterabend hatte ich mit meinem Freunde Walter, Medizinstudent, und mit einem anderen Freund, Viktor, Jusstudent, einen Bummel verabredet.

Es war viel Schnee gefallen an diesem Silvester vor 34 Jahren. Viele Schneeschuhe, Eislaufstiefel, Schlittschuhe und andere saisonbedingte Artikel hatten wir verkauft. Der Tag wurde, soweit uns dies im Rahmen des Geschäftsbetriebes möglich war, zur Inventur verwendet. Endlich war es sechs Uhr geworden und unser Geschäftsführer gestattete das Vorhängen der Tafel mit der Aufschrift ‚Geschlossen'. Bis neun Uhr wollten wir Bestandsaufnahme machen, die Kontrolle war für den 1. Jänner vorgesehen.

VIEL GLÜCK UND ERFOLG
FÜR DAS NEUE JAHR
WÜNSCHEN DIE BLINDEN

HALLIMASCH (ARMILLARIA MELLEA)

HILFSGEMEINSCHAFT
DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS
WIEN XX. TREUSTRASSE 9

Dir. Robert Vogel spricht zu den Festgästen, die sich anläßlich der Inbetriebnahme der neuerrichteten Transformatorenstation im blumengeschmückten Speisesaal der „Waldpension", dem ersten österreichischen Blindenaltersheim in Hochegg bei Grimmenstein, eingefunden haben. Auch die neue Elektroküche, welche allen Anforderungen an einen neuzeitlichen Heimbetrieb gerecht wird, konnte schon in Betrieb genommen werden.

Photo Cerny

Voll Ungeduld erwartete ich meine beiden Freunde, die mich um neun Uhr abholen sollten. Die Bindschnur meiner Sparschachtel hatte ich bereits gelöst und war nicht wenig erstaunt, daß diese viel mehr enthielt, als ich annahm. Endlich waren die beiden Studenten da, und unser Silvester konnte seinen Anfang nehmen. Nachdem ich allen Kollegen und vor allem unserem Geschäftsführer ‚Prosit Neujahr' gewünscht hatte, verließ ich die Stätte meines Wirkens. Glückstrahlend zog ich mit meinen Freunden in die Silvesternacht hinaus und ahnte nicht, wie viel Leid mir diese Nacht bringen würde. Wir gingen in ein Kaffeehaus. Es herrschte ein frohes Treiben, laute Musik und viel Lärm machten es fast unmöglich, uns miteinander zu verständigen. Was hatte man eigentlich davon, da saß man in einem Lokal voll fremder Menschen, alles schrie und sang, und dies immer lauter, je mehr der Zeiger zur mitternächtlichen Stunde rückte.

‚Ein paar Frankfurter, bitte, Herr Ober!' Die Kellner kamen immer wieder, sie ließen ihre Gäste wahrlich nicht verhungern oder verdursten. Kaffee hatten wir bereits getrunken, und auch eine Mehlspeise hatten wir uns genehmigt. Wozu hatte ich denn so lange gespart und war beim Trinkgeld so erfolgreich gewesen, jetzt am letzten Tag des Jahres 1927 wollte ich mir doch etwas gönnen. Mit allen möglichen Dingen kamen Hausierer in das Lokal, und wir kauften jedem etwas ab. Warum sollten sie nicht auch leben. Nachdem meine beiden Freunde je eine Flasche Bier geleert hatten, war für sie der Augenblick gekommen, das Gaudeamus anzustimmen. Ja, fröhlich und heiter wollten wir sein und in bester Stimmung in das Neue Jahr hinüberrutschen.

Der Lärm war inzwischen unerträglich geworden, wir beschlossen aufzubrechen, um zu mitternächtlicher Stunde am Stephansplatz zu sein. Durch die Alser Straße schlenderten wir stadtwärts, knapp vor der Schwarzspanierstraße kamen wir an einem Optiker vorbei. Am Portal waren beleuchtete Sehprobentafeln angebracht. Walter, der Medizinstudent, trat in Funktion. ‚Wir werden einmal feststellen', begann er, ‚wer von uns dreien am besten sieht.' Damit waren wir alle einverstanden. Erst mußte jeder von uns das rechte Auge mit der Hand fest zuhalten und nur mit dem linken Auge sehen. Der Größenordnung nach wurde der Text heruntergelesen und mit großer Freude wurde von unserem Medizinstudenten ein ausgezeichneter Visus der linken Augen der drei von der Silvesternacht festgestellt.

‚Jetzt umgekehrt, meine Herren', erklärte der angehende Arzt. ‚Bravo', rief Viktor, ‚ich kann auch mit dem rechten Auge die kleinsten Buchstaben lesen.' — ‚Das kann ich auch von mir sagen', frohlockte Walter, der nächste Prüfling.

Jetzt war ich, der Schuhverkäufer, an der Reihe. Ich verdeckte mit meiner Handfläche das linke Auge und begann meine Sehprobe. Mich erfaßte lähmendes Entsetzen, denn nur die ganz großen Buchstaben waren für mich wahrnehmbar, während die kleineren nur als verschwommene Zeilen sichtbar wurden. Ich verriet meinen Freunden von meiner furchtbaren Wahrnehmung nichts, aber Walter dürfte doch etwas gemerkt haben.

‚Sollen wir nicht lieber weitergehen?' fragte er. ‚Ich glaube, es wird drinnen in der Stadt lustiger sein als hier bei dem Optiker.' Im Weitergehen arbeitete mein Gehirn fieberhaft. Ich habe doch am heutigen Tage noch so viele Verkaufblocks geschrieben und bei der Bestandsaufnahme habe ich doch auch geschrieben. Ich werde nicht mehr daran denken,

nahm ich mir vor, und schon beim nächsten Firmenschild hielt ich das linke Auge zu und stellte mit großer Freude fest, daß wieder alles in bester Ordnung sei.

Wir bummelten bis in die frühen Morgenstunden herum. Um acht Uhr mußte ich wieder zur Stelle sein, um die am Vorabend begonnene Arbeit fortzusetzen. Jetzt ging es umgekehrt. Während ich am Vorabend geschrieben hatte, was mir angesagt worden war, mußte ich nun dem kontrollierenden Kollegen den Lagerbestand, genau nach Artikelnummer, nach Größen und Anzahl eingeteilt, ansagen. Da plötzlich begannen die Ziffern sich zu bewegen, legten sich sogar ganz um, und alles wurde so undeutlich, daß ich auf der hohen Schiebeleiter stehend immer näher heranrücken mußte, um nichts falsch anzusagen.

Wir machten Mittagspause. Ich benützte dies, um meinem Vorgesetzten zu erzählen, wie schwer es mir heute mit dem Lesen ginge. ‚Ach', meinte er in seiner väterlichen, gemütlichen Art, ‚du bist heute sicher schon sehr müde, geschlafen hast du auch nicht, geh nach Hause, morgen wird alles wieder gut sein.' Ich war glücklich, weggehen zu dürfen, um mit mir und meinen Gedanken ganz allein sein zu können.

‚Was soll ich machen?' fragte ich hilfesuchend meinen Freund, den Medizinstudenten. ‚Ausschlafen', empfahl er, ‚dann wird wieder alles, wie es war.' Ich war am 1. Jänner aus dem Schuhgeschäft gegangen und sollte es in meiner Eigenschaft als Schuhverkäufer nie wieder betreten.

Zwei Tage später, nachdem keine Besserung eingetreten war, suchte ich einen Augenarzt auf, und ich glaubte, alles in mir zusammenstürzen zu fühlen, als er mir erklärte, daß ich ein schweres Augenleiden habe und daß ich nie mit einer Besserung meines Sehvermögens rechnen könne.

Mein guter Freund Walter ging mit mir hierauf in die Augenklinik Prof. Meller im Allgemeinen Krankenhaus, wo man sich sehr bemühte, nicht nur das Sehvermögen des rechten Auges, sondern auch das des inzwischen ebenfalls angegriffenen linken Auges zu bessern. Alle ärztliche Kunst half nichts. Wenige Monate später fand ich Aufnahme in einem Blindeninstitut."

Mein Freund Hans unterbrach mich hier. „Da hast du also keine sehr glückliche Jugend gehabt." — „Das kann man wohl sagen, denn ich war jung und arm. Es gab damals nicht diese Möglichkeiten der Berufsausbildung für Blinde, wie wir sie heute kennen. Wäre dem so gewesen, dann hätte ich bei meiner Firma weiter verbleiben und vielleicht als Stenotypist oder als Telephonist tätig sein können."

„Wenn ich dich nun fragen wollte, was in diesen 34 Jahren alles geschehen ist, würdest du wohl antworten, daß du darüber einen sehr umfangreichen Roman schreiben könntest. Es ist aber sicher, daß du vor dem Schicksal nicht kapituliert hast, denn sonst wäre aus dir nicht das geworden, was du heute bist." — „Ach, lieber Hans, es war alles nicht so leicht; wenn man jetzt darüber spricht, erscheint alles viel einfacher.

Langsam haben sich die alten Bekannten zurückgezogen, aber ich kann zu meiner größten Freude sagen, daß ich noch immer in allerbester Freundschaft mit den beiden von der Silvesternacht bin. Walter ist ein angesehener Arzt in Australien, ist begeisterter Leser und Mitarbeiter von ‚Unser Schaffen'. Viktor, der Jusstudent, ist jetzt Rat beim Wiener Oberlandesgericht, und ich habe mich gefreut, ihm vor etwas mehr als einem Jahr zur Geburt seines Stammhalters gratulieren zu dürfen."

„Du bist immer so bescheiden, mein lieber Freund, und sprichst am wenigsten von dir selbst. Ich will es aber auf diesem Tonband festhalten, und die ganze Welt soll es jetzt und auch später erfahren, daß du mit deinem Vorbild an Lebensmut und Lebenstüchtigkeit immer wieder anderen hilfst, Schwierigkeiten zu überwinden und sich trotz Blindheit zu behaupten. Du hast als Vorsitzender der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wesentlich zu den sozialen Errungenschaften der österreichischen Blinden beigetragen, und es war sicher mit Berechti-

Abonnieren Sie

„Unser Schaffen"

für das Jahr 1962

gung und zu unser aller Freude, als dir zu Weihnachten 1958 die ‚Henry-Dunant'-Medaille verliehen wurde.

Die Gemeinde Tausendblum hat in Würdigung deiner aufopfernden Tätigkeit einen auf deine Initiative errichteten Weg nach dir benannt. Du hast das schönste Blindenerholungsheim errichtet und ausgestaltet, und erst vor einigen Tagen konnte das erste österreichische Blindenaltersheim feierlich seiner Bestimmung übergeben werden. Es wurde durch deine Kraft und die Mithilfe der gutherzigen österreichischen Bevölkerung geschaffen. Du hast die Zeitschrift für das österreichische Blindenwesen ins Leben gerufen und ihr den Namen ‚Unser Schaffen' gegeben. Vor sechs Jahren wurde dieses so wertvolle Sprachrohr aller Blinden gegründet. Du darfst stolz darauf sein und alle deine Mitarbeiter mit dir, was unser *Bundespräsident* im Geleitwort der Jubiläumsnummer von ‚Unser Schaffen', 6. Jahrgang, Jänner 1961, gesagt hat:

> ‚Der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs entbiete ich anläßlich des fünfjährigen Bestandes ihrer Zeitschriit „Unser Schaffen" meine aufrichtigsten Glückwünsche. Ich gehöre zu den Lesern der Monatsschrift „Unser Schaffen" und weiß, mit welcher Begeisterung und mit welcher echten Menschlichkeit sich die Herausgeber und die Mitarbeiter des Blattes in der Blindenfürsorge betätigen. Ihnen allen gebührt der Dank unseres ganzen Volkes, denn die Zeitschriit „Unser Schaffen" trägt in hervorragender Weise dazu bei, den Blinden ihr Los zu erleichtern und sie zu vollwertigen Mitbürgern unserer Gemeinschaft zu machen.
>
> Schärf'

Man kennt und schätzt dich, den unerschrockenen Vorkämpfer aller Blinden. Die höchsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft und Kunst haben dich empfangen und zeigen ihre Bereitschaft, dich bei deinen Bemühungen zu unterstützen. Vor 34 Jahren hat dich, wie du damals mit Recht fühltest, ein furchtbares Unglück getroffen, aber wurde dein Unglück nicht zum Glück für viele deiner Schicksalsfreunde, für Menschen, die, zu schwach sich selbst zu helfen, auf deine Kraft und Arbeitsfreude, auf deine zielbewußte Tätigkeit und auf deine Überzeugungsgabe angewiesen sind. Was wäre aus so manchem Menschen geworden, hätte er dich nicht gehabt, um von dir in Stunden der Hoffnungslosigkeit wieder aufgerichtet zu werden. Dein Leben hat durch das unermüdliche Wirken für andere Sinn und Inhalt bekommen."

„Du hast recht, lieber Hans. Vor 34 Jahren erblindete ich, um sehend zu werden für das Leid meiner Schicksalsgefährten. Vielleicht bin ich auch, als ich noch gut gesehen habe, manchmal achtlos an Blinden vorübergegangen, Blinde waren für mich damals ganz andere Menschen, als sie es heute sind. Und doch sind wir Blinden durchaus imstande, nützliche wertvolle Arbeit zu leisten, wenn uns dazu von allen maßgebenden öffentlichen und privaten Stellen ausreichende Gelegenheit geboten wird.

Als ich erblindete, saßen die Blinden noch an allen Ecken und in Straßenbahnwartehäuschen, um zu betteln. Die Zeit des blinden Bettlers ist vorbei. Eine neue Generation von selbstbewußten, zum Leben positiv eingestellten Blinden arbeitet am geistigen, kulturellen und gesellschaftlichen Aufstieg."

„Dein Anteil an dieser fortschrittlichen Entwicklung ist groß, und alle Menschen, jene, die bereits blind, und alle anderen, die dereinst noch erblinden werden, sollen dir für deine selbstlose aufopfernde Arbeit dankbar sein, aber nicht nur mit Worten, vielmehr sollen sie dich bei all deinem Wirken unterstützen, was du, der ehemalige Schuhverkäufer und jetzige Direktor aller Betriebe der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, zum Segen und Wohle aller Menschen planst und schaffst." — „Ich danke dir, lieber Hans, für diese Worte der Anerkennung — vor 34 Jahren erlosch mir ein Licht, um ein noch viel helleres zum Leuchten zu bringen. Das Licht der Güte, das strahlende Licht der Nächstenliebe. Ich will der Menschlichkeit dienen."

*

„Prosit 1962!" Alle in der Runde erhoben ihr Glas. „Wir wollen auf das Wohl aller Blinden und ihrer vielen Freunde und Helfer trinken." Frohe Weisen erklingen und hoffnungsvoll schließen wir Freundschaft mit dem Neuen Jahr, von dem wir nur Gutes und Liebes erwarten.

Die Waldpension — ein Paradies für alte Blinde

Links oben: Ein kleiner Spaziergang vor dem Mittagessen wird den Appetit stärken. Die sauerstoffreiche Luft wird zur Gesunderhaltung der Gäste des Blindenaltersheimes „Waldpension" und zur Verlängerung ihres Lebens beitragen

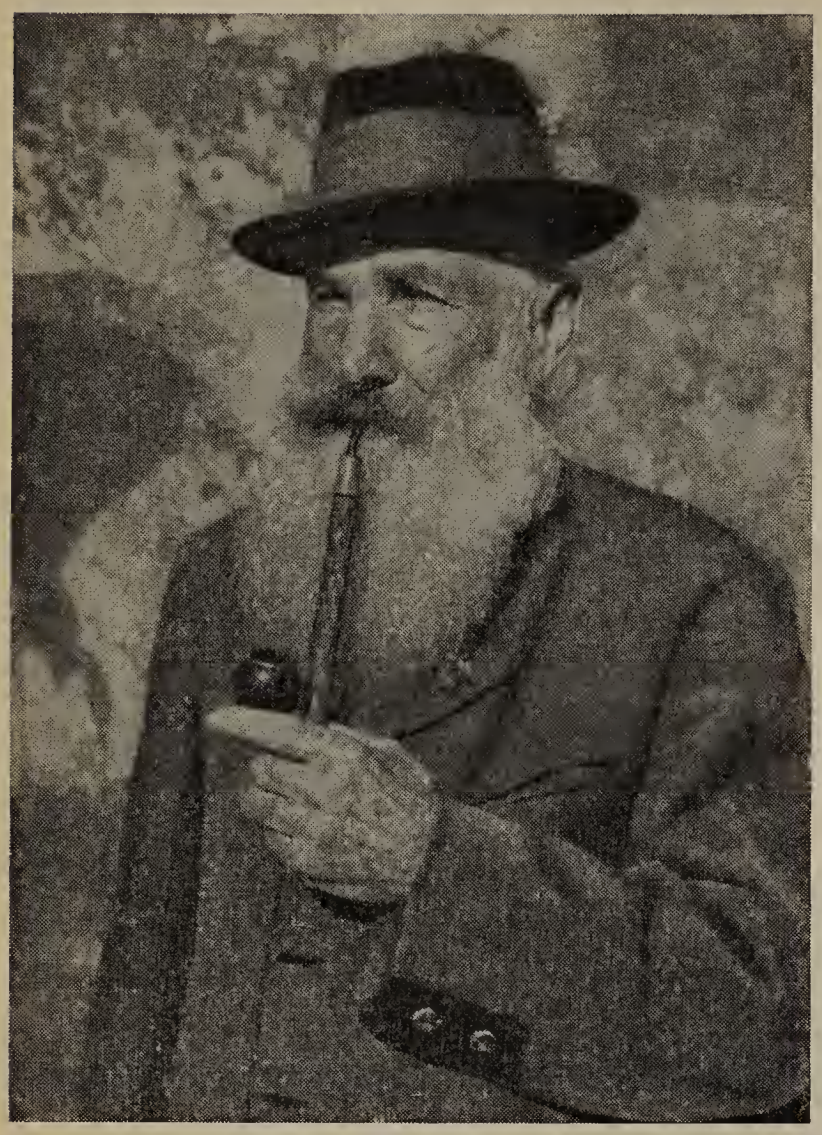
Links unten: Der doppelwandige Elektrosuppenkessel bildet ein Prunkstück der Elektroküche im Blindenaltersheim „Waldpension", welches von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs anläßlich ihres 25jährigen Bestandsjubiläums errichtet wurde. Die Arbeitsfreude des Küchenpersonals ist begreiflich.

Rechts oben: Blick in eines der sehr nett und praktisch eingerichteten Zimmer des Blindenaltersheimes. Viele Unternehmungen haben mit Geld oder Naturalien beigetragen, dieses Werk wahrer Menschlichkeit und echter Nächstenliebe erstehen zu lassen. Viele Österreicher haben in dankenswerter Weise kleine oder größere Beiträge für dieses Blindenaltersheim zur Verfügung gestellt.

Rechts unten: In dieser einmalig schönen Landschaft befindet sich das erste österreichische Blindenaltersheim „Waldpension". Hier werden die alten alleinstehenden Blinden den wohlverdienten sorgenfreien Lebensabend verbringen und trotz Blindheit und Alter noch froh und glücklich werden.

Pressebild-Agentur Cerny

Der Rothn Godl



Den Rothn Godl mag ein jeder gern leiden. Schon in aller Früh sagt der Kaufmann, bei dem er Milch und „Strutzen" kauft: „Der Godl wird uns einmal abgehen", und das nicht etwa wegen seiner gewinnbringenden Einkäufe. Oh, nein, dem alten, freundlichen Mann ist eben jung und alt zugetan. Für die Fremden ist er ein gesuchtes Photomodell, denn einen so langen, weißen Bart findet man in Hallstatt auch schon selten. Sitzt der 91jährige Gottlieb Roth auf der Pensionisten-Bank, bittet ihn bald ein Kamerajäger, ihn mit Pfeife und Steirerhütl photographieren zu dürfen. Als auf dem Hallstätter Friedhof gefilmt wurde, erhob man ihn sogar zum Star.

Dieser alte Mann feierte voriges Jahr ein ganz seltenes Jubiläum. Vor 80 Jahren war er als bloßfüßiges Büblein zum ersten Mal in der Symonyhütte am Rande des Hallstätter Gletschers und nun konnte er sie als „Neunzigjähriger" wieder besuchen. Ja, ja, von seiner Kindheit gäbe es allerlei zu erzählen. Einmal sollte er der Mutter Knödlbrot schneiden. Weil er sich aber gar nicht beeilte, wollte ihn die Mutter durch eine wohlgezielte Ohrfeige zu größerer Schnelligkeit anfeuern. Schützend hob der Bub die mit dem Messer bewehrte Rechte. Da geschah das Furchtbare: Die scharfe Schneide öffnete Mutters Pulsadern und das Blut spritzte im Bogen aus der Wunde. Wenn auch der rasch herbeigeholte Arzt den Schaden zum Teil wieder heilen konnte, die Finger der Mutter blieben zeitlebens gekrümmt.

Als Godl 13 Jahre alt war und die Schule verließ, galt es, sich um einen Broterwerb umzusehen. Es gab allerlei Gelegenheitsarbeiten. So wurde damals vor 76 Jahren, der „Rudolf", das größere Schiff, erbaut, das heute noch den Hallstätter See befährt. Unser Godl wurde als Nietenbub engagiert. Der Schmied erhitzte die Nieten über einer Flamme, und wenn das Kommando „heiß" ertönte, warf er sie vor unserem Godl auf den Boden, der sie mit einer Zange ergreifen und weiterreichen sollte. Das erste Mal ging die Sache schief, denn die glühende Niete traf die Nase des Buben, was ihm arge Schmerzen verursachte. Aber bald hatte er die notwendigen Handgriffe erlernt, und die Arbeit konnte flink vonstatten gehen.

Am schönsten war es, mit dem 80jährigen Friedrich Symony, dem berühmten Erforscher des Dachsteingebietes, im Gebirge umherzustreifen. Bald suchte man nach versteinerten Muscheln und Schnecken, dann wieder erforschte man eine Höhle, die „Schlösselkira" auf dem Nordabhang des Dachsteinplateaus (Gosauer Seite), in der die Protestanten nach der Überlieferung zur Zeit der Gegenreformation Gottesdienst gehalten hatten. Als er schon im Hallstätter Salzberg eine fixe Stellung hatte, erhielt er einmal fünf Wochen Urlaub, um den Forscher in das Gebiet von Radstatt zu begleiten. „Da gab es", so erzählte der Alte, „nur wenig Arbeit. Symony zeichnete viel, und ich mußte ihm Tusch reiben und andere Kleinigkeiten besorgen. Wenn er aber zum Photographieren ausrückte, mußte ich den schweren Apparat und das Stativ tragen."

Mit 17 Jahren wurde er Bergmann, ein Beruf, der dem Hallstätter als Ziel vorschwebt,

so lange Salzberg und Sudhütte genügend Arbeiter beschäftigen konnten. Jeden Montag um 10 Uhr vormittags machten sich die Bergleute auf den Weg ins Knappenhaus, das ihnen für fünf Tage der Woche Unterkunft bot. Die Arbeitsschicht dauerte Montag von 12 Uhr mittags bis 6 Uhr abends. Dienstag, Mittwoch und Donnerstag wurde je 12 Stunden gearbeitet. Freitag wurde zu Mittag Schluß gemacht. Hatte sich unser Godl in den Stollen, Schächten und Werkern (Kammern), in denen das Salz durch Wasser gelöst wird, tagsüber redlich geplagt, begab er sich abends mit seinen Kameraden in die gemeinsame Küche, in welcher der Geimel (Heimwart) im großen Herd eingeheizt hatte und für jeden einen Topf mit siedendem Wasser bereit gestellt hatte. Nun formte jeder Bergmann aus Mehl, Wasser und Salz in einer Holzschüssel die alltäglichen Bergnocken, die nach dem Kochen noch in einem Stielpfandl abgeschmalzen wurden. Nach dem Essen ließ sich jeder sein Pfeifchen schmecken, denn während des Tages mußte man sich mit dem Tabakkauen begnügen. Nur das Wochenende gehörte der Familie. Brennholz für den Haushalt mußte im Walde gefällt und im Winter mit dem Schlitten zu Tal gebracht werden. Dann galt es auch, das Dach des eigenen Häuschens zu decken oder den Ziegenstall auszubessern. Unser Godl, der noch nicht verheiratet war, mußte seinem Vater bei diesen Verrichtungen behilflich sein.

Während der Werktage durften die Knappen ihren Arbeitsplatz nicht verlassen. Nun hatte der Knappe Plieseis seinen Schatz unten im Ort, und die Sehnsucht trieb ihn auch während der Woche manchmal zu Tal. Bei einem dieser nächtlichen Ausflüge hatte er Pech. Plötzlich stand Bergrat Hutter vor ihm. „Wer da?“ dröhnte die Stimme des Gewaltigen. „Bernhard Faber“ lautete die Antwort, und schon war der Sünder im Dickicht verschwunden. Der Bergrat aber glaubte eine andere Stimme erkannt zu haben und scheute trotz Dunkelheit die Mühe nicht, zum Knappenhaus emporzuklimmen. Dort erkundigte er sich nach dem vermutlich Schuldigen. Als man jedoch nachsah, lagen Plieseis und Bernhard Faber scheinbar in tiefem Schlummer auf ihren Pritschen.

An einem Peterstag verspürte unser Godl gewaltigen Durst, und so suchte er das Bräuhaus auf. Hier fand er eine lustige Gesellschaft, die ihn zum Kegelscheiben verleitete. Er hatte seinen ganzen Wochenlohn von drei Gulden in der Tasche und nun gings ans Verspielen. Seinem Kollegen, der schon früher blank war als er, lieh er einen Gulden. Schließlich klimperten in seinem Hosensack nur noch 30 Kreuzer. Die mußten auch noch vertan werden. Bier und Schnaps wurden bestellt, und erst als gar nichts mehr vorhanden war, ging man befriedigt nach Hause.

Leise schlich Godl in seine Dachkammer, damit die Mutter ihn nicht höre. Am nächsten Morgen, der ein Sonntag war, brummte sein Kopf, einerseits vom Alkoholgenuß, andererseits von den Sorgen, woher er das verlorene Geld für die nächste Woche hernehmen sollte. Da kam ihm ein rettender Gedanke: „Ich werde mit dem Lois auf a Gams gehen, da hätt' mir wenigstens ein Fleisch im Haus.“ Er nahm seinen Stutzen aus dem sicheren Versteck und beriet mit dem Lois, er solle von der Kirche her hinter die Hauswänd steigen und ihm das Wild zutreiben, denn er, der Godl,

Blinde auf der Straße

Gute Freundschaft ist was wert!

Photo Cerny

wolle von der anderen Seite kommen, noch ehe der Freund seinen Stand erreicht hatte.

Unverrichteter Dinge mußten die beiden heimkehren. Als sie bei „Seeauer" durch den Schwibbogen gingen, wurden sie angerufen: „I brauchat no an Biertrager zur Symony-Hütten, zwoa hab ich schon." Unserem Roth fiel ein Stein vom Herzen. Das war die richtige Gelegenheit, das nötige Geld zu verdienen. Er eilte heim, um sich vor der sechsstündigen Wanderung durch einen kräftigen Imbiß zu stärken; aber, o weh, niemand war zu Hause und zu essen fand er nichts als einen Laib Brot. Dann holten die drei im Bräuhaus ihre Bierfasseln, und nun ging es los. Seine Begleiter machten schon beim „Kroato", dem Echerntalwirt, die erste Rast. Traurig sah er ihnen zu, wie sie sich labten, denn er hatte ja keinen Kreuzer in der Tasche. Beim Weitergehen jammerte der Bäcker Sepp, daß er den Weg mit der großen Last nicht dermachen könne und in der „Wies", eine Stunde vor Erreichung des Zieles ließ er die Last wirklich zu Boden gleiten. Er versprach dem, der sein Faßl bis zur Hütte trage, die Hälfte seines Lohnes und Godl mußte wohl oder übel auch das noch auf sich nehmen. Im Schutzhaus hieß es nun Flaschenwaschen und Bier abzapfen. Dann erhielt man den verdienten Lohn, zwei Gulden, 30 Kreuzer. Unser Held kochte sich aus dem mitgebrachten Brot noch eine Suppe und um 3 Uhr morgens, der neue Tag war inzwischen angebrochen, gings nach Hallstatt. Hier hatte er gerade noch Zeit, Brot, Mehl und Schmalz in seinen Wochensack zu packen und den Weg zum Salzberg anzutreten. An dem Tag werden die Schläge seiner Hände wohl nicht so kräftig ausgefallen sein.

Endlich gründete Herr Roth eine eigene Familie. Aber der kärgliche Arbeitslohn reichte kaum aus, deren Bedürfnisse zu befriedigen. Da wurde es notwendig, sich um einen Nebenverdienst umzuschauen. Bald fand er eine ertragreiche und überaus interessante Tätigkeit: Grabungen auf dem vorgeschichtlichen Gräberfeld. Freilich hatte man die kostbarsten Funde schon längst geborgen, und der Kustos des Hallstätter Museums, der Obersteiger Engel, war nicht mehr willens, die Arbeit stundenweise zu entlohnen. Da machte ihm Roth folgenden Vorschlag: „Sie zahlen mich nur dann, wenn ich etwas finde." Das Glück war ihm hold. Einmal buddelte er ein wertvolles Schwert, dann wieder kostbare Armreifen, Bibeln aus Bronze oder Tongeschirre ans Tageslicht.

Als die Arbeit gänzlich ergebnislos wurde, mußten neue Verdienstmöglichkeiten gefunden werden. Da erinnerte sich Roth, wie er mit Friedrich Symony versteinerte Muscheln und Schnecken gesammelt hatte. Und er begann wieder an seinen freien Tagen nach solchen Zeugen früherer Meerestätigkeit zu fahnden. Mit den gesammelten Petrefakten belieferte er das Naturhistorische Museum in Wien, das Joanneum in Graz und selbst die Naturwissenschaftlichen Sammlungen in Düsseldorf, gebrochene Stücke wurden geschliffen und den Fremden als Reiseandenken verkauft. „Ohne diese Muschelsucherei hätte ich mir mein Häusel nie kaufen können", erzählte er mir mit besonderem Stolz.

*

Nun ist der alte Bergmann längst im Ruhestand. Aber die Liebe zur Natur und zu seinen Bergen ist im Herzen wachgeblieben. Er weiß die besten Plätze, wo das Philicum (Maiglöckchen) blüht, ja sogar nach Grafenblümlein (Alpenprimeln) rückt er noch aus und versicherte mir, sie an völlig gefahrlosen

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN" BETRÄGT:

Jahresabonnement	S 50.—
1/2-Jahresabonnement	S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

Stellen zu pflücken, während manches junge Menschenleben ihretwegen zugrunde ging. Seine Enkel nahm er schon als Kinder in den Hochwald mit. Er lehrte sie, die Fährten des Wildes zu erkennen, die Stimmen der Vögel zu unterscheiden und Blumen und Beeren zu benennen.

Will man Vater Roth an schönen Frühjahrs-, Sommer- und Herbsttagen besuchen, muß man wohl früh aufstehen, sonst findet man seine Türe verschlossen. Kaum hat er sich in dem eiskalten Gletscherwasser des kleinen Bächleins, das an seinem Häuschen vorüberfließt, gewaschen, macht er sich gleich auf die Wanderschaft. Solange sein Freund Rastl noch lebte, unternahm er meist große, ja sogar zweitägige Ausflüge.

Einmal fuhren die beiden mit der Seilbahn auf die Gjaid, um auf steilen Pfaden ins Tal zurückzukehren. Dabei mußte Godl seinen erschöpften Freund das letzte Wegstück fast tragen. Ein andermal — zur Feier des schon erwähnten 80jährigen Jubiläums seines ersten Besuches in der Symony-Hütte — ließ er sich von der Seilbahn auf den Krippenstein befördern, von wo aus er den Weg zu dem Schutzhaus einschlug, dort übernachtete, und tags darauf über den Reitweg nach Hallstatt abstieg. Für sein Alter gewiß eine schöne Leistung!

Einer seiner Lieblingsgipfel ist der Plassen. Vor drei Jahren nahm er im Gipfelbuch Abschied von diesem Berg. Doch war er ein Jahr später wieder oben. An solchen Tagen finden seine Angehörigen, wenn sie ihm das Mittagessen bringen, einen Zettel, etwa mit den Worten: „Ich bin auf dem Hirlatz", oder sonst irgendeine lakonische Auskunft. Seine Töchter machen dem Vater Vorwürfe, daß man ihm nicht einmal zu Hilfe kommen könne, wenn ihm etwas zustoße, dann antwortet er schlicht: „Im Wald zu sterben, wäre das Schönste für mich, denn er ist meine Kirche." Aber an den Tod denkt er nur selten.

Kann er wegen des schlechten Wetters keine weiteren Ausflüge unternehmen, zerkleinert er die Scheite in seiner Holzhütte oder wir finden ihn nachmittags als Kiebitz bei einer Tarockpartie beim „Grünen Anger". Im Fasching holt ihn hie und da eine Maske zu einem kleinen Tänzchen. Unser aller innigster Wunsch ist es, daß ihm diese körperliche und geistige Frische bis an sein, hoffentlich noch recht fernes, Lebensende erhalten bleibe.

WINTER AUF DEM LANDE

Weißwinters Pracht. — Die leichten Flocken fallen,
es trägt die Wiese fromm ihr Werdekleid,
an allen Zweigen hängen Silberballen,
auf linden Sohlen geht dahin die Zeit.

Die Amseln tanzen auf den Gartenwegen
und holen sich das Futter, das man streut;
schon regt verstohlen junger Knospensegen
sich in der Äste stiller Heimlichkeit.

Der Kirchturm hat ein Mützlein angezogen,
die Luft singt leis — ein sachter Windhauch geigt —
die Weite liegt von Ruhe vollgesogen,
und aller Welten Streit und Unbill schweigt.

NELLY LIA BAYER

Dichterlesung Hans Jüllig

Diesmal hat uns Jüllig in seiner Novelle „Konjunktur des Teufels" in eindringlicher Weise vor Augen geführt, daß die Menschheit nicht nur durch Atombomben und ähnliche physische Mittel vom Untergang bedroht ist, sondern in vielleicht nicht geringerem Maße von der ethischen Seite her, nämlich durch das progressive Überhandnehmen skrupelloser, bloß auf Geldgewinn abgestellter Verbreitung amoralischer, häufig ans Verbrecherische grenzender Erzeugnisse, insbesondere auf litarischem Gebiet.

Jüllig zeigt uns, wie der böse Geist eines Schundromanes allmählich Besitz ergreift von einer gutgearteten Knabenseele und sie schließlich zum Mord verleitet. Er weist uns aber insbesondere auf die große Mitschuld des Verfassers eines solchen Romanes an dessen Auswirkungen hin.

Das zeitnahe Thema wurde mit dem Blick für das Wesentliche psychologisch richtig und wirksam gestaltet. Der Autor versteht es ausgezeichnet, auch bei der Schilderung des düstersten Milieus erheiternde Blitzlichter aufzublenden, sei es, daß er mit Ausdrücken der Gaunersprache virtuos operiert, sei es, daß er einen Kutscher aus Capri in seiner Gutmütigkeit drollig plaudern läßt.

Dr. Erich Schenk von Radio Wien und Margarethe Kolbe-Jüllig teilten sich in die Wiedergabe dieser wirkungsvollen Novelle und ernteten für sich und den Autor lauten Beifall.

DR. KARL KAINRATH

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Begebenheit in den Bergen

Die Vorzimmerglocke läutete stürmisch, und als Hans öffnete, sah er seinen Freund Fritz vor sich. „Servus, Hans, beneidenswerter Glückspilz!“ begrüßte ihn dieser in seiner etwas überschwenglichen Art. „Gleich wirst du einen Luftsprung machen, wenn du hörst, was für eine Neuigkeit ich dir bringe!“ Der erfolgreiche Maler lachte gutgelaunt. „Mit dem Luftsprung dürfte es, infolge meiner allzu großen Rundlichkeit, einigermaßen schwierig werden! Aber nimm, bitte, Platz und schieß los, ich bin ganz Ohr!“

Der andere stieß einen komischen Seufzer aus! „Ach, wer es einmal auch so weit bringen könnte wie du! . . . Nicht nur, daß du für dein Frühlingsbild mit der Goldmedaille ausgezeichnet worden bist, hab' ich heute im Künstlerbund gehört, daß sich ein steinreicher Amerikaner in dieses Werk vernarrt hat und es dir für eine märchenhafte Summe abzukaufen gedenkt.“ Hans war plötzlich ernst geworden. „Die Anerkennung dieses Mannes freut und ehrt mich, indes ist mir das Bild um keinen Preis der Welt feil!“

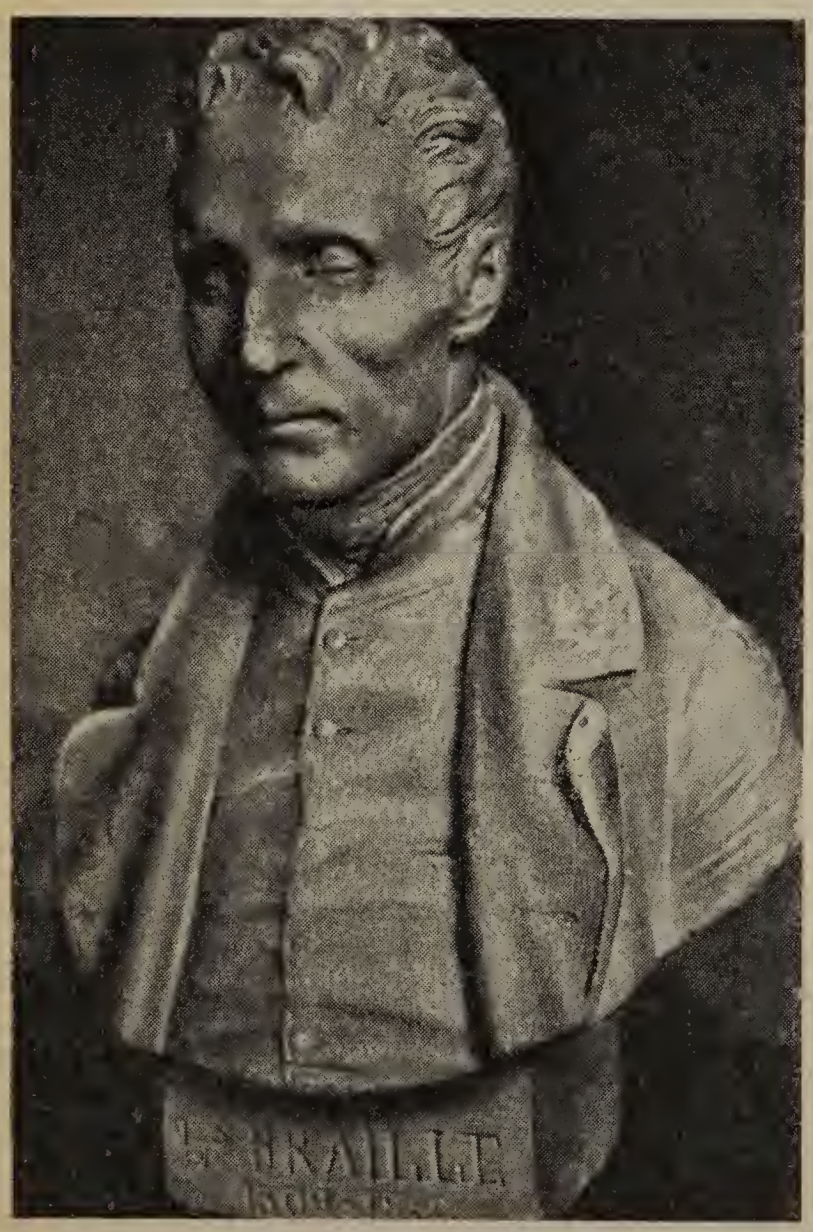
Fritz starrte den Freund entgeistert an. „Mir scheint, dein Ruhm ist dir derart in den Kopf gestiegen, daß du darüber gänzlich übergeschnappt bist! . . . Wer, um Himmels willen, läßt sich so eine einmalige Gelegenheit mir nichts, dir nichts entgehen?“ Der Maler hob abwehrend die Hand! „Und wenn mich die ganze Welt für verrückt hält, ich kann und will mich von diesem Bild niemals trennen!“

Fritz musterte ihn mit neugierigen Blicken. „Hm, das klingt ja beinahe feierlich! Aber selbstverständlich will ich nicht weiter in diese, wie mir scheint, geheimnisvolle Angelegenheit eindringen.“ Aus den Augen des Malers brach ein versonnener Glanz. „Du wirst mich wahrscheinlich eher verstehen, wenn du erfährst, daß mein ‚Frühlingsbild‘ mich in der Erinnerung mit einem geliebten Menschen verbindet, dessen Seelengröße Bewunderung verdient.“

Fritz schmunzelte verständnisvoll. „Ah, diese entzückende Frauengestalt, welche du auf deiner Leinwand verewigt hast, lebt also und ist am Ende die Heldin einer romantischen Geschichte? . . . Weißt du, einem so alten Freund wie mir könntest du eigentlich schon Näheres darüber verraten . . .“

Der andere schwieg einige Augenblicke lang. Dann sagte er: „Die Begebenheit, welche ich dir jetzt erzählen werde, ist ebenso schlicht wie ergreifend. Schon vor vielen Jahren hatte ich den Plan gefaßt, einmal eine Berglandschaft zu malen, in deren Vordergrund ein anmutiges Mädchen zu erblicken wäre. Ein in Tirol lebender Vetter, der um meine Absicht wußte, schrieb mir eines Tages, er habe sich verlobt und glaube im übrigen, seine Braut sei als Modell für mein Bild wie geschaffen. Ich folgte nun der Einladung

Louis Braille



der Begründer der Blindenschrift, wurde am 4. Jänner 1809 geboren. Durch ihn wurde den Blinden der Zutritt zum Kulturleben ermöglicht.

meines Verwandten und mußte in der Tat zugeben, daß Marianne ein ungewöhnlich schönes Geschöpfchen war. Allerdings fühlte ich mich von ihrem herrschsüchtigen und dünkelhaften Wesen bald so abgestoßen, daß sie für mein Vorhaben keinesfalls in Betracht kam. Nachdem ich ihr und Karl in möglichst taktvoller Weise beigebracht hatte, daß mir für mein Werk ein anderes Frauenideal vorschwebte, übersiedelte ich in ein entzückend gelegenes Dorf, wo ich einige Wochen zu verbringen gedachte."

Der Meister fuhr dann fort: „Es war an einem Sonntag nach dem Kirchgang, da ich beschloß, ein wenig in der romantischen Umgebung umherzustreifen. Es war ein köstlicher, sonnüberglänzter Maienmorgen; das Kristallgetürm der Gletscher gleißte und schimmerte um die Wette mit des Bergsees funkelndem Edelstein. All die frühlingshafte Schönheit der Landschaft ringsum ließ mein Herz höher schlagen. Und mit einemmal hielt ich den Schritt an — stand da inmitten einer Wiese ein unbeschreiblich anmutiges Mädchen, bunte Blüten zu einem Strauße fügend. Ich war so begeistert, daß ich fragte, ob ich sie malen dürfe. Sie blickte mich lange verlegen und nachdenklich an, dann nickte sie und sagte: ‚Ich möcht' den Herrn schön bitten, mit mir zu meinem Bruder zu kommen!'

Unterwegs erzählte mir Monika, daß ihr Bruder Franz, der gern Förster geworden wäre, durch eine Kriegsverletzung an beiden Beinen vollständig gelähmt sei. Er beschäftige sich jetzt mit Zeichnen und Malen, habe aber niemanden, von dem er lernen könnte. Ich fand in dem kleinen Haus einen jungen, durch sein Schicksal arg verbitterten Menschen vor, dessen Arbeiten große Begabung verrieten. Unter meiner Anleitung machte er staunenswerte Fortschritte, so daß ich ihn

„ABSCHIED"

Träumende Giebel und Gassen
Abseits vom prunkenden Heut',
Bröckelnde Brunnenwände
Grüßen aus grauer Zeit.

Pforten und Stiege und Erker,
Eigen geformt und gefügt,
Seltsam geschwungene Dächer,
Traut aneinander geschmiegt.

Wo ich auch schaue, ist Wandel,
Wandel im Strome der Zeit —
Und wie ein Blümlein am Wege,
Tritt mich das Schicksal breit!

CARL HERRMANN

bald mit einem Geschäft in Verbindung brachte, für das er ständig Vasen bemalte. Er und Moni hingen an mir mit rührender Dankbarkeit, und auch ich erkannte, daß ich das Mädchen von Tag zu Tag mehr liebte. Als mein Aufenthalt zu Ende ging, fragte ich sie, ob sie meine Frau werden wollte. Sie schüttelte traurig den Kopf und entgegnete: ‚Ich hab' es mir gelobt, meinen Bruder nie zu verlassen. Er hängt an unseren Bergen und würde in der Großstadt zugrunde gehen!' Dann beschwor sie mich, künftig jegliche Verbindung mit ihr abzubrechen, um durch die Erinnerung ihr Herz nicht aufs neue schwer zu machen."

Die Stimme des berühmten Künstlers wurde ganz leise: „Wenige Jahre später erfuhr ich, daß ein Teil jenes Dörfchens von einer Lawine verschüttet worden war, wobei Moni gemeinsam mit ihrem Bruder ums Leben kam . . . Verstehst du jetzt, Fritz, warum ich ihr Bild gleich einem kostbaren Schatz hüte?" Der Freund nickte ihm wortlos zu. Irgendwo sang eine Geige eine Melodie von Sehnsucht und Verzicht und deren Krönung durch ein schönheitsgesegnetes Kunstwerk.

Mitgliederaufnahme

Der Vorstand der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs macht darauf aufmerksam, daß jeder Blinde, der noch keiner Interessenorganisation angehört, Mitglied werden kann. Für die Mitgliedschaft bei der Hilfsgemeinschaft ist nur der medizinische Nachweis der Blindheit maßgebend. Parteizugehörigkeit, Weltanschauung und Religion oder Beruf sind gleichgültig.

Blinde Kollegen, die bereits einer Blindenorganisation angehören, mögen sich im Falle ihres Übertrittes zur Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs mit dem Vorstand telephonisch (35-36-81 Serie), brieflich oder mündlich in Verbindung setzen. Der Mitgliedsbeitrag pro Jahr beträgt 20 Schilling.

Weihnachtsfeier 1961

Im vollgefüllten Wimberger-Saal fand am 17. Dezember 1961, so wie alljährlich, die Weihnachtsfeier statt. Diese und andere Feiern der Hilfsgemeinschaft sind zu einer lieben Einrichtung geworden, und niemand, der sie einmal miterlebt hat, kann sich ihrem Reiz entziehen. Dies bestätigte der zahlreiche Besuch aus nah und fern, der sich trotz der vielen Kältegrade nicht hatte abhalten lassen.

Kollege K. Kecler eröffnete die Veranstaltung mit einigen virtuos vorgetragenen ernsten Melodien, sodann ergriff Obmann R. Vogel das Wort zur Begrüßung und bat den in Vertretung von Frau Stadtrat M. Jacobi anwesenden Herrn Amtsrat F. Pfann, einige Worte zu sagen. Herr Amtsrat Pfann, kein Fremder mehr in der Hilfsgemeinschaft, sagte in seinen voll Wärme vorgetragenen Gedanken, daß er seit Jahrzehnten in der Fürsorge tätig ist und die Lage der Blinden voll verstehe. Er richtete an die Anwesenden die Bitte, das Weihnachtsfest in Würde und Menschenliebe zu verbringen und aller zu gedenken, die einsam sind. Kollege Vogel sprach den Wunsch der Blinden aus, daß die noch unerledigten Wünsche der Blindenschaft im kommenden Jahr in Erfüllung gehen mögen, so z. B. die freie Straßenbahnkarte für alle Blinden und ihre Begleitung. Durch bessere Zusammenarbeit aller Blindenorganisationen kann hier mehr erreicht werden. „Heute ist die seelische Not des Blinden vielleicht noch größer als früher, da niemand Zeit für ihn hat", sagte der Vorsitzende der Hilfsgemeinschaft. Die Hilfsgemeinschaft hat sich zur Aufgabe gemacht, die vielen kleinen Nöte und Beschwerden der Blinden zu lindern. Das hat sie bisher auch getreulich erfüllt. Leider ist die von den öffentlichen Stellen so oft erwartete Hilfe bisher ausgeblieben, aber sie wurde durch das goldene Herz der Hilfsbereitschaft großer Teile der österreichischen Bevölkerung ersetzt. In bewegten Worten nahm Kollege Vogel von der beliebten Kollegin Maria Frank-Klinka Abschied, die wegen völliger Erblindung ihre aufopfernde Tätigkeit als Heimmutter aufgeben muß. In den 13 Jahren ihrer emsigen Tätigkeit hat sie den Blinden geholfen und viele betreut.

Kollegin Klinka dankte ergriffen für die Anerkennung und versprach, der Hilfsgemeinschaft weiterhin zu helfen. Unter der Leitung von Herrn Prof. Dechantsreiter begann nun ein fast zweistündiges Programm abzurollen, das hohes künstlerisches Niveau und aufopfernde Darbietung vereinigte. Das gilt in gleicher Weise für den liebenswürdigen Conférencier Prof. Dr. Ellenberger wie die Vortragskünstlerin Maria Endo, die Sänger Christa Rossbacher, Franz Krameric und Herbert Bara sowie den am Klavier begleitenden Prof. Karl Stropp und eine Kindergesangsgruppe. Den Höhepunkt bildete das Erscheinen des Volkskünstlers Heinz Conrads. Er sagte: „Es ist mir eine tiefe Freude, daß ich in Ihrer Familie der Blinden dabei sein darf. Bitte, betrachten Sie mich als einen der Ihren. Ich gratuliere Ihnen zur baldigen Eröffnung Ihres Blindenaltersheimes." Mit seinem „Brief des Holzknechts an das Christkindl" gewann der Künstler alle Zuhörer und erfreute sie noch mit einigen Proben seines gesunden und unverwüstlichen Humors. Kollege Vogel dankte Heinz Conrads namens der Hilfsgemeinschaft und der Blinden für seine ihnen bewiesene Treue.

Sodann kam die Jause für die erschienenen Mitglieder und Gäste sowie die Ausgabe des Weihnachtspaketes der Hilfsgemeinschaft. Ein schöner und eindrucksvoller Nachmittag ging zu Ende.

DR. STEFAN MATZENBERGER

Kriegsdienstverweigerung

Es gibt eine vom Schöpfer des Seins stammende, mit der Seinswirklichkeit übereinstimmende, rechtliche und sittliche Sollensordnung. Gott hat Anspruch auf Befolgung seiner Gebote und Weisungen. Das göttliche Tötungsverbot (Mt. 5,21) das Feindseligkeitsverbot (Mt. 5,44), das Vergeltungsverbot (Mt. 5,38) und das christliche Barmherzigkeitsgebot und Schuldvergebungsgebot sind friedensethische Grundforderungen. Diese, von Christus verkündeten, ethischen und rechtlichen Sollensforderungen, gelten immer und überall. Gott bevollmächtigte staatliche Machthaber und militärische Befehlsgeber nicht zur Außerkraftsetzung oder Durchbrechung dieser Gebote und Weisungen. Der staatliche Menschentötungsunterricht und der militärische Feindesvernichtungsbefehl sind daher eine Rechtsanmaßung und Kompetenzüberschreitung rechtspositivistisch orientierter militaristischer Machthaber und Befehlsgeber, die unter Mißachtung des göttlichen Rechtes den freien Staatsbürger zum unfreien Staatsuntertanen und zum befehlsunterworfenen Menschenjäger erniedrigen. Das Recht der Kriegsdienstverweigerung steht im Einklang mit den friedensethischen Geboten Gottes. Die Divinitätsmoral, die die rechtliche und sittliche Sollensordnung Gottes respektiert und die dem Gewissen einen göttlichen Ursprung zuerkennt, fordert das Recht und die Pflicht der Kriegsdienstverweigerung aus Glaubens- und Gewissensgründen.

Das Naturrecht

muß von den Naturrechtsauffassungen und vom Naturgesetz unterschieden werden. Es gab und gibt verschiedene Auffassungen über das Naturrecht, die vor allem das sekundäre Naturrecht betreffen. Vom Naturrecht müssen, um Mißverständnisse zu vermeiden, biologische, chemische und physikalische Naturgesetze und die Rechtsgesetze des staatlichen, kirchlichen und internationalen Rechtes unterschieden werden. Das Naturrecht ist das die vernünftige, menschliche Natur berücksichtigende, für alle Menschen geltende, die Seinsgegebenheiten beachtende und die göttliche und sittliche Sollensordnung respektierende Recht. Das menschliche Lebensrecht ist ein unantastbares, vorstaatliches und transstaatliches Naturrecht und Urrecht. Der Militarismus ist ein Rechtspositivismus und Zwangsdirigismus, der die Unantastbarkeit des menschlichen Lebensrechtes und anderer Naturrechte mißachtet. Er maßt sich das Recht an, in die unantastbare Rechtssphäre des Menschen einzubrechen, macht den Staat zu einem über Gott stehenden Normgeber, setzt sich über die Forderungen des unantastbaren Naturrechts hinweg, gestattet und befiehlt die Menschentötung und billigt sogar das Verbrechen des atomaren Völkerausrottungskrieges.

Der Militarismus zeigt sich uns in einer friedlichen Harmlosigkeitsmaske, erklärt ein Verteidiger des Friedens und des Rechtes zu sein, mißachtet jedoch das menschliche Lebensrecht und das Recht der vollen Gewissensfreiheit und behandelt kriegsdienstverweigernde Friedensfreunde und Menschenrechtverteidiger wie Verbrecher. Sind das Lebensrecht, das Recht der vollen Gewissensfreiheit und das Friedensrecht unantastbare Naturrechte, dann hat der einzelne und das Volk in seiner Gesamtheit das Recht der Kriegsdienstverweigerung und folglich auch das Recht der Verweigerung der Beteiligung an der Vorbereitung des Krieges.

Wenn kriegsgegnerische Pazifisten auf das Lebensrecht, auf das Recht der vollen Gewissensfreiheit und auf das Friedensrecht hinweisen, dann wird seitens der Anhänger des Militarismus häufig das Notwehrrecht

Kaufen Sie die

Blindenwaren der Hilfsgemeinschaft!

Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte Bestellung.

in die Diskussion geworfen. Aus dem Notwehrrecht wird sehr oft das Recht zur Führung des Abwehrkrieges abgeleitet. Notwehr ist nach herrschender Rechtslehre eine maßhaltende Verteidigung, um einen gegenwärtigen, rechtswidrigen Angriff abzuwehren. Wird die maßhaltende Gegenwehr überschritten, dann spricht der Jurist von einem Notwehrexzeß, der nach der Rechtsordnung der Kulturstaaten ein strafbares Delikt ist. Während das Notwehrrecht ein Naturrecht ist, ist der Notwehrexzeß ein Delikt, also eine rechtlich verwerfliche Handlung. Der angeblich gerechte Notwehrkrieg besteht zwar aus rechtlich erlaubten Notwehrhandlungen, aber auch aus Notwehrüberschreitungshandlungen, aus brutalen Menschenrechtsverletzungen und aus Verbrechen (Tötung schuldloser Frauen und Kinder, Gefangenenmißhandlung und Einkerkerung und Erschießung von Friedensverteidigern, die gegen die Unmenschlichkeiten und Verbrechen des Krieges protestieren). Der Militarismus spricht laut vom Notwehrrecht und verschweigt oder leugnet das Vorhandensein der Notwehrexzeßhandlungen, der Naturrechtsverletzungen und der kriminellen Handlungen im Kriege. Das Notwehrrecht ist ein Naturrecht, das keine rechtliche Legitimation zur Begehung von Naturrechtsverletzungen, Unmenschlichkeiten und Verbrechen gewährt. Weil erfahrungsgemäß jeder Krieg Naturrechtsverletzungen und Verbrechen in sich birgt, hat der einzelne das Recht, unter Berufung auf die Notwendigkeit der Verteidigung des Naturrechtes, den Kriegsdienst zu verweigern.

Das Völkerrecht

ist das internationale öffentliche Recht. Die Quellen des Völkerrechtes sind die zwischenstaatlichen Verträge, das internationale Gewohnheitsrecht und die allgemein anerkannten Rechtsgrundsätze. Zu den allgemein anerkannten Rechtsgrundsätzen gehört die naturrechtliche und pazifistische Fundamentalforderung, daß das menschliche Lebensrecht ein unantastbares Naturrecht ist. Die Tötung schuldloser Menschen gilt nach der Rechtsauffassung der Kulturstaaten als ein schweres Unrecht und Verbrechen. Der naturrechtliche Grundsatz, daß schuldlose Menschen niemals getötet werden dürfen, hätte auch im Völkerrecht verankert werden sollen. Der Rechtspositivismus leitet die Existenz des Rechtes vom Willen der Machthaber her und leugnet das Vorhandensein unantastbarer, transstaatlicher Naturrechte. Das von rechtspositivistisch orientierten militaristischen Machthabern geschaffene, heute geltende Völkerrecht enthält naturrechtswidrige Normen und ist daher derzeit eine Synthese von Völkerrecht und Völkerunrecht. Das Kriegsrecht der Staaten, zu dem sich das derzeit geltende Völkerrecht bekennt, steht im Widerspruch zum göttlichen Recht und zum Naturrecht. Der Pazifismus muß darnach trachten, das rechtspositivistische und militaristische Völkerrecht von seinen naturrechtswidrigen Bestimmungen zu befreien und den unter Kulturmenschen allgemein anerkannten Rechtsgrundsätzen zum Durchbruch zu verhelfen.

Nach geltendem Völkerrecht (Londoner Staatenübereinkommen vom 8. 8. 1945) ist

Blinde Hausfrau

Mit viel Geduld und Mühe versucht auch die blinde Frau ihren Haushalt zu führen.

Pressebild-Agentur Cerny

die Eröffnung und Führung eines Angriffskrieges ein „Verbrechen gegen den Frieden". Da man sich logischer Weise nicht an einem Verbrechen beteiligen darf, darf man sich auch nicht am völkerrechtlichen Verbrechen des Angriffskrieges beteiligen. Folglich muß sich das Völkerrecht zum Rechte der Kriegsdienstverweigerung bekennen. Nach geltendem Völkerrecht hat der einzelne das Recht und die Pflicht Befehle zu verweigern, deren Befolgung ein „Verbrechen gegen die Menschlichkeit" darstellen. (Statut des Nürnberger Kriegsverbrechergerichtshofes.) Es gibt also nach dem Völkerrecht nicht nur ein Offensivkriegsdienstverweigerungsrecht, sondern auch eine situationsgebundene Kriegsdienstverweigerungspflicht. Unter Berufung auf die allgemein anerkannten Rechtsgrundsätze des Völkerrechts und unter Heranziehung des Naturrechtes und des göttlichen Rechtes muß das Kriegsdienstverweigerungsrecht im Völkerrecht noch tiefer und auf breiterer Basis verankert werden. Das Völkerrecht und das Naturrecht müssen eine harmonische Einheit werden. Dies bedeutet, daß das rechtspositivistische Kriegsrecht aus dem Völkerrecht verschwinden muß. Der völkerrechtliche und der verfassungsrechtliche Pazifismus haben dafür zu sorgen, daß in die Charta der Vereinten Nationen und in alle Staatsverfassungen Bestimmungen über das Recht der Kriegsdienstverweigerung aufgenommen werden.

FRANZ S. GSCHMEIDLER

Der verhinderte Demosthenes

Die Unabhängigkeitspartei in Athen hatte eine Volksversammlung einberufen. Der Marktplatz wimmelte von Menschen. Demosthenes, der berühmte Wortführer, war als Redner angesagt. Er wollte wieder eine seiner bedeutsamen Reden halten, mit denen er ganz Hellas revoltierte und zum Freiheitskrieg gegen Makedonien aufrief.

Aber die Athener hatten diesmal keine Lust, ihn anzuhören. Sie benahmen sich wie eigensinnige Kinder, schrien und pfiffen, lachten und lärmten.

Als Demosthenes die Vortragsbühne betrat und zu sprechen begann, umtoste ihn wildes Geschrei der Widersacher, und ein paar Lastträger warfen mit faulem Obst nach ihm. Kühl und beherrscht blieb Demosthenes inmitten des Tumults. Er glich einem Steinbild. Die Toga um die Schulter geworfen, die Rolle mit der Rede in der Hand, schaute er mit dunklen Blicken über die vielen unruhigen Köpfe hin und lächelte . . . Er hatte Zeit, er konnte warten.

Als sich die ärgsten Schreier heiser geschrien hatten, trat für einen Augenblick tiefes Schweigen ein, und schon hörte man Demosthenes sagen: „Volk von Athen . . . Bürger, seid doch vernünftig. Schenkt mir nur für zwei Worte euer Gehör . . ."

Und ohne darauf zu warten, ob sein Anruf auch beachtet würde, setzte er fort: „Ein junger Mann mietete sich eines Tags einen Esel, um von Athen, der Stadt der Veilchen, nach Megara zu reisen. Als gegen Mittag die Sonne hoch am glasblauen Himmel stand und die Hitze schier unerträglich wurde, wollte der junge Mann sich in den Schatten des Esels niederlassen. Aber da kam er schlecht an. Der Eigentümer des Grautieres verbot es ihm: ‚Du hast wohl den Esel, nicht aber auch seinen Schatten gemietet.' Dem gegenüber machte der junge Mann geltend: ‚Ich habe den Esel und damit auch seinen Schatten gemietet. Esel und Schatten sind eins . . .' Da keiner von beiden, der junge Mann und der Eselverleiher, von ihrem Standpunkt abgehen wollten, gerieten sie so hart aufeinander, daß es zu Tätlichkeiten kam . . ."

Bei diesen Worten brach Demosthenes seine Erzählung ab und schickte sich an, die Rednerbühne zu verlassen. „Bleib . . . sprich weiter . . . erzähle doch die Geschichte zu Ende . . ." rief ihm die Menge zu. Demosthenes lächelte.

„Was seid ihr doch für ein Volk! Über eines Esels Schatten wollt ihr mich reden hören, aber wenn ich über *das* reden will, bei dem es um Sein und Nichtsein des Staates geht, ist euch jedes Wort zu viel . . ."

Beschämt schwiegen die Schreier, und Demosthenes konnte seine gewaltige Rede gegen Philipp beginnen und zu gutem Ende führen.

Spracheigenheiten sehbehinderter Kinder

Bearbeitet von ERNST KOTOVSKY

Die Frage, ob bei sehbehinderten Kindern häufig Eigenheiten im Sprechen auftreten bzw. ob und inwieweit diese Eigenheiten auf die Sehbehinderung zurückzuführen sein könnten, beschäftigte kürzlich eine Tagung von Blindenlehrern aus London und Umgebung. Bei dieser Tagung hielt Dr. Arthur A. Eisenstadt (USA) einen höchst aufschlußreichen Vortrag über Wahrnehmungen, die er vor einigen Jahren anläßlich einer vergleichsweisen Testserie an blinden und sehenden Kindern auf diesem Gebiete gemacht hatte. Der Redner führte aus, daß ihn einerseits fachliches Interesse — er ist Sprachtherapeut —, andererseits jedoch der Umstand zu diesen Versuchen bewogen habe, daß er selbst Vater einer blinden Tochter ist.

Trotzdem die Sprechweise sehbehinderter Kinder bereits seit langem studiert wurde und wird, hatte Dr. Eisenstadt für seine Forschungen nur wenige und unzureichende Unterlagen zur Verfügung. In einem Punkte allerdings, der im Laufe dieses Berichtes noch erwähnt werden soll, bestand diesbezüglich eine Ausnahme.

Zur Durchführung seiner Tests wählte Doktor Eisenstadt eine Gruppe von ungefähr 40 sehbehinderten Kindern aus. Unter diesen befanden sich einige Geburtsblinde, einige, deren Sehvermögen in den ersten Lebensjahren verlorengegangen war, die somit noch Erinnerungen an die Zeit haben mochten, da sie gesehen hatten, sowie einige sehschwache Kinder. Um eine Vergleichsmöglichkeit an sehenden Kindern zu haben, wählte Dr. Eisenstadt in langwieriger Kleinarbeit eine Gruppe vollsehender Kinder aus, die in ihrer geistigen Reife sowie in ihren Umweltverhältnissen den für die Tests zur Verfügung stehenden Sehbehinderten vergleichbar waren. Daraufhin unterzog er die beiden Gruppen jeweils den gleichen Tests, um ihre Einstellungen zu den „vier Grundbedingungen der Sprache" zu ergründen.

Als solche bezeichnet Dr. Eisenstadt: Stimme, Wortschatz, Aussprache und Wortschöpfung. Die Tests umfaßten:

1. Die Beantwortung von Fragen, wie etwa: „Was ist eine Schachtel?" oder: „Wie stellst du dir Farben vor?"
2. Improvisierte Unterhaltung.
3. Deklamation eines auswendiggelernten Textes.
4. Einen vorbereiteten Vortrag.

Vom dritten Test wurde eine Tonfilmaufnahme von jedem Kind gemacht, bei der naturgemäß Mimik und Intonation während des Memorierens besonders herausgestrichen werden konnte. Dieser Tonfilm wurde später vier namhaften Logopeden vorgeführt, welche allein durch das optische Bild am Film nicht erkennen konnten, welches Kind vollsehend und welches sehbehindert war. Man hatte nämlich die Augen sämtlicher Kinder dunkel bebrillt.

Dr. Eisenstadt faßte die Auswertung seiner Tests wie folgt zusammen:

1. In der Wirksamkeit der Sprache besteht zwischen sehenden und sehbehinderten Kindern kaum eine Differenz, obwohl erstere einen kaum merklichen Vorteil über ihre sehbehinderten Kameraden haben.
2. Von den drei Gruppen sehbehinderter Kinder kann im allgemeinen gesagt werden, daß die Geburtsblinden in ihrer Ausdrucksform die wenigsten und die Sehschwachen die meisten Unterschiede gegenüber ihren vollsehenden Altersgenossen aufweisen.
3. Jene sehbehinderten Kinder, die einst vollsehend waren, unterscheiden sich in sprachlichen Belangen, in denen das optische Element mitspielt, am geringsten von ihren vollsehenden Kameraden.
4. Der Unterschied im Wortschatz zwischen sehbehinderten und vollsehenden Kindern ist ein geringer in der frühen Kindheit, wächst jedoch mit den Jahren etwas an.
5. Bei Knaben überwiegt die Form des Gesprochenen den Stimmaufwand und Wortreichtum, während dies bei Mädchen im allgemeinen umgekehrt ist. Diese Feststellung konnte bei beiden Gruppen von Kindern — sehbehinderten und vollsehenden — gemacht werden.
6. Der augenscheinlichste Unterschied zwischen sehbehinderten und vollsehenden Kindern ist, daß erstere häufig eine sogenannte „Rundfunkstimme" besitzen. Das soll heißen, sie verändern die Lautstärke ihrer Stimme nicht, gleichgültig, ob sich die Person, zu der sie sprechen, in weiter Entfernung von ihnen befindet oder ob sie ihnen ganz nahe weilt. In diesem Punkte scheinen sich alle jene einig zu sein, welche bisher Tests über etwaige Unterschiede in der Sprechweise zwischen sehbehinderten und vollsehenden Kindern gemacht haben.

Obwohl Dr. Eisenstadt keinerlei wesentliche Unterschiede in der Sprechweise seiner beiden Testgruppen finden konnte, stellte er doch fest, daß Kinder ohne optische Vorstellungswelt auf seine Fragen oft wesentlich andere Antworten gaben als Kinder, denen ein optisches Bild zumindest in der Erinnerung verblieben war.

SCHICKSALSWENDE

Alles hat einmal ein Ende!
Einmal kommt die Daseinswende,
Da die Lippen wieder singen,
Sich die Hände nicht mehr ringen,
Da die Tränen nicht mehr rinnen,
Da zu neuem Anbeginnen
Sich dir zeigt die große Wende.
Alles hat einmal sein Ende.

HEINZ APPENZELLER

Erstere würden bei der Beschreibung von Gegenständen eher deren Nützlichkeit als ihre Farbe oder Ausdehnung hervorheben. Doch kann man im Hinblick auf die zufriedenstellende Beschreibung eines Gegenstandes kaum einen Unterschied zwischen den beiden Gruppen feststellen.

Der Vortrag von Dr. Eisenstadt löste naturgemäß eine lebhafte Diskussion aus. Viele Tagungsteilnehmer waren darüber verwundert, daß es ihnen bisher noch nicht gelungen war, so viele wesentliche Merkmale in der Sprechweise von nichtsehenden Kindern zu finden, und bezweifelten, ob die Tests die gleiche Wirkung gehabt hätten, wenn sie in England und nicht in den USA durchgeführt worden wären. In den Vereinigten Staaten gibt es für sehende Kinder nahezu keine Internatserziehung. Andererseits wohnen auch verhältnismäßig viele blinde Schüler nicht in Internaten. Diese besuchen entweder Externschulen für Blinde oder überhaupt Schulen für Sehende, an denen besondere Vorkehrungen zum Unterricht blinder Kinder getroffen worden sind. Dr. Eisenstadt mußte für seine Tests ausschließlich sehbehinderte Kinder wählen, welche keine Internatserziehung genossen, weil es ihm andererseits nicht möglich war, sehende Kinder mit Internatserziehung zu bekommen. Das Leben dieser blinden Kinder war demnach wesentlich enger mit dem ihrer sehenden Umwelt verknüpft als etwa das Leben blinder Kinder bei uns in England, wo die schulpflichtigen Sehbehinderten durch ihre Internatserziehung viel mehr von der Umwelt der Sehenden isoliert sind. In unserem Lande hätten sich daher vermutlich wohl andere Aspekte bei den gleichen Tests ergeben. Über das Vorhandensein der „Rundfunkstimme" herrschte jedoch auch unter den Tagungsteilnehmern eine ziemlich einmütig bejahende Auffassung. Außerdem fand man, daß noch ein anderes, nicht weniger wichtiges Charakteristikum bei sehbehinderten Kindern besteht, sie verändern nämlich kaum ihren Gesichtsausdruck während eines und desselben Gespräches; im Gegensatz zu ihren sehenden Kameraden. Daher mangelt ihrem Vortrag auch nahezu jede Mimik, was oft den Anschein der Eintönigkeit erweckt.

Warum sollte sich die sprachliche Ausdrucksform der Sehschwachen mehr von jener der Vollsehenden unterscheiden, als dies bei der sprachlichen Ausdrucksform der Vollblinden der Fall ist? Wirkt sich der von Dr. Eisenstadt bei sehbehinderten Kindern im reiferen Alter festgestellte Unterschied in der sprachlichen Ausdrucksform gegenüber den vollsehenden auch auf heranwachsende und erwachsene Sehbehinderte aus? Wie und in welchem Alter können die Schulen wirksam gegen den Effekt, den eine Sehbehinderung auf die sprachliche Ausdrucksform hat, einschreiten? Diese und ähnliche Fragen beschäftigten die Tagung noch, ehe sie zu Ende ging. Die Tagungsteilnehmer werden es nicht versäumen, über den Vortrag von Dr. Eisenstadt in ihrem Wirkungskreis zu berichten.

NELLY LIA BAYER:

EINKEHR

Helene stand am Fenster ihres Abteils und starrte hinaus ins Dämmerdunkel der vorbeirasenden Landschaft, in der die kahlen Äste der Bäume sich im Winde, flehenden Menschenarmen gleich, dem Zuge entgegenbogen.

Ihre Gedanken suchten schrittweise den Weg zurück durch die sieben Jahre ihrer Ehe, der sie nun einen Schlußpunkt zu setzen entschlossen war. Ihr erschien diese Ehe inhaltlos, zwecklos und leer. Kinder hatte sie nicht gewollt, und jetzt, so schien es ihr, war der Zeitpunkt vorbei. Es war eine Liebesheirat gewesen, aber im Laufe der Jahre hatten die beiden Menschen, von denen der eine, der Mann, fast ausschließlich seinem Beruf, der andere, die Frau, nur einer oberflächlichen und schalen Geselligkeit, dem Wirbeltanz großstädtischer Vergnügungshast lebte, sich einander entfremdet.

Und ganz plötzlich, eines Tages sagte Helene es sich: „So geht es nicht weiter. Ich muß fort. Das Gewesene gleicht einer Ruine, die restlos zerstört werden muß. Ich will mein Leben neu aufbauen!" Nicht daß sie ihren Mann heimlich verlassen hätte. Nein, sie gestand ihm freimütig, daß das Leben an seiner Seite erfüllungslos für sie geworden sei. Sie wolle für ein paar Wochen in die Stille und Einsamkeit der Natur flüchten, um sich zu besinnen und darüber klar zu werden, was nun geschehen solle.

Hugo hatte den Blick seiner ernsten, klugen Gelehrtenaugen lange auf ihr ruhen lassen und ihr dann in seiner ruhigen Art gesagt: „Meinst du nicht, daß jeder Mensch die Erfüllung letzten Endes nur in sich selbst und aus der eigenen Seele heraus gestalten kann?" Da sie ihm darauf die Antwort schuldig blieb, hatte er sich abgewendet und leise hinzugefügt: „Gewiß, begib dich in die Stille, wenn du hoffst, dadurch innere Klärung zu finden. Wohin willst du fahren?"

Darüber hatte Helene eigentlich kaum noch nachgedacht. Über dem zwingenden „Fort"

KATZENAUGEN

Ihr Blick ist unverwandt auf mich gerichtet —
In ihren Augen steht ein leises Fragen,
Das, blind vertrauend, doch zu forschen scheint.
Mit Zärtlichkeit harrt sie auf meiner Hände Kosen
Und nie vermöcht' ich's, ihre Liebe zu enttäuschen.
Mit unverrückbar anschmiegsamer Treue
Hängt sie an mir mit ihrem ganzen Wesen.

MATHILDE RITTER-ZAHONY

war das „Wohin" nebensächlich gewesen. Aber die Frage ihres Gatten erweckte blitzartig den Wunsch. In das kleine, hoch und abseitig gelegene Gebirgsdörfchen wollte sie, in dem sie mit ihren Eltern als Kind und später als junges Mädchen wiederholt die Ferien verbracht hatte, schöne, glückliche Ferien, wo sie auch mit ihrem Mann in den ersten Jahren ihrer Ehe gewesen war, wo sie Land und Leute kannte und auch sie den Ansässigen nicht fremd war.

Als Helene am Bestimmungsbahnhof den Zug verließ, hatte der nebelverhangene Wintertag sich schon seine Nachtmütze über die Ohren gezogen. Der Autobus, der sie die Serpentinenstraße hinauf ins einsam gelegene Bergdorf führen sollte, stand bereit und eine halbe Stunde später betrat Helene das kleine, aber wohnlich eingerichtete Gasthaus, das einem großen, stattlichen Bauernhof angegliedert war und in dem sich in den Jahren ihres Fernseins nicht viel geändert hatte. Die Quelle vor dem Tor rauschte wie eh und je, die schöne, breitästige Linde, der hohe Nußbaum, die liebe Platane mit der ringförmigen Holzbank waren wohl gewachsen, größer, mächtiger geworden, was sich aber jetzt, da der üppige Blattschmuck des Sommers fehlte, kaum als Veränderung auswirkte.

Die bäuerliche Wirtsfrau begrüßte Helene mit jener wohltuend naiven Natürlichkeit, die dem stadtfremden Landbewohner eigen ist. Nur daß sie so ganz allein hergefahren sei, ohne ihren Mann, das wunderte die Bäuerin. „Ach, mein Mann ist so beschäftigt", erwiderte Helene rasch, und das begriff man. „Aber er hat mir ein bißchen Urlaub gegeben", setzte sie hinzu, „damit ich mich vom Stadtleben erhole."

Die Nebel waren in der Tiefe geblieben und als Helene in ihrem Stübchen vor dem Zubettgehen noch einmal das Fenster öffnete, blickte ein reich gestirnter Himmel auf sie nieder. Ihre Brust weitete sich, ein Gefühl andächtigen Staunens erfüllte ihre Seele. Hohe, schlanke Fichten und Föhren standen als duftende dunkle Wand ihrem Fenster gegenüber, und daß sie ihre Köpfe nun höher trugen als einst, das erkannte Helene daran, daß der Blick zur Bergkapelle nun nicht mehr frei war. Leise murmelte der Wildbach und frischer würziger Hauch wehte ins Zimmer und durchströmte wohlig Blut und Seele der einsam sinnenden Frau.

Am nächsten Morgen lag eine weiße Decke über den Wiesen. Die Fichten trugen auf ihren breiten Armen silberne Ballen und glitzernde Sonnenstrahlen tanzten als goldene Funken über dem schweigenden Frieden dieser kleinen Welt.

Helene fühlte sich wie neugeboren. Es war ihr, als wären Zentnerlasten von ihr abgefallen, als ob der klare Odem der Bergwälder sie bis in die letzten Winkelchen ihrer Seele köstlich durchflutete und ihr Denken und Fühlen von allen Fehlern und Irrtümern reinigte. Hatte sie sich in den letztverflossenen Jahren zuweilen gedanklich fast in Abneigung gegen ihren Mann hineinverstrickt, ihm, und nur ihm allein die Unerfülltheit ihrer Ehe als Schuld zugewogen, so sah sie dies nun mit völlig anderen Augen. „Bin ich ihm nicht so vieles schuldig geblieben?" fragte sie sich und horchte in Stille und Einsamkeit tief in ihr Herz hinab. „Er, ein Mann ernster und verantwortungsvoller Arbeit, suchte des Abends wohl ein stilles Daheim, vertraute Aussprache mit der geliebten, erwählten Frau. Ich aber will ihn nur immer mitziehen hinaus in meine lärmenden, rauschenden und dabei so inhaltlosen Vergnügungen. Muß er nicht nach des Tages Arbeit das Beruhen in vertrauter Zweisamkeit schmerzlich vermissen? Von ihm unverstanden glaubte ich mich! Aber habe denn ich ihm und seinem Lebensinhalt Verständnis entgegengebracht? Habe ich mich nicht zu Beginn unserer Ehe gegen das von ihm ersehnte Kind gesträubt, um der lärmenden Geselligkeit, nach der ich verlangte, nicht entzogen zu werden?"

Sonntag kam die Friedl, die nunmehr verheiratete Wirtstochter mit ihren beiden Kindern zu Besuch. Sie war um weniges jünger als Helene und die beiden hatten als Kinder miteinander gespielt. Als Helene vor Jahren

zum letztenmal hier gewesen, war Friedl noch unverheiratet und nun stellte sie stolz ihre beiden Kleinen vor, einen drolligen Jungen von knapp drei und ein herziges Dirnlein von eineinhalb Jahren. Und lachend sagte sie zu Helene: „Geh, daß du noch immer kein Kind hast! Ja, ihr Stadtleut' seid wohl zu bequem dazu vor lauter Abwechslung. Aber ich, was tät' ich denn anfangen ohne meine zwei Herzbinkerln, wär' ja zu langweilig."

Während Helene sich mit den beiden Kindern beschäftigte, die lieb, aufgeweckt und zutunlich waren, flogen ihre Gedanken in die Ferne zu ihrem Mann. Was er wohl sagen würde, wenn er sie so sehen könnte? Und sie fühlte sich mit ihren 27 Jahren kindjung und durchaus fähig, ihr Eheglück frisch aufzubauen.

Vierzehn Tage, nachdem sie ausgezogen, fuhr Helene wieder heimwärts, aber es war eine andere Helene, die nun ihrem Mann entgegentrat. Die Müdigkeit, die der großstädtische Wirbel über ihre Züge gebreitet, war verflogen, ein heimliches Leuchten lag in ihren Augentiefen und ein weiches Lächeln ließ sie jung und schön erscheinen wie in ihren Mädchentagen.

„Ich danke dir, daß du mir diesen Urlaub gewährt hast", sagte sie zu ihrem Mann, ihn zärtlich umarmend wie seit langem nicht. „Der Wald, die Berge, die Natur, die Stille und die einfachen Menschen dort, alles hat zu mir gesprochen mit einer neuen und anderen Sprache als jener, die ich gewohnt war zu hören. Manches ist mir geklärt worden, was dunkel in mir war, weil Hast und Lärm die innere Stimme übertönten. Ja, Liebster, ich will ein neues Leben beginnen, aber nicht, wie ich früher gedacht, fern von dir und ohne dich, sondern mit dir — wenn du mich noch lieb haben und es noch einmal mit mir versuchen kannst?!"

Da ging über das blasse Gesicht des jungen Gelehrten ein froher Schimmer und er zog sein Weib in alter, nie erstorbener Liebe in seine Arme.

NEVIL MAY

EINE HELLERE WELT FÜR DEN BLINDEN

Wohl auf keinem Gebiet treten internationale Spannungen, Eifersüchteleien und Verdächtigungen so selten in Erscheinung wie in der Blindenfürsorge. Fast ohne Ausnahme arbeiten in jedem Land Blindenorganisationen harmonisch auf das gemeinsame Ziel hin, den Blinden in der ganzen Welt das Leben zu erleichtern und zu verschönen.

Im Vorwort zum 76. Bericht des „Royal National Institute for the Blind" (RNIB) beschrieb der Leiter des Instituts, Godfrey Robinson, ziemlich ausführlich vier neue Erfindungen, die in der Forschungsabteilung des RNIB entwickelt wurden und den Blinden helfen sollen. Die umwälzendste davon ist ein „sprechendes" Buch, das als modernstes seiner Art angesehen wird.

Die andern drei neuen Errungenschaften sind ein „hörbarer" Ball, bei dem die jüngsten Ergebnisse der Elektronik Anwendung fanden und der wegen seines unkomplizierten Mechanismus für blinde Kinder leicht zu handhaben ist; dann eine Methode zum Drucken in Braille, die den Umfang der Bücher und die

Produktionskosten erheblich senken soll; schließlich ein Verfahren zur Herstellung von plastischen Landkarten und Diagrammen.

Das „sprechende" Buch, an dem das RNIB 25 Jahre lang arbeitete, ist das modernste, bisher technisch vollkommenste seiner Art. Der Apparat läßt sich sehr einfach bedienen. Verstärker, Lautsprecher und Abspulmechanismus befinden sich in einem Kasten, die Schalttastatur wurde bis auf einen Hebel und einen Schalter reduziert,

Die Forschungsabteilung des „Royal National Institute of the Blind" sucht ständig nach neuen Hilfen für den Blinden. Eine ihrer jüngsten Schöpfungen ist ein „sprechendes" Buch mit achtzehn Spuren.

und ein Kopfhörersystem ist ebenfalls vorhanden. Das Einzigartige an dem Apparat ist jedoch die Bandkassette. Wenig größer als eines der üblichen Taschenbücher, enthält sie besprochene Bänder mit einer Spieldauer bis zu 20 Stunden. Zu diesem Zweck wurden 1,27 cm breite Bänder verwandt mit 18 statt der üblichen zwei oder vier Spuren.

Der Rückspulkopf befindet sich im Gehäuse, der Aufnahme- und Wiedergabemechanismus mit Band, Bandführung und Tonabnehmer ist ebenfalls eingebaut. Dadurch wird die Gefahr einer Beschädigung durch falsche Bedienung oder falsches Stöpseln auf ein Minimum reduziert. Der Spurwechsel ist äußerst einfach. Am Ende jeder Spur ertönt ein Warnsignal, worauf der Hörer nur die Kassette umzudrehen und auf einen Knopf zu drücken braucht. Dann läuft die neue Spur ab.

Zwei Sicherheitsvorrichtungen verhüten eine eventuelle Beschädigung des Bandes bei Ablauf der Spule, falls der Hörer einmal abgelenkt sein sollte. So wird das Gerät durch ein hohes Tonsignal am Bandende automatisch außer Betrieb gesetzt. Falls die Abschaltung versagen sollte, verhindert eine Gleitkupplung am Ende der Spule das Zerreißen des Bandes.

Ein weiterer Beweis für die intensive Forschungsarbeit des RNIB ist der „hörbare" Ball. Bisher kannte man zwar Bälle, in denen kleine Gegenstände, beispielsweise trockene Erbsen, eingeschlossen waren, die aber nur beim Aufspringen rasselten. Der neue Ball besteht aus einem kleinen elektronischen Signalgerät in einer mit einer Ballhülle umgebenen Schaumgummimasse. Das Gerät wird von einem Miniaturakkumulator gespeist, der aus einer Trockenbatterie aufgeladen wird. So kann der Ball stundenlang einen Piepton von sich geben. Der Schaltknopf beeinträchtigt nicht die Sprungkraft des Balles.

Um die Unterrichtung von Blinden zu erleichtern, hat das Institut seit langem nach neuen Wegen gesucht, um plastische Landkarten und Diagramme herzustellen, die die tastende Hand des Blinden enträtseln kann. Zwar wurden bereits mittels verschiedener Stoffe topographische Karten angefertigt, aber nicht serienweise. Mit Hilfe des Unterdruck-Form-Verfahrens bei Kunststoffen konnte das RNIB eine Methode zur Herstellung von komplizierten Strukturgeweben entwickeln und patentieren lassen, die die Darstellung von Karten für Blinde grundlegend verändert. Man hofft, daß auf diese Weise jeder blinde Schuljunge in der Erdkundestunde und auch der Erwachsene, der begierig seine plastische Landkarte befragt, einen besseren Überblick über ihre nähere Umgebung und die Welt gewinnen können.

Ohne eine genügend große Anzahl Bücher und Zeitschriften, die die Freizeit beleben, dem Studenten Wissenswertes vermitteln und die geschichtlichen Ereignisse der Vergangenheit und Gegenwart aufzeichnen, wäre die Welt des Blinden wirklich sehr dunkel. So druckten zum Beispiel die Pressen in der Druckerei des RNIB im ersten Quartal 1960 rund 485.200 Zeitungen und Zeitschriften, 1405 Bücher und 54.391 Fachblätter für Musik und Literatur.

Jedoch begnügt sich das RNIB nicht mit seinen Erfolgen. Es sucht ständig nach neuen Methoden zur Verbesserung altbekannter Verfahren. So hat es nach vielen vergeblichen Versuchen und Fehlschlägen eine neue Methode entwickelt, diese für die Blinden so lebenswichtigen Bände zu drucken. Das

neue Verfahren hat eine Reihe grundlegender Vorzüge und besteht darin, daß man mit Hilfe von „Plastiktinte“ massive Schriftzeichen auf das Papier aufträgt, anstatt wie bisher die Schriftzeichen in das Papier einzudrücken.

Da das Verfahren schneller und rentabler ist als die konventionelle Methode, dürfte eine entsprechende Produktionssteigerung zu erwarten sein; da die Schriftzeichen formbeständig sind, kann man außerdem dünneres Papier benutzen und die Dicke eines Braille-Bandes um die Hälfte verringern.

Ein weiterer Punkt, den der Bericht anschnitt, betraf die Bemühungen des Instituts, die Unterrichtung von blinden Jugendlichen zu fördern. Hierbei spielt ein Gerät, dessen Vervollkommnung noch nicht abgeschlossen ist und das Lichtsignale mit Hilfe einer Photozelle in Tonsignale umwandelt, eine bedeutende Rolle. Dieser Apparat ermöglicht es, Richtung und Stärke eines Lichtstrahls zu messen. Das Gerät soll so lichtempfindlich sein, daß bei Änderungen der Tonfrequenz ein Blinder Farbänderungen an Flüssigkeiten wahrnehmen oder den Verlauf einer dünnen dunklen Linie auf einem hellen Hintergrund verfolgen kann.

Als gute Unterrichtshilfe für blinde Jugendliche entwickelte das Institut eine neue Methode für die Herstellung von Landkarten. Die Abbildung zeigt einen Ausschnitt aus einer solchen Karte, die aus leicht zu unterscheidenden Geweben besteht, die Unterschiede in der Bodengestalt deutlich erkennen lassen.

Mein Telephon und ich

Ich habe ein eigenes Telephon bekommen. Na, was ist das schon für ein Ereignis, werden die Leute sagen. Ein eigenes Telephon hat doch heutzutage fast jeder. Oh, sagen Sie das nicht. Nicht jeder! Es gibt viele Menschen, die noch keine Wasserleitung in der Küche haben. Sie müssen das Wasser von der sogenannten „Bassena“ holen, und das ist, weiß Gott, nicht sehr bequem.

Ich aber habe ein *eigenes* Telephon! Ach sagen Sie nicht, ich wäre kindisch. Ja, meine Freude ist kindisch, ich sehe es ein, aber ich bin nun einmal ein Mensch, der sich über Dinge freuen kann, worüber andere lächeln. Ja, lächeln! Ein Telephon, na, das hat man eben zum täglichen Gebrauch, man erledigt Gespräche mit seinen Mitmenschen, mit guten Freunden, vielleicht auch mit Menschen, die man gar nicht kennt. Ja, lächeln Sie nicht, die man gar nicht kennt! Ich spreche seit Jahren mit Menschen am Telephon, natürlich dienstlich, die ich eigentlich nie gesehen habe, also, die ich gar nicht kenne, wir sagen uns Frau Kollegin, Herr Doktor, Herr Ministerialrat usw.; vielleicht sind ihre Stimmen sympathisch, vielleicht sympathischer als ihr Aussehen. Vielleicht sind sie nur so nett am Telephon, weil sie eine Auskunft brauchen. Natürlich kommt es auch vor, daß einer brüllt, daß man glaubt, das Trommelfell würde zerplatzen, manche Telephonistin könnte ein Liedchen davon singen.

Ja, das Telephon kann uns Freundin sein! Aber die Menschen, die hinein- oder herausreden, die sind nicht immer unsere Freunde, nein, ganz bestimmt nicht. Es gibt solche, die mit Absicht das Telephon zum Ärger ihrer Mitmenschen beanspruchen. Sie merken es vielleicht nicht, daß man sie nicht anhört, aber sie erzählen und schwatzen. Na, dann diese Fehlanrufe! Ach Gott, mir selbst ist das ja auch schon oft passiert. Nervös, falsch gewählt, und ich hatte dann natürlich nicht die gewünschte Verbindung. Aber, da klingt dann mein „Bitte um Entschuldigung“ doppelt nett, damit ich den Ärger meines

Gesprächspartners mildere. Im Wirbel des geschäftlichen Trubels versteht man oft den Namen des Anrufenden nicht genau, und man spricht mit dem Betreffenden natürlich in der Annahme, er sei eben der, den man meinte, aber es war eben ein anderer. An seinem Stillschweigen kommt es einem bald zum Bewußtsein, daß etwas nicht stimme. Wer hätte nicht so ein telephonisches Chaos schon selbst erlebt. Wenn einer ein so alter Bürohase ist wie ich, na, da ist doch das Telephonieren eine ganz selbstverständliche Sache. Aber, nicht so selbstverständlich ist es, ein *eigenes Telephon* zu haben, nein, ganz sicherlich nicht, auch wenn Sie es mir nicht glauben wollen.

Eigentlich habe ich mir in jungen Jahren ein eigenes Telephon gar nicht gewünscht; aber mit der Zeit wird man anspruchsvoller. Ich will damit nicht sagen, daß man eben mehr vom Leben bzw. mehr Bequemlichkeit haben will. Nein, ich schaffte mir ein eigenes Telephon an, weil ich etwas brauche, das Leben ins Heim bringt.

Einige Freunde haben mir wohl abgeraten, so ein Ding anzuschaffen. Das Klingeln, ach, man sitzt in der Badewanne, das Telephon läutet, oder ein Fehlanruf des nachts, man hüpft aus dem warmen Bett, erschreckt, und dann meldet sich ein Spaßmacher — oder es meldet sich niemand. Ich ließ mich aber von dem „Wenn und Aber" nicht abhalten, sondern, habe jetzt ein „eigenes Telephon" —! Ja, im Schlafzimmer, gegenüber von meinem Bett, wo ich hinsehen kann, wenn es klingelt! Aber es hat noch nicht geklingelt, denn ich habe es ja auch erst einige Stunden. Es kam nur der Probeanruf der Zentrale. Nein, daß ich nicht lüge, es kam ein kurzer Anruf eines lieben Bekannten, ganz kurz, ich war aber so glücklich, daß meine Stimme vor Freude kickste. Es war nicht allein die Freude über die mir wohlvertraute Stimme, nein, auch darüber, daß ich das erste Mal in meinem Leben eine eigene Hörmuschel an mein Ohr legte. Jahre hindurch, da war es doch nur die dienstliche. Man sollte das ja gar nicht laut sagen, viel weniger schreiben; aber wer könnte von sich schon sagen, er hätte in seinem Leben noch nie auf Kosten des Chefs oder vielmehr des Staates ein kleines telephonisches Gespräch geführt? Davon will ich aber heute gar nicht reden. Mein Herz bewegt heute ein kleines Kästchen an der Wand, das mich mit zwei „Augen" anblickt. Das eine zeigt die Zahl der verbrauchten Stunden, das andere blickt schwarz und dunkel auf mich. Aber — wenn es klingelt und ich den Hörer abnehme, dann ist dieses Auge hell und blickt mich freundlich an. Ich kann gar nicht sagen, wie glücklich ich heute bin, so ein eigenes „Sprechkästchen" zu besitzen. Als die Monteure des Telegraphenbauamtes fort waren, da stand ich eine Weile davor und betrachtete es. Ich konnte es nicht glauben, daß mein Wunsch, den ich so lange in mir herumtrug, nunmehr in Erfüllung gegangen ist. Jetzt muß ich nicht mehr meine Nachbarn belästigen, falls ich einen wirklich dringenden Anruf benötige oder erwarte. Obwohl ich, das muß ich sagen, mehr als liebenswürdige Nachbarn habe. Ich bin stolz auf mein Telephon, aber nicht zu stolz, um nicht auch ein kleines Dankgebet zu sprechen, daß es möglich war, mir einen, wenn auch heute nicht mehr so zu nennenden, Luxus, der doch früher nur wenigen zur Verfügung stand, leisten zu können.

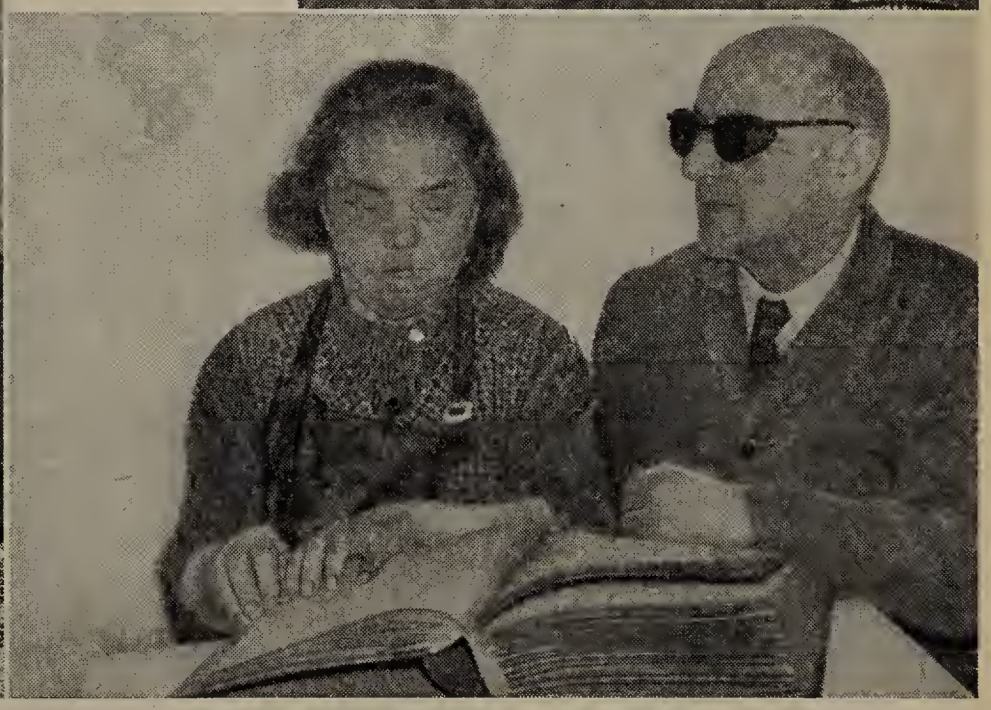
Nein, wir dürfen nicht alles so selbstverständlich nehmen, die Mehrzahl der Menschen von heute nimmt alle technischen Errungenschaften für ganz selbstverständlich; das Auto, das Telephon, den elektrischen Kühlschrank, das Bad im Hause, alles Dinge, die unseren Großeltern als Fata Morgana erschienen wären. Es gab eine Zeit, in der auch die Kinder von Beamtenfamilien ins „Tröpferlbad" liefen. Mir tut es wirklich nicht leid, diese Zeit als Kind erlebt zu haben. Vielleicht schätzen wir daher auch die Neuerungen viel mehr als die Jugend, die zum Großteil doch schon alle Vorzüge unserer modernen Zeit genießt. Ich finde trotzdem, daß ein Mensch, der sich über diese Dinge freuen kann, ein glücklicher Mensch ist. Ob jene, die alles für so selbstverständlich hinnehmen, glücklich sind? Sie benützen alles nur mit der Auffassung als Bereicherung ihres Lebensstandards. Es wird bei ihnen nie der Gedanke wach, daß es noch Menschen auf dieser Welt gibt, denen das Einfachste fehlt, vielleicht haben diese nicht einmal eine warme Schlafstätte oder genügend zu essen.

Ja, das gibt es noch. Lesen Sie dies nicht in den Zeitungen? Die Hungernden übersehen wir! Ja, auch die kleine Zahl von Menschen, die auch an andere denken, lesen diese Zeilen oft nicht. Nur *manchmal* rütteln uns diese

Zeilen doch auf, unser Herz öffnet sich ein wenig, dann tun wir vielleicht auch etwas Gutes für den, der weniger besitzt als wir selbst, vielleicht! Liebe Leser, verschließt daher euer Herz nicht für die Not, aber, auch nicht für die Freude! — Wahre Freude ist, sich auch über Dinge des Alltags zu freuen, über Dinge, die vielleicht sonst als selbstverständlich erscheinen.

Ich freue mich heute besonders über mein kleines „Kästchen" an der Wand, mit den zwei Augen, die mich anblicken. Wenn sich das dunkle Auge auftut, dann kommt vielleicht ein netter Anruf. Vielleicht! **Hermi Leopold**

Die Blindenschrift



Links oben: Der Tastsinn der taubblinden Kollegin F. Grünwald vermittelt ihr über die Brailleschrift die Gedankenschätze der Menschheit. — Rechts oben: Frau Steffy Walter führt ihr Wirtschaftsbuch in Blindenschrift. Mehr noch als die sehende Hausfrau muß die blinde mit jedem Schilling rechnen. Es erwachsen ihr ohnehin viele blindheitsbedingte Mehrausgaben. — Links unten: Kollegin Leopoldine Burger war die erste blinde Telephonistin in Österreich. Jetzt ist sie pensioniert und bemüht sich, ihre Freizeit so schön wie möglich zu gestalten. — Rechts unten: Unser Freund Leo spitzt die Ohren, wenn ihm seine Paula vorliest. **Pressebild-Agentur Cerny**

was
man
schätzt
schützt
man

WIENER STÄDTISCHE
VERSICHERUNG

WIEN I. RINGTURM · TELEPHON 63 97 50

Jeder Blinde, der in der großen Verkaufsvermittlung

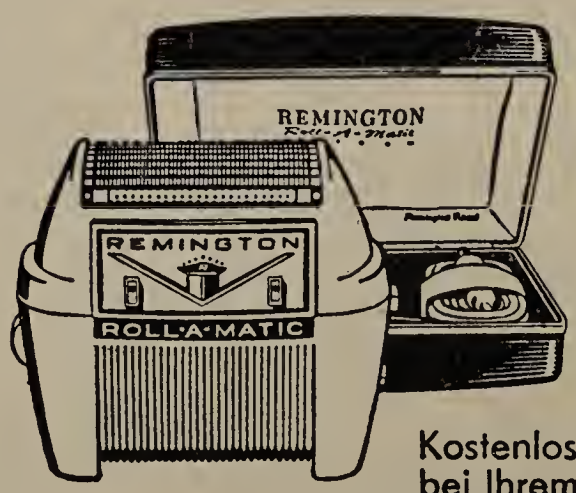
„Die Chance"

etwas einkauft oder einbringt,
verlange **Blindenbetreuung!**

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz/Donau, Bahnhofplatz 1a

LEISTUNGSSTEIGERND...
ASTRALUX
KUNSTLICHE SONNEN

DAS NEUESTE:
ROLL·A·MATIC VON REMINGTON
EINSTELLBAR



auf Ihren Bart
auf Ihre Haut

Eine Fingerbewegung, und Sie wählen **Ihre** perfekte Rasur - noch glatter durch neue Messer im extrem großen Scherkopf - griffiges Gehäuse, elegant und formschön!

NUR S **580,-**

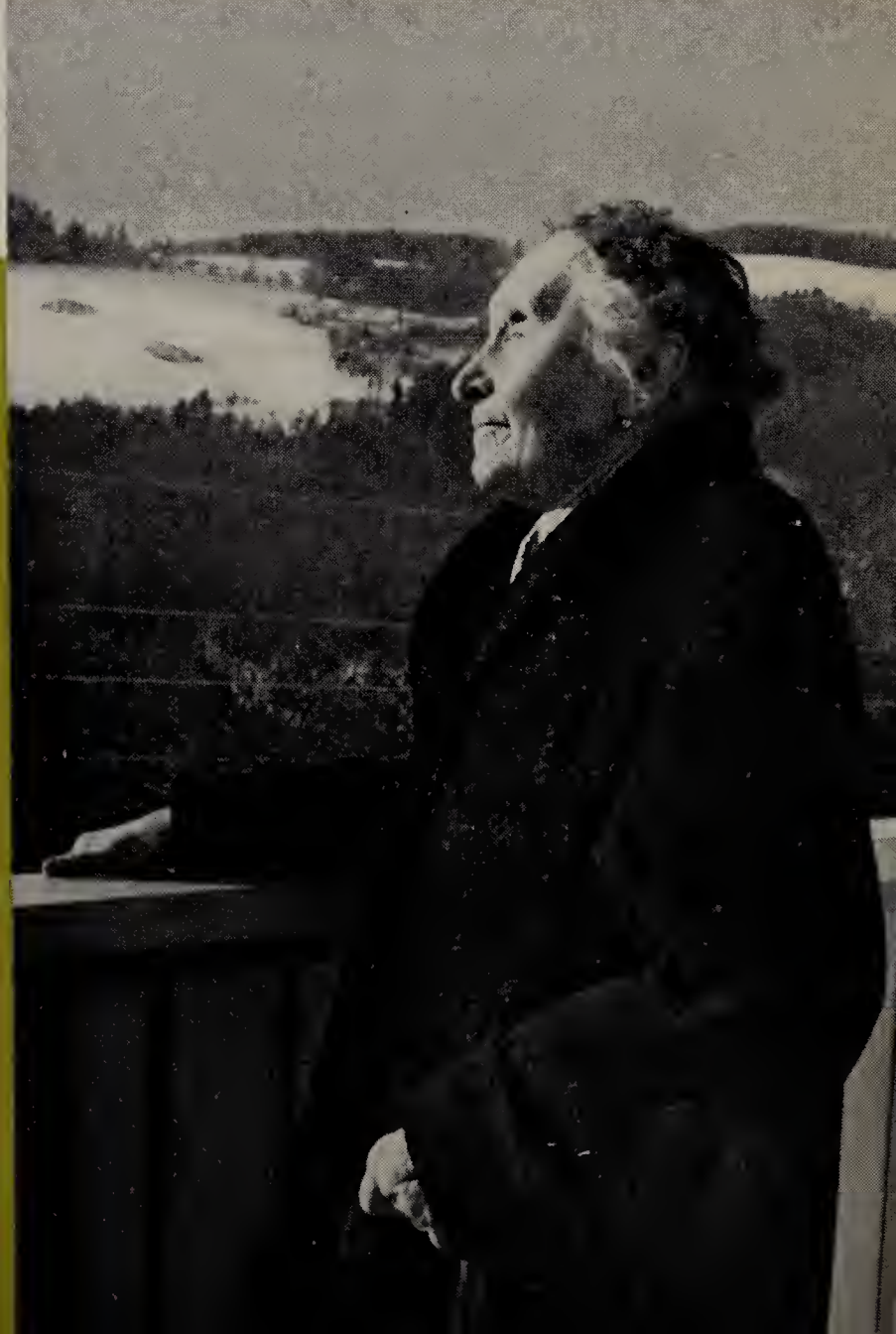
Kostenlose Proberasur und Beratung bei Ihrem Fachmann:

WER RASIEREN SAGT, SAGT REMINGTON

Eigentümer und Herausgeber: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XX. Treustraße 9. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes

UNSER SCHAFFEN



EFT 2 · 7. JAHRGANG
EBRUAR 1962

Wie es zum ersten österreichischen Blindenaltersheim kam

Es wird einmal eine Selbstverständlichkeit sein, daß es Altersheime für Blinde gibt, welche auf die besonderen Bedürfnisse der Nichtsehenden eingestellt sind und daher in jeder Hinsicht für einen schönen Lebensabend dieser schwergeprüften Menschen Gewähr bieten. Für diese zukünftigen Zeiten soll festgehalten werden, daß es nicht immer so gewesen ist und daß von vorausblickenden Pionieren des österreichischen Blindenwesens erst der Beweis für die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Schaffung von Sonderaltersheimen erbracht werden mußte.

Es war der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs vorbehalten, den ersten Schritt auf diesem Wege zu machen, und das von ihr mit Hilfe der gutherzigen Bevölkerung errichtete erste österreichische Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein wird gewiß Nachahmung finden.

Im Jahre 1951, erst drei Jahre nachdem die Hilfsgemeinschaft ihre durch den Krieg unterbrochene Tätigkeit für die Blinden wieder aufgenommen hatte, konnte sie in Unterdambach bei Neulengbach eine Privatpension erwerben. Es entstand das Blindenerholungsheim „Harmonie". In Turnussen von je drei Wochen verbringen alljährlich dort viele Blinde — wenn nötig mit ihren Begleitpersonen — schöne Tage der Entspannung und körperlicher Kräftigung. Auch sehr viele alte, alleinstehende Blinde machten gerne von dieser einmaligen Gelegenheit Gebrauch, um wenigstens für einige Wochen der Haushaltssorgen enthoben zu sein.

Es ist verständlich, daß der Abschied von dem Erholungsheim nach den dort verbrachten glücklichen Wochen eine bittere Pille gerade für die alten, alleinstehenden Blinden war. „Könnten wir es nur während des ganzen Jahres so haben, wie hier in der ‚Harmonie', dann wären wir aller Sorgen enthoben und könnten uns auch noch ein wenig unseres Lebens erfreuen." Das war die Meinung vieler alter, alleinstehender Blinden. Die Heimleitung mußte tatenlos zusehen, wie manche von diesen wegstarben, ohne daß ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen wäre. Andere wieder konnten sich nur helfen, indem sie um die Aufnahme in eines der bestehenden allgemeinen Altersheime ansuchten.

Ein Altersheim für Blinde war nötig

So entstand der Plan, ein Altersheim für Blinde zu schaffen und ließ die leitenden Funktionäre der Hilfsgemeinschaft nicht mehr zur Ruhe kommen. Durch einen glücklichen Zufall wurde bekannt, daß Baumeister Alois Kramer in Sollenau seinen Besitz, die „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein, zu veräußern beabsichtige. Am 25. November 1959 fand die erste Besichtigung statt. Der Eindruck von dem lange leergestandenen Gebäude war deprimierend, und es stand fest, daß größere Beträge für seine Instandsetzung erforderlich sein würden. Experten wurden zu Rate gezogen und zahlreiche Gutachten eingeholt. Schließlich konnte nach zähen Verhandlungen eine Einigung über den Kaufpreis erzielt werden. Die Zentralsparkasse der Gemeinde Wien erklärte sich bereit, ein Hypothekardarlehen zu gewähren, um den Erwerb der „Waldpension" möglich zu machen.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wurde 1935 von Jakob Wald gegründet und feierte 1960 das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens. Die Leitung der Hilfsgemeinschaft beschloß, dieses denkwürdige Ereignis zum Anlaß zu nehmen, um das erste österreichische Blindenaltersheim zu errichten. Endlich war es soweit, daß am 29. März 1960 der von Notar Dr. Arnulf Schreiber verfaßte Kaufvertrag unterfertigt werden konnte, womit die Hilfsgemeinschaft Besitzerin der „Waldpension" wurde.

Das Heim entsteht

Sogleich wurden Handwerker mit der Durchführung der vordringlichsten Arbeiten betraut. Vor allem mußte das schadhafte Dach in Ordnung gebracht werden, um das weitere Eindringen von Wasser zu verhindern. Dann war die Elektroinstallation an der Reihe. Diese befand sich

in einem desolaten Zustande und mußte fast gänzlich erneuert werden. Eine moderne Blitzschutzanlage wurde angebracht, die großen Schlafräume unterteilt. Erfahrungsgemäß erschien es zweckmäßiger, nicht mehr als höchstens zwei Personen in einem Zimmer unterzubringen. Die Unterteilung der Zimmer machte aber auch die Neuanlage einer Wasser- und einer Zentralheizungsleitung erforderlich.

Die Küche befand sich ebenfalls in einem unzureichenden Zustand, und es ergaben sich vordringliche Arbeiten. Die Heizanlage des Gebäudes entsprach in keiner Weise den zeitgemäßen Anforderungen. Die veraltete Kesselheizung erforderte einen hohen Arbeitsaufwand und war unrationell. Die Firma Korte u. Co wurde mit der Installation einer modernen vollautomatischen Schwerölheizanlage betraut. Wohl ergaben sich für diese sehr hohe Kosten, jedoch zeigte eine Rentabilitätsberechnung, daß der Betrieb dieser Anlage gegenüber der alten Koksheizung im Laufe der Jahre große Einsparungen bringen würde.

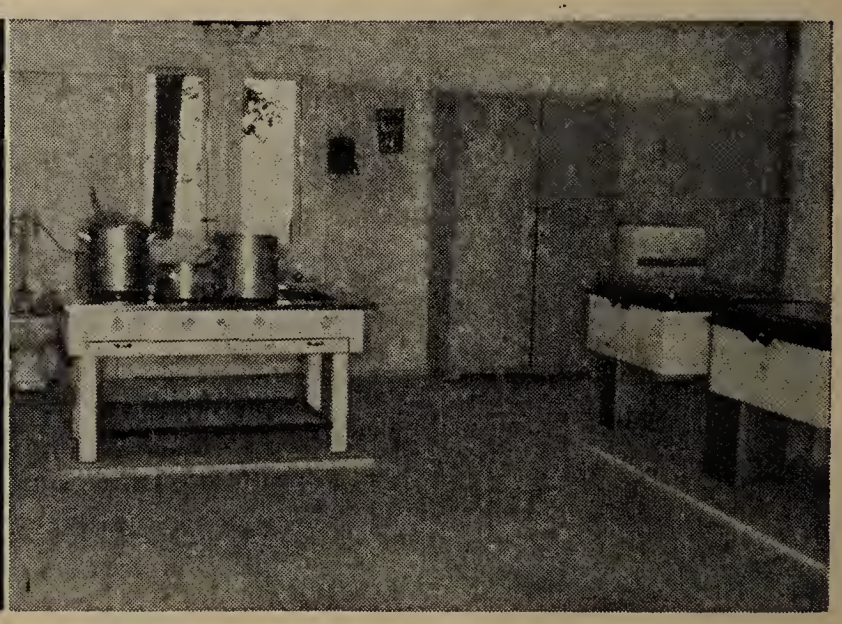
Es fehlt an Geld

Woher aber das viele Geld nehmen, um dies alles zu finanzieren? Die Hilfsgemeinschaft ist noch immer nur auf jene Mittel angewiesen, welche ihr von der Bevölkerung in Form von Spenden zur Verfügung gestellt werden. Sie erhält weder einen Anteil an den alljährlich zugunsten der Blinden durchgeführten Haussammlungen noch einen Anteil an dem Ergebnis der Wertlotterie zugunsten der Blinden, noch erhält sie Bundes-, Landes- oder Gemeindesubventionen.

Es war die Zentralsparkasse der Gemeinde Wien, welche die helfende Hand bot und mit der Aufstockung des ersten Darlehens die Errichtung der neuen Heizanlage ermöglichte. Die Hilfsgemeinschaft entschloß sich, an alle österreichischen Gemeinden, Pfarrämter und Betriebsräte größerer Unternehmungen sowie an alle Baumeistereien Schreiben mit der Bitte um einen Förderungsbeitrag zu richten. Diese Aktion fand ein gutes Echo. Viele große Unternehmungen erhielten ein Schreiben mit der gleichen Bitte. Mit größeren und kleineren Beträgen half die österreichische Bevölkerung mit, ein Werk wahrer Nächstenliebe und echter Menschlichkeit zu errichten. Zahlreiche Firmen stellten notwendige Einrichtungsgegenstände kostenlos oder zu sehr verbilligten Preisen zur Verfügung und halfen auf diese Weise mit, dem vorhandenen Geld einen viel höheren Wert zu geben.

Die Ausgestaltung

Dann kam das Problem der Kücheneinrichtung. Die Küche bildet nun einmal einen wesentlichen Bestandteil eines Heimes. Das Blindenerholungsheim „Harmonie" hat seit 1959 eine

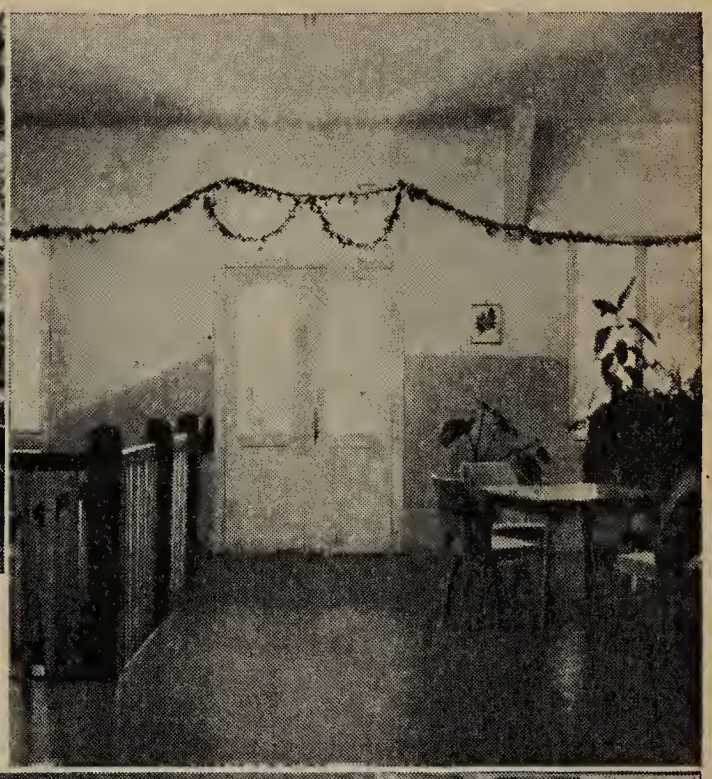


Modernste arbeitssparende Maschinen stehen dem Küchenbetrieb im Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein zur Verfügung. Dieses Bild zeigt eine Brot- und Wurstschneidemaschine.

Die modern eingerichtete Elektro-Küche im Blindenaltersheim „Waldpension" wird den dort Beschäftigten das Arbeiten zu einem wahren Vergnügen machen. Rechts der große Tischherd, links die zwei Kippbratpfannen.

Pressebild-Agentur Cerny

Elektroküche, die sich ausgezeichnet bewährt hat, welche die Arbeiten für die dort Beschäftigten zu einem Vergnügen macht. Die Absicht lag nahe, auch die „Waldpension" mit einer Elektroküche auszustatten. Wieder erschien ein rettender Engel, diesmal in der Gestalt des Herrn Generaldirektors Dr. Fritz Skacel von der NEWAG. Eine neue Transformatorenstation mußte errichtet werden, um den Bedarf an benötigter Energiemenge decken zu können. Herr Hofrat Dr. Walter Edhofer von der Niederösterreichischen Landesregierung lieh mit großer Begeisterung seine Unterstützung bei der Errichtung dieser Elektroanlage. Umfangreiche Arbeiten waren erforderlich, bis die Elektrofirmen Ing. Herbert Oppolzer, Wien, und Ing. Jahn u. Sohn, Wr.-Neustadt, Elektroinstallationen für die Küche und die vollautomatische Heizanlage ausführen konnten. Die baumeisterlichen Arbeiten wurden von der Firma Franz



Links oben: In friedlicher Landschaft liegt die „Waldpension", das von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs geschaffene Blindenaltersheim.

Rechts oben: Blick in die Vorhalle des Blindenaltersheimes.

Links unten: Die Heiminsassinnen fühlen sich sehr wohl in der „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein. Sie haben Freundschaft geschlossen, sie teilen Freud und Leid und bemühen sich nach Möglichkeit, einander zu helfen. Nun können sie auch wieder ihren echten Humor aus der tiefsten Tiefe ihrer Seele hervorholen, denn sie werden von keinen Sorgen um ihren Lebensabend mehr gequält und können die ihnen gegebenen Jahre in Zufriedenheit leben.

Rechts unten: Ohne Ruß und Rauch, mit Ober- und Unterhitze arbeiten die Elektrobackschränke im Blindenaltersheim „Waldpension". Die Besichtigung dieses von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs errichteten Heimes lohnt sich.

Photo Heinz Vogel

Kickinger, Kasten, durchgeführt, die Terrazzoböden von der Firma Heinrich Kriwanek, Wien. Mit der Ausführung sämtlicher Installationsarbeiten für die Heiz- und Warmwasseranlagen war die Firma Korte u. Co. betraut.

Viele Unternehmungen haben Baustoffe, Verkleidungsplatten, Beleuchtungskörper, Armaturen, sanitäre Gegenstände und vieles mehr kostenlos oder verbilligt zur Verfügung gestellt, jedoch den Wunsch geäußert, nicht genannt zu werden. Diesen Helfern im stillen sei besonders herzlich gedankt. Ihnen gelten die folgenden Worte:

Wohltaten, still und rein gegeben,
sind Tote, die im Grabe leben,
sind Blumen, die im Sturm bestehn,
sind Sternlein, die nie untergehn.

Sämtliche Maler- und Anstreicherarbeiten wurden von der Firma Wilhelm Zacsek, Zillingdorf, ausgeführt, während sich in die Tischlerarbeiten die Firmen Femböck, Kronaus und Graf teilten. Die Dachdeckerarbeiten wurden von der Firma F. Seidl, Aspang, und die Glaserarbeiten von der Firma Josef Huber, Aspang, ausgeführt. Die Verlegung des von der Firma Interplastic zu sehr günstigen Bedingungen beigestellten Bodenbelages hatte die Firma Prix, Aspang, übernommen. Die Schlosserarbeiten besorgte die Firma Anton Hessler, Edlitz.

Zur Eröffnung bereit

Es könnte die Reihe der Helfer noch lange fortgesetzt werden, denn viel Hilfe war erforderlich, daß am 19. Dezember 1961 die feierliche Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes stattfinden konnte.

Das Blindenaltersheim „Waldpension" besitzt zwei Stockwerke. Die erste Etappe diente der Fertigstellung des ersten Stockwerkes und der Beziehbarkeit aller dort befindlichen Zimmer. Sie war zum Zeitpunkt der Eröffnung abgeschlossen. Für diesen ersten Abschnitt war auch die Einrichtung der Elektroküche und der neuen Heizanlage vorgesehen. Alles ging planmäßig vor sich, die Festgäste waren begeistert und nahmen die allerbesten Eindrücke von der Führung durch das Gebäude mit.

Größte Freude aber beseelte die Schöpfer dieses Heimes, denn sie haben keine Mühen und Opfer gescheut, um ihr Ziel zu erreichen, den alten, alleinstehenden Blinden eine würdige Heimstätte zu schaffen, in der sie den nach einem meist arbeitsreichen Leben wohlverdienten sorgenfreien Lebensabend verbringen können.

Unzählige Glückwunschschreiben und Telegramme sind aus ganz Österreich und dem Auslande anläßlich dieses denkwürdigen Ereignisses eingelangt. Es war ein Freudenfest in der „Waldpension" am 19. Dezember 1961, das sich bis in die späten Abendstunden hinzog. Sehende und Blinde vereinigten sich zu frohem Feiern.

Besonderer Dank gebührt den vielen fleißigen Arbeitern, welche tagein, tagaus ihre Pflicht erfüllten und im Bewußtsein, für wen dieses Heim geschaffen wird, vielleicht noch ein bißchen über die Pflicht hinaus taten. Vergessen sollen nicht werden die Herrn Ing. Wolf und Ing. Baumgartner von der NEWAG, welche unermüdlich die Elektroarbeiten überwachten, und Herr Baumeister Karl Sperl, welcher der Hilfsgemeinschaft bei der Ausgestaltung der „Waldpension" beratend zur Seite stand.

Nun können unsere alten blinden Freunde in Geborgenheit leben, denn die Heimmutter, Frau Bambach-Neumann, tut alles, damit sich ihre Schützlinge wohl und wie zu Hause fühlen.

Die Zukunft ist hell

Ist dieses Heim aber nur zum Segen für die alten und alleinstehenden Blinden, die es jetzt beziehen? Keineswegs, denn im Laufe der Zeit werden viele Menschen in der „Waldpension" Aufnahme finden, die eines Tages erblinden könnten. Menschen vielleicht, die selbst dazu beigetragen haben, dieses Heim zu schaffen. Viel sorgloser können jetzt aber auch die jüngeren Blinden leben und mit Freude und Genugtuung ihrer Arbeit nachgehen, denn sie wissen, daß für sie gut gesorgt ist, wenn auch sie dereinst alt geworden und sich nicht mehr allein behaupten können.

„Gazelle"- STRÜMPFE VERBÜRGEN QUALITÄT

Nun beginnt die zweite Etappe der Ausgestaltung des Blindenaltersheimes. Das zweite Stockwerk muß noch fertiggestellt und eingerichtet werden. Auch dafür wird noch viel Geld erforderlich sein, aber es kann nicht daran gezweifelt werden, daß die nie versiegende Hilfsbereitschaft der österreichischen Bevölkerung auch die Erreichung dieses Zieles möglich machen wird.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat der österreichischen Blindenschaft mit der Eröffnung dieses ersten Blindenaltersheimes ein kostbares Weihnachtsgeschenk gegeben, und die österreichische Presse, der Rundfunk, das Fernsehen und Walter Niesner in der Sendung „Autofahrer unterwegs" haben diese Tatsache gebührend gewürdigt.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs dankt auf diesem Wege und vor allem namens der vielen alten, alleinstehenden Blinden, für welche dieses Heim geschaffen wurde, allen gutherzigen Menschen, die in der einen oder anderen Form zur Errichtung dieses Werkes beigetragen haben. Sie bittet darum, diesem Werke österreichischer Pionierarbeit auf sozialem Gebiete weiterhin helfend die Hand zu reichen, bis endlich der Tag kommt, da sich der Staat in vollem Maße seiner Verpflichtungen den Blinden gegenüber bewußt geworden sein und die Sorge für diese vom Schicksal schwer getroffenen Menschen zu der seinen machen wird.

Wer mithelfen möchte, die weitere Ausgestaltung der „Waldpension" zu ermöglichen, wird gebeten, seinen Beitrag, ob groß oder klein, auf das Postsparkassenkonto 54.400 „Blindenaltersheim" des Vereines Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Wien, zu überweisen.

* * *

Ansuchen um Aufnahme in das Blindenaltersheim „Waldpension" sind zu richten an das Zentralsekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs in Wien XX. Treustraße 9 (Telephon 35 36 81). Die Aufnahme ist weder von der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Bundesland noch vom Glaubensbekenntnis oder der sozialen Stellung abhängig. Es werden Frauen und Männer aufgenommen, sofern sie niemand mehr haben, der für sie sorgt, und sie sich nicht mehr allein behaupten können.

Worte von Albert Schweitzer

Die Macht des Ideals ist unberechenbar. Einem Wassertropfen sieht man keine Macht an. Wenn er aber in den Felsspalt gelangt und dort Eis wird, sprengt er den Fels, als Dampf treibt er den Kolben der mächtigen Maschine. Es ist dann etwas mit ihm vorgegangen, das die Macht, die in ihm ist, wirksam werden ließ.

*

Wir müssen alle drauf vorbereitet sein, daß das Leben uns den Glauben an das Gute und Wahre und die Begeisterung dafür nehmen will. Aber wir brauchen sie ihm nicht preiszugeben. Daß die Ideale, wenn sie sich mit der Wirklichkeit auseinandersetzen, gewöhnlich von den Tatsachen erdrückt werden, bedeutet nicht, daß sie von vornherein vor den Tatsachen zu kapitulieren haben, sondern nur, daß unsere Ideale nicht stark genug sind. Nicht stark genug sind sie, weil sie nicht rein und stark und stetig genug in uns sind.

ROBERT SCHEU

Der plötzliche Hund

Sehr geehrter Herr Professor!

Der in unserer Anstalt auf Paranoia behandelte Professor Hochreiter hat den Wunsch ausgesprochen, mit einem Kollegen von der philosophischen Fakultät eine Aussprache zu pflegen. Dieser soll beurteilen, ob er im Vollbesitz seiner Denkfähigkeit ist.

Obwohl es nicht üblich ist, einem derartigen Verlangen eines Patienten zu willfahren, soll diesmal eine Ausnahme gemacht werden, da es auch für Sie, Herr Professor, interessant sein dürfte, die Argumente eines von einer Wahnidee befallenen Gelehrten kennenzulernen.

So etwas! Der Hochreiter plötzlich verrückt! Das ist ja schauderhaft! Natürlich werde ich ihn mir anschauen . . .

„Grüß Sie der Himmel, Herr Kollega! Was sagen Sie dazu, mich im Narrenhaus anzutreffen? Hätten Sie sich das träumen lassen?" — „Wirklich nicht! Sie schauen auch gar nicht so aus, als ob Sie hier zuständig wären."

„Ich bilde mir fest ein, bei Verstand zu sein. Da dies aber jeder Narr von sich behauptet, so ist damit nichts gewonnen. Ich habe Sie hergebeten, weil ich mich eines Aperçus aus Ihrer Feder erinnert habe, das da lautet: Ein vernünftiger Gedanke, konsequent zu Ende geführt, wird allemal in einer Verrücktheit enden."

„Ausgezeichnet! Ihr Gedächtnis ist jedenfalls intakt!" — „Danke sehr. Und erlauben Sie jetzt, daß ich in medias res gehe und Sie geradaus mit meiner sogenannten Wahnvorstellung bekanntmache." — „Sie haben nur *eine*?"

„Nur eine, aber eine sehr ausgiebige." Und er lachte herzlich. „Bitte, nehmen Sie Platz und vernehmen Sie meinen Bericht. Sie müssen keineswegs nach Art der Psychiater auf meine Wahnidee wohlwollend eingehen. Sie dürfen und sollen mir widersprechen. Ich werde Ihren Widerspruch gelassen ertragen." — „Das war immer Ihre Art. Sie sind ein sehr kultivierter Debatter."

„Auch jetzt, als Narr! Also hören Sie zu: Sie wissen, daß ich mich seit vielen Jahren mit dem Problem der Urzeugung befasse. Ich brauche Ihnen nicht zu definieren, was man unter Urzeugung versteht. Bloß der Ordnung und Kontrolle halber sei erinnert, daß Urzeugung dann vorläge, wenn ein Lebewesen, sei es ein pflanzliches oder ein tierisches, nachweislich entstanden wäre aus einer bis dahin in allen Teilen unbelebten Materie. Den Gegensatz bildet die Abspaltung oder Zeugung aus einem schon vorhandenen lebenden Organismus. Es liegt nahe, daß man die Urzeugung, wenn überhaupt, in der abgedunkelten Zone der Vorzeit, womöglich im sogenannten Urschlamm sucht."

„Wo sonst?" — „Warten Sie, Herr Kollega, ich halte noch nicht bei der theoretischen Analyse. Ich will Ihnen zuerst das Erlebnis schildern, welches meine bisherige Auffassung, derzufolge es keine Urzeugung geben kann, erschüttert hat." — „Heraus mit dem Erlebnis!"

„Da gibt es nichts zu lachen! Also, es sind etwa drei Wochen her, da sitze ich mit meiner Frau im Garten unseres Landhauses. Es ist nötig hervorzuheben, daß Haus und Garten bei uns sehr streng gegen die Umgebung und Nachbarschaft abgeschlossen sind. Kein Besuch kann zu uns vordringen, der nicht bei seinem Ein- und Austritt sorgfältig kontrolliert wird. Garten und Haus sind mit Mauern und Gittern fast hermetisch eingezäunt, dergestalt, daß kaum ein Huhn oder eine Taube, geschweige denn ein größerer Vierfüßler hereinschlüpfen könnte, ohne aufzufallen. Dies vorauszuschicken war notwendig. Betrachten Sie diesen Umstand als gegeben. Wir stellen ihn außer Streit . . ." — „Mit Vergnügen . . ."

„Also ich sitze mit meiner Frau in unserm behaglichen Garten. Es war gegen fünf Uhr Nachmittag, und wir lassen uns von unserer Martha einen Kaffee servieren. Nichts, aber schon gar nichts deutete auf ein ungewöhnliches Ereignis. Da sagt auf einmal meine Frau zu mir: Was ist das für ein Hund? Ich schaue auf. Richtig, in einer Entfernung von etwa acht Metern liegt im hohen Gras — wir lassen nicht mähen, es ist viel hübscher

als der glatte Rasen —, richtig liegt da ein mächtiger wunderschöner Kerl von einer Dogge! Weißes Fell, herrlich braun gefleckt! Blitzende Augen. Liegt im Gras und schnauft ein wenig vonwegen der Hitze. Es war sehr heiß." — „Wenn schon . . ."

„Wir rufen beide im Duett: Wem gehört der Hund? Wer hat ihn hergebracht? Keine Seele war doch vorhin zu erblicken! Wir hätten es unbedingt bemerken müssen. Durch den Zaun ist er nicht geschlüpft, dazu war das Tier viel zu massig. Noch vor einer Minute hatte weder meine Frau noch ich den Hund erblickt. Gewöhnliche Menschen, die nicht auf Beobachtung geschult sind, hätten sich wahrscheinlich damit begnügt, das Dasein des Hundes einfach zu konstatieren. Anders wir! Unsere Neugier war sofort aufs höchste entflammt! Wir rufen laut unsern Gärtner. Wem gehört der Hund? Wer hat ihn hereingelassen? Am Ende Sie? Keine Spur, sagt der Gärtner, ich habe keine Ahnung! In der ganzen Nachbarschaft besitzt niemand einen solchen oder ähnlichen Hund. Auch ist er von einer ganz sonderbaren Rasse! Ich bestehe darauf, daß Sie augenblicklich die Herkunft des Hundes feststellen. Es muß unbedingt eruiert werden, wie der Hund so urplötzlich in unserm Garten auftaucht! Also, was soll ich Ihnen sagen? Mit der größten Gründlichkeit hat meine Frau und ich der Sache nachgeforscht . . . und das Ergebnis trotz aller Umfragen negativ! Wir öffnen schließlich das Hoftor und lassen den Eindringling laufen." — „Sehr bedauerlich!"

„Freilich! Ich war da nicht ganz geistesgegenwärtig!" — „Was weiter? Was ist an dem Vorfall so erschütternd?" — „Das genügt Ihnen nicht? Sie sind sehr anspruchsvoll, Herr Kollega! Hier haben Sie doch den von der Wissenschaft so heiß ersehnten ersten Fall einer nachweisbaren *Urzeugung*!" — „Was? Im Ernst, Herr Kollega?" — „Im vollen Ernst! Es ist doch nunmehr bewiesen, daß es eine Urzeugung gibt! Noch dazu ein so prachtvolles Exemplar, ein so hochentwickeltes Lebewesen, das man sich bisher nur als von einem hochwertigen Elternpaar gezeugt vorstellen konnte!"

„Ich soll darauf erwidern?" — „Ich bitte darum. Aber wenden Sie auf keinen Fall ein, daß die Dogge ja doch am Ende aus der Nachbarschaft ins Haus geschlüpft sein könnte. Dem steht außer meinem eigenen das Zeugnis meiner Frau und des Gärtners gegenüber, die nicht einmal im Verdacht einer Sinnesstörung stehen."

„Sie meinen also, wenn ich recht verstehe, der Hund sei in Ihrem Garten entstanden, aus dem Nichts?" — „Unbedingt! Schauen Sie, wann immer und wo immer eine Urzeugung sich ereignet, *muß* sie eine plötzliche sein. Und ich sehe nicht ein, warum gerade mein Garten der ungeeignetste Ort sein sollte und weniger in Betracht käme als der von Ihnen vermutlich bevorzugte Urschlamm!"

„Hm, hm. Aber es hat noch niemand die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß ein so hochentwickeltes Lebewesen mit einem Ruck entstanden sein möchte!" — „Aber

Unsere Kollegin Waldbrunner erlebte das Weihnachtsfest im Kreise ihrer Schicksalsgefährtinnen in der „Waldpension", dem von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs errichteten Blindenaltersheim in Hochegg bei Grimmenstein. Was die erloschenen Augen verwehren, vermitteln die feinfühlenden Finger.

Photo Heinz Vogel

warum nicht, Herr Kollega? Passen Sie auf: Jedes Lebewesen, und wäre es selbst mikroskopisch winzig, muß in einem sehr hohen Grade kompliziert sein. Sie und die andern Herren meinen sich allerdings die Vorstellung damit zu erleichtern, daß sie einen solchen Vorgang in unendlich enge Dimensionen verlegen. Das ist aber nur eine Selbsttäuschung. Sie meinen, wenn man einen Vorgang nicht mit den physischen Augen verfolgen kann, so sei er damit auch schon vereinfacht. Aus dem gleichen Grund verlegen Sie ihn in die Dunkelheit eines Schlammes und der Urvergangenheit, als ob es nicht unsere Pflicht wäre, ihn kristallklar so zu schildern, als ob er sich vor unsern Augen im Sonnenlicht abspielte! Lauter Kneifereien, die sich ins Finstere flüchten. Ich aber sage Ihnen: Es bietet genau die gleiche Schwierigkeit, ob ich mir einen Vorgang im Maßstab eines Millionstel Millimeters vorstelle oder in der Größe eines ausgewachsenen Kettenhundes. Auch im winzigsten Maßstab müßte das Lebewesen plötzlich, unvermittelt aus der unbelebten Materie herausspringen; denn zwischen Unbelebt und Organisch gibt es keinen Übergang, keine Zwischenform!“

„Sie haben recht: wenn wir das Entstehen eines noch so kleinen Lebewesens unterm Mikroskop beobachten könnten, so müßte es überraschend wirken.“ — „Und unbegreiflich!“

„Zugegeben! Aber es müßte da doch die unbelebte Materie sichtbar sein, aus welcher das Lebewesen hervorgeht, sich zum Leben verdichtet! Ich bestreite keineswegs, daß nicht irgendeinmal, sagen wir, ein Löwe oder ein gescheckter Hund sozusagen explosiv entstehen kann, mit Haut und Haaren, Eingeweiden und Muskeln, Herz, Leber und allen Sinnesorganen — aber gleich ein erwachsener Hund? He?“ — „Gestatten Sie, daß ich lächle. Die Stadien der Aufzucht und des allmählichen Wachstums benötigt doch nur der gezeugte Hund; der aus Urzeugung entstandene kann sich diese Zwischenstadien ohneweiters ersparen!“

„Sie sollen recht haben. Sogar das Halsband billige ich Ihnen zu . . .“ — „Oho, Sie wollen mich frozzeln?“ — „Aber woher? Sie sollen mir nur das eine sagen, wieso gerade die Materie vorrätig war, die auch zu einer Urzeugung unerläßlich ist.“ — „Die gleiche Frage könnten Sie auch beim Infusorium stellen. Die Wahrscheinlichkeit, daß auf dem Raume eines Millionstel Kubikmillimeters die erforderliche Materie gerade vorrätig und versammelt, sozusagen mobilisiert ist und sich zu einem lebendigen Organismus zusammenballt, ist deswegen um keinen Schatten größer, weil da unsere Einbildungskraft feiert und die Aufklärung auf eine bessere Gelegenheit verschiebt. Ein Wunder wird dadurch nicht plausibler, daß es auf dem Raum einer Stecknadelspitze Platz findet. Oder sind Sie anderer Ansicht, Herr Kollega?“

„Also Sie halten es für möglich und denkbar, daß, sagen wir, aus einem Haufen Materie, z. B. Chemikalien, ein fertiger Elefant entsteht mit Rüssel, Stoßzähnen und so weiter?“

„Gewiß, vorausgesetzt, daß es die richtigen Stoffe im richtigen Verhältnis sind — das Umgekehrte sehen wir doch täglich, sobald ein Lebewesen durch den Tod zerfällt!“

„Gerade der Tod beweist doch, daß es der Stoff allein nicht tut, sondern noch etwas hinzutreten muß!“

„Freilich! Eben der Zeugungsakt, der Impuls, um den wir nun einmal nicht herumkommen und der von der Natur beigestellt wird bezw. irgendeinmal beigestellt worden sein muß, und den sie unter besonderen Umständen hin und wieder einmal wiederholt, wie im Falle des Hundes!“ — „Alle Wetter, Sie sind wirklich verrückt!“

„Im Gegenteil, ich beharre *unverrückt* auf dem gleichen Boden, von dem Sie mich nicht vertreiben können. Wann und wie immer das Leben in die Natur gekommen ist, muß es ein Sprung gewesen sein, der, wenn es einen Beobachter gegeben hätte, diesen auf das äußerste verblüfft hätte. Es muß auf alle Fälle ein echtes Wunder gewesen sein. Bei Wundern gibt es aber keine Grade und Abstufungen. Das einfache Wunder ist sogar das weniger begreifliche. Ich bleibe somit dabei: ich habe der Urzeugung einer Dogge beigewohnt!“

„Und ich der eines Narren!“

„Dessen Argumente Sie aber nicht widerlegen können!“ — „Ihre Argumente sind zu hundert Prozent richtig, aber die Folgerung kann ich nicht akzeptieren!“ — „Dann sind doch *Sie* der Narr, Herr Kollege!“

REG. RAT DR. FRIEDRICH MORTON

Maya und Tigrina

Katze kommt auf leisen Pfoten
Wie ein stilles Glück zu dir.
Ist dir gut und wirbt um Liebe,
Denke dran und schenk sie ihr!

Blau und glatt wie Öl was das Meer, blau der Himmel, regungslos die Luft. Kaum merkbar schaukelte der Zweimastschoner ,,Costa Verde" auf und ab. Durch die Floridastraße zog eine leichte Strömung. Kleine Korallenriffe vor der Bahamabank kamen unendlich langsam näher. Palmen wuchsen aus dem Wasser. Kokosnüsse begegneten uns auf langer Fahrt, Quallen und portugiesische Galeeren segelten vorbei. Ich stand an der glühendheißen Reling und genoß das wunderbare Schauspiel. Um meine Füße strich Tigrina, die wunderbare, große Katze, die eine solche Ähnlichkeit mit ihrer wilden Verwandten der Urwälder hatte, daß ich sie nach dieser getauft hatte. Als märchenhafte Schattenrisse hoben sich die schlanken Stammsäulen der Kokospalmen vor dem Farbenmeer der scheidenden Sonne ab. Dann kam die Nacht.

Widerliche Ratten

In der Kajüte nahm ich mein Nachtmahl ein. Tigrina kam nie zu kurz dabei! Zum Dank dafür ging sie nachts auf Jagd aus. Sobald die pendelnde Kajütenlampe gelöscht war, begann in der Kammer ein reges Tierleben. Dicke, fette Wanzen kamen aus ihren Verstecken hervor, um sich an mir noch fetter zu essen, Moskitos begannen ihr Konzert, zu dem die Schiffsratten ihre Kunststücke aufführten. Ja, diese Ratten! Zu Hunderten lebten sie in dem dunklen Bauch der ,,Costa Verde", liefen zwischen den stinkenden Tierhäuten der Ladung herum, rasten von Ballen zu Ballen, pfiffen und schrien, verwandelten den Laderaum in eine tobende Hölle! In dem alten Kasten fiel es ihnen nicht schwer, auch den Weg zu mir zu finden und mich zu besuchen. Jede Nacht kamen sie, obzwar sie keine Gegenliebe fanden. Das eine Mal zerfraßen sie mir den großen amerikanischen Hut, das andere Mal bissen sie mir aus den Schnürstiefeln Löcher heraus, das dritte Mal besuchten sie mich im Bett und unterhielten sich mit Fangenspielen. Es war widerlich, scheußlich! Was blieb mir übrig, als Tigrina zu mir in die Kammer zu sperren? Ich hatte ihr weder zu Mittag, noch zu Abend etwas von meinem Essen gegeben, und so knurrte ihr Magen sicher ganz gewaltig! Die Tropen machen gehörig müde. Trotz dem rinnenden Schweiß, trotz allen Bemühungen meiner unliebenswürdigen Kajütengenossen schlief ich ein. Als ich erwachte, strichen gerade die ersten Sonnenstrahlen über das Heer der palmengekrönten Floridainseln. Aber wie sah es in der Kajüte aus! Wo ich hinblickte, nichts als Ratten! Auf dem Boden lagen vier fette Biester, auf dem Tisch lag eines dieser widerlichen Tiere in einer dunkeln

„Könnten doch alle alten alleinstehenden österreichischen Blinden schon so glücklich sein wie wir, die wir nun hier im ersten österreichischen Blindenaltersheim in Hochegg bei Grimmenstein, vo allen Sorgen befreit, einen schönen Lebensabend verbringen dürfen."

Photo Heinz Vogel

MORGENLIED

Stille schlafend ruhst du, Geliebter, siehst nicht
Rosigbleiches Frühlicht im Fenster dämmern,
Hörst nicht erste, schüchterne Vogelrufe,
Halb noch im Traume.

Meinen Arm, auf welchem dein Haupt gelegen,
Zog ich sacht hervor und die Morgenfrische
Macht mich munter, daß die Gedanken eilig
Wieder bei dir sind.

Wie du jung, Geliebter, erscheinst im Schlafe!
Neid' dich deiner Mutter, mein großer Knabe,
Und bin doch dein Kind, wie du zärtlich kosend
Namen mir findest.

Liebend bin ich Kind dir Weib und Mutter,
Du mir Mann und Vater und Sohn in einem;
Aber schönstes Gottesgeschenk soll heißen,
Wenn du mir singest!

FRIEDERIKE SCHNABL

Blutlache, und zu meinen Füßen hatte ebenfalls eine Ratte ihr Leben lassen müssen. Es war ein trächtiges Weibchen, das in verkrampfter Stellung auf dem besudelten Linnen lag. Gleich daneben aber lag Tigrina und besorgte ungerührt die morgendliche Katzenwäsche.

Tigrinas Tod

Wieder kam eine Nacht. Aber ich konnte mich nicht entschließen, Tigrina zu mir zu sperren. Lieber war mir der Rattentanz, als so ein Rattenschlachtfeld mit dem geronnenen Blut, mit den aufgerissenen Leibern und dem wahnsinnigen Pestgestank, der mit dem Häuteparfüm zu einem erstklassigen Brechmittel wurde. So blieb denn Tigrina auf dem Verdeck. Ich hatte den Abend mit ihr auf einer Taurolle verbracht. Stundenlang hatte ich in das Wasser gestarrt und mich an dem Meeresleuchten berauscht, während Tigrina schnurrend ins Land der Katzenträume hinüberging. Es sollte das letzte Mal gewesen sein!

Am nächsten Morgen war Tigrina nicht zu finden. Ich suchte das ganze Verdeck ab, ich suchte im Logis, in der Kombüse. Ich stieg in den Laderaum hinab, Ratten machten mir widerwillig Platz. Irrend ging der Strahl meiner Stablampe über die Warenballen, drang zwischen sie hinein, suchte alle Spalten und Verstecke ab. Da fiel der grelle Lichtkegel auf etwas Gelbes, dunkel Gestreiftes. Tigrina! Aber was war von der stolzen, wilden Katze übriggeblieben? Der Bauch war aufgerissen, die Eingeweide waren weit hervorgequollen. Vom Kopf waren nur mehr abgenagte Knochen zu sehen, und der Schwanz war überhaupt verschwunden. Arme Tigrina! Warum hattest du dich in die Höhle des Löwen hineingewagt? Der Übermacht, der Rattenrache, mußtest du trotz deiner Tapferkeit zum Opfer fallen!

Maya rettet mich

Warum sollte das treue Tier, das mich monatelang durch dick und dünn begleitet hatte, wie ein Küchenabfall über Bord geworfen werden? Aus einem alten Stück Segeltuch nähte ich einen Sack, band außen ein Eisen daran und ließ Tigrinas Rest über Bord gleiten. Langsam sank der Sack. Er streifte eine einsame Qualle, er ließ ein paar tiefblaue Seenadeln auseinanderweichen, er wurde blauer und blauer und verschwand schließlich in der Unendlichkeit des Weltmeeres. Ein lieber Kamerad hatte für immer von mir Abschied genommen.

In der mittelamerikanischen Kordillere steht Vulkan neben Vulkan. Da ist der San Pedro und der Atitlani, der Pacaya und der Zunil. Sie alle lassen ihre spitzen Riesenkegel hoch in den Himmel hineinragen, sie alle sind Herren über Leben und Tod.

Durch Monate hatte ich mein Laboratorium am Fuße des Santa Maria-Vulkanes. Oft stand ich knapp nach Sonnenuntergang unter den duftenden Kaffeesträuchern und starrte zu den fernen Gipfeln hinauf, die sich den letzten Abendsonnenschein eingefangen hatten. Bald darauf begann ein neues Schauspiel. Der Santa Maria besaß einen kleinen Tochtervulkan, den Nino, der keine Ruhe geben wollte. Wenn die Nacht da war, dann zeichnete sich über dem Nino eine scharf umrissene Wolke vom Himmel ab. Ihre Unterseite spiegelte die Höllenglut brodelnder Lava wider. Von Zeit zu Zeit ging eine Lavabombe als rotglühender Ball hoch, stand einen Augenblick still, sauste in immer rascherem Sturz der Erde zu, kollerte, verblassend, über den steilen Vulkanhang.

So ging es Woche für Woche, Monat für Monat. In der Nacht weckte mich oft ein Erdbeben. Aber in dem Rancho war die Gefahr nicht groß, und ich schlief rasch wieder ein. Auch Maya, meine schwarze

Katze, ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Kürzlich hatte sie Junge bekommen. Irgendwo im nahen Kafetal (Kaffeepflanzung) draußen hatte sich dieses Ereignis vollzogen.

Wieder einmal war es Nacht. Ich war todmüde eingeschlafen und träumte gerade von einem farbenschillernden Quetzalvogel, der von einer Palme auf mich hinabsah. Da sprang mir plötzlich etwas auf den Magen und riß mich unsanft aus dem Traume. Der Stab flammte auf und zeigte mir Maya, die mit einem Jungen im Maul zu mir gekommen war. Aber wie sah die Katze aus! Aus der schwarzen Maya war eine hellgraue geworden! Ich rieb mir die Augen. Sah näher zu. Da rieselte auch schon die graue Farbe als Pulver auf meine Decke. Teufel! Das war ja Asche, vulkanische Asche! Ich sprang auf, zog die Stiefel an. Die Tür des Ranchos, die der Hitze halber immer eine Handbreit offen stand, ging nicht auf. Nur unter großer Kraftanstrengung gelang es mir, sie so weit zu öffnen, daß ich mich hindurchzwängen konnte. Der tanzende Lichtkegel der Lampe enthüllte mir eine Schneelandschaft. Auf dem Boden lag es in hoher Schichte, die grünen Zweige und glutroten Kirschen des Kaffees waren grau überzogen, die Luft war von fallendem Grau und leisem Singen erfüllt. Auf dem Dache des Ranchos lag bereits schwerste Last. Der Nino hatte sich seiner wilden Mutter, die vor drei Jahrzehnten in wenigen Augenblicken fünf Kubikkilometer Masse aus dem Erdinnern in das Luftmeer geschleudert hatte, würdig erwiesen. Heimtückisch breitete er eine schwere Todesdecke übers schlafende Land. Wenn Maya mich nicht geweckt hätte, hätte ich die Tür nicht mehr aufgebracht, wäre die schwache Decke eingebrochen, wäre ich unter der Ninoasche elend zugrunde gegangen.

Die Katze im Blindendorf

Unweit der mexikanischen Grenze fließt der Rio Dolores durch Schluchten und Berge. Am Hang oben liegt ein einsames Dorf. Ein paar halb verfallene Ranchos stehen dort zwischen kümmerlichen Maisfeldern und Kaffeesträuchern. Am frühen Nachmittag reite ich durch. Das Dorf scheint wie ausgestorben. Irgend etwas stimmt da nicht. Nach längerem Herumsuchen entdecke ich drei ältere Indios, die bei den Kaffeesträuchern stehen und die

Wien III, Lothringerstraße 14, Tel. 72461 1 Δ

Kirschen pflücken. Aber sie machen dies ganz eigenartig! Mit der linken Hand halten sie einen Zweig, mit der rechten fahren sie vorsichtig diesen entlang, bis sie auf eine Kirsche stoßen. Sie hören mein Näherkommen und wenden mir ihr Antlitz zu. Aber wie sieht dieses aus! Ausdruckslos und grau sind die Augen. Die Menschen sind blind. Später erfahre ich, daß ich in einem der berüchtigten Blindendörfer bin, deren Bewohner durch blutsaugende Fledermäuse einem derart ständigen Blutverlust ausgesetzt waren, daß die Netzhaut zugrunde ging.

Kirsche um Kirsche wird gepflückt. Schließlich ist der Korb voll. Der Abend ist auch schon nahe. Und da darf ich etwas Wunderbares erleben. Der eine der Alten geht vorsichtig zu einem Baume, löst eine Agavenschnur. Etwas Graues erhebt sich vom Boden, macht besinnlich einen Buckel, reibt sich an den Leinenhosen. Der Alte hat den Korb aufgenommen. Die zwei anderen sind hinter ihm, legen die eine Hand auf die Schulter. Mit der Rechten hält er die Agaveleine. Würdig, seines Wertes voll bewußt, schreitet der Kater voran, strebt den Hütten zu, führt die Blinden, auf die unter den Hüttendächern bereits die Vampire warten. . .

Abonnieren Sie

„Unser Schaffen“

für das Jahr 1962

Eröffnungsfeier in der „Waldpension“

In Anwesenheit zahlreicher Persönlichkeiten des öffentlichen und kulturellen Lebens sowie wirtschaftlicher Unternehmungen fand am 19. Dezember 1961 die feierliche Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes „Waldpension“ in Hochegg bei Grimmenstein statt. Es war ein erhebender Augenblick, die Schar prominenter Gäste in diesem Heim begrüßen zu können. Fast zwei Jahre anstrengender Arbeit für die Errichtung dieser Anstalt sind bis zu diesem Tag vergangen. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs darf mit Stolz auf diese Leistung zurückblicken. Und für ihren Obmann, Kollegen Robert Vogel, den Initiator und Motor dieses Werkes, war es ein Gefühl der Genugtuung, als er die Erschienenen begrüßen konnte. Ein eindrucksvoller Klaviervortrag vom blinden Professor Josef Hanausek leitete den Festakt ein.

Direktor **Robert Vogel** in seiner Begrüßungsansprache:

Meine Damen und Herren, liebe Festgäste! Ich begrüße Sie in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs auf das herzlichste bei unserer schönen Feier, der Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes. Ich bin glücklich, diesen Tag erleben zu dürfen, denn der 19. Dezember 1961 wird nicht nur in die Geschichte des österreichischen Blindenwesens, sondern in die Geschichte unserer von uns allen so geliebten Heimat als ein denkwürdiger Tag eingehen. Ich freue mich sehr, in Vertretung des Herrn Bundesministers für Inneres Herrn Ministerialrat Dr. Wlach, in Vertretung des Herrn Generaldirektors Dr. Skazel von der NEWAG Herrn Prokurist Wallisch begrüßen zu dürfen. Ich begrüße ferner Herrn Hofrat Gründler von der Bezirkshauptmannschaft Neunkirchen, Herrn Baumeister Kramer, den früheren Eigentümer der „Waldpension“, Herrn Prior Hofbauer und Hochwürden Schmiedt von der Pfarre Edlitz. Die hochwürdigen Herren werden die Güte haben, dieses Haus auch kirchlich zu weihen, damit der Segen des Allmächtigen immer auf diesem Gebäude ruhen kann.

Es sind viele Schreiben hervorragender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und der Wirtschaft bei uns hier eingelangt, und ich möchte bitten, einige dieser Briefe zur Verlesung zu bringen.

Ich möchte auch alle Vertreter der Presse begrüßen sowie die des österreichischen Fernsehens, das sich immer wieder in den Dienst unserer Sache stellt. Es war gerade vor einem Jahr, daß ich Gelegenheit hatte, mit Heinz Conrads vor dem Fernsehschirm über den Plan der Errichtung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes zu sprechen. Und bei unserer Weihnachtsfeier 1961 war Heinz Conrad sehr erstaunt darüber, daß ich ihn schon zur Eröffnung einladen konnte. Sehen wir einmal zurück.

Am 29. März 1961 haben wir den Kaufvertrag unterzeichnet, nach dem die „Waldpension“, der frühere Besitz des Herrn Baumeisters Krammer, in die Hände der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs übergegangen ist. Das Haus befand sich damals nicht in dem Zustande in dem es sich heute befindet, aber wir konnten es dank einem langfristigen Darlehen günstig erwerben, und es war besonders die NEWAG, an der Spitze mit Herrn Generaldirektor Dr. Skazel und Herrn Landesrat Schneidmadl, die sich für die Verwirklichung dieses Planes eingesetzt hat.

* * *

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten wurde im Jahre 1935 von meinem Vorgänger Jakob Wald gegründet. Er hat schon vor Jahren erkannt, daß es die später Erblindeten besonders schwer haben. Denn wenn jemand aus seinem gewohnten Leben durch diesen schweren Schicksalsschlag herausgerissen wird, dann müssen Einrichtungen da sein, die es ihm ermöglichen, wieder den Anschluß an das normale Leben zu finden, wieder eingegliedert zu werden in das Berufsleben. Wir sprechen heute von der Rehabilitation. Das hat es in früheren Zeiten überhaupt nicht gegeben. Und wir können uns gerade

Links oben: Ohne die geniale Tat des blinden Franzosen Louis Braille, der mit der von ihm geschaffenen Reliefschrift den geistigen und kulturellen Aufstieg der Blinden erst ermöglicht hat, wären die Blinden der ganzen Welt niemals zu großen schöpferischen Leistungen befähigt gewesen. Dieser Tatsache wurde auch anläßlich der feierlichen Eröffnung des von Blinden für Blinde in Hochegg bei Grimmenstein errichteten ersten österreichischen Blindenaltersheimes gedacht. Dieses Bild zeigt eine von dem blinden Bildhauer Dario Malkowski geschaffene Büste von Louis Braille.

Rechts oben: Prokurist Wallisch von der NEWAG überbrachte die Glückwünsche des Unternehmens zur Eröffnung des Blindenaltersheimes „Waldpension" ich Hochegg bei Grimmenstein. „Wir von der NEWAG", führte der Sprecher aus, „freuen uns, gerade in dieses Haus, in dem das Licht von den Bewohnern kaum oder überhaupt nicht mehr wahrgenommen werden kann, Licht in Form von Liebe und Wärme bringen zu dürfen!"

Links unten: Das Bundesministerium für Inneres war bei der feierlichen Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes durch Ministerialrat Dr. Wlach vertreten. In tiefempfundenen Worten würdigte der Sprecher die einmalige soziale Tat der Hilfsgemeinschaft und bekannte sich zu diesem Werke wahrer Menschlichkeit.

Rechts unten: Die feierliche Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein wurde für die Heiminsassen und für alle Festgäste zu einem unvergeßlichen Erlebnis. Befreit von allen blindheitsbedingten Alltagssorgen werden unsere alten Freunde in dem von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreich errichteten Heim einen friedvollen Feierabend finden.

Photo Rigobert Cerny

bei dieser Gelegenheit an das große schöpferische Werk von Louis Braille, den blinden Franzosen erinnern, der es mit der Schaffung seiner Blindenschrift den Blinden überhaupt erst ermöglicht hat, einen geistigen Aufstieg durchzumachen, sich Wissen anzueignen und sich selbst zu schöpferischen Leistungen zu befähigen.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat ihre segensreiche Tätigkeit durch viele Jahre ausgeübt, sie konnte nur durch die bitteren Kriegsjahre unterbrochen werden. Kaum hatte Österreich aber seine volle Freiheit wiedererlangt, ging Jakob Wald wieder mit seinen Getreuen an den Aufbau des österreichischen Blindenwesens.

Im Jahre 1948 waren wir einige Wenige nur, zwei davon befinden sich hier bei dieser Feier. Wir beschlossen, mit nur 100 Schilling, an den Wiederaufbau der Hilfsgemeinschaft zu schreiten. Das gesamte Vermögen war nämlich durch die Eingliederung in den Reichsdeutschen Blindenverband verlorengegangen. Wir waren fest entschlossen, der österreichischen Blindenschaft jene Organisation zu geben, die sie unbedingt im Kampfe um ein besseres Leben braucht.

Schon im Jahre 1951, also nach knapp drei Jahren, gelang uns der Erwerb eines Gebäudes in Unterdambach bei Neulengbach. Wir schufen die „Harmonie", das schönste Erholungsheim für Blinde, das es in Europa gibt. Aber immer mehr erkannten wir, daß wir unbedingt auch ein Heim schaffen mußten, in dem die alten, alleinstehenden Blinden ebenso gut aufgehoben sein konnten wie während der Sommermonate im Blindeerholungsheim „Harmonie". Jakob Wald hat uns als ein Vermächtnis seiner Tätigkeit seine guten Ideen hinterlassen. Und an seinem Grabe erklärten wir am 9. September 1952, daß wir seine Einrichtungen nicht nur hochhalten, sondern daß wir sie weiter ausbauen werden zum Wohle aller Blinden. Und so gingen wir daran, ein Gebäude zu suchen, in dem wir die alten alleinstehenden Blinden unterbringen konnten.

Wenngleich zugegeben werden muß, daß die wirtschaftliche Lage der Blinden heute besser ist als in früherer Zeit, so kann doch nicht bestritten werden, daß es gerade in der heutigen Zeit des wirtschaftlichen Wohlstandes die Blinden noch schwerer haben. Ihre seelische Not ist oft noch größer als in früherer Zeit, denn wer hat heute noch Zeit für seine Mitmenschen? Jeder eilt dahin, jeder hastet, jeder jagt seinem eigenen Bedürfnis nach. Und wer kümmert sich in dieser Zeit noch um alte alleinstehende Menschen? So haben wir nun, die jüngeren unter den Blinden, es uns zur Aufgabe gemacht, dieses Heim für unsere alten Schicksalsgefährten zu schaffen, denn niemand anderer würde es tun, auch nicht die öffentlichen Stellen. Diese Aufgabe steht den Selbsthilfeorganisationen zu, und darunter ist eine der wenigen die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.

Am 29. März 1961 wurde der Kaufvertrag unterzeichnet, nachdem wir Expertengutachten eingeholt hatten, worin man uns erklärte, daß das Haus für den vorgesehenen Zweck geeignet sei. Wir haben uns an die Ausgestaltung dieses Heimes gemacht. Die Zentralsparkasse der Gemeinde Wien, die NEWAG und die Niederösterreichische Landesregierung haben sich sehr wirksam eingeschaltet. Sehr viele Firmen waren hier bei der Ausgestaltung am Werk, und vor allem viele fleißige Hände unserer österreichischen

ALTERSHEIM

So mancher alte Mensch lebt da oder dort,
Vom Schicksal schwer geprüft und hart getroffen.
Es starben alle Freunde und Lieben ihm fort,
Ja, kann dieser Mensch noch auf etwas hoffen?

Sehr bitter ist es, einsam zu sein,
das schöne Gefühl der Liebe zu missen,
Am Lebensabend so ganz allein.
Kein lieber Blick wird den Alltag versüßen!

Aber ein Freund „DAS BUCH" ist geblieben
wo man vergißt und den Sorgen entrinnt,
man kann im Traumland sich dabei wiegen,
doch was macht der, der alt und blind?!

Auch für diese Ärmsten hat sich ein Mensch gefunden
ein Haus zu schaffen mit Liebe und Herz!
wo alte, blinde Menschen werden wohnen,
um dort zu vergessen ihr Leid und den Schmerz!

Im schönen Österreich steht nun das erste Altersheim,
es soll für alle BLINDE ein ZUHAUSE sein.
Der Dank dafür gebührt all jenen, die daran gedacht
und dieses große hohe Werk vollbracht!

FRIEDERIKE SPERL

Arbeiter haben hier ihr Bestes getan, damit sich die Heiminsassen wohl und wie zu Hause fühlen können.

In dieser einmaligen Landschaft, in dieser herrlichen Ruhe kann man sich wirklich wohlfühlen. Vielleicht ist die Meinung vorherrschend, daß es nicht richtig ist, alte Menschen aus ihrer gewohnten Umgebung herauszuziehen, weg von der Großstadt und hier in die Einsamkeit. Demgegenüber steht aber: Was macht ein alter blinder Mensch in der Großstadt, wenn er nicht die nötige Hilfe finden kann und sich immer wieder selbst überlassen ist?

Links oben: Auch der Eingang in das Blindenaltersheim wurde neu gestaltet und den besonderen Bedürfnissen blinder Menschen angepaßt.

Rechts oben: Auch alle Zimmer wurden am 19. Dezember 1961 anläßlich der feierlichen Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes „Waldpension" geweiht. „Der Herr segne und behüte dieses Haus der Nächstenliebe und seine Bewohner."

Links unten: Kollegin Hansi Pechar liest für die bei der feierlichen Eröffnung des Blindenaltersheimes anwesenden Gäste ein in Blindenschrift eingelangtes Begrüßungsschreiben vor.

Rechts unten: Anläßlich der feierlichen Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein sind sehr viele Glückwunschschreiben und -Telegramme eingelangt. Eine kleine Auslese davon wurde den Festgästen zur Verlesung gebracht.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

Es ist uns gelungen, im Laufe von eineinhalb Jahren das Heim so auszugestalten, daß wir bereits vor einiger Zeit die ersten Heiminsassen aufnehmen konnten. Ob sie sich wohlfühlen, darüber können Sie sie selbst befragen. Ich glaube schon, denn ich habe von vielen sehenden Besuchern und Gästen der Waldpension gehört, es wäre gar nicht schlecht, wenn man hier einige Wochen verbringen könnte. Wir freuen uns sehr darüber, daß uns die österreichische Bevölkerung mit ihren Spenden geholfen hat, die notwendigen Mittel aufzubringen. Denn daß hier große finanzielle Mittel erforderlich waren und wahrscheinlich noch immer sind, darüber werden für Sie, meine Damen und Herren, die Sie ja aus dem Leben kommen, keine Zweifel bestehen. Sehr viel Geld war bisher erforderlich, und alles, was hier geschaffen wurde, geschah dank der Gebefreudigkeit und der nie versiegenden Hilfsbereitschaft unserer gutherzigen österreichischen Bevölkerung. Viele helfen uns gerne, denn sie haben sich davon überzeugt, daß die Hilfsgemeinschaft eine gute Organisation ist, würdig, daß man sie unterstützt, weil sie die ihr zur Verfügung gestellten Mittel widmungsgemäß und vor allem zweckmäßig und wirtschaftlich verwendet.

Die andere Seite ist die, daß sich viele Menschen heute sagen: Man weiß ja nicht, ob man immer sehend bleibt. Denn letzten Endes ist es Tatsache, daß die Menschen, die jetzt hier Aufnahme gefunden haben, oder wir alle, die wir das Unglück hatten, zu erblinden, es nicht vorher gewußt haben. Wir haben es nicht geahnt und noch weniger gewünscht, daß sich einmal der Vorhang ewiger Nacht über uns senken soll. Das kann niemand wissen, das kann kein Mensch vorher ahnen. Aber jeder Mensch kann für seine Zukunft vorbeugen. Die Erblindungen — es ist bedauerlich, daß man es sagen muß — nehmen eher zu als ab. Wenn es heute auch andere Ursachen sind, die zur Erblindung führen, als in früheren Zeiten, so muß mit Bedauern festgestellt werden, daß in Österreich im Jahre 500 bis 600 Menschen erblinden. Diese Tatsache allein verpflichtet uns zu der Überlegung, daß wir Einrichtungen schaffen müssen, die imstande sind, eines Tages auch diese Menschen aufzunehmen und ihren Bedürfnissen entsprechend zu betreuen.

In diesem Heim hier, in der „Waldpension", dem ersten österreichischen Blindenaltersheim — ich bin überzeugt, daß es zwar das erste, aber nicht das letzte ist, denn es wird sich bald herausstellen, daß die Unterbringungsmöglichkeit hier zu klein ist —, werden sich die alten alleinstehenden Männer und Frauen wohlfühlen. Das ist die Absicht der Leitung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, die diese schöne, aber schwere Aufgabe auf sich genommen hat. Alle sollen sich hier wohlfühlen in der Gewißheit, daß sie von ihren eigenen Schicksalsgefährten betreut werden. Wir aber, die Jüngeren, sagen uns: die Zeit bleibt nicht stehen. Eines Tages werden auch wir älter sein, und dann werden auch wir vielleicht Aufnahme in dem Heim finden, daß wir für unsere Schicksalsgefährten errichten durften.

Ich freue mich sehr, daß die Öffentlichkeit wachsendes Interesse zeigt, daß sich auch die Presse für dieses Werk einschaltet in der Überzeugung, daß es notwendig ist, den Menschen vor Augen zu führen, daß sie nicht die Sicherheit haben, diesen kostbaren Schatz des vollen Sehvermögens immer zu erhalten. Plötzlich kann es anders sein. Viele Menschen, die früher einmal unsere Förderer und Spender waren, kommen zu uns in das Zentralsekretariat in Wien und legen ihre Spendenabschnitte vor und zeigen sie und sagen: „Schauen Sie, ich habe immer die Blinden unterstützt. Ich habe immer geholfen, heute bin ich selbst in der unglücklichen Lage, und ich bin blind geworden." Dann helfen wir um so lieber, und wir helfen gerne, denn wir sind eine Hilfsgemeinschaft.

Meine Damen und Herren! Wenige Tage trennen uns von Weihnachten. Sie werden sich vorstellen können, daß es eine ganz besondere Freude ist, gerade in der Adventszeit der österreichischen Blindenschaft dieses Weihnachtsgeschenk in Form eines Blindenaltersheimes übergeben zu dürfen. Ich bin glücklich darüber, weil ich mir immer wieder sage: Wenn mich das Schicksal schon dazu ausersehen hat, auch blind zu werden, dann habe ich wenigstens doch meinem Leben Inhalt und Sinn gegeben. An der Höhe meines Lebens werde ich doch einmal sagen können: Trotz Blindheit und schwerster Behinderung habe ich nicht umsonst gelebt, habe mein Wissen und Können in den Dienst

der Gemeinschaft gestellt. Das möchte ich auch weiter so halten.

Weihnachten ist das Fest des Lichtes. Aber es gibt viele Menschen, die dieses Licht nicht mehr wahrnehmen können. Es wird ihnen versagt sein, diese Lichter am Weihnachtsbaum zu sehen. Es ist ihnen aber gegönnt, das Licht in Form von Liebe und Güte, der Hilfsbereitschaft in sich aufzunehmen, die ihnen von den sehenden Mitmenschen entgegengebracht wird. So können wir auch die Blinden entschädigen, die dazu verurteilt sind, ewig in Dunkelheit zu leben, ewig auf fremde Hilfe angewiesen zu sein. Hier in diesem Heim ist alles so eingerichtet, daß sich auch Blinde ohne fremde Hilfe frei bewegen können. Und obwohl niemand den Eindruck hat, wenn er in dieses Heim hereinkommt, daß es ein Blindenheim ist, so können doch unsere alten Schicksalsgefährten sich wohlfühlen.

Ich möchte diese Gelegenheit benützen, meine Damen und Herren, um Ihnen allen für die Hilfe zu danken, die Sie uns bis jetzt entgegengebracht haben, allen Firmen, die an diesem Werke mitgearbeitet haben, den öffentlichen Stellen, die uns in der einen oder anderen Form geholfen haben, jedem Einzelnen, der mit einer kleinen oder größeren Spende geholfen hat.

Ihnen, meine alten Freunde, verspreche ich, wir haben Sie hier nicht hinaufgegeben, um Sie hier verlassen und isoliert von ihrer Umwelt leben zu lassen. Sie bleiben weiter unsere lieben Freunde, für die wir sorgen wollen, solange uns eine höhere Macht dies vergönnt. Und Ihnen, liebe Freunde von der Leitung, möchte ich danken für alles, was Sie bisher getan haben, für die Unterstützung, die Sie gewährt haben in der gewiß nicht leichten Aufgabe. Sie alle, die selbst blind sind, haben der Sache der Blinden einen wertvollen Dienst geleistet, dadurch, daß Sie gezeigt haben, daß man trotz Blindheit zu schöpferischen Leistungen befähigt ist, die die Achtung und die Anerkennung aller Menschen erwerben. So helfen wir der Blindenschaft am besten, indem wir zeigen, daß Blindheit kein Grund ist, um die Hände in den Schoß zu legen und müßig dahinzuleben.

Wir wollen die Achtung und die Anerkennung der Sehenden. Wir Blinden wollen aber nicht nur Nehmende, sondern auch die Gebenden sein. Wir wissen ganz genau, daß wir mit unserer Arbeit der gesamten Blindenschaft einen wertvollen Dienst erweisen. Denn nur dann, wenn die Blinden selbst an der Gestaltung ihres Schicksals mitarbeiten, wird auch die Öffentlichkeit bereit sein, unsere Bemühungen um die Erlangung besserer Lebensbedingungen wirksam zu unterstützen.

Ich danke allen meinen Mitarbeitern hier vom Heim für die Arbeit, die sie bisher geleistet haben, daß diese Feier zustande kam. Und ich bitte Sie, bleiben Sie den Blinden weiterhin gute Freunde! Die Blinden haben Ihre Freundschaft und Ihre Hilfe nötig, um in einer Welt, die für das Sehen und nicht für das Blindsein geschaffen wurde, bestehen und trotz schwerster Behinderung doch noch froh und glücklich werden zu können.

Ich danke Ihnen, hochverehrte Festgäste, für Ihre geschätzte Aufmerksamkeit, und ich möchte als Vorsitzender der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten dieses Heim, das erste österreichische Blindenaltersheim, für eröffnet erklären und möchte alle dazu beglückwünschen, die in irgendeiner Form dazu beigetragen haben, den Heiminsassen für alle Zukunft einen sorgenfreien Lebensabend zu sichern.

Es ist ein herrliches Vergnügen, wenn die Insassen des Blindenaltersheimes an schönen Tagen auf der sonnigen Terrasse sitzen, miteinander plaudern und ihren nun friedlichen Lebensabend so richtig genießen können. Photo R. Glawatsch

ESTHER RUNGALDIER

Die Psychologin

Gabriele hatte vor ihrer Ehe Psychologie studiert. Dadurch gab sie sich Rechenschaft über die Gefühle ihrer Mitmenschen und über ihre eigenen. Das Seelenleben ihres Mannes beobachtete sie besonders aufmerksam. Sie war seit fünf Jahren verheiratet. Ihre Ehe war sehr harmonisch, vielleicht zu harmonisch für diese moderne Zeit. Aber eines Tages kam Unruhe und Eifersucht in ihr Gemüt. Plötzlich war eine Freundin aufgetaucht, mit der sie viele Jugendjahre verbracht und später an der Hochschule studiert hatte. Sie hieß Susanna, hatte veilchenblaue Augen, dunkle Haare und ein süßes Puppengesicht. Gabriele lud sie zum Mittagessen.

Bei Tische fiel ihr die gute Laune ihres Gatten auf. Sie beobachtete ihn scharf. Als Susanna endlich gegangen war, sagte sie: „Sie hat dir also gefallen, nicht?" — „Oh ja, sie ist sehr nett", antwortete er arglos . . . „Warum bist du denn auf einmal so fröhlich? . . ." — „Gaby, ich bin sehr froh — man hat mir heute eine Gehaltserhöhung gegeben! . . ." Aber Gabys psychologischer Spürsinn ahnte, daß er eine Ausrede gebraucht hatte. Nach einer Pause sagte sie: „. . . sie hat herrliche Augen, was? . . . und ihre Hände . . . wunderbare, schlanke, zärtliche Hände . . ." „Oh", machte er zerstreut, „. . . wenn sie nächstens kommt, werde ich mir ihre Hände ansehen!" Als Susanna am nächsten Sonntag zum Mittagessen kam, küßte er ihr die Hand. Zwei Tage später saßen die Ehegatten beim Abendessen. Plötzlich sagte Gabriele mit erhobener Stimme: „Du bist heute mit Susanna am Kai spazieren gegangen!" — „Was . . .?" rief er erstaunt. „Bitte, widersprich nicht!" schrie sie. „Du weißt sehr gut, daß sie um diese Zeit immer dort spazieren geht . . . und es ist ja sehr angenehm, sich mit einer schönen, eleganten Frau zu zeigen . . .!" Der Mann war ein ganz unkomplizierter Mensch. Er wurde stutzig.

Zwei Tage lang blieb er still und nachdenklich. Am dritten Tag nahm er ein Taxi und fuhr direkt zum Kai. Dort fand er die schöne Susanna. Später begleitete er sie nach Hause. Abends sagte Gabriele: „Ich bin überzeugt, daß du sie schon ins Theater eingeladen hast!" — Er zuckte die Achseln. Das war ihm nicht eingefallen. Aber er machte diesen Fehler in der darauffolgenden Woche wieder gut und ging mit Susanna in die Komödie. Am nächsten Tag fragte Gabriele: „Wo habt Ihr denn gestern zu Abend gegessen?" Er schwieg. Wirklich, er hatte nicht daran gedacht, mit der Dame nachher zu speisen. Als Gabriele noch immer keine Antwort bekam, sprang sie auf und lief wütend hinaus. Eine Woche lang sprach sie kein Wort mit ihrem Mann.

Der Mann wurde ganz ratlos. Er ging nun öfters mit Susanna essen, aber dann wußte er nicht, was er mit ihr anfangen sollte. Man kann doch nicht immer spazieren gehen — und nachher essen — das ist doch furchtbar langweilig, dachte er.

Einmal sagte Gabriele vorwurfsvoll: „Hock nicht immer zu Hause herum, bei diesem schönen Wetter! Fahr doch mit Deiner Geliebten ins Grüne!" Unter den Bäumen könnt Ihr euch dann nach Herzenslust küssen!" . . . Da riß er seinen Mantel vom Kleiderrechen und rannte davon. Jetzt wußte er endlich, was er tun sollte!

Einen Monat später klebte Gabriele einen Zettel vor die Türe. Und sagte: „Da Ihr ab Herbst sicher zusammen wohnen werdet,

NEUJAHRSGRUSS

Und über den Berg kam ein anderes Jahr
mit kindlichen Schritten gegangen.
Es schaute um sich mit den Augen so klar,
den Blick noch ein wenig befangen.

Die Hände vergrub es im weißen Gewand,
es scheute, sie noch zu bewegen.
Wie sollte es herrschen, geschickt und gewandt,
wie all diese Stunden nur hegen?

Und über den Bach schritt es fester und schwer,
das Eis barst ihm unter den Füßen.
Da flog einer Glocke Geläute ihm her
und tat es gar feierlich grüßen.

Da wurden die Blicke ihm warm und vertraut,
die Hände erfaßten die Stunden,
und als es den dämmernden Morgen geschaut,
hat Anfang und Ziel es gefunden.

TRAUDE SINGER

suche ich jetzt einen guten Untermieter. Für mich allein ist die Wohnung viel zu groß.“ Er hörte zerstreut zu und fuhr zu Susanna. Die aber empfing ihn ganz kühl und sagte: „Ich merke nun schon lange, daß Sie unserem kleinen Flirt viel zu große Bedeutung beimessen. Ich möchte, daß wir uns nie mehr sehen!“ Er kränkte sich gar nicht und ging erleichtert und vergnügt nach Hause. Dort machte er sichs bequem und zündete sich eine Zigarette an. Da riß Gabriele schon die Türe auf und rief: „Ich weiß . . . ich weiß . . . ihr braucht Geld . . . Geld . . .!“ Ganz mechanisch und eingeschüchtert wiederholte er: „ja . . . ich brauche . . . ich brauche . . .“ Sie unterbrach ihn, indem sie ihn am Arm faßte und in Weinen ausbrach: „ . . . ach Gott, am Ende wirst du mich noch . . . wenn ich nicht ... .“ Da sprang er auf und brüllte: „Du elendes Geschöpf . . . jetzt mußt du uns beistehen . . . wieviel also . . .?“ — Susanna war sehr erstaunt, als sie von einem unbekannten Spender eine große Geldsumme angewiesen bekam. Nach zwei Tagen fuhr sie damit davon und blieb von da an unbekannten Aufenthalts. Das Ehepaar hatte sich inzwischen beruhigt und versöhnt. Beinahe hätte eine Leidenschaft, die durch Theorien gezüchtet worden war, ihre Ehe vernichtet. Eifersucht ist nie gut, besonders aber nicht, wenn eine Psychologin von ihr befallen wird.

Jeder Blinde, der in der großen Verkaufsvermittlung

„Die Chance“

etwas einkauft oder einbringt,
verlange **Blindenbetreuung!**

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz/Donau, Bahnhofplatz 1a

Aus den Glückwünschen zur Eröffnung des Blindenaltersheimes

Bundeskanzleramt
Vizekanzler DDr. Bruno Pittermann

„Ich bestätige den Erhalt Ihrer Einladung zur feierlichen Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes ‚Waldpension‘ für 19. Dezember d. J. und danke Ihnen hiefür. Da zum selben Termin jedoch die letzte Sitzung des Ministerrates in diesem Jahre angesetzt ist, muß ich Ihnen zu meinem außerordentlichen Bedauern mitteilen, daß ich nicht in der Lage bin, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten. Ich möchte Ihrer Vereinigung auf diesem Wege zu dieser sozialen Tat meinen herzlichsten Glückwunsch zum Ausdruck bringen.“

Viktor Müllner
Landeshauptmannstellvertreter von Niederösterreich

„Ich wünsche Ihrer Hilfsgemeinschaft, der mit der Errichtung dieses Blindenaltersheimes ein Werk wahrer Nächstenliebe und Menschlichkeit gelungen ist, weiterhin ein gedeihliches Wirken.“

Sektionschef Dr. Benno Schaginger
Generalpostdirektor

„Mit großem Interesse habe ich zur Kenntnis genommen, daß dank Ihrer Initiative und der Ihres Mitarbeiterstabes demnächst das erste österreichische Blindenaltersheim in Hochegg bei Grimmenstein eröffnet wird. Ich beglückwünsche Sie zu dieser hervorragenden Leistung recht herzlich. Sie wissen selbst, sehr geehrter Herr Direktor, wie großen Anteil ich am Wirken Ihrer Hilfsgemeinschaft nehme und wie sehr ich mich über jeden weiteren Erfolg freue, den Sie im Bestreben, den später Erblindeten zu helfen, machen.“

Bundesminister a. D. Dr. Reinhard Kamitz
Präsident der Österreichischen Nationalbank

„Ich bitte Sie, auf diesem Wege meine herzlichsten Glückwünsche zur Vollendung dieses hervorragenden Werkes der Nächstenliebe entgegenzunehmen."

Josef Lauscher
Landtagsabgeordneter und Gemeinderat der Stadt Wien

„Anläßlich der Eröffnung Ihres Blindenaltersheimes, zu der Sie mich eingeladen haben, möchte ich Ihnen vor allem meine herzlichen Glückwünsche übermitteln. Ich hoffe und wünsche, daß in diesem Ihrem Heim recht viele alte Blinde ihren Lebensabend ohne Sorgen und in wohlverdienter Ruhe genießen können. Es freut mich insbesonders, daß es Ihre Organisation ist, die dieses erste österreichische Altersheim für blinde Menschen geschaffen hat, und ich hoffe, daß dieses Beispiel Nachahmung finden wird."

Dr. Kurt Grimm

„Ich bitte Sie, auf diesem Wege meine aufrichtigsten Glückwünsche zur Fertigstellung des Heimes ebenso wie zu der äußerst tatkräftigen Durchsetzung und Förderung dieser menschlichen Idee entgegenzunehmen, verbunden mit dem Wunsche, daß die ‚Waldpension' für viele alte, blinde Menschen eine Heimat und Stätte der Geborgenheit werden möge. Nicht zuletzt darf ich auch Ihnen zu Ihrem nie erlahmenden Einsatz und Ihrer Tatkraft gratulieren."

Firma Julius Meinl
Großhandels-Aktiengesellschaft

„Zu der großen sozialen Errungenschaft, wie dies die Eröffnung des ersten Blindenaltersheimes in Österreich darstellt, gestatten wir uns, Ihnen herzlichst zu gratulieren und Ihnen unsere volle Anerkennung auszusprechen. Sie haben damit wirklich ein Werk wahrer Menschlichkeit vollbracht. Möge es Ihrer segensreichen Tätigkeit gelingen, noch weitere Blindenaltersheime zu schaffen."

Schweizerischer Blindenverband
Präsident Dir. Gebhard Karst

„Empfangen Sie den besten Dank für Ihre freundliche Einladung zur Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes ‚Waldpension'. Ich beglückwünsche Sie und Ihre Mitarbeiter zu Ihrem schönen Werke."

Franz Ofenböck, Amtsrat
Bezirkshauptmannschaft Neunkirchen

„Ihre Einladung zur Eröffnung des Blindenaltersheimes ‚Waldpension' in Hochegg ehrt mich sehr. Als Fürsorgefachmann weiß ich die Bedeutung Ihres Werkes, ein Heim für erblindete Menschen geschaffen zu haben, sehr wohl zu schätzen. Möge Ihrem Heim Glück und Segen beschieden sein, so daß die Insassen dort in schöner Landschaft einen sorgenfreien Aufenthalt verbringen können."

Mitgliederaufnahme

Der Vorstand der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs macht darauf aufmerksam, daß jeder Blinde, der noch keiner Interessenorganisation angehört, Mitglied werden kann. Für die Mitgliedschaft bei der Hilfsgemeinschaft ist nur der medizinische Nachweis der Blindheit maßgebend. Parteizugehörigkeit, Weltanschauung und Religion oder Beruf sind gleichgültig.

Blinde Kollegen, die bereits einer Blindenorganisation angehören, mögen sich im Falle ihres Übertrittes zur Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs mit dem Vorstand telephonisch (35-36-81 Serie), brieflich oder mündlich in Verbindung setzen. Der Mitgliedsbeitrag pro Jahr beträgt 20 Schilling.

Johann Ganser
Bundesstaatlicher Fürsorgerat
Steiermärkischer Blindenverein

„Anläßlich des Weihnachtsfestes und des bevorstehenden Jahreswechsels erlauben wir uns, Ihnen die besten Wünsche der Landesgruppe Steiermark und deren Leitung zu übermitteln. Möge es Ihnen auch in der kommenden Zeit möglich sein, für Ihre Mitglieder mit so großem Erfolg zu wirken, wie dies bisher der Fall war. Gleichzeitig gratulieren wir Ihnen aufrichtig zur Eröffnung Ihres Blindenaltersheimes, welches wohl als eine unschätzbare Einrichtung für die österreichische Blindenschaft angesehen werden muß."

Generaldirektor Dipl.-Kaufmann Dr. Josef Neubauer
Zentralsparkasse der Gemeinde Wien

„Ich gratuliere Ihnen zur Eröffnung Ihres Heimes und wünsche Ihnen für Ihre weitere Tätigkeit viel Erfolg. Leider bin ich durch dienstliche Angelegenheiten verhindert, an Ihrer Feier teilzunehmen. Ich wünsche Ihnen einen guten Verlauf und grüße Sie herzlichst."

Generaldirektor Hendrik Koningsberger
PHILIPS Gesellschaft m. b. H., Wien

„Ich wünsche vom Herzen, daß das neu errichtete Altersheim den alten blinden Menschen zum wirklichen Heim wird und so Ihrer mühevollen Arbeit ein guter Erfolg beschieden ist."

Landesamtsdirektion von Niederösterreich
Dr. Hans Vanura

„Der Herr Landeshauptmann hat sich über die Errichtung des Blindenaltersheimes sehr gefreut und beglückwünscht Sie zu diesem schönen Erfolg. Leider ist es ihm nicht möglich, an der Eröffnung teilzunehmen, zumal in den letzten Tagen vor Weihnachten gewöhnlich die Budgetverhandlungen im Landtag zu Ende gehen, an denen er unbedingt teilnehmen muß. Der Herr Landeshauptmann bittet, sein Fernbleiben zu entschuldigen und wünscht der Veranstaltung besten Verlauf."

Holländischer Blindenverband
Vorstand I.R.B.O.
Sekretär Hessel Reek

„Zur festlichen Eröffnung Ihres neuen Blindenaltersheimes zu Hochegg bei Grimmenstein entbieten wir Ihnen gerne unsere herzlichen Glückwünsche. Die segensreiche Arbeit der Hilfsgemeinschaft findet auch bei den holländischen Schicksalsfreunden viel Bewunderung. Wir wünschen Ihnen für Ihre zukünftige Arbeit viel Erfolg."

Baustoff und Estrich-Gesellschaft
Heinrich Kriwanek

„Wir benützen die Gelegenheit, um Ihnen für Ihr so ersprießliches Werk eine gute Zukunft zu wünschen."

Hofrat Dr. Walter Edthofer
Amt der Niederösterreichischen Landesregierung

„Ich erlaube mir, auf diesem Wege die besten Wünsche zur Fertigstellung des Altersheimes zu übermitteln. Möge es der Hilfsgemeinschaft vergönnt sein, noch vielen später Erblindeten einen schönen Lebensabend in diesem Heim zu bieten."

INTERPLASTIK-WERK
Aktiengesellschaft

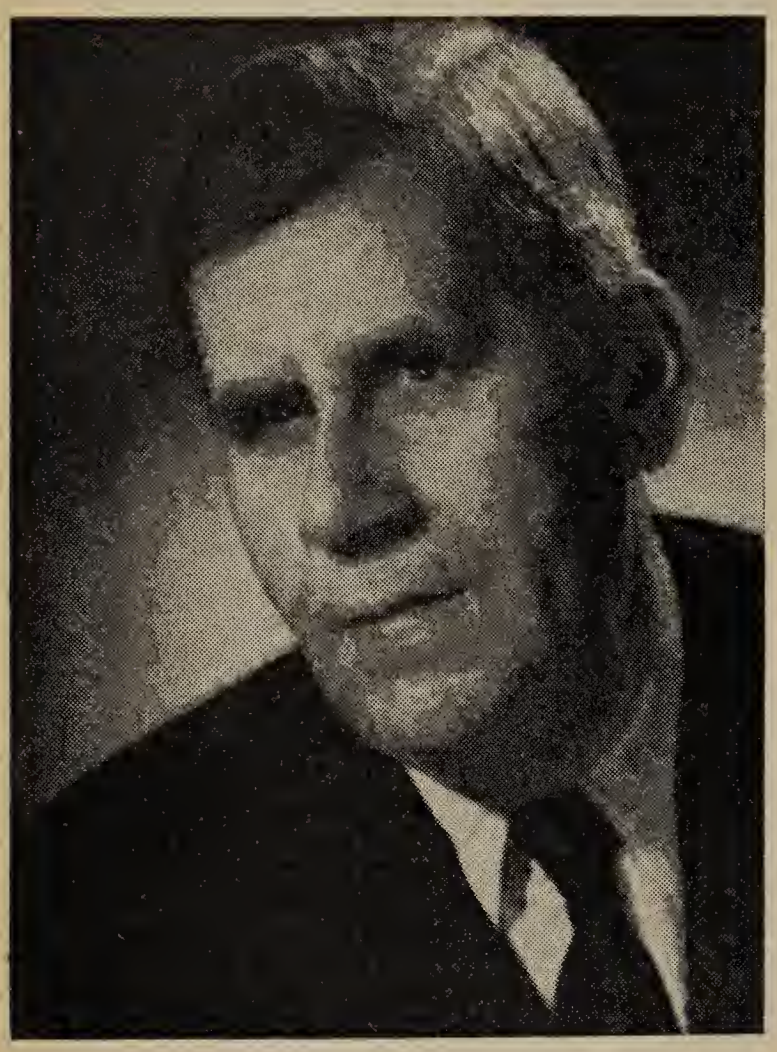
„Anläßlich der erfolgten Eröffnung des Blindenheimes Hochegg, an dessen Ausstattung wir mitwirken durften, erlauben wir uns, Ihnen unsere Gratulation zu übermitteln und dieser dem Gemeinwohl dienenden Institution fernerhin Erfolg und Gedeihen zu wünschen."

PROF. DR. HANS NÜCHTERN GESTORBEN

Am 8. Jänner 1962 hörte das Herz von Professor Nüchtern zu schlagen auf. Es starb ein großer Schriftsteller unseres Landes, ein herzensguter und treuer Freund aller Blinden. Den Lesern von „Unser Schaffen" ist Dr. Hans Nüchtern ein guter Bekannter. Vom Beginn des Erscheinens unserer Zeitschrift war er einer der fleißigsten Mitarbeiter und ein großherziger Förderer der Hilfsgemeinschaft. Viele seiner glänzenden Essays, seiner tiefempfundenen Gedichte begeisterten unsere Leser. Wir werden ihn in Zukunft sehr vermissen.

Bis in die letzten Tage seines schöpferischen Lebens folgte er mit größtem Interesse den Leistungen der Hilfsgemeinschaft und ermunterte uns immer wieder, die Schwierigkeiten zu meistern. Solche Freunde brauchen die Blinden, denn sie erhellen im wahrsten Sinne des Wortes ihr Dunkel. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und die Mitarbeiter dieser Zeitschrift werden stets des wahren Freundes gedenken!

Ehre und Ruhe seiner Seele!



SCHLAF

O lieber Schlaf, o Dämmerung der Leiden,
Erlösung armem Herzen, müder Stirne,
O Trunk voll Mohn noch aus dem Becher Qual!
Schon steigen zauberhaft die Schattenfirne
So mild geheimnisvoll
Und segensreich . . .
Tritt in ihr Reich,
Schreit tiefer noch hinein ins Traumestal,
Vergiß all Muß und Soll! —
Und lerne still und dankbar dich bescheiden.

Vergiß die Angst vor alles Wachseins Strafen,
Schweig tiefer Herz und trink nur dies Vergessen,
Schließ deiner Seele innre letzte Tür?
Ein milder Ruch von Kräutern und Zypressen
Betäubt und steigert sich.
Von fern braust her
Das große Meer . . .
Was steht vom Kampf des Tages noch dafür
An Klage, Schmerz und Ich?!
Du kennst ein Glück nur, ein Geschenk noch:
Schlafen . . .

Wohl allen, denen nächtlich es beschieden!
Schlaf ist Erlösung —
Schlaf ist Frieden.

PROFESSOR DR. HANS NÜCHTERN

Ein Brief unseres verstorbenen Freundes

Zum 25jährigen Jubiläum der Hilfsgemeinschaft schrieb Prof. Dr. Hans Nüchtern:

„Wieviel Freud und Leid stecken doch in diesen 25 Jahren! Wieviel Kraft, Energie und vor allem wieviel Liebe für Ihre Leidensgenossen waren wohl zu dieser Neugründung 1948 nötig. Eine richtige Vorstellung Ihrer segensreichen, schwierigen Arbeit bekommt man aus dem Artikel ‚Probleme aus der Sprechstunde'. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihren Mitarbeitern, die in der Redaktion von ‚Unser Schaffen' tätig sind, meine aufrichtige Anerkennung ausdrücken. Die Zeitschrift ist so gut und interessant gestaltet, daß wir uns jedesmal auf die neue Nummer freuen. Wie klein werden doch da die eigenen Sorgen, wenn man von dem großen Leid mancher Menschen liest. Ich kann Ihren Mitarbeitern nur neuerlich zu ihrem Präsidenten gratulieren und allen von Herzen wünschen, daß Sie, lieber Herr Vogel, ihnen noch lange erhalten bleiben. Bleiben Sie so, wie Sie sind, damit Sie weiter noch viel Gutes in dieser schwierig gewordenen Welt tun können. Und nun nochmals die aufrichtigsten Glückwünsche zum 25jährigen Jubiläum!"

ROBERT KNOTEK

Wir sollen eine Mutti kriegen

Das war natürlich eine große Erregung im Hause des Professors, der für seine beiden aufgeweckten Mädchen nach längerer Witwerschaft wieder eine Mutti nötig hatte. Frauen gab es viel mehr als gute Mütter und brave Wirtschafterinnen, und darum brach die besagte Aufregung aus, als eine Kandidatin ganz wörtlich die Feuerprobe bestehen sollte. Am Sonntag würde sie unter den Augen von drei Kritikern am Herd walten und ein schmackhaftes (und verdauliches) Mittagessen bereiten. Der Professor war weniger aufgeräumt als sein Schlafzimmer, aber Eva und Susi in ihren hübschesten Kleidchen machten ihm so viel zu schaffen, daß ihm seine Sorgen kleiner erschienen, als sie waren.

Um acht Uhr morgens waren alle bereit, denn die Probemama traf bereits um diese Zeit in der weisen Voraussicht ein, daß gut Ding seine Weile braucht.Die stark duftende Dame brachte sogar eine Torte mit, die sie unter fremder Anleitung gebacken hatte, und die darum einen guten Nachtisch versprach. Zumindest fanden die Kinder, nachdem sie die Person vom Kopf bis zum Fuß begutachtet und das Backwerk beschnuppert hatten, nichts auszusetzen. Sie unterhielten sich nur über die Umständlichkeit der neuen Köchin und stießen sich mit den Ellenbogen aus Verwunderung darüber, daß man so geschickt sein konnte, was man brauchte immer am verkehrten Platz zu suchen. Mein Gott, so groß war die Küche gar nicht, daß man es im Irren zu solcher Meisterschaft bringen konnte. Nein, sie verschüttete kein Salz, die neue Mama, aber sie lief manchmal so rot an, wie es kein Schönheitsmittel zustande gebracht hätte. Die Mädchen verstanden sich darauf, denn Susi war schon zwölf.

Der Papa schickte die Kinder fort, doch sie waren nach Erfüllung ihrer Sonntagspflicht nur zu bald zurück. Was mochten sie sich unterwegs erzählt, was ausgemacht haben ? Der Papa war nicht weniger nervös als die Probemutti. Er hob, wie ein Storch, bald den einen, bald den anderen Fuß und hätte sich in der Küche betätigt, wenn er es verstanden hätte. Leider war er nur ein Mann und Professor.

Die Kinder stellten fest, daß sich nicht viel verändert hatte, seitdem sie fortgegangen waren, höchstens der Qualm größer geworden war. Der Papa tat, als hätte er sich in die Zeitung vertieft. Sie aber merkten genau, daß er beim Lesen nicht weiterkam.

Ein tiefer Seufzer ersetzte einen Schmerzensruf. Die Probemama hatte sich an einem Topf die Finger verbrannt. Die Mädchen lächelten und wußten es kaum. Die Frau sah es genau und wurde verwirrter. Eine Weile später mußte sie von Eva, der Kleineren, eine Belehrung über sich ergehen lassen, wie man Salat schneidet. Noch später erklärten Vater und Töchter im Chor, sie hätten wütenden Hunger und deckten vorsorglich den Tisch. Was nützte die Vorarbeit, wenn das Essen nicht fertig wurde? Als zuletzt brenzlicher Geruch durch die Wohnung zog, sagte der Professor: ,,Kinder, ich habe eine gute Idee. Wir essen im Gasthaus eine Kleinigkeit und am Abend daheim das Mittagessen."

Die Probemama war zum ersten Mal entrüstet. Sie machte ihrem Zorn in so feierlicher Weise Luft, daß Eva zu weinen begann. Das späte Essen wurde sehr einsilbig eingenommen, die gute Torte kaum angerührt. Die neue Mutti wußte, daß sie erst gar nicht zu beginnen brauchte, die Kinder nach ihrer Art zu erziehen. Die Kinder wußten es auch.

Mit modernsten, arbeitssparenden Geräten ist die Küche des Blindenaltersheimes „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein ausgestattet.

Photo Heinz Vogel

Friedlich ist das Leben für die alten alleinstehenden Blinden in ihrem neuen, von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs für sie errichteten Heim in Hochegg bei Grimmenstein. Friedlich ist auch die Winterlandschaft, in der sich dieses einmalige Heim befindet. Wohlige Wärme umgibt die Menschen im Gebäude, und sie spüren die Liebe und Güte, mit der für sie gesorgt wird.

Ministerialrat Dr. Wlach

Männer und Frauen! Wir haben es nicht notwendig, von Ihnen gelobt und bedankt zu werden, daß wir hierher gekommen sind. Wir danken, liebe Festgäste, daß wir heute hier stehen. Wir haben eine Empfindung erfahren und nehmen diese mit nach Hause, die uns, glaube ich, für unser weiteres Leben unvergeßlich bleiben wird. Als ich herkam — und ich habe viele Eröffnungen schon mitgemacht — habe ich mir gedacht: Es wird auch wieder eine der üblichen Eröffnungen eines Heimes sein, bei denen Kälte und Gleichgültigkeit unter den Anwesenden herrscht. Ich muß Ihnen gestehen — und ich glaube hier im Namen aller Festgäste zu sprechen —, daß wir tief ergriffen sind von der Liebe und Freundschaft und der menschlichen Verbundenheit, die diesen Kreis auszeichnet.

Liebe Blinde und Blindenfreunde, ich muß sagen, daß dieses Altersheim erst jetzt als einziges und einmaliges — vorläufig wenigstens gesehen — Ereignis gefeiert wird, ist Schuld von uns. Es ist Schuld der vielen, die weit entfernt von den Sorgen und Bekümmernissen ihr Leben führen, die einen anderen Teil der Menschen quälen. Wie leicht ist es, sich über die Leiden der anderen hinwegzusetzen. Wenn vom Licht gesprochen wird, so ist wohl das äußere Licht gemeint, ein Licht, das uns Sehenden zuteil wird, und das wir als etwas Selbstverständliches hinnehmen und dabei auf ein inneres Licht vergessen, das in unserer Seele brennen müßte und das noch viel

Aus den Anspr

wichtiger und wertvoller ist als das äußere Li
Sehen Sie, meine lieben Blinden: Das innere L
das haben Sie mehr als wir Sehenden. Di
innere Licht, das Ihnen die Seele schenkt,
das Ihnen die Möglichkeit gibt, Dinge zu fü
und zu ahnen, die uns — leider — nicht m
möglich sind, zu erkennen. Und wenn ich h
in Ihrem Kreise weilen darf — ich spreche
„DARF" mit besonderer Demut aus, d
empfinde ich das als eine Gnade.

Ich sehe Sie hier und denke auch an m
Mutter und an meinen Vater. Auch sie könn
hier sein, sie sind es nicht mehr. Sie vertreten
unsere Leute, die nicht mehr da sind. Sie ge
uns die Kraft, diesem Leben eine Richtung,
Ziel zu geben. Und wenn wir nicht den Glau
an Sie haben, kann dieses Ziel niemals erre
werden. Wir können heute geloben, daß
niemals vergessen werden, Ihnen — wenn Si
uns kommen — zu helfen und nicht von
Gedanken eines Ministeriums aus oder e
Landes, sondern von dem Gedanken: Je
Mensch zum anderen Menschen, jedes H
zum anderen Herzen. Wenn ich mir anfäng
überlegt habe, wie ich zu Ihnen sprechen soll
könnte ich jetzt, da das Herz von mir zu Ih
gefunden hat, vieles sagen. Und wenn das
sagte auch unvorbereitet gesprochen wird,
glaube ich, ist es nicht schlecht und unehr
Wir haben heute gehört, daß sich hier eine I
befindet, eine Insel des Friedens, eine Insel
Liebe. Ich kann das bestätigen.

Ich muß sagen, wenn man herauf fährt
dieses Hochegg, so ist es ein Stück Ös
reich, ein Stück des Friedens in dieser W
Schauen Sie rund um sich: Wo ist ein Land,
so viel Schönes birgt, und dessen Bevölker
der Gnade dieses Friedens so teilhaftig wird,
es Österreich ist? Der kleine Mann ist glück
er hat sein Heim, er hat seine Arbeit.

Danken wir daher auch hier und heute, ei
Tage vor diesem Christfest, daß uns dieses G
in diesem kleinen Österreich gewährt worden
Millionen Menschen würden sich glück
schätzen, auch nur ein Prozent dieses Glü
und dieses Friedens für sich buchen zu dür

Eines darf ich Ihnen wohl sagen: Wenn
heute in mein Amt zurückgehe und mei
Minister Bericht erstatten werde, so könnte

n der Festgäste

wünschen, daß statt 50 oder 100 Sehender
)00 oder 100.000 hier sein sollten, um den
rlichen Eindruck der Verbundenheit, das
rliche Gefühl des Glaubens auf beiden Seiten,
uns heute zu einer ehrlichen Gemeinschaft
ammengeführt hat, mitzubekommen. Ich
chte fast sagen, es ist wie eine Glaubens-
neinschaft, die uns an das Bessere und
ıönere, an das Menschliche herangebracht hat.

Herr Prior Hofbauer

Meine lieben alten Freunde! Die deutsche
chterin Luise Hensel hat ein wunderschönes
dicht geschrieben, worin ein paar Worte
ten:

‚Immer muß ich wieder lesen in dem alten
heiligen Buch,
wie der Herr so gut gewesen, ohne Arg und
ohne Trug.
Wie er Hilfe und Erbarmen allen Kranken
gern bewies
und die Blinden und die Armen seine lieben
Brüder hieß!“

Könnte ich euch, meine Lieben, zum heutigen
sttag, wo die Einweihung dieses schönen
eimes von mir vollzogen werden darf, etwas
höneres sagen, als diese Worte, die wir immer
eder in dem alten heiligen Buch der Bücher
en. Der Herr ist auch da noch gut zu uns, wo
r es nicht glauben wollen, wo Schweres über
s gekommen ist, wo uns das Licht des Tages
tschwunden ist, und wo wir vielleicht oft jam-
ern und klagen und gegen Gott murren wollen.
uch an diesen Tagen ist Gott, der Herr, gut
uns, denn er schickt immer wieder Menschen,
e in ihrer Güte und Hilfsbereitschaft auch den
rmsten helfen, und die in ihrer Liebe und in
rem Dienen Tag für Tag das geben, was ihr
ch selbst nicht mehr infolge eures Alters und
rer Gebrechlichkeit tun könnt.
Christus hat Hilfe und Erbarmen allen Kranken
wiesen. Wir hören die großen Berichte über
ine Wundertaten, als er noch durch das Land
rael wanderte. Er hat die Blinden und die
rmen seine lieben Brüder geheißen. Er hat
erade den Ärmsten und Schutzbedürftigsten

Direktor Robert Vogel überreichte im Rahmen einer kleinen Feier der ersten Leiterin die anläßlich des 25jährigen Bestehens der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs geprägte Erinnerungsmedaille in Silber.

Photo Rigobert M. Cerny

seine besondere Liebe versprochen. Weihnachten kommt und Christus steigt wieder vom Himmel herab auf diese Welt. Christus kommt auch zu euch, um euch zu beglücken, weil Ihr seine Brüder seid. Er verlangt aber, daß auch ihr eure Liebe ihm schenkt und gebt. Das könnt ihr, wenn ihr sie tief im Herzen tragt, immer und immer wieder durch große Dankbarkeit beweisen. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß hilfsbedürftige Menschen im großen und ganzen dankbar sind und daß sie diese Dankbarkeit auch zum Ausdruck bringen. Vergessen wir bei allem Danke den nicht, der uns dazu befähigt hat, und der in unser Herz hinein gerade durch die große Botschaft der Liebe der Heiligen Nacht die Kraft gestellt und die Liebe gegeben hat, die uns befähigt allen zu helfen, die unserer Hilfe bedürfen.

Ich darf jetzt diesem Hause den Segen geben, und ich flehe ihn herab auf alle, die in diesem Hause wohnen und wohnen werden. Ich flehe ihn herab auf alle, die diesem Hause wohlgesinnt sind. Für alleWohltäter, für alle, die hier arbeiten und schaffen müssen. Über diesem Hause sei eines, was die Botschaft der Heiligen Weihnacht besonders bedeutet: Friede! Amen!

Bezirkshauptmann
Hofrat Dr. Johann Gründler

Ich darf zuerst einmal danken, daß ich die Einladung bekommen habe, heute bei dieser Feier anwesend zu sein, und ich muß gleich dazu sagen, daß es für mich nicht einfach war, heute, am letzten Dienstag vor Weihnachten, mich vom Dienste freizumachen. Ich gebe es offen zu, ich habe schon überlegt, ob ich nicht einen meiner Herren bitten möchte, mich hier zu vertreten. Ich bin froh, daß ich es nicht getan habe und daß ich selbst bei Ihrer Feier anwesend sein konnte.

Sehen Sie, als Bezirkshauptmann geht es einem so: Man ist bei vielen Feiern und Eröffnungen eingeladen, und man denkt sich manchmal, ob denn der Anlaß wirklich ein so großer sei, daß auch der Bezirkshauptmann eingeladen wird und anwesend sein muß. Und wenn ich mich zu einem solchen Anlaß begebe, denke ich oft: „Ja, was werde ich denn dort sprechen?" Die heutige Feier, wie sie sich abgespielt hat bis zur Einweihung und nachher, war wirklich so ergreifend schön in ihrer Einfachheit, daß ich mein erstes Konzept, das ich im Kopf gehabt habe, völlig vergessen habe. Es ist wirklich wahr und es freut mich, daß es hier kein großer Bau in dem Sinne ist, daß ein Riesenbau eröffnet wird mit allen möglichen Einrichtungen. Hier sind vielmehr begeisterte Menschen, die ihren Mitbrüdern, wenn ich so sagen darf, helfen wollen. Sie haben ein Werk geschaffen, das weit mehr wiegt als manch anderes.

Ich glaube, man soll gerade bei einer solchen Gelegenheit hervorheben, wie schön es ist, wenn die Firmen, die Handwerker ein Werk geschaffen haben mit ihrer Hände Arbeit und durch die Gedanken ihres Hirnes. Sie müssen zusammenwirken. Es ist manchmal nicht einfach, verschiedene Köpfe unter einen Hut zu bringen. Aber letzten Endes, mit dem guten Willen dieser Werkleute ist es gelungen, diese Mauern in Ordnung zu bringen und die Einrichtung zu schaffen. Das möge uns Österreichern wieder ein Beweis dafür sein, was man leisten kann, wenn man an einem gemeinsamen Ziel arbeitet.

Ihr Herr Direktor Vogel hat mit Recht erwähnt, daß die öffentliche Hand gerade in der Blindenfürsorge nicht viel tun könne, daß es für sie schwerer sei als für die private. Ich weiß wohl, was alles an dem Begriff der Fürsorge hängt, und zwar der Fürsorge, die man durch ein Amt, durch eine Behörde durchführt. Man kann es natürlich ganz papieren auffassen. Hier, ein Mensch im Zimmer Nummer sowieso hat sein Bett, seine warme Stube, er hat sein Essen, was braucht er mehr? Ja, in der modernen Zeit gibt es vielleicht noch einen Radioapparat. Man kann es aber auch anders auffassen, und das ist das Schöne, wenn man eben wirklich für einen anderen Menschen sorgt und ihm ein Altersheim bietet.

Heute brauchen wir nicht das alte Armenhaus, wie es früher einmal geheißen hat, sondern ein wirkliches Heim. Wir müssen in unserem Bereiche der öffentlichen Fürsorge ja doch mit der Menge rechnen, und dann ist es halt so, daß man in erster Linie wohl alte Menschen aufnimmt, aber daß sie eben gesund sein müssen. Ich freue mich über dieses Heim, weil ich mit der Blindenbeihilfe zu tun habe. Ich bin froh, daß gerade in diesem Bezirk ein Spezialaltersheim für blinde Menschen eröffnet wurde, denn ich bin überzeugt, daß es hier viel besser für die Bewohner dieses Hauses sein wird als irgendwo anders. Dieses Werk ist durch die Hilfsbereitschaft der verschiedensten Stellen und der Bevölkerung geworden.

Ich glaube, daß es gut ist, bei einer solchen Gelegenheit daran zu denken, daß man auch die private Seite der Fürsorge und der Wohltätigkeit nicht unterschätzt und sie hervorhebt. Solche Werke wie dieses hier können nur durch die einträchtige Zusammenarbeit aller Menschen, die das richtige Verständnis dafür haben, erfolgen. So wollen wir uns darüber freuen, daß es in der heutigen Zeit der Maschine und der Automation noch immer Menschen gibt, die ein Herz haben, und die Kraft ihres Herzens in der Wohltat am Mitmenschen bewähren.

Ich beglückwünsche Sie alle zu diesem Werk, das Ihnen zu errichten gelungen ist, den Funktionären der Hilfsgemeinschaft mit ihrem rührigen Vorsitzenden an der Spitze. Mein herzlichster Glückwunsch gilt dem Heim und seinen Bewohnern.

Pfarrer Schmiedt (Edlitz)

Hochwürdiger Herr Prior, verehrte Festgäste! Zuerst möchte ich meinerseits meinen herzlichsten Dank aussprechen, daß ich zu

dieser heutigen schönen Feier eingeladen worden bin. Wenn, wie schon in den Reden gesagt wurde, hier in der Pfarre Edlitz ein so wichtiges Werk geschaffen wurde, das alten blinden Menschen die Möglichkeit geben soll, ihren Lebensabend in Ruhe und Frieden zu verbringen, dann ist das eine Angelegenheit, die uns als Seelsorger sehr betrifft. Denn der Seelsorger ist berufen, daß er sich um diejenigen besonders kümmert und sich ihrer annimmt, die diese Seelsorge am meisten notwendig haben. Und so darf ich als Pfarrer von Edlitz Ihnen sagen, daß es an der Seelsorge liegen wird, sich um dieses Heim zu kümmern und dafür zu sorgen, daß alle Wünsche, die wir erfüllen können, durchgeführt werden. Diesem Haus wurde durch den hochwürdigen Herrn Prior auch die kirchliche Weihe zuteil. Wir haben damit Gottes Segen über dieses Haus herabgerufen und über alle diejenigen, die es bewohnen werden. Ich darf Ihnen von ganzem Herzen für die weitere Zukunft Gottes reichsten Segen wünschen.

Prokurist Wallisch, in Vertretung des Herrn Generaldirektors von der NEWAG

Ich habe zunächst eine sehr ehrende Aufgabe zu erfüllen. Unser Präsident, Herr Landeshauptmann Ökonomierat Steinböck, sowie sein Stellvertreter, unser geschäftsführender Präsident Viktor Müllner, und nicht zuletzt ein Freund aller dieser Ereignisse, der Förderer, der es von Herzen gerne tut, unser Generaldirektor Dr. Skazel, bedauern sehr, dieser schönen Veranstaltung nicht beiwohnen zu können. Ich habe daher die Aufgabe, Sie alle, meine lieben Freunde, insbesondere Ihre Hilfsgemeinschaft, und Sie hochgeschätzter Freund, Herr Direktor Vogel, zu beglückwünschen.

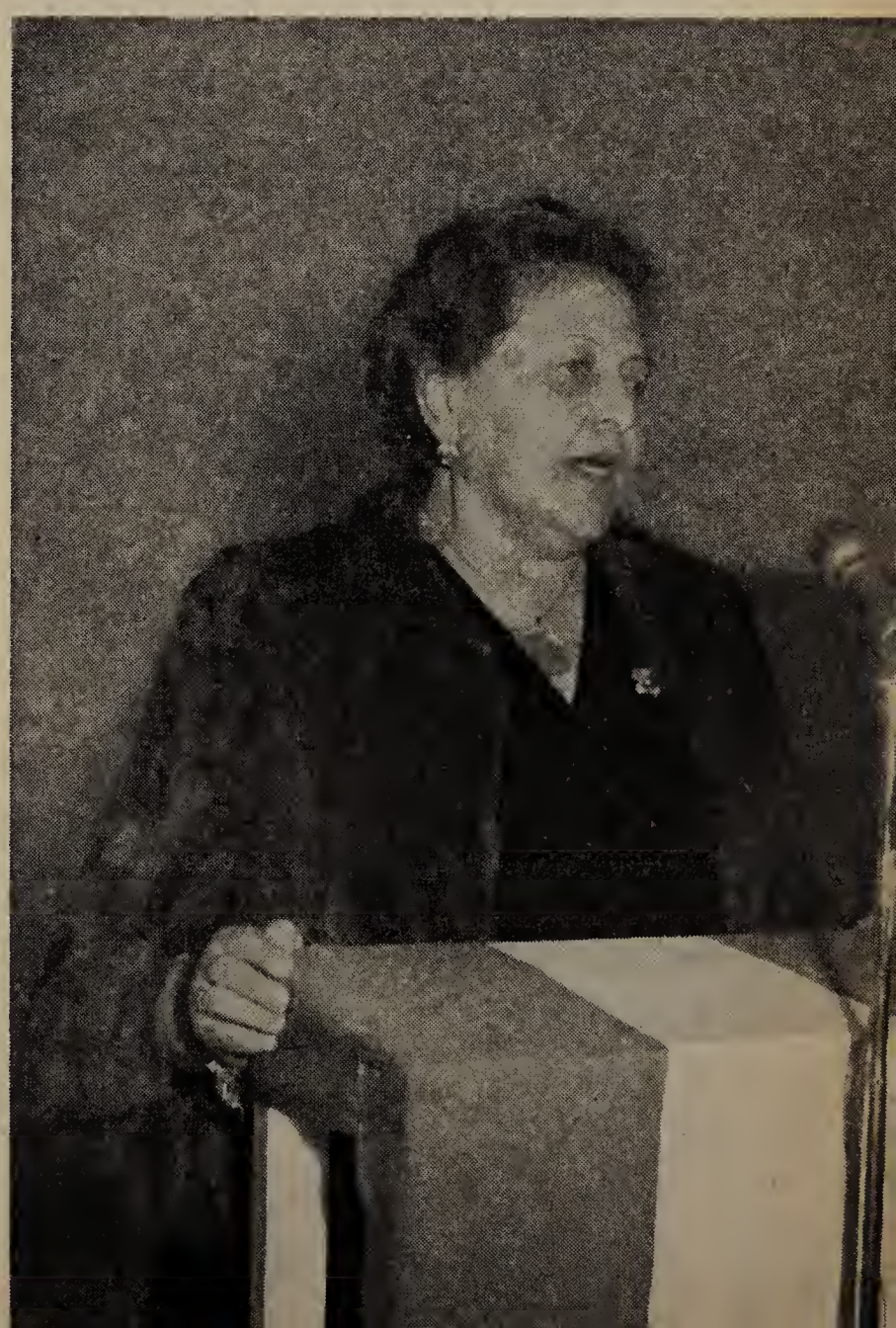
Wir haben schon einige Male Gelegenheit gehabt, Ihr Werk zu bestaunen, und wir sagen immer: Das ist halt ein Pionier in einer der Sozialgemeinschaften Niederösterreichs, der vom Herzen aufbaut und mitbaut. Er tut es für die vielleicht schwerst betroffenen Menschen, für die Blinden.

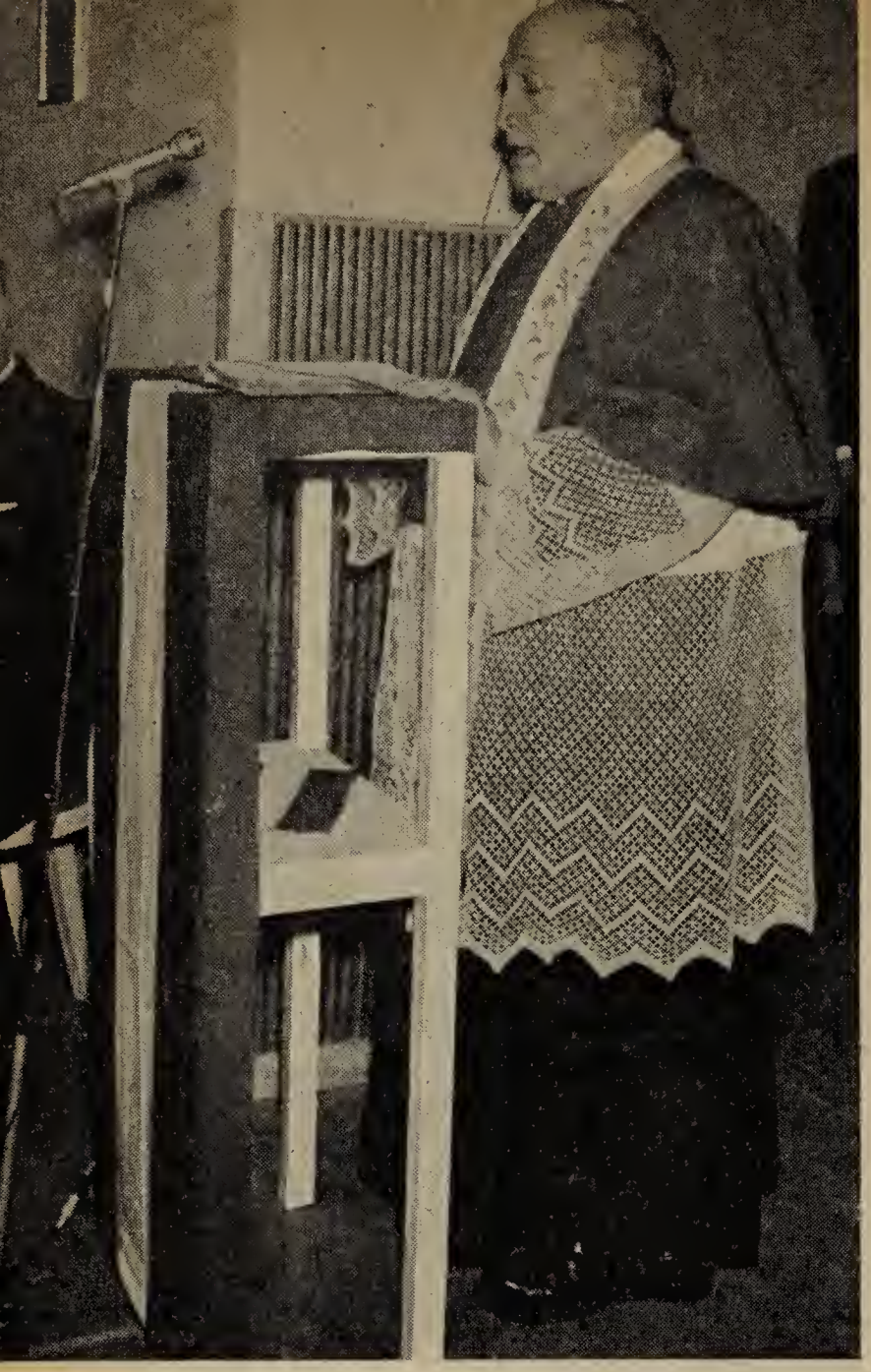
Wenn die NEWAG, nicht zuletzt natürlich die Landesregierung, hier ein kleines Scherflein beiträgt, dann tun wir das auch sehr gerne. Wir wollen helfen, denn wir müssen helfen.

Wir haben heute das Wort „LICHT" gehört. Die Weihnacht steht vor uns, die der Familie gedacht ist. Ich sehe hier an meiner Seite auch einen Familienvorstand, Herrn Direktor Vogel. Ich kenne ihn persönlich sehr gut und kenne sein gutes Herz. Ich kenne auch das gute Herz seiner engsten Mitarbeiter. Wir NEWAG-Menschen sind gekommen, um etwas Wärme herzubringen. Wir meinen damit Ihre Küche, die mit Wärme und elektrischer Energie ausgestattet ist. Das ist ein Helfer für Ihr Heim. Wir versprechen Ihnen, wenn Sie uns rufen und wir wieder in der Lage sind zu helfen, so kommen wir gerne. Ich danke für die liebe Einladung, denn sie ist für uns eine Auszeichnung. Es ist für uns Sehende vielleicht das schönste vorweihnachtliche Fest, das wir in Anwesenheit des hochwürdigsten Herrn Priors und des Herrn Pfarrers mitmachen dürfen. Ihr Sozialwerk ist der Beginn einer großen Aufgabe, die Sie für alle Menschen erfüllen.

Kollegin Maria Klinka erinnert die bei der feierlichen Eröffnung des Blindenaltersheimes anwesenden Festgäste an den mühseligen Aufstieg aus kleinsten Anfängen, ehe die Hilfsgemeinschaft das Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach im Jahre 1951 und zehn Jahre später in Hochegg bei Grimmenstein das erste österreichische Blindenaltersheim schaffen konnte.

Photo Pressebild-Agentur Cerny





Hochwürden Prior Hofbauer spricht in sehr zu Herzen gehenden Worten zu den anläßlich der Eröffnung des Blindenaltersheimes versammelten Festgästen.

Photo Rigobert M. Cerny

Bundesfürsorgerat Josef Ganser

Liebe Schicksalskollegen und -kolleginnen! Ich bin seit langem vom Plan der Leitung der Hilfsgemeinschaft unterrichtet worden, hier ein erstes Blindenaltersheim in Österreich erstehen zu lassen. Gerade der Steiermärkische Blindenverein war von Anfang an mit Begeisterung bei dieser Idee und freute sich, daß die Hilfsgemeinschaft die Initiative ergriffen hat. Ich kann versichern, daß ich es besonders, der ich ja auch mitten in der Arbeit der Blindenselbsthilfe stehe, als das höchste Gut betrachten kann, daß endlich in unserem Heimatland ein solches Heim geschaffen wurde. Wieviel Arbeit und Sorge damit verbunden ist, das wissen wir nicht, das können wir nur ahnen. Und wir können nur all jenen danken, die diese Sorge und diese Opfer auf sich genommen haben. Ich gratuliere daher im Namen der Leitung des Steiermärkischen Blindenvereines, und darüber hinaus im Namen der gesamten steirischen Blindenschaft, der Hilfsgemeinschaft und ihrer tüchtigen Leitung, besonders meinem Freund, Direktor Robert Vogel, zu dieser neuen Einrichtung und wünsche, daß sich alle Hoffnungen erfüllen mögen, die sich daran knüpfen, zur Zufriedenheit aller Blinden, die jemals in dieses Heim kommen werden, um hier ihren Lebensabend zu verbringen.

Frau Maria Klinka

Liebe Blindenfreunde! Ich möchte im Namen der Blinden Österreichs unserem lieben Kollegen Vogel danken für dieses große Werk, das für die Blinden geschaffen wurde. Ich bin stolz, an seiner Arbeit teilhaben zu können und ich gratuliere ihm zu diesem Werk. Unterdambach, unser Erholungsheim ist schön, und ich war mit meinem ganzen Herzen dabei, solange ich noch einen kleinen Sehrest hatte. Unser lieber Kollege Vogel ist Träger der Henri-Dunant-Medaille, die er nach Albert Schweitzer als erster Österreicher bekommen hat. Er hat sie wirklich verdient, denn er ist ein Pionier unserer Blindenschaft. Ich bin stolz mit ihm zusammenarbeiten zu dürfen.

Frau Bambach-Neumann:
(Heimleiterin der Waldpension)

Verehrte Festgäste. Als Heimmutti will ich das Sprachrohr unserer Pfleglinge sein. Ich sage Ihnen in ihrem Namen ein schlichtes und einfaches „DANKESCHÖN". Was diese Worte beinhalten, Herr Direktor, werden Sie sicher wissen. Gott segne Sie für dieses Haus. Gleichzeitig möchte ich Hochwürden bitten, das Haus zu weihen. In diesem Sinne ein herzliches „Vergeltsgott!"

Kaufen Sie die

Blindenwaren der Hilfsgemeinschaft!

Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte Bestellung.

Camilla Wald schrieb:

Liebe Kollegen und Kolleginnen!

Leider bin ich verhindert, persönlich an der Eröffnungsfeier des Altersheimes für Blinde teilzunehmen. Im Geiste jedoch wohne ich der Feier bei, und es erfüllt mich mit unbeschreiblicher Freude, daß dieses große Werk — eine Idee Jakob Walds, meines leider zu früh verstorbenen Gatten — nun durch seinen Nachfolger, unseren lieben, überaus geschätzten Obmann Vogel, verwirklicht worden ist. Hätte es Jakob Wald erleben können, wie hätte er sich darüber gefreut! Mir aber ist es vergönnt, diesen Tag zu erleben, und deshalb beglückwünsche ich Herrn Obmann Robert Vogel, dem wohl die größte Last aufgebürdet war, zu diesem Gelingen.

Lassen Sie mich an dieser Stelle allen jenen danken, die mitbeteiligt waren an dem Aufbau dieses Werkes. Vor allem gebührt unser aller Dank dem Obmann der Hilfsgemeinschaft, der den Plan meines Gatten mit nimmermüder Zähigkeit verfolgte, die ungeheuere Last der Verantwortung auf sich nahm und das zustande brachte, was uns allen schier unmöglich erschien. Ich danke aber auch allen seinen Mitarbeitern, die sich geistig, handwerklich und natürlich auch finanziell an diesem segensreichen Werke beteiligten. Ich weiß wohl, wieviel aufopfernde Mühe, wie viele Sorgen, ja, wie viele schlaflose Nächte an so einem Projekt hängen, aber ich weiß auch, wieviel aufrichtige Freude diejenigen erfüllt, die in wahrer Nächstenliebe und Selbstverleugnung ihr Ziel erreichten, das von edlem Idealismus getragen war.

Gestatten Sie mir, werte Anwesende, daß ich einen kleinen Rückblick auf die Vergangenheit werfe. Wo stünden die Blinden heute, wenn sich nicht ein paar Beherzte von Ihnen zusammengefunden und eine Blindenselbsthilfeorganisation gegründet hätten? Sie waren es, die wahre Pionierarbeit für Ihre Schicksalsgefährten geleistet haben. Sie scheuten sich nicht, die Anliegen der Blinden immer wieder den Behörden vorzutragen — mit oder ohne Erfolg. Aber zum Schluß kam es doch so weit, daß viele Belange der Blinden Berücksichtigung fanden. Viele von diesen Vorkämpfern sind schon dahingegangen, und wir wollen heute in Dankbarkeit ihrer gedenken und uns darüber freuen, daß sie all das, was sie nicht vollendeten, in jüngere, tatkräftigere Hände legen konnten — zum Nutzen und Segen der Blindenschaft.

Wieder ist etwas geschaffen worden, das hoffentlich vielen Generationen ein wirkliches Zuhause in Geborgenheit bieten wird, unser Blindenaltersheim in Hochegg. Ist es nicht symbolisch, daß die Eröffnung dieses Heimes gerade in die Weihnachtszeit fällt! In die Zeit, wo sich kein Herz der Nächstenliebe verschließen kann? Wo jeder trachtet, dem anderen Gutes zu tun?

„Was ihr den Armen tut, ist mir erwiesen!"

Dieses Christuswort wollen wir beherzigen und weiter jeder nach seinen Kräften mithelfen. Das versprechen wir heute unserem Kollegen Robert Vogel, dem Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN" BETRÄGT:

Jahresabonnement	S 50.—
1/2-Jahresabonnement	S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Ausflug ins Seehotel

Gemächlich und mit vergnügtem Lächeln steuerte Florian Broggli, der junge Ingenieur, seinen Kraftwagen dem Seehotel zu, das ihm licht und schimmernd wie ein Feenschloß entgegenwinkt. War es nicht wie ein Wunder, daß er, der einst arme und barfüßige Waisenbub, welcher oft und oft sehnsüchtigen Blickes die Schar der reichgeschmückten Frauen und eleganten Herren, welche die breite Terrasse füllte, bestaunt, daß nun heute auch er zum erstenmal in den Reihen jener vornehmen, aus allen Erdteilen stammenden Gäste auftauchte?

Ja, nun ist auch er trotz seiner Jugend und dank seiner genialen technischen Erfindung ein recht vermögender Mann geworden und will nun nach Jahren rastlosen Ringens und Schaffens auch ein bißchen das spiegelnde Parkett der sogenannten vornehmen Gesellschaft aufsuchen. Mit dem Ausflug ins Seehotel tut er den ersten Schritt dazu, und er ist schon sehr neugierig, wie alles kommen wird.

Da Florian jetzt die mit kostbaren Blumen und Gewächsen reich geschmückte Terrasse betritt, kostet es ihm vorerst einige Mühe, in dem farbenschillernden Gewühl ein freies Plätzchen zu entdecken. Aber schließlich gelingt es ihm doch, und nun sitzt er sogar ganz nahe an der Marmorbrüstung, von wo aus man einen prächtigen Blick über den See genießt.

Der junge Ingenieur lehnt sich behaglich zurück, um die Anwesenden aufmerksam zu mustern. Aber je länger Florian, in dem die urgesunde Kraft und Ursprünglichkeit bäuerlichen Blutes lebt, diese meist hochmütigen, abgestumpften, oder von Leidenschaft verwüsteten Gesichter betrachtet, desto beklommener wird es ihm zumute . . . Schräg ihm gegenüber sitzt in Begleitung eines schon etwas angegrauten Kavaliers eine junge Dame, welche dem jungen Ingenieur ab und zu verstohlen zulächelt. Ihr Antlitz erscheint wohlgeformt und anmutig, doch empfindet Florian das kupferblond aufgefärbte Haar und die im tiefsten Purpur leuchtenden Lippen als unnatürlich und störend. Den jungen Ingenieur kümmert diese Frau herzlich wenig und so entgeht es ihm auch, wie in ihren Augen mählich ein böses Funkeln aufzuglimmen beginnt.

Florian winkt ärgerlich einen der zahlreichen Kellner heran — eine gute halbe Stunde sitzt er schon da, ohne daß man sich im geringsten um ihn gekümmert hatte.

Gleich darauf indes muß er wieder schmunzeln, denn eine schmucküberladene Dame dort drüben, die sich laut entrüstet, daß ihr Seidenpinscher seine Milch nicht ebenfalls in einer der hauchdünnen Porzellanschalen vorgesetzt erhält, oder jener Gast, der sich höchlich darüber beschwert, es sei die Schokolade heute zu dünn und die Creme der Torte einfach ein Skandal, sind doch wahrhaft erheiternde Figuren . . .

Eben ruht Florians Blick nachdenklich auf dem schmalen Gelehrtenantlitz eines alten Herrn, welcher den wundervollen, von den meisten der übrigen Gäste kaum beachteten Sonnenuntergang voll Andacht genießt, da bittet ein jenseits der Marmorbrüstung stehendes, dürftig gekleidetes Mädchen den etwas angegrauten Kavalier, ob er ihr nicht ein paar Blumen abkaufen möchte? . . . In dem feisten Gesicht des Angeredeten erscheint ein harter, unguter Ausdruck. „Mach, daß du weiterkommst, du Bettelbalg!“ schnaubte er die zu Tod erschrockene Kleine an.

In Florian, welcher die Szene beobachtet hat, steigt ein maßloser Zorn hoch. Er winkt

STERNENGRUSS

Die Sonne geht schon schlafen,
winkt scheidend nochmals her,
ich muß an dich stets denken,
wie wird das Herz mir schwer.

So kurz war unsre Freundschaft
und doch so reich an Glück;
schon rollt der Zug von hinnen,
bang blicke ich zurück.

Bald bin in fernem Land ich,
so weit, so weit von dir,
da bringen dir die Sterne
die Grüße dann von mir.

FRIEDRICH MARIA WIESENBERGER

das Mädchen heran, um ihm eine Banknote in die Hand zu drücken. „Geh damit schnell heim!“ sagt er freundlich und weiß, daß er diese seligen Kinderaugen nie mehr vergessen wird. Dann wirft er seinem vornehmen Gegenüber einen Blick zu, einen Blick so voll Verachtung, daß es dem anderen jäh das Blut ins Gesicht treibt.

„Was fällt Ihnen ein, mich so unverschämt zu fixieren?“ brauste er auf. Die Gespräche ringsum verstummen augenblicklich, sensationslüstern wendet sich die Aufmerksamkeit der Gäste den beiden zu.

„Sie scheinen nicht zu wissen, daß lautes Schreien die Stimme schädigt“, bemerkt Florian mit überlegener Ruhe, so daß der andere vollends in Harnisch gerät.

„Unerhört, einfach unerhört!“ knirscht er wutentbrannt, indes seine Faust auf die Tischplatte niederdröhnt. Nun hält auch seine Begleiterin den Augenblick für gekommen, um ihre durch Florian verletzte Eitelkeit an diesem zu rächen. „Aber, Liebling, so ein Lümmel ist es doch gar nicht wert, daß man sich seinetwegen aufregt!“ meint sie wegwerfend.

Der Ober und einige andere Kellner stürzen eilig herbei. „Aber, Mylord, bitte, beruhigen Sie sich doch!“ versuchen sie angestrengt den außer Rand und Band geratenen Stammgast zu beschwichtigen.

DIE ALTEN BLINDEN

Am schwersten haben es die alten Blinden.
Meist sind sie ganz allein sich überlassen;
sie können kaum sich in ihr Schicksal finden,
ihr hartes Los, sie können schwer es fassen!

Wir jungen Blinden möchten gern es lindern
und wenden uns an euch, die ihr noch seht:
Versucht auch ihr, der Alten Not zu mindern,
indem ihr hilfreich uns zur Seite steht!

Geschaffen ist ein Altersheim für Blinde!
Nun, Freunde, helfet mit, es zu erhalten,
daß mancher eine schöne Heimstatt finde;
doch euer sei der Dank der blinden Alten!

JOHANN THIEM

Florian zahlt rasch, um gleich darauf wieder am Lenkrad seines Wagens zu sitzen. Wie ist er doch enttäuscht und ernüchtert und zugleich verwundert, daß er solch einem Trugbild dermaßen eifrig nachgejagt war. . . Er weiß nun, daß er mit jener Sorte von Menschen nichts gemein hat, ebensowenig wie diese mit ihm — aber er weiß auch, daß er allen wahrhaft schönen und wertvollen Dingen des Lebens von heute an ein doppelt freudiges Verständnis entgegenbringen wird. Florian Broggli lächelt schon wieder ganz wohlgelaunt — wenn er es recht bedenkt, so kann er mit seinem Ausflug ins Seehotel eigentlich doch zufrieden sein!

Blinde in aller Welt

Deutschland

In der Deutschen Bundesrepublik gibt es 927 Menschen, die ein schweres Los haben. Sie müssen ohne Hände leben. Von diesen haben 111 auch das Augenlicht verloren. Sie sind blind. Trotzdem haben ihre bisherigen Leistungen zu erkennen gegeben, zu welchen Leistungen der menschliche Wille imstande ist. Sie zeugen von der Kraft menschlicher Herzen, die nicht verzagen, sondern in der Arbeit Trost und Hoffnung finden.

Die Ohnhänder sind zumeist Opfer des Krieges. Entweder sind ihnen beide Arme amputiert worden oder die Hände wurden so verstümmelt, daß sie gebrauchsunfähig wurden. Hiezu gesellen sich noch die Erblindungen der vorgenannten 111 Menschen. Erfreulich ist, daß ein erstaunlich hoher Prozentsatz der Amputierten und Blinden eine Familie gründen konnten: 86 Prozent sind verheiratet, 10,7 Prozent ledig, 1,3 Prozent verwitwet und nur 1,5 Prozent geschieden. Die Ehefrauen sind ihren Männern für gewöhnlich die besten und treuesten Kameraden. Ohne sie hätte sicherlich so mancher den Weg ins Leben nicht gefunden.

Besonders schwierig gestaltet sich die Eingliederung in den Arbeitsprozeß natürlich für die blinden Ohnhänder. Dennoch üben 38,7 Prozent von ihnen eine berufliche Tätigkeit aus. Die meisten arbeiten in Verwaltungsberufen, in Berufen der Holzverarbeitung (Bürsten-, Besen- und Mattenfabrikation) und in kaufmännischen Berufen (als selbständiger Kioskinhaber z. B.). Einige sind aber auch als Landwirte, Tierzüchter, Telephonisten und Gastwirte tätig. Einer ist Maschinenstricker in der Textilverarbeitung und ein anderer Kapellmeister. Ein großer Prozentsatz der blinden Ohnhänder wurde besonders eingeschult. Hatte die Verwundung im allgemeinen auch ein soziales Absinken zur Folge, so konnten doch in Einzelfällen beachtliche Schulungserfolge verzeichnet werden, so etwa vom Holz-

verarbeiter zum Richter, vom Verwaltungsangestellten zum Lehrer, vom Maurer zum Rechnungskaufmann. Die wirtschaftliche Lage der blinden Ohnhänder kann im allgemeinen als gesichert gelten. Über die Hälfte besitzt ein Eigenheim.

Alle diese Menschen machen Tag für Tag wahr, was so mancher Gesunde oft vergißt: „Wer sich nicht aufgibt, ist auch nicht verloren!"

England

In London wurde die Frage aufgeworfen, zu welchem Zweck der weiße Blindenstock verwendet wird und insbesondere, ob er die richtige Länge besitzt. Ist er zur Abtastung des Weges und der Hindernisse oder zur Identifizierung des Stockträgers als Blinden vorgesehen?

Es besteht gewiß kein Zweifel darüber, daß der Stock von einer kürzlich erblindeten Person aus den angeführten Gründen getragen wird. Wie steht es jedoch mit den erfahrenen Blinden, die seit Jahren einen solchen Stock tragen? Benützen sie den Stock lediglich zugunsten der sehenden Welt?

Wenn das der Fall wäre, könnte da nicht ein kürzerer Stock von etwa 20 englischen Zoll Länge getragen werden, der aus 4 bis 5 Einzelstücken besteht und, wenn nötig, in irgendeiner Rock- oder Handtasche getragen werden kann? Dies würde auch den Blinden den Antrieb geben, dieses wichtige Instrument zu benützen. Viele Blinden betrachten den weißen Stock zur Vermeidung von Hindernissen als zwecklos, andererseits haben sie das Gefühl der Beruhigung, wenn sie den weißen Stock tragen. Daher wäre ein Stock von ca. 20 englischen Zoll Länge, der aus 4 bis 5 Teilen zusammengesetzt ist, empfehlenswert, zumal er auch in der Rock- und Handtasche getragen werden kann.

Frankreich

Immer wieder hört man von Blinden und Blindgeborenen, die in besonderen Berufen zu überraschend guten Leistungen gelangten — Mitteilungen, die bei Sehenden Zweifel und Argwohn erregen. Der Sehende kann sich wohl kaum Rechenschaft darüber geben, wieweit die Fähigkeiten der dem Blinden verbliebenen Sinnesanlagen unter dem Zwang der Notwendigkeit zu für den Sehenden fast unverständlichen Erkenntnisquellen werden können.

So berichtet z. B. der belgische Dichter Maurice Maeterlinck in seinem Werk „Das Leben der Bienen" (1901) von dem im 18. Jahrhundert lebenden blinden Naturforscher Franz Huber, dessen außerordentliche Beobachtungsgabe, verbunden mit einem hervorragenden Kombinationsvermögen, zu der Erkenntnis führte, daß die Befruchtung der Bienenkönigin nicht im Bienenstock erfolgt, sondern das Schwärmen der Bienen den Hochzeitsflug der Königin darstellt. Er horchte stundenlang auf das geheimnisvolle Summen im Bienenkorb. Seine sehende Beobachtungshilfe erzählte ihm, daß die Tiere auf dem Boden und an den Wänden säßen, jedoch die Flügel unausgesetzt bewegten, so als flögen sie. Der Blinde schloß aus diesem Verhalten richtig, daß dadurch der ziemlich hermetisch abgeschlossene Bienenstock ventiliert werde.

Hier haben wir es mit einer erstaunlichen Leistung des schlußfolgernden Denkens eines Blinden zu tun. Daß aber ein Blinder auch in der praktisch-ärztlichen Hilfeleistung, noch dazu auf dem schwierigen und verantwortungsvollen Gebiet der Geburtshilfe, erfolgreich bestehen kann, beweist uns der erblindete französische Arzt Dr. Albert André Nast, der sich trotz schwersten menschlichen Prüfungen nicht davon abbringen ließ, weiter seinen Mitmenschen zu helfen.

Dr. Nast wurde 1883 geboren und sah sich zunächst vor eine ganz andere Lebensbahn als die eines Arztes gestellt. Er war bereits ein angesehener Rechtsanwalt, als 1913 seine Frau im Kindbett starb.

Blinde helfen Blinden

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist die erste Blindenorganisation in unserem Lande, die von Blinden geleitet, den Zivilblinden Hilfe im täglichen Leben, Erholung auf dem Lande und Schutz im Alter gewährt. Seit dem Jahre 1935 übt diese selbstlose Organisation ihre Tätigkeit aus. Sie hat in ihrer jahrzehntelangen Arbeit vielen Hunderten Blinden geholfen. Das neueste von ihr geschaffene Werk ist *das erste Blindenaltersheim in Hochegg* in Niederösterreich. Die ersten Blinden sind dort bereits eingezogen. Um das Heim weiter auszubauen, sind noch Geldmittel nötig.

Die Hilfsgemeinschaft wendet sich daher vertrauensvoll an die Öffentlichkeit und bittet um Spenden in Form von Förderungsbeiträgen, Abnahme von Bausteinen, Geschenkgaben in jeder Form. Diesbezügliche Beiträge können auf das Konto

„Blindenaltersheim", Postscheckkonto Nr. 54.400

eingezahlt oder an die Adresse der Hilfsgemeinschaft in Wien 20. Treustraße 9 (Telephon 35 36 81) gesandt werden.

Dies erschütternde Erlebnis weckte in ihm den unbeirrbaren Entschluß, sich fernerhin gänzlich dem medizinischen Beistand für die Mütter und Säuglinge zu widmen. Dreißigjährig begann er neben seiner bisherigen Berufsarbeit das ärztliche Studium, und es wird mit großer Wahrscheinlichkeit vermutet, daß er bei seinem unermüdlichen nächtlichen Lernen sein Augenlicht überanstrengt habe. Allerdings konnte er noch von 1914 bis 1918 in der Armee als Arzt dienen. Nach dem Friedensschluß eröffnete er eine kleine, private, ländliche Gebärklinik in Chelles, womit sein Lebenstraum in Erfüllung ging.

Da aber schlug das Schicksal grausam zu. 1931, Dr. Nast zählte damals 48 Jahre, erblindete er vollkommen. Wohl jeder andere an seiner Stelle hätte daraufhin die Leitung der Klinik zurückgelegt. Nicht so Dr. Nast. Vertrauend auf sein Wissen und Können, überzeugt davon, daß sein Fühlen und Hören ihm helfen würden, die Klippen bei seiner Arbeit zu überwinden, gab er ein leuchtendes Beispiel unzerbrechlichen Lebensmutes.

Unterstützt von seiner zweiten Frau, einer Hebamme und Säuglingspflegerin, führt er noch immer seine vierzehn Betten zählende Entbindungsanstalt äußerst erfolgreich weiter. Es spricht für die außerordentliche Beliebtheit des Arztes, daß er seit seiner Erblindung rund 2000 Kindern beim Eintritt in das Leben geholfen hat.

BEARBEITET VON ING. RUDOLF SCHOLZ

CARL JULIUS HAIDVOGEL

DIE MAGD

Ich habe sie niemals lachen gesehen, vielleicht hat sie es nicht einmal als Kind vermocht; denn sie kam mit acht Jahren in den Dienst von Bauern, sie, das siebente von zwölf Kindern.

Die Eltern seufzten auf, und auch sie seufzte, die kleine Magd. Um vier Uhr früh begann ihr Dienst, und die Melkeimer hingen schwer an den mageren Armen. Die Hand der Bäuerin ruhte nicht immer zärtlich auf ihren schwachen Schultern, und so kam es, daß sie klein und zart blieb, als sie schon längst den kurzen Röcken entwachsen war.

Später nahm sie die Stadt auf. Sie war anstellig und geduldig und hob die Augen nur, um Gott zu danken, daß er es so gut mit ihr meinte. Ihre Demut machte sie beliebt, sie fand Aufnahme in guten Häusern, lernte am Herde sich nützlich machen, verstand es bald, auch feineren Leuten die Speisen gaumengerecht zu bereiten und kam mit ihnen ein bißchen in der Welt herum.

Damals bewarben sich mehrere Männer um sie, ländliche Burschen in Sommerfrischen, solche, die eine dienstbare Hand und hausfraulichen Spargeist wohl zu schätzen wußten. Aber ihr Herz blieb klug und kühl, sie wußte um die Absichten hitziger Werber, deren Blut sich am Sparbuch einer Magd entzündete, und legte lieber noch einige Gulden zu ihrem künftigen Heiratsgut.

Zu Beginn ihrer Dreißigerjahre war es endlich so weit, daß sie einem Mann, einem kleinen Festangestellten der Eisenbahn, ihr Wort und ihr Sparkassenbuch geben durfte. Feste Besoldung, Festigkeit des Hausstandes überhaupt, war der Traum ihrer reiferen Jahre gewesen. Seiner Erfüllung opferte sie gerne ihren Wunsch nach gesetzter Mannesart, mit der sich die frohe Herzensbeschwingtheit ihres jüngeren Gatten schwer vereinbaren ließ; sie war schon glücklich, Gulden, die dem anderen zu eitlen Freuden zerflossen, hübsch und klug zusammenzuhalten. Die kleine Wohnung blinkte vor Sauberkeit, des Mannes Herz begann vor Heimfreude zu strahlen. Sie diente ebenso hart und stumm wie einst der Habgier der Bauern dem vermeintlichen höheren Zweck, seinem selbstvergnügten Leichtsinn den Rücken zu decken, ohne innere Teilnahme, nur in der herben Erfüllung ihrer beschworenen Gattenpflicht.

Dann kam sie mit einer Totgeburt nieder; sie empfand es als Verrat an gelobter Dienstbarkeit. Und als sie Jahre später einen Knaben gebar, ein zartes, anfälliges Kind, da glaubte sie die Quittung der Schuld dem Leben und ihrem Mann gegenüber in Händen zu haben und begehrte darum nicht mehr nach einem weiteren Vorschuß des Schicksals. Das Leben war hart und böse, man durfte seine Gewalten nicht lustvoll und ohne Not herausfordern. Einem jeden war rein bestimmtes Pfund zugemessen; ihres war klein und ärmlich von den Tagen der Kindheit an.

Aber mit diesem Pfund durfte man wuchern wie mit den blanken Gulden in der Sparkasse. Man durfte es auf Zinsen anlegen, die man nie behob, sondern sorglich zur Einlage schlagen ließ. Und so ergoß sich alle rauhe

LEGENDE

Ein zweigeteiltes Haus, darinnen je ein Saal.
Die Tische voll bedeckt mit köstlich reichem Mahl.
Der Gäste viele sind, an Jahren jung und alt,
Ganz gleich von welchem Rang und gleich welcher Gestalt.

Die Hände hielten fest die Stäbchen für den Schmaus;
Sie kamen nicht zum Ziel, das leckre Mahl blieb aus.
Die Stäbe viel zu lang erreichten nie den Mund.
Sie mühten sich umsonst, zerrannen Stund' um Stund'.

Entstanden Groll und Zorn, entstand gar böser Streit,
Erwuchs unsagbar Not als Frucht der Zwistigkeit.
In jenem ersten Saal Dämonen tanzten wild,
Im zweiten gleicher Art sich bot ein ander Bild.

Auch hier mit reichem Mahl die Tische voll bedeckt,
Die Stäbe viel zu groß, doch niemand drum erschreckt.
Mit seinen Stäben gibt dem Nächsten, was ihm frommt,
Im Saale Eintracht herrscht und eins zum andern kommt.

O Welt, sieh hin, der erste Saal ist dein Gesicht!
Dämonenhaft — von Haß und Neid verzerrt — es spricht.
Erbarmungslos die Not dir aus den Augen schaut,
Dein Sieg ist Tod! O Welt — wend' dein Gesicht — mir graut.

Wie schön dein Antlitz wär', dem ersten Saale gleich,
Sich helfend teilten jung und alt und arm und reich,
Die Schätze, die der Herrgott schuf in höchster Pracht,
Die Einigkeit — o Welt — wär' deine größte Macht.

LUCIA IMMER

Liebe, deren sie fähig war, auf den Knaben. Sie hielt ihn streng in Zaum und Zucht, sie lehrte ihn früh die innere Sparhilfe der Einsamkeit, die Enthaltung von allen rasch verlebten Freuden, sie kämpfte tapfer und zäh gegen den Unmut eines leicht erregbaren Mannes, der kleinen Mißerfolgen seines Sohnes in der Schule eine schicksalsschwerere Bedeutung geben wollte, als ihnen zukam. Sie setzte es durch, daß sich ihr Sohn trotz kleinerer Rückfälle ins Unzulängliche weiter höheren Studien widmen konnte, und sparte sich das Geld vom Munde ab, um ihm jede Hilfe zum Weiterkommen angedeihen zu lassen. Ihr kleines Kapital, das ihr eine himmlische Herrschaft anvertraut hatte, durfte nicht verzettelt werden. Sie blieb seine dienstbare Magd durch gute und schlechte Tage. Plötzlich starb ihr Mann. Sein Wesen ließ ihr die Erinnerung an einen freundlichen Lebensmittag, sein Wirken eine kleine Gnadengabe zurück. Sie beweinte weniger die Leere, die das Erlöschen seiner Person hervorrief, als die Bresche, die sein Tod in den gehüteten Kreis um ihre Lebensrücklage, ihren Sohn, geschlagen hatte. Und so nahm sie aus Eigenem die Hürde um ihren Hort noch enger zusammen. Den einen Posten verlor sie, den zweiten nahm sie aus Angst, ihn zu verlieren, mit doppelter Hingabe an. Nun hingen wieder die vollen Eimer an beiden Händen. Sie vollbrachte Wunder an Kraft. Man sollte es dem Äußeren des Sohnes nicht ansehen, daß an den guten Kleidern, die es schufen, die Kreuzer blutenden Verzichts auf das eigene Wohlergehen hingen; man sollte ihn in guter Gesellschaft willkommen heißen, man sollte in der gepflegten Hülle den edlen Kern, seinen bescheidenen, opfergeübten Geist, seine Anspruchslosigkeit und Bereitschaft zu dulden, doppelt ehren, und niemand brauchte zu wissen, daß ihm eine Mutter diesen Willen zur Botmäßigkeit, dem ein väterliches Bluterbe die Tat nicht leicht machte, genährt hatte, mit ihrer verkrochenen Liebe zu sparen, zu mehren, ein Kapital anzulegen, von dessen Zinsen nun der Junge zehrte.

Vielleicht wäre einst ein Bauernhof für sie das Richtige gewesen, mit einem kleinen Garten am Beginn, mit segenschweren Feldern am Ziel ihres Wirtschaftens: Fleck um Fleck zusammengekauft, alles errichtet und betreut durch einfältiger Hände Arbeit. So war ihr Acker ein kleiner geblieben, aber er war reich bestellt, umgegraben in zähem, ausdauerndem Fleiß, der gelockerte Seelengrund eines Kindes, in dem der Same eines lebensfrohen Vaterherzens nun üppig in Blüte schießen konnte.

Magd war sie gewesen, immer nur Magd; in ihrem Leben, in ihrer Liebe, in ihrer Mutterschaft. Mägde haben grobe Hände und man sieht selten in ihr Herz. Sie haben nie das Lachen gelernt und ein Lächeln gelingt ihnen vielleicht erst in der letzten Stunde ihres Lebens. — Aber als die Magd starb, war ihr Gesicht verschlossen und aller letzten Milde entrückt. Und doch habe ich durch diesen beinernen Sargdeckel über aller weichen Tiefe in ihr Herz gesehen. Es war das Herz — meiner Mutter.

Die Eröffnung der „Waldpension“

Links oben: Der Vorsitzende der Landesgruppe Steiermark des Österreichischen Blindenverbandes, Bundesfürsorgerat Josef Ganser, dankte der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs für dieses einmalige Werk und verlieh der Hoffnung Ausdruck, daß in einer friedlichen Welt noch viele solcher Heime für Blinde entstehen mögen.

Rechts oben: Großes Interesse für dieses Werk echter Nächstenliebe bekundete auch die Geistlichkeit.

Links unten: Der Bezirkshauptmann von Neunkirchen, Hofrat Dr. Johann Gründler, fand herzliche Worte der Anerkennung für die Schöpfer des ersten österreichischen Blindenaltersheimes und hob die große Notwendigkeit der Schaffung von Sonderaltersheimen hervor.

Rechts unten: Auch unsere blinden Musiker haben das ihre zur Verschönerung des großen Festes in Hochegg anläßlich der feierlichen Eröffnung und Einweihung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes beigetragen. Die Blinden sind frohe, optimistische Menschen und Musik und Gesang sind bei ihnen immer anzutreffen.

Pressebild-Agentur Cerny

MARTHA HOFMANN

Besuch bei Rainer Maria Rilke

Der Gedanke an einen der Großen, der — vor einem Menschenalter erloschen — den Jahren nach noch heute unter uns weilen und die jetztige Zeit miterleben könnte, ruft uns zu tiefer und ernster Besinnung. Rainer Maria Rilke wurde am 4. Dezember 1875 zu Prag geboren, war also ein Altersgenosse von Thomas Mann — und doch fühlen wir, daß er seinem ganzen so überaus feinnervigen und zarten Wesen nach, nicht wie jener dazu bestimmt war, das Krasse und Harte, das Unerbittliche dieses technischen Zeitalters mitzuerleben. Ein Bote war er, der uns mit jedem Atemzug, mit jedem Schriftzug Kunde gab, daß der *Mensch* das edelste, präziseste, wunderbarste „Instrument" ist, die feinste und geheimnisvollste Antenne, mit der kein Wunder der Mechanik vergleichbar ist.

Obwohl er uns also in der streng gesammelten Innerlichkeit und Vertieftheit seines Wesens, worin er die anderen Dichter seiner Zeit wie die der unseren übertraf, als das Kind einer noch nicht so raschlebigen, nicht so auf das rein Visuelle, nicht so sehr auf das Tempo Furioso eingestellten Welt erscheint, muß man sich klar machen, daß er sich durch eben diese Strenge, diese seelische Disziplin, ja Askese, auch von seiner eigenen Zeit unterschied und daß er das Schicksal der späteren Generation geistiger Menschen, von denen viele in eine äußere oder innere Emigration zogen, bereits auf seine ureigenste Art vorweggenommen hatte. Rilke hat in seiner schon angedeuteten Sensibilität geahnt oder sogar gewußt, welchen Weg das deutsche Volk nach dem ersten Weltkrieg gehen, daß es sich nicht wirklich zu dem Geist von Weimar bekennen würde, dessen Name mit dem der ersten Republik rein äußerlich verbunden ist. Rilke ist nach dem Kriege nicht in Deutschland und nicht in Österreich geblieben. Er wußte, daß jenes Europa, das er so sehr geliebt hatte — von Spanien über Frankreich und Deutschland bis Rußland durch seine besten Geister innig verbunden —, nicht durch einen bloßen Federstrich wieder neu zu beleben war. Die Woge des Nationalismus, die gleich nach Versailles in Europa neu zu schwellen begann, verleidete ihm seine Wahlheimat München und entfernte ihn von seiner Familie — seiner Frau, der Bildhauerin Clara Westhoff und seinem Töchterchen Ruth — sowie von den vielen Freunden, die er in Deutschland und Österreich gefunden hatte. War er schon vor dem Kriege von 1914—1918 Jahre hindurch in Frankreich gewesen, wohin ihn der Drang nach Ausweitung und Ergänzung seiner künstlerischen Kräfte noch mehr gerufen hatte als seine Verehrung für Rodin, so finden wir ihn jetzt in jener von den feindlichen Wogen nur umbrandeten, aber nicht hinweggespülten Insel eines vorkriegsmäßigen Europas — in der französischen Schweiz.

Tatsächlich war ja die Schweiz, besonders während des ersten Weltkrieges, der Sammelpunkt all derjenigen Geister, die sich mit den kriegsführenden Mächten nicht identifizierten. Es waren Freiwillige der Emigration. Erlesene Persönlichkeiten, wie Romain Rolland und Stefan Zweig, hofften, von hier aus die Einheit Europas durch den Geist wieder herstellen zu können. Insbesondere die westliche Schweiz, mit ihren sanften Strömungen, die von Frankreich und Italien kommen und denen sich auch die härteren Ostschweizer willig aufschließen,

SIRMIONE

Lockender Zauber des Südens,
Wachen und Träumen zugleich,
nirgends die Spur des Ermüdens.
Lockender Zauber des Südens,
Leben, so kraftvoll und reich.

Burgen und blühende Gärten,
schaukelnde Boote im See,
Sonne und Zeit als Gefährten.
Burgen und blühende Gärten,
bleibende Sehnsucht seit je.

Palmen, Agaven, Zypressen,
funkelnder, köstlicher Wein,
lassen den Alltag vergessen.
Palmen, Agaven, Zypressen,
randen die Ewigkeit ein.

FRIEDRICH WINKELMÜLLER

erscheint dem Mitteleuropäer noch heute als ein gesegneter Rest jener schöneren Zeit, da unser Kontinent auf kulturellem und sozialem Gebiete Bewundernswertes ohne Vergleich geleistet hat.

So ist es denn kein Wunder, daß der gebürtige Prager, Rilke, der ja von Haus aus den Vornamen René trug, auf der Suche nach der ihm gemäßen seelischen Landschaft, in welcher er seine großen Gedichte würde vollenden können, gerade nach dem teils lieblichen, teils herb-romantischen Schweizer Rhônetale kam, das ihn — nach seinen eigenen Worten — an die französische Provence und auch an gewisse Gegenden von Spanien erinnerte. Denn Rilke hat sich nie nach der Art der Impressionisten von der Landschaft unmittelbar inspirieren und zu einer bestimmten Gefühlshaltung oder „Stimmung" bewegen lassen — er hat vielmehr in der Landschaft das expressive Spiegelbild seiner *inneren* Visionen, die Wiederholung der, seiner eigenen Seele entströmenden, Rhythmen in ihren Linienzügen gesucht. Kurz: Er trug das Bild seiner Landschaft in sich und ließ sich dort nieder, wo der äußere Rahmen zu dem inneren Bilde paßte.

Es ist ein Teil seiner Begnadung, daß ihm dies ohne eigene finanzielle Mittel gelang, was andere, seelisch Ärmere, nicht mit allen Reichtümern der Welt zu finden wissen. Er überzeugte die Menschen, er gewann sie seinen Visionen, er erfüllte sie mit seiner Melodie. Ein bedeutender bürgerlicher Mäzen, Reinhard aus Winterthur, stellte dem Dichter jenes kleine turmartige Schloß im Kanton Wallis zur Verfügung, dessen Name „Schloß Muzot", durch die Vollendung der vor dem Kriege (in Duino an der Adria) begonnenen Elegien und durch die hier geschaffenen „Sonette an Orpheus" bekanntlich in die Literaturgeschichte eingegangen ist. Doch nicht nur die Werke seiner Muse, die hier ihre letzte und größte Erfüllung fand, sondern auch die unzähligen Briefe an nahe und ferne Freunde, die der freiwillige Emigrant an den langen und einsamen Winterabenden schrieb, haben uns den Namen „Muzot" tief ins Herz geprägt, und jeden Winkel dieser Dichterklause — auch sie ein äußeres Abbild Rilkes innerer Welt —, jeden Raum und jede Frucht seines geliebten Gartens und der das Schlößchen umgebenden Weinberge und

WER WEISS WANN

Mich hat im Leben so vieles getroffen,
mein Geld, mein Gewand hab' ich alles versoffen,
mir ist im Dasein so manches geschehen
mein Herz bleibt einmal — wer weiß wann —
doch stehn.

Ich habe alle Menschen verachtet,
doch manchmal vor schönen Frauen geschmachtet,
ich lauschte des Sturmes verzweifeltem Weh'n —
mein Herz bleibt einmal — wer weiß wann —
doch stehn.

Ich hörte vom Freithof Zypressen rauschen,
wie junge Menschen den Goldring tauschen,
ich werde das Glück niemals wiedersehn,
mein Herz bleibt einmal — im Föhnwind stehn.

KURT KLEBERT

Obstgärten nahe gebracht, so daß uns jede Einzelheit wie eine liebe Bekannte grüßt, wenn wir ihr nun in Wirklichkeit gegenüberstehen.

Das war mir während der Jahre vergönnt, die ich in der West-Schweiz verbrachte. Rilkes Mäzen, der das Schloß Muzot noch heute durch dessen alte Haushälterin betreuen läßt, und es bis vor kurzem jenen geistig Schaffenden öffnete, welche innere Sammlung dort zu finden hoffen, gewährte mir den Besuch dieser Stätte, die so ganz von des Dichters Geist erfüllt ist. Nichts Totes und Verstaubtes findet sich in diesen Räumen, nicht die Stickluft eines Archivs, obwohl Muzot doch als eine Art Rilke-Museum gelten durfte. Aber es ist mehr als ein solches. Man hat beim Eintritt in die Arbeitsstube des Dichters das Gefühl, daß er nur ausgegangen sei, vielleicht zu einem Spaziergang zwischen den berühmten Aprikosen- und Birnbäumen dieses gesegneten Tals, das ihn selbst zum kundigen Gärtner gemacht hat.

Wir sehen die Bücher seiner Handbibliothek, meist französische Werke, mit denen er sich in jenen Tagen beschäftigte, da Paul Valéry sein bewundertes Vorbild war, und Rilke selbst einfache, harmonische Verse in französischer Sprache schrieb, deren geklärte Schlichtheit mit dieser ländlichen Betätigung und seinem freundnachbarlichen Verkehr mit den Obst-

und Weinbauern von Sièrre aufs innigste zusammenhängt.

Schöne gotische Schränke und Truhen finden sich nebst alten russischen Ikonen in diesen Räumen, aus deren mittelalterlichen Spitzbogenfenstern man weit hinabblickt in das weiß schäumende Tal der Rhône, deren kalkhältiges Wasser zwischen steilen Hügeln ungestüm dahinströmt. Und auf einem dieser Hügel, ein wenig weiter südwärts, liegt das sturmumbrauste Grab des Dichters, ganz unscheinbar im verstecktesten Winkel der Kirchenmauer von Rarogne (Raron) eingemeißelt. Wem fielen da nicht Rilkes eigene Verse ein, in denen es heißt: „Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens . . .“?

Nur 51 Jahre ist der Dichter alt geworden, der zuletzt wie in seinen Anfängen in äußerster Armut und Zurückgezogenheit, und doch durch tausend unsichtbare Fäden mit allen Mitmenschen verbunden, hier dichtend gelebt und aus der Enge ins Weite gewirkt hat. Wem wußte er nicht Trost zu spenden, wem nicht treuesten, ehrlichsten Rat zu geben, wem nicht zu helfen, er der an alle verschenkt war und selbst der Dienende und Gebende blieb? Und so ist es kein Wunder, daß in dieses abseits gelegene unwirkliche Dorf Raron an jedem Jahrestag seines Todes, ganz besonders aber am 29. Dezember 1961, seinem 35. Todestage — der so nahe bei seinem Geburtstag liegt —, Tausende von Menschen von nah und fern strömten und zu dem Dichter pilgerten, dessen leichter Staub von solch schwerem gewaltigem Mauerstein bedrückt wird und dessen Schlaf doch so sanft scheint wie der einer Rose „unter soviel Lidern“, von der seine selbstverfaßte, wundersame Grabinschrift spricht.

DIE SECHSTE ELEGIE

Feigenbaum, seit wie lange schon ist's mir bedeutend,
wie du die Blüte beinah ganz überschlägst
und hinein in die zeitig entschlossene Frucht,
ungerühmt, drängst dein reines Geheimnis.
Wie der Fontäne Rohr treibt dein gebognes Gezweig
abwärts den Saft und hinan: und er springt aus dem Schlaf,
fast nicht erwachend, ins Glück seiner süßesten Leistung.
Sieh: wie der Gott in den Schwan.
. . . Wir aber verweilen,
ach, uns rühmt es zu blühn, und ins verspätete Innre
unserer endlichen Frucht gehn wir verraten hinein.
Wenigen steigt so stark der Andrang des Handelns,
daß sie schon anstehn und glühn in der Fülle des Herzens,
wenn die Verführung zum Blühn wie gelinderte Nachtluft
ihnen die Jugend des Munds, ihnen die Lider berührt:
Helden vielleicht und den frühe Hinüberbestimmten,
denen der gärtnernde Tod anders die Adern verbiegt.
Diese stürzen dahin: dem eigenen Lächeln
sind sie voran, wie das Roßgespann in den milden
mildigen Bildern von Karnak dem siegenden König. . .

RAINER MARIA RILKE

Die Taubblinden

Ich kenne und kannte so viele taubblinde Menschen persönlich, daß ich sie nicht als eine eigene Gruppe oder einen besonderen Teil der menschlichen Gesellschaft bezeichnen kann. Im Gegenteil; sie sind durchwegs sehr lebensnahe Persönlichkeiten, oft mit bedeutenden Begabungen und Charaktereigenschaften ausgestattet. Natürlich bringt die Unfähigkeit zu sehen und zu hören gewisse charakteristische Merkmale mit sich, jedoch sind Vorurteile

allgemeiner Natur, wie etwa: „Die Taubblinden sind so arm" oder „sie sind so unendlich launenhaft", keineswegs immer am Platz. Bei dieser Gruppe Menschen spielt die individuelle Einstellung zum Leben die selbe Rolle, wie bei Menschen mit gesunden Sinnen. Die Behauptung: Taubheit schließt Menschen mehr vom gesellschaftlichen Leben aus als Blindheit, ist durchaus zutreffend. Daher die Neigung Taubblinder zu fast ausschließlichem Zusammenleben mit ihresgleichen oder Gehörlosen, welche sehen können. Hier liegt der Fall ähnlich, wie bei einem Menschen, der in ein Land verschlagen wird, wo niemand seine Muttersprache beherrscht. Dieser Mensch wird glücklich sein, wenn er in dieser Gegend eigene Landsleute oder zumindest Personen findet, mit denen er sich in seiner Heimatsprache verständigen kann. Allein diese Tatsache sollte diejenigen, welche das Glück haben zu sehen und zu hören, nicht gleichgültig gegen ihre taubblinden Mitmenschen machen. Im Gegenteil, sie sollten bedenken, daß diese von Haus aus schwer getroffenen Menschen oft große persönliche Fähigkeiten entwickeln und auf alle Fälle ein Recht darauf haben, im Leben als vollwertig eingeschätzt zu werden.

Was können wir nun tun, um das Leben auch der Taubblinden lebenswert zu machen? Ich glaube, wir sollten uns in erster Linie bemühen, unseren taubblinden Mitmenschen so viel Freundlichkeit und Freundschaft als möglich entgegenzubringen. Wir sollten bestrebt sein, ihnen nicht nur dadurch Hilfe zu bringen, daß wir sie gelegentlich führen oder ihnen als Dolmetscher zur Umwelt zur Verfügung stehen, welche Hilfeleistungen gewiß unendlich wertvoll für sie sind. Es wäre vielmehr unsere Aufgabe, sie zu weitestgehender Unabhängigkeit und tätiger Teilnahme an gesellschaftlichen Leben zu erziehen, und sie wissen zu lassen, daß ihre Anwesenheit und Mithilfe bei den verschiedensten Anlässen erwünscht und wertvoll ist.

Viele Taubblinde wurden abgestumpft gegen alle Liebe und Freundschaft, da sich ihre sehenden Mitmenschen niemals richtig um sie kümmerten, geschweige bemühten, sie wirklich als vollwertige Glieder der Gesellschaft anzusehen. Leider ist es eine Tatsache, daß häufig Verwandte des Taubblinden wenig Bereitschaft zeigen, sich in das Leben des Einsamen einzufühlen und ihm ein wirklicher Freund und Helfer zu sein. Dabei wäre es unendlich nützlich, wenn der Taubblinde in seiner Familie eine wahre Heimstatt fände. Dort könnte er in das Leben hineinwachsen und kennenlernen, wie dieses Leben wirklich ist. Es würde ihm so nach und nach klar, daß Freuden nicht nur das Privileg der Gesunden und Enttäuschungen nicht nur sein Los sind.

In unserer heutigen schnellebigen Zeit ist die Durchführung dieser Anregungen naturgemäß sehr problematisch. Woher bekommen wir brauchbaren Nachwuchs für die Arbeit als Hauslehrer, bzw. Instruktor für die Familie des Taubblinden? Es gäbe für diese Dienste manche sehr geeignete Kraft, die jedoch davor zurückschreckt, weil sie fürchtet, das Erlernen des Handalphabets würde sich als zu schwierig erweisen. Diesese falsche Annahme muß auf alle Fälle richtiggestellt werden, denn die meisten Taubblinden haben in ihrem Leben bereits gehört und können sich auch durch die Sprache mit ihrer Umwelt verständigen.

Das Ablesen der Sätze von fliegenden Fingern dürfte also für den Hauslehrer höchst selten erforderlich sein. Meiner Meinung nach würde ein entscheidender Fortschritt in den eben erörterten Fragen erzielt, wenn es allen Kindern, ehe sie der Schule entwachsen zur Pflicht gemacht würde, das Handalphabet der Taubblinden zu erlernen. Eine Schuldirektorin, mit der ich vor einigen Jahren dieses Problem diskutierte, fand meinen Vorschlag durchführbar. Kinder lernen leicht und wenn sie das Gelernte auch für einige Zeit wieder vergessen, können sie es doch später wieder leicht rekapitulieren.

Es ist unendlich schwer, wahre Freunde für die Taubblinden zu finden. Nicht zuletzt wird es auch an den Taubblinden selbst liegen, hier Wandel zu schaffen, indem sie Vollsinnige, die sich gerne mit ihnen beschäftigen möchten, durch ihr Verhalten dazu ermutigen und nicht durch allzugroße Anforderungen oder Ungeduld kopfscheu machen. Wird dieser Rat befolgt, bin ich überzeugt, daß die Anzahl der Helfer der Taubblinden ständig steigen wird, und daß sich das Los dieser Menschen bessert, wenn sie nicht mehr bemitleidet, sondern als vollwertig angesehen werden.

Bearbeitet von ERNST KOTOVSKY

JOS. F. ZEDNIK

DIE SEKRETÄRIN

Die Sekretärin des Generaldirektors eines verstaatlichten Betriebes hat gekündigt. — Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei vorausgeschickt, daß diese Geschichte nicht in Österreich spielt. — Also. Die Sekretärin des Generaldirektors eines verstaatlichten Betriebes hat gekündigt. Sie heiratete den Generaldirektor. Die Leitung des Unternehmens bemühte sich, für die Scheidende einen entsprechenden Ersatz zu finden und schrieb die Stelle, wie es bei Staatsbetrieben üblich ist, aus. Man veröffentlichte eine Anzeige im Amtsblatt. Unbescholtene Frauen und Mädchen zwischen dem 21. und 30. Lebensjahr, mit Mittelschulbildung und Stenotypistenprüfung, wurden aufgefordert, sich um die Anstellung zu bewerben, wobei dem Ansuchen ein handgeschriebener Lebenslauf, Zeugnisse, eventuelle Referenzen und ein Photo beizulegen war. Neben der obligaten Beherrschung der englischen und französischen Sprache verlangte man auch gute Kenntnisse in Chinesisch und Arabisch, machte dies aber nicht zur Bedingung. Kenntnisse der chinesischen bzw. arabischen Sprache wären von Bedeutung, weil der Generaldirektor mit seiner Sekretärin oft ausgedehnte Geschäftsreisen ins Ausland unternimmt, die häufig in die arabischen Länder und nach China führen.

Im Hinblick auf den durch die herrschende Hochkunjunktur bedingten Mangel an geeigneten Arbeitskräften und im Hinblick auf die Tatsache, daß ähnliche Posten in der Privatindustrie zumeist besser dotiert waren, rechnete die Personalabteilung des Unternehmens mit keinem Erfolg. Umso erstaunter war man, als doch elf Gesuche einlangten. Wahrscheinlich lockte das interessante Betätigungsfeld, aber vor allem die zugesagte Pragmatisierung und die damit verbundene erhöhte soziale Sicherheit. Nun, aus elf Bewerbungen konnte man doch vielleicht eine geeignete Person herausfinden. Der Personalchef prüfte mit Hilfe seines Betriebsgraphologen die eingetroffenen Unterlagen sorgfältig und stellte unter anderem fest, daß keine der Bewerberinnen Chinesisch oder Arabisch sprach. Allerdings hatte man das gar nicht erwartet. Auf Grund des graphologischen Gutachtens und nach genauer Betrachtung der den Gesuchen beigeschlossenen Photographien schieden acht der Damen aus, so daß drei in die engere Wahl kamen und vom Personalchef zwecks Beantwortung einiger Fragen gemeinsam eingeladen wurden.

Da standen sie nun vor ihm, alle drei. Der Zufall wollte es, daß jede der drei übrigens gut gekleideten Bewerberinnen einen anderen Typus darstellte und jede in ihrer Art ansprechend war. Die eine groß, blond, strahlend, 22 Jahre alt, ledig; die zweite mittelgroß, brünett, mit Rehaugen, 24 Jahre alt, ledig; die dritte ebenfalls mittelgroß, schwarzhaarig, etwas mollig, mit feuchten Lippen und verschleiertem Blick, 29 Jahre alt, schuldlos geschieden. Der Personalchef betrachtete sie nach einer kurzen Begrüßung wohlgefällig, dann forderte er sie zum Sitzen auf.

„Meine Damen,", begann er, „meine Damen, wie Sie wissen, haben wir uns entschlossen, die Stelle der Sekretärin unseres sehr geehrten Herrn Generaldirektors neu zu besetzen und haben diesen Posten ausgeschrieben. Ich brauche nicht zu betonen — das weiß bereits jedes Kind —, daß unser Unternehmen im Wirtschaftsleben unseres Landes eine hervorragende Stellung einnimmt und der Name unseres sehr verehrten Herrn Generaldirektors weit über die Grenzen unseres Vaterlandes bekannt ist. Es sei nur das eine gesagt: es ist eine Ehre, in unserem Betrieb unter der Führung eines so bedeutenden Mannes dienen zu dürfen!" Sichtlich von seinen eigenen Worten beeindruckt, setzte der Personalchef seine Ansprache fort:

„Nach korrektester Sichtung und Überprüfung aller Bewerbungsschreiben konnten aus den vielen . . . hm . . . enorm vielen Einsendungen Ihre in Betracht gezogen werden. Sie liegen sozusagen Kopf an Kopf, und nur Ihre Antworten auf zwei Testfragen, die Ihnen unser Betriebspsychologe stellen wird, wird die Entscheidung bringen. Aus diesem Grunde haben wir Sie zu uns gebeten."

Er wandte sich zu einer älteren Frau, die still und, wie es schien, vergnügt hinter einem Schreibtisch saß, und bat: „Frau Pelikan, Sie werden mitschreiben, nicht wahr?" Dann

Die „Waldpension“ — ein Paradies

Links oben: Die neuerrichtete Trafostation sichert den großen Bedarf des Blindenaltersheimes an elektrischer Energie.

Rechts oben: Am Führungsgeländer entlang können sich die Bewohner des von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs errichteten Blindenaltersheimes „Waldpension“ ohne fremde Hilfe und vollkommen sicher fortbewegen. Das stärkt ihr Selbstvertrauen und macht sie froh und zufrieden.

Links unten: Blitzblank sind alle Geräte in der Elektroküche des Blindenaltersheimes „Waldpension“ in Hochegg bei Grimmenstein.

Rechts unten: Voll Bewunderung besichtigen die Besucher das Blindenaltersheim in Hochegg. Ein besonderer Anziehungspunkt sind die südwärts gelegenen Terrassen.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

SEHNSUCHT

Am Wasser lag ein Mägdelein,
Die Sonne kost' ihr blondes Haar;
Sie träumte in den Tag hinein,
Ihr Sinnen gar ferne schon war!

Da rauschet die Flut zu ihr empor,
Die Welle löst sich wundermild,
Als sie sich neigt in Sehnsucht vor,
Schaut träumend ein Märchen von Bild.

Süß lockend umstrickt es ihren Sinn,
Sie konnte nicht widerstehen —
Und breitete die Arme zum Wasser hin,
Ward nimmermehr noch gesehen.

CARL HERRMANN

deutete er auf einen ungewöhnlich schlanken Mann, der unbemerkt in der Ecke stand, und der die drei Bewerberinnen unverwandt anblickte.

„Wir können beginnen!"

Der Mann, der Psychologe, wurde vorgestellt und er fing mit leiser Stimme, die ungemein wohlklingend war, zu sprechen an: „Sie brauchen nicht zu erschrecken, meine Damen, die beiden Fragen, die ich Sie bitte, mir zu beantworten, sind sehr leicht. Von Bedeutung sind sie nur für den Fachmann. Ich hoffe, daß durch die wissenschaftliche Auswertung Ihrer Antwort die Person unter Ihnen gefunden wird, die sich für eine Sekretärin in unserem Betrieb eignet!"

Er sah lächelnd in die verdutzten Gesichter der drei hübschen Besucherinnen und fuhr fort:

„Also, die erste Frage. Nehmen wir an, es ist ein lauer Spätnachmittag im Sommer und Sie haben ein Stelldichein mit einem Mann, an dem Ihnen viel liegt. Sie haben sich schön gemacht und streben nun in freudiger Erwartung dem Rendez-vous-Platz zu. Sie befinden sich etwa auf halbem Wege, da bemerken Sie zu Ihrem Entsetzen, daß Sie im Strumpf an einer gut sichtbaren Stelle ein zweifingerbreites Loch haben. Wie reagieren Sie darauf? Zuerst die blonde Dame!"

Die Blondine überlegte nicht lange:

„Da ich, wie ich mich kenne, die vereinbarte Zeit bereits mindestens um 10 Minuten überschritten habe, werde ich das Loch im Strumpf ignorieren und meinen Weg fortsetzen. Mein Gott, so ein Loch ist doch schließlich kein Malheur!"

„Gut. Jetzt die Dame mit dem schwarzen Haar. Was würden Sie tun?"

Die üppige Schwarzhaarige war auch nicht verlegen.

„So viel Zeit habe ich noch, um in das nächste Wäschegeschäft zu laufen, mir dort ein Paar neue Strümpfe zu kaufen und mich gleich dort umzuziehen. Die Alten lasse ich gleich dort zum Repassieren!"

„Gut. Nun sagt uns die dritte Dame, wie sie reagieren würde."

Die Brünette meinte etwas zögernd:

„Ich glaube, ich würde nach Hause . . . ja, ich würde nach Hause zurücklaufen, mir rasch andere Strümpfe anziehen, dann ein Taxi nehmen und zum vereinbarten Ort fahren. Mit der Zeit würde es sich bestimmt ausgehen. Zu spät möchte ich nicht kommen!"

Der Psychologe nickte:

„Gut. Nun die zweite Frage. Die Beantwortung kann in derselben Reihenfolge abgegeben werden. Es ist Ihnen unerwartet eine Million in den Schoß gefallen. Durch Erbschaft oder Spiel, wie Sie wollen. Was würden Sie mit der Million anfangen?"

Die Blondine sprach lebhaft:

„Mein Gott, ich wüßte schon, was ich mit ihr tun würde! Vor allem eine schöne Wohnung kaufen, diese wunderbar einrichten. Mit echten Teppichen, guten Bildern und so. Dann einen Wagen. Ein Märchen von einem Wagen. Ja, und Schmuck, Pelze, Kleider. Die Million würde gar nicht reichen!"

Die Schwarzhaarige dachte eine Weile nach. Man merkte, daß sie im Geiste rechnete:

„Ja, also, ich würde mich vielleicht an einem Geschäft beteiligen. Ich denke dabei an ein Espresso-Lokal oder Pension. Dann natürlich auch Schmuck, Pelze, und dann Reisen! Viele schöne Reisen würde ich machen. Ägypten, Marokko, Südamerika, ach, was weiß ich!"

Die Antwort der Brünetten war präziser:

„Für die Hälfte würde ich mir ein Haus auf dem Lande, mit Garten und vielleicht mit einem kleinen Stück Wald, kaufen. Das war schon immer mein Wunsch. Hunderttausend würde ich auf ein Sparbuch legen, zwecks eventueller Zubesserung. Weitere Hunderttausend würde ich je zur Hälfte in Wertpapieren, ich meine Aktien, und in Goldmünzen anlegen. Sozusagen als ‚eiserne' Reserve. Den Rest würde ich verschenken. Armen Ver-

wandten, karitativen Organisationen, Bettlern."

Als sie geendet hatte, drehte sich der Seelenforscher dem interessiert lauschenden Personalchef zu.

„Das wäre alles, Herr Direktor!"

Dieser erhob sich, trat zu den drei Bewerberinnen und dankte ihnen für ihr, wie er sagte, Mitspielen. Die Auswertung der Antworten werde natürlich etwas Zeit in Anspruch nehmen, aber er verspreche, daß sie von der Entscheidung der Direktion in zwei, spätestens drei Tagen verständigt werden. Wie die Wahl auch ausgehen möge, freue er sich, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Die drei Damen verabschiedeten sich und verließen den Raum. Kaum hat sich die Tür hinter ihnen geschlossen, als der Personalchef vom Betriebspsychologen wissen wollte, wie lange dessen Beurteilung dauern werde, bzw. ob er ihm seine ersten Eindrücke schon jetzt mitteilen könne.

„Ich habe mir schon ein Urteil gebildet, Herr Direktor", meinte er, „aber viel hat uns, glaube ich, der Test nicht geholfen. Sie sind alle drei intelligent, gebildet und sympathisch, und jede von ihnen würde den Anforderungen, die die Position einer Sekretärin in unserem Betrieb an sie stellt, durchaus entsprechen, aber . . ."

„Meiner Ansicht nach, und schließlich habe ich eine gewisse Erfahrung, ist das Fräulein, wie hieß sie nur . . . ach egal, ich meine die Blondine, die attraktivste und wendigste, na ja, sie wissen, was ich meine!", unterbrach der Direktor.

„Ja, ja", bestätigte der Seelenforscher, „sicher haben Sie recht, Herr Direktor. Sie ist in der Tat ein sehr gut aussehendes Mädchen. Dazu äußerst schlagfertig, selbstbewußt, sich ihrer Wirkung bewußt — man beachte ihre Antwort in der Lochgeschichte! — Vielleicht etwas oberflächlich, ich meine, in bezug auf ihre Gefühle. — Die Schwarzhaarige ist mir zu sehr Weibchen, aber sehr apart. Praktisch veranlagt, geschäftstüchtig. Sie wäre vielleicht für unseren Herrn Generaldirektor im Alter passend. Nun die Braunhaarige. Sie ist die, die das größte Herz und Sinn für das Häusliche hat. Wie sie das Geld anlegen will! Sehr interessant. Haben Sie, Herr Direktor, ihre unschuldigen Rehaugen betrachtet? Die Kleine würde eine gute, verläßliche Kameradin und Mitarbeiterin abgeben . . ."

„Mein lieber Mann", fiel ihm der Direktor ins Wort. „Wir sind jetzt dort, wo wir zuvor waren. Wozu das ganze Theater, wenn Sie für alle drei plädieren! Mir gefällt die Blondine! Was meinen Sie, Frau Pelikan?"

Er wandte sich an die kleine, hinter ihrem Schreibtisch sitzende Person.

„Ich meine, Herr Direktor, morgen kommt der Herr Generaldirektor von seiner Hochzeitsreise zurück. Legen Sie ihm das Ganze vor, soll er entscheiden. Schließlich ist das ja seine Sekretärin!"

Der Personalchef sah sie überrascht an.

„Natürlich, Pelikan, Sie haben recht. Das ist ja seine Angelegenheit! Wozu sollen wir uns den Kopf zerbrechen!" Zwei Tage später, bei der Überreichung der Postmappe, fragte Frau Pelikan den Personalchef schüchtern:

„Herr Direktor, wäre es nicht angebracht, den drei Bewerberinnen von vorgestern eine Mitteilung zukommen zu lassen? Die werden bestimmt wie auf Nadeln sitzen. Und darf ich fragen, wie die Angelegenheit ausgegangen ist? Welche von den drei Geschöpfen wurde eigentlich aufgenommen?"

„Gut, daß Sie mich daran erinnern, Frau Pelikan!", erwiderte der Personalchef. „Sie wollen wissen, welche von den Mädels die Stelle erhalten hat? Tja, Pelikan, keine. Ja, Sie haben richtig gehört, keine von ihnen! Den Posten erhielt — der Neffe des Industrieministers!"

Im Speisesaal des Blindenaltersheimes „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein. Mit viel Liebe und Mühe wurden die Tische für die zur Eröffnungsfeierlichkeit am 19. Dezember 1961 erschienenen Festgäste vorbereitet.

Photo Rigobert M. Cerny

„Auf Helen Kellers Spuren“

Man müßte eigentlich dort beginnen, wo wir erfahren haben, daß Helen Keller selbst als Kind eine Lehrerin fand, die quasi als pädagogische Pionierarbeit den Versuch unternahm, das blinde und taubstumme Mädchen einer Bildung zuzuführen. Nun kann ja jeder, der seinem gesunden Kind beim Lernen hilft, ermessen, wie ganz anders man einem sinnesbehinderten Kind in gleicher Absicht begegnen müßte. Es käme wahrscheinlich darauf an, Substitutionsmethoden zu finden, die es ermöglichen, trotz Ausfall mehrerer Sinne zunächst Begriffsdenken an das Kind heranzubringen.

Geschähe *nur das*, so wäre die Bildung des mindersinnigen Kindes nicht gelungen. Im folgenden soll nicht nur die äußere Methode behandelt, sondern die andere, innere besprochen werden. Doch das gerade will ich mir hier zur Aufgabe machen. Nach fast einem Jahrhundert heilpädagogischer Arbeit darf wohl darüber nachgedacht werden. Es wurde doch soviel darüber bereits berichtet. Die eigene Arbeit soll deshalb darin gesucht werden, das Wirksame am besonderen Bildungsvorgang zu begreifen, nicht nur deskriptiv das zu erwähnen, was augenfällig ist. Ich verfüge zwar auch über heilpädagogische Erfahrung (rund ein Jahrzehnt lang), doch sind die Kinder meines Krankengutes vorwiegend schwachsinnig, also nicht primär sinnesdefekt.

Wir können also vorläufig etwa sagen: Das mindersinnige Kind hat Schwierigkeiten bei der *Sinngebung* der von ihm wahrgenommenen Reize. Von den Gegenständen dringt zu uns eine Kunde, von deren Vorhandensein und Beschaffensein über Wellen, für die wir spezifische Empfänger brauchen. Stehen dem Kind zur Sinngebung statt 5 nur 2 Sinne zur Verfügung, so reicht dies letzten Endes auch aus, um mehr oder weniger adäquate Vorstellungen zu gewinnen. Es muß also eine zentrale Stelle da sein, welche imstande ist, verschiedenste Sinnesdaten auf einen Nenner zu bringen, ein einheitliches Ganzes vorzustellen, das Ding außen *Gestalt* werden zu lassen, innerhalb des Vielen zu differenzieren, abzugrenzen.

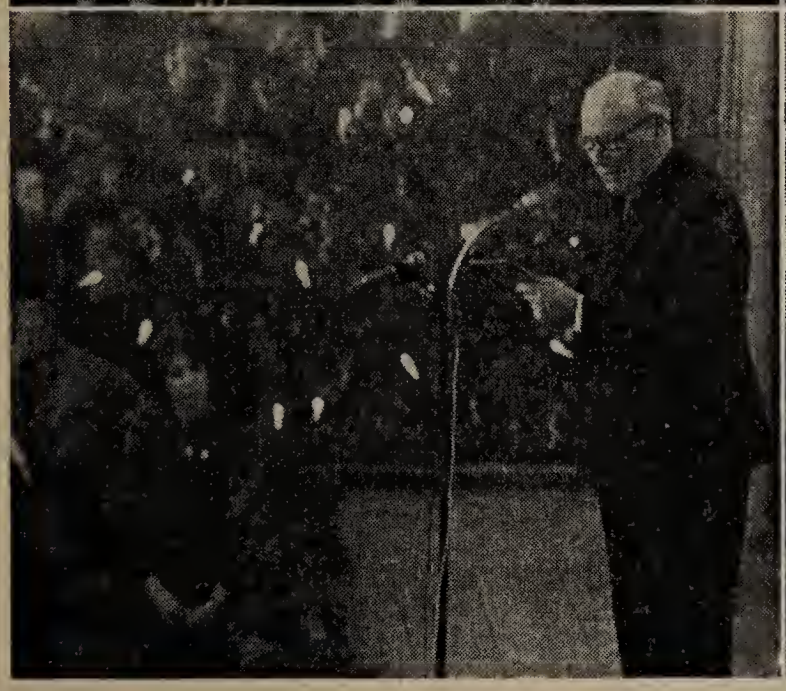
Es gibt seit 1890 eine spezifische Richtung dafür, die sogenannte „Gestaltspsychologie“, sie geht von Wien aus (Ehrenfels) und kann etwa so erläutert werden: Umfassende Experimente haben die Annahme eines aktiven, gestaltenden Prinzips im Menschen zweckdienlich erscheinen lassen. Es ist da eine zentrierende *Kraft*, wie sollen wir ihre Wirksamkeit anders erläutern?, welche subjektiv erlebbar wird und als das *Ich* vom Kind selbst begriffen wird, sobald es ihm evident geworden ist, also relativ früh in seiner Entwicklung (3. Lj,). Tritt diese Phase der Reifung nicht rechtzeitig und kraftvoll genug ein, dann liegt eine Störung zugrunde, deren Ursachen nachgegangen werden muß. Da werden aus Gründen der Terminologie die verschiedensten Diagnosen möglich, und kommen auch immer wieder vor, wie Debilität, Pseudodebilität, Infantilismus, u. dgl.

Wir sind versucht, dafür auch biologische Äquivalente ins Treffen zu führen: Die Messung der „Gehirnelektrizität“ im EEG (Elektroencephalogramm) ergibt mehrere, deutlich voneinander unterschiedene Rhythmen von denen im Schlaf zumindest ein Grundrhythmus feststellbar bleibt. Das Gehirn (seine Nervensubstanz) „brodelt“, erzeugt — wohl nicht unnütz — eine Art elektromagnetisches Kraftfeld, dessen Wirksamkeit eben auch außerhalb der Schädelkalotte (bei großer Verstärkung) noch feststellbar ist. Tumore und cerebrale Krampfanfälle werden damit festgestellt. Es gibt also so etwas wie einen somatischen Ausfluß aus dem Nervensystem, und ich bin versucht, darin die somatische Grundlage des Psychischen zu suchen. Freilich sind das jetzt sehr vage Vermutungen, denen der Vorwurf des Materialismus schon gemacht wurde, Simplifizierungen, welche aber trotzdem als *Denkmodell* eine gewisse Bedeutung erlangen könnten. Um unsere Überlegung aber weiter folgen zu können, bedürfte es eines anderen EEG-Apparates, der das Sphärische, Dreidimensionale (gegenüber dem jetzigen Zweidimensionalen messen könnte. Die „zentrierende Kraft“ — vielleicht nach Art eines Atommodells! — kann ja bisher nicht erfaßt werden. Vielleicht wird es durch ganz andere Verstärkungsmethoden einmal möglich sein, die entnommenen Spannungen auch zu peilen, ein Bild von den

Verhältnissen im „Kraftfeld“ zu gewinnen, nicht nur seine lineare Aufzeichnung.

Wir sind letzlich aber als Pädagogen ausgezogen und als solche kommen wir von der Vorstellung als Folge immerwährender Beobachtung nicht los, daß in der „Seele des Kindes“ ein dynamischer Vorgang annehmbar wäre. Dies ist nicht neu, aber wir verlassen das dabei Vorgestellte von Unten und Oben, die Vorstellung von den aufliegenden Schichten. Wir könnten uns nur Schichten vorstellen, die fluktuierend — vielleicht durch ihr pseudoelektrisches Potential — einen Kern umgeben, elektronenhaft ihn umkreisen.

Von der Weihnachtsfeier 1961



Links oben: „Die Jugend ist gut!“ Unter der Leitung von Frau Maria Endo sangen junge Freunde der Blinden bei der Weihnachtsfeier am 17. Dezember 1961.

Rechts oben: Heinz Conrads sang und plauderte für seine blinden Freunde bei der beim Wimberger abgehaltenen Weihnachtsfeier.

Links unten: Professor Hugo Ellenberger sprach die verbindenden Worte bei der Weihnachtsfeier der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und fand ein sehr interessiertes, dankbares Publikum vor.

Rechts unten: Blick in den überfüllten Saal.

Photo Heinz Vogel

Wir sehen in dieser Bewegung, Möglichkeiten für Labilität und Bildsamkeit und meinen, man müsse dazu immer an den Personk*ern* herankommen. Das gilt bisher als eine Kunst (des Möglichen) und wird — auch wieder nur erfahrungsgemäß — von manchen wahrhaft gemeistert, ohne daß wir von ihnen darüber Gültiges zu hören bekämen. *Was* hierbei wirklich vorgeht, wissen wir *nicht*, wir wissen auch nicht, *wie* es sich ereignet, doch dem wollen wir ja auf die Spur kommen.

Ohne einen tragenden *Kontakt* zu stiften, geht es überhaupt nicht, *wie* ihn aber halten? Gerade die Testmethoden haben die Abhängigkeit der Leistung von der Kontaktbrücke erwiesen. „Wir lernen von dem, den wir lieben" (Goethe). Zunächst muß dann die Schwelle ermittelt werden, an der Begriffsdenken und Verstehen möglich sind. Von da weg gilt es täglich die Welt zu erobern, Orientierung, Überblick und Einsicht zu vermitteln, d. h. dazu zu verhelfen.

Auch das geschädigte Kind will den Wert des Erlernten selbst bemessen, sich daran freuen, sein Erfolgserlebnis hilft ihm weiter. Seien wir darum gerade dort großzügig mit guten Noten! Das alles ist zugleich persönlichkeitsbildend und eben darum bildend im Sinne von Wissensauswertung und Vertiefung.

Kann man nun durch Einzelbemühung auf Umwegen Begriffe und Denken weiten und lenken, so wird das reflektive Selbsterleben des Kindes dem Aufbau seiner Person Entscheidendes schenken. Das Ich wird nach mehr verlangen und den Zuwachs dankbar vermerken. Das alles gilt also für jene Fälle Mindersinniger, bei denen das Ich voll zur Entfaltung gelangen kann, die hiefür nötigen somatischen Abläufe nicht gelähmt oder unmöglich geworden sind (Cerebralschäden der verschiedensten Art). Wir müssen die Daten der Sinneswelt dem Ich zur Verfügung stellen und Substitutionshilfen ersinnen.

Das hat Helen Kellers Lehrerin in grandioser Weise verstanden, *ihr* gebührt darum auch ein Denkmal, sie hat *uns* erst Helen Keller geschenkt.

Pädagogik kann also insofer *heilen*, als der Ausfall von Sinnesdaten wettgemacht wird. Entscheidend für den Zögling wird es aber, ob sein Personzentrum dann sinnenfällig agiert, aktiv zupackt, „sich selbst aus dem Sumpf zieht". Zielen wir also mit all unserer Bildungsabsicht auf den Kern primär und allgemein, dann bleibt „methodisch" nur die Auswahl und Folge des sinnlich Erfaßbaren zu lenken. Mißachten wir das, dann kann es passieren, daß wir Leistungsversagen beobachten, das wir nicht erwarten und bei Einhaltung dieser „Methode" den begonnenen Bildungsweg aufgeben müssen. In völlig anderem pädagogischen Milieu kann aber unmittelbar danach mit Erfolg der vorhin verstellte Weg „zum Herzen des Kindes" — seinem Ich — wieder aufgenommen und normal gestaltet werden. Das sind die sogenannten „Pseudodebilen", die Geschädigten fehlerhafter Pädagogik, welche die These von der freien Aktivität des Kraftzentrums belegen. Helfen wir darum jedem Kind zu *dieser* Freiheit. Mehr können wir ihm nicht schenken!

Karl Delpos

Blindenfreundschaft

Dir. Robert Vogel plaudert mit den holländischen Schicksalsgefährtinnen, Fräulein Buis aus Scheveningen und Fräulein van Dodewaard, in ihrer Muttersprache, wodurch ihr Aufenthalt in der „Harmonie" zu einem unbeschreiblich schönen Erlebnis wird.

Pressebild-Agentur Cerny

DELLA ZAMPACH

HALBEDELSTEINE, UNSER SCHMUCK

Da man nun nicht mehr Edelsteine tragen kann, weil sie unerschwinglich sind, kommen die Halbedelsteine wieder zu Ehren, die oft ebenso schön sind wie ein Rubin, ein Smaragd, ein Diamant sogar, wenn sie nur schön geschliffen und gefaßt sind. Auch heißt es, daß einige von ihnen Heilwirkung besitzen, den Menschen Glück oder Leid bringen können; nach alten Sagen sollen dies viele tun und man braucht nicht gerade daran zu glauben, aber sie sind heute ein schöner Schmuck der Frau, die ihn trägt.

Der Opal hat seine eigene Geschichte. Er wird in Indien gefunden, wo er als Glücksbringer gilt. Er soll seinem Träger Erfolg verleihen — wenn sein Träger Gutes tut. Besonders Frauen, die im Zeichen der Waage geboren sind (21. September bis 22. Oktober), soll er jeden Wunsch erfüllen und schöne Kinder schenken. Der Bergkristall heilt Gelenksschmerzen und läßt Frauen schön und gütig werden. Der gelbe Bernstein, der in Deutschland vielfach in der See gefunden wird, eigentlich ein verhärtetes Harz ist, soll ein Heilmittel gegen Fieber sein.

Die Edelkoralle gibt man oft Neugeborenen um die Händchen und den Hals. In Italien behauptet man, es wäre ein Mittel gegen den bösen Blick und beschütze die Neugeborenen gegen alles Böse. Außerdem sei die Koralle heilsam gegen Schwerhörigkeit und gegen alle Erkrankungen der Ohren überhaupt. Als Halskette oder als Ohrringe getragen, heilt sie jedes Ohrenleiden oder bessert es wenigstens.

Der Saphir behütet Menschen vor unheilsamen Abenteuern und bringt ihnen ein geruhsames Leben. Der Topas gibt schöpferische Gedanken, heilt Menschen, die zum Grübeln neigen und hilft ihnen. Der Türkis hilft schwere Dinge überwinden und bringt muntere Gedanken und Sorglosigkeit hervor.

Der Amethyst bewahrt den Träger, auf eine schiefe Bahn zu kommen. Er verleiht dem Träger Andacht und Sammlung, er ist der Stein der Tugend und wird von alters her von den Bischöfen getragen.

Jeder Halbedelstein hat seine Geschichte und verleiht dem Träger, je nachdem er ein guter oder ein böser Mensch ist, Glück oder Leid. Freilich hängt das zumeist mit dem Charakter des Menschen zusammen und seine Vorliebe für den einen oder anderen Halbedelstein. Aber auch oft wird von einem Menschen ohne jeden Grund ein Halbedelstein verpönt. Man erzählt sich, z. B., daß König Edward VII. von England an seinem Hof keinen Opal duldete. Auch exotische Gäste wurden darauf aufmerksam gemacht, ja keinen Opal zu tragen. Dieser verursachte ihm Unbehagen. Deshalb war der schöne Halbedelstein während seiner Regierung am ganzen Hofe und in England überhaupt verpönt.

So hat jeder Edelstein und auch jeder Halbedelstein seine Geschichte, und wenn man auch nicht daran glaubt, so freut uns doch ein schöner Ring, eine schöne Halskette sehr, und wir wollen gerne ihre Geschichte wissen, vielleicht bringt sie uns Glück.

Die blinde Hausfrau

Auch die blinde Frau will es in ihrer Wohnung schön haben.

Photo Cerny

Der einsame Gast

Es war kurz vor Mitternacht, als Ferdinand Birgl die Gaststätte „Zum alten Florian" verließ. Die Glocken der Kirche begleiteten den etwas schwankenden Kurs des einsamen Wanderers auf der Praterstraße und verkündeten die zwölfte Nachtstunde. Bis zum Praterstern ging alles gut. Plötzlich stand Ferdinand Birgl auf der Plattform des Tegetthoff-Denkmals, das tagsüber Mittelpunkt des hastigen Verkehrs bildete. Diese Tatsache erschreckte den guten Birgl so sehr, daß er die Richtung seines Heimweges vergessen hatte.

Aus seiner verzweifelten Lage rettete ihn der Verkehrspolizist: „Aber, mein Herr, was machen Sie denn zur vorgerückten Nachtstunde auf dem Denkmal?" — „Nichts — Herr Polizeirat — wirklich nichts!" — „Woher kommen Sie denn — und mit so einem Rausch?" — „Aber, nur ein paar Vierterln", brummte Birgl, „wo doch nur einmal im Jahr Klassentreffen ist."

„Klassentreffen? — Ja, wie alt sind sie denn?" — „Neunundsiebzig!" — Ungläubig blickte der Verkehrsbeamte in die Nacht. „Jetzt sagen Sie mir nur noch, wieviele ehemalige Schüler sich zu Ihrem Klassentreffen zusammengefunden haben?" — „Nicht viel", schmunzelte Birgl, „ich war die letzten drei Jahre — ganz allein."

KOPFSCHMERZEN

Leute, die häufig an Kopfschmerzen leiden, wissen einem dafür alle möglichen Ursachen zu nennen, von ihren Augen bis zum niedrigen Luftdruck. Den Betroffenen erscheinen ihre gewöhnlich völlig verkehrten Selbstdiagnosen ganz plausibel (einige beschwichtigen damit ihre Furcht vor ernsteren Ursachen, etwa einem Gehirntumor). Nach den Erkenntnissen der modernen Wissenschaft aber beruhen chronische Kopfschmerzen fast stets auf einer Blutgefäßerweiterung im Schädel oder auf Muskelspannung oder auf beidem zusammen. Und meist liegt bei ihnen eine Reaktion auf seelische oder körperliche Belastung vor, der man sehr wohl selber entgegenwirken kann.

Der schlimmste Kopfschmerz ist die Migräne, so genannt nach dem griechischen Wort „hemikrania" = Schädelhälfte, weil sie halbseitig auftritt. Sie strahlt gewöhnlich vom Auge aus. Ihre Entwicklung geht auf drei Arten der Blutgefäßveränderung zurück: 1. eine Verengung, unter deren Anzeichen neben Taubheits- und Kribbelgefühl ein Flimmern vor den Augen und ein teilweiser Ausfall des Gesichtsfeldes hervortreten. 2. eine Erweiterung, die sich in hämmerndem Schmerz und häufig in Verstopfung, Übelkeit und Schüttelfrost äußert (in den Geweben ist dabei ein chemischer Stoff namens Neurokinin vorhanden, der die Schmerzempfindlichkeit außerordentlich steigert). 3. ein Ödem, in Form einer Ansammlung von Flüssigkeit in der Gefäßwandung, die dadurch rohrähnlich hart und spröde wird und Stunden bis Tage anhaltende Schmerzen verursacht.

Anders als bei dem vielschichtigen Symptomenkomplex der Migräne geht der Spannungskopfschmerz meist vom Nacken oder der Schädelbasis aus. Dann setzt sich der Schmerz irgendwo fest — vorn, hinten, an der Seite — oder umklammert den ganzen Schädel wie ein Schraubstock. Oft wird er durch verkrampfte Haltung ausgelöst, so bei Buchhaltern, Stenographen und Studenten, die sich zu lange mit konzentriertem Blick über ihre Bücher und Hefte beugen. Ohne daß sie es merken, verhärten und verkrampfen sich ihre Kopf- und Halsmuskeln; der anhaltenden Zusammenziehung der Muskeln folgt eine Verengung der Blutgefäße und eine Einschnürung der zugehörigen Nervengeflechte; die dadurch bedingte Verlangsamung des Kreislaufs verstärkt den Schmerz der verkrampften Muskeln: das Kopfweh beginnt.

Ob also Migräne oder Spannungskopfschmerz, der Übeltäter ist ein und derselbe: seelische Spannung. Gewöhnliche Kopfschmerzen haben dem Anschein nach gewiß oft körperliche Ursachen — etwa Hunger, Erschöpfung, Überanstrengung der Augen, Lichtblendung, schlechte Luft oder Kater. Weit häufiger aber entstehen sie aus einem Zusammenspiel körperlichen Unbehagens und seelischer Spannung.

Der einzelne Migräneanfall wird am besten mit einem Mutterkornpräparat behandelt, einem stark gefäßverengenden Mittel, das auf die glatten, die „unwillkürlichen" Gefäßmuskeln einwirkt und den Puls herabsetzt. Bei Spannungskopfschmerz, der viel weniger lokalisiert ist als die Migräne, zielt die Behandlung auf eine Entspannung der zusammengezogenen Muskeln und eine Herabsetzung der Schmerzempfindlichkeit ab. Besonders bewährt haben sich Rotlichtbestrahlungen, warme Packungen, halbstündige Bäder in knapp über Körpertemperatur erwärmtem Wasser sowie Massage in Verbindung mit schmerzstillenden oder beruhigenden Mitteln.

Eigentümer und Herausgeber: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XX. Treustraße 9. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

Wohltaten, still und rein gegeben,
sind Tote, die im Grabe leben,
sind Blumen, die im Sturm bestehn,
sind Sternlein, die nie untergehn.

In dieser Nummer — 48 Seiten

Prof. Dr. G. Pietruschka, K. Braun-Prager, H. Jüllig, Dr. E. Prantl

UNSER SCHAFFEN

PREIS S 5.—
DM 1.—, sfr 1.—

AUS DEM INHALT:

In der Einheit liegt die Stärke
Der König
Vergessene Melodie
Mein bester Freund
Susi und Peter über Rehabilitation
Netterl
Das Wunderkind
Geschichte des Blindenwesens
Invalide in der Schweiz

HEFT 3 · 7. JAHRGANG
MÄRZ 1962

In der Einheit liegt die Stärke

Es ist eine altbekannte Tatsache, daß die Zusammenfassung gleichgesinnter Menschen zugleich einer Vervielfachung ihrer Kraft gleichkommt. Wenn daher die drei bestehenden Blindenorganisationen (Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten, Österreichischer Blindenverband, Kriegsblindenverband) zusammengingen, oder zumindest gemeinsam vorgehen würden, könnten sie bedeutend mehr erreichen, als dies derzeit der Fall ist. Denn jeder fragt sich, warum es in einem kleinen Lande wie Österreich überhaupt drei Organisationen gibt, die Menschen umfassen, die alle das gleiche Leid zu erdulden haben, nämlich, daß sie blind sind. Die Ursachen der Blindheit sind dabei von geringerer Bedeutung, weil ihre Auswirkungen die gleichen sind. Die Arbeiten des Bundesministeriums für soziale Verwaltung zur Schaffung eines neuen und einheitlichen Rehabilitationsgesetzes müssen von allen Körperversehrten, besonders von den Blinden begrüßt werden. Dieses Gesetz liegt in der gleichen Richtung wie das von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten angestrebte einheitliche Blindenversorgungsgesetz. Denn der derzeitige Zustand der verschiedenartigen Betreuung der Zivil- und Kriegsblinden ist keineswegs zu begrüßen. Während die Kriegsblinden durch das Kriegsopferversorgungsgesetz einigermaßen geschützt sind, unterliegen die Zivilblinden der weit ungünstigeren Fürsorge. Sie stellt nicht nur eine materielle Benachteiligung gegenüber den Kriegsblinden dar, sondern ist zugleich entwürdigend für viele Blinde, weil sie den Geschmack des Almosens in sich birgt.

Wenn die Behauptung, daß Österreich sich dem Wohlfahrtsstaat nähert, wahr ist, dann muß für die zahlenmäßig kleine Gruppe von Zivilblinden eine bessere Versorgungsmöglichkeit gefunden werden als die bisherige. Wie geht das bestehende Gesetz z. B. bei jenen vor, die nach Überwindung maßloser Schwierigkeiten, nach vollzogener Rehabilitation, beruflich tätig sind? Sie haben noch immer einengende Bestimmungen beim Bezug der Blindenbeihilfe und bei der Erlangung der Freikarte auf der Wiener Straßenbahn zu gewärtigen. Das aber liegt keineswegs im Sinne des Gesetzgebers. Wie lange wird es noch dauern, bis Österreich den Weg vieler anderer europäischer Länder gegangen sein wird (so z. B. der skandinavischen), der Erfassung aller Blinden in einem Gesetz?

Wir wollen hoffen, daß das in Vorbereitung befindliche Rehabilitationsgesetz allen Wünschen der Blinden gerecht wird. Jedenfalls ist die Hilfsgemeinschaft bereit, in jeder Weise an der Schaffung dieses Gesetzes mitzuwirken. Es wäre für die damit beschäftigten Stellen sicherlich zweckmäßig, sich bei der Erarbeitung des neuen Gesetzes der Erfahrungen der bestehenden Blindenorganisationen zu bedienen. Wir sind willig, unsere jahrzehntelange Erfahrung bei der Blindenbetreuung und Blindenrehabilitation dem Sozialministerium zur Verfügung zu stellen. Wir rufen dabei den anderen Blindenorganisationen zu: Vereinigen wir unsere Kräfte, stellen wir sie in den Dienst der gemeinsamen Sache, der Betreuung der Blinden Österreichs. Geben wir durch unsere Einigkeit den Sehenden ein nachahmenswertes Beispiel!

Worte von Albert Schweitzer

Diejenigen, denen es vergönnt ist, freies persönliches Dienen verwirklichen zu dürfen, haben dieses Glück als solche hinzunehmen, die dadurch demütig werden. Überhaupt müssen sie ihr starkes Wollen in Demut härten.

* * *

Wer sich vornimmt, Gutes zu wirken, darf nicht erwarten, daß die Menschen ihm deswegen Steine aus dem Wege räumen, sondern muß auf das Schicksalhafte gefaßt sein, daß sie ihm welche darauf rollen. Nur die Kraft, die in dem Erleben dieser Widerstände innerlich lauterer und stärker wird, kann sie überwinden. Die, die sich einfach dagegen auflehnt, verbraucht sich darin.

PROF. DR. MED. GEORG PIETRUSCHKA

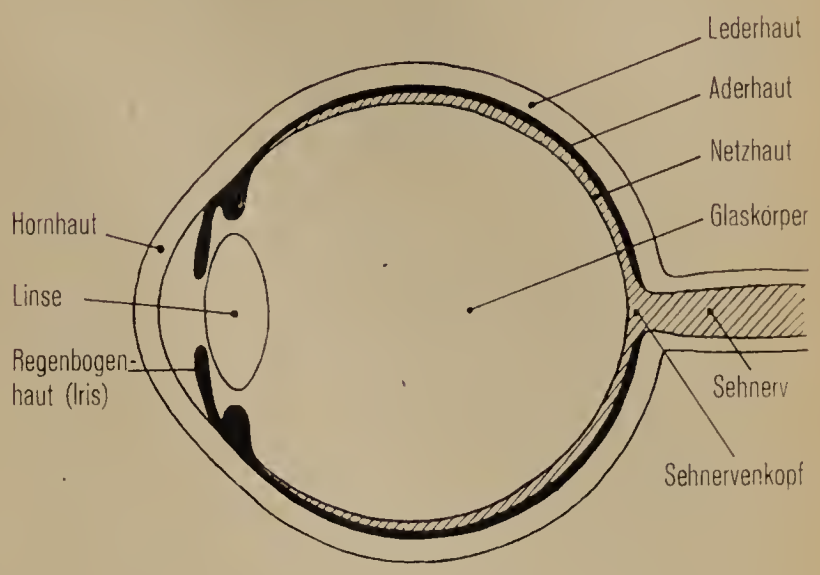
Was leistet die Augenchirurgie?

Wohl über kein Gebiet der Medizin herrschen in Laienkreisen so unklare und falsche Vorstellungen wie über die Augenchirurgie. Hieraus erklärt sich, daß so mancher Patient erschrickt, wenn er hört, daß sein erkranktes Auge operiert werden muß. Er kann sich nicht vorstellen, wie es möglich ist, ein Auge zu operieren, ohne es dabei zu zerstören. Andere wieder geben sich mit dem gegenwärtig zweifellos sehr hohen Stand der Augenchirurgie gar nicht zufrieden. Sie fordern mehr, als wir Augenärzte zu geben imstande sind; sie sind mutlos und enttäuscht, wenn wir ihnen sagen, daß in ihrem Fall keine Operation helfen kann und wir deshalb es mit einer konservativen Behandlung versuchen müssen, sofern es sich nicht um einen Dauerschaden handelt. Daher ist es sinnvoll, an dieser Stelle einmal darüber Aufschluß zu geben, welche Augenoperationen möglich sind.

Wir unterscheiden am Auge grundsätzlich zwischen den Anhangsorganen und dem Augapfel selbst. Hinzu kommt noch der Sehnerv, der vom hinteren Pol des Augapfels durch die knöcherne Augenhöhle in das Schädelinnere verläuft und in den nervösen Leitungen des Gehirns endet. Das bewußte Sehen erfolgt nicht im Auge selbst, sondern in der Rinde des Hinterhaupthirns, im sogenannten Sehzentrum. Schädigungen des Sehorgans können den Augapfel selbst, seine Anhangsorgane sowie den Sehnerv, die Sehnervleitung und auch das Sehzentrum im Gehirn treffen.

Zu den Anhangsorganen gehören die Augenbraue, das Ober- und Unterlid mit dem Wimpernbesatz, die Tränendrüse, die tränenabführenden Wege, die Augenmuskeln und die den Augapfel umgebenden bindegewebigen Hüllen. An ihnen werden zahlreiche Operationsmethoden ausgeführt; sie alle sind für den Augapfel weitgehend ungefährlich.

Operationen an den Lidern machen sich besonders bei Verletzungen häufig notwendig. Die entstandenen Wunden heilen meist sehr leicht, und es gelingt fast immer, einen guten kosmetischen Effekt zu erreichen. Wichtig ist nur, daß die Patienten möglichst schnell



einen Arzt aufsuchen, wenn sie einen Unfall erlitten haben.

Auch zu tief herunterhängende Oberlider, die das Sehen mechanisch behindern, können operativ gebessert oder in eine völlig normale Lage gebracht werden. In anderen Fällen wiederum hängt das Unterlid zu tief herunter, so daß die Augen nicht richtig geschlossen werden können. Selbst während des Schlafes bleibt ein Teil des Augapfels unbedeckt, und die Folge sind entzündliche Erkrankungen, die sich bis zur Geschwürbildung auf der unteren Hälfte der Hornhaut entwickeln können. Diese sogenannte Auswärtskehrung des Unterlides, die durch Muskelerschlaffung oder Lähmung bedingt ist, kann ebenfalls ohne jede Gefahr beseitigt werden. Das gleiche trifft zu, wenn das Unterlid — wie es bei älteren Leuten häufig vorkommt — nach innen gekehrt ist, so daß die Wimpern des Unterlides auf dem Augapfel scheuern, wodurch ebenfalls schwere Entzündungen hervorgerufen werden.

Treten im Bereich des Ober- oder Unterlides bösartige Geschwülste auf, müssen sie möglichst bald, ehe sie zu groß werden, operativ entfernt werden. Ist die Geschwulst noch klein, bereitet ihre Ausschneidung kaum irgendwelche Schwierigkeiten, und auch der entstandene Defekt läßt sich kosmetisch und funktionell sehr gut beheben. Manchmal jedoch kommen die Patienten recht spät zu uns. Oft müssen dann schon große Teile der Lider oder das ganze Unter- beziehungsweise Oberlid entfernt und durch eine plastische Ope-

ration neu ersetzt werden. Auch vor dieser Operation sollte sich kein Patient scheuen, da um so bessere Aussichten in kosmetischer Hinsicht und vor allem für das Leben des Patienten bestehen, je eher sie vorgenommen wird.

Versäumt es der Patient, rechtzeitig zum Arzt zu gehen, greift die bösartige Geschwulst von den Lidern in das Innere der Augenhöhle, teilweise sogar bis in die Nasennebenhöhlen, über. In solchen bedauerlichen Fällen ist es notwendig, um das Leben des Patienten zu retten, einen sehr weitgehenden Eingriff vorzunehmen. Zusammen mit den Lidern muß der gesamte Inhalt der knöchernen Augenhöhle, einschließlich des Augapfels der Augenmuskeln und eines Teiles des Sehnervs, entfernt werden. Selbst dieser große chirurgische Eingriff wird allgemein ohne Schwierigkeiten überstanden, und auch kosmetisch läßt sich ein derartiger Defekt gut ersetzen. Das wichtigste in diesen Fällen ist, daß die bösartige Geschwulst wirklich völlig beseitigt wird, damit das Leben des Patienten erhalten bleibt.

Bösartige Geschwülste können auch im Inneren des Augapfels entstehen, ohne daß äußerlich irgend etwas erkennbar ist. Die Patienten bemerken zuerst einen Schatten, immer an der gleichen Stelle. Bei der Netzhautabhebung tritt eine ähnliche Sehstörung auf. Wird durch die augenärztliche Untersuchung eine bösartige Geschwulst im Inneren des Augapfels nachgewiesen, dann ist in der Regel ebenfalls eine möglichst baldige Entfernung des betroffenen Auges notwendig.

In ganz seltenen Fällen entstehen in der knöchernen Augenhöhle, hinter dem Augapfel, Geschwülste oder dringen hier Fremdkörper ein. Beide lassen sich, ohne den Augapfel zu beschädigen, operativ entfernen, wenn man die Augenhöhle unterhalb oder oberhalb des Augapfels öffnet.

Auch die Verstopfung der Tränenwege kann mit Hilfe eines chirurgischen Eingriffes beseitigt werden, der in über 90 Prozent aller Fälle zum vollen Erfolg führt. Bekanntlich werden die Tränen von der Tränendrüse, die sich über dem Augapfel im Bereich des Oberlides befindet, erzeugt und fließen durch den Tränennaseneingang in die Nase. Ist der Tränennasengang verstopft, muß eine neue Abflußmöglichkeit operativ herbeigeführt werden. Auch diese Operation ist für das Sehvermögen ohne Gefahren. Die Heilung von Tränenwegverschlüssen durch Einlegen feiner Kunststoffröhrchen wird zunächst noch sehr selten angewandt, weil dieses Verfahren noch nicht genügend erprobt ist.

Zahlreiche Operationsmethoden werden an den Muskeln des Augapfels ausgeführt, um Schiel- oder Fehlstellungen der Augen zu beseitigen. Bei diesen Eingriffen müssen der Ansatz eines oder mehrerer Augenmuskeln entweder etwas nach vorn oder nach hinten verlagert beziehungsweise die Muskeln verlängert oder verkürzt werden. In der Regel wird die Schieloperation zwischen dem fünften und sechsten Lebensjahr vorgenommen. Die Schielübungsbehandlung muß jedoch bis etwa zum zwölften Lebensjahr fortgesetzt werden.

Wesentlich komplizierter als die bis jetzt genannten sind alle jene Operationen, bei denen eine Öffnung des Augapfels notwendig ist. Einen Triumph der medizinischen Leistungen stellt das von dem sowjetischen Augenarzt Professor Filatow entwickelte Verfahren der Hornhautverpflanzung dar. Bei dichten Trübungen der Hornhaut als Folge von Verätzungen, Verletzungen und Entzündungen stanzt man aus der getrübten Hornhaut eine Scheibe im Durchmesser von vier bis acht Millimeter heraus und setzt in den entstandenen Defekt ein entsprechend großes Scheibchen klarer Leichenhornhaut ein. In über 50 Prozent der Fälle wächst diese übertragene Hornhaut klar ein.

Fast niemals hat diese Operation einen Verlust des Auges zur Folge. Es kommt jedoch vor, daß sich die eingepflanzte Hornhaut später wieder trübt und der gewünschte Seh-

WUNSCHBILD

Einmal möcht' ich durch die Gassen
einer großen Stadt nur geh'n,
nicht das Neiden, nicht das Hassen,
nicht das ganze Unglück seh'n,
das die Stirnen, das die Augen, das den Mund
der Menschheit prägt!

Nur ein Lächeln, stilles Jauchzen
eines Kinderherzens wägt
all die Trauer auf —
und ich ginge dann voll Freude
meinen Weg zu Gott hinauf!

HERTHA JAHN

erfolg ausbleibt. In diesen Fällen kann die Operation wiederholt werden. Diese Operationsmethode ist bis ins kleinste erprobt und kann von jedem geübten Augenoperateur ausgeführt werden. Dank der großen Fortschritte in der modernen konservativen Therapie der Hornhauterkrankungen wird die Notwendigkeit einer Hornhautübertragung jedoch immer seltener. Dagegen zählen die Eingriffe beim grauen Star zu den häufigsten. In seltenen Fällen ist diese Augenkrankehit angeboren — die Operation erfolgt dann bereits im ersten oder zweiten Lebensjahr —, als Folge von Verletzungen und Entzündungen kann sie jedoch in jedem Lebensalter auftreten. Meist ist aber der graue Star ohne erkennbare Ursache im höheren Lebensalter zu beobachten.

Beim grauen Star handelt es sich um eine Trübung der normalerweise wasserklaren Linse, die sich hinter der Pupille und hinter der Regenbogenhaut befindet. Ist die Linse klar, dann erscheint die Pupille tiefschwarz. Beim grauen Star ist sie jedoch grauweiß getrübt, da die unmittelbai hinter der Pupille liegende Linse undurchsichtig ist, das einfallende Licht also reflektiert. Durch diese Linsentrübung wird das Sehvermögen auf dem betroffenen Auge bis zur Erblindung herabgesetzt. Damit der Patient wieder normal oder zumindest ausreichend sehen kann, muß die getrübte Linse aus dem Auge entfernt werden.

Die hiefür erforderliche Operation, die zu den erfolgreichsten chirurgischen Eingriffen zählt, ist recht schwierig und kann nur von chirurgisch ausgebildeten und geübten Augenärzten ausgeführt werden. Trotz der Kompliziertheit der operativen Starentfernung führt dieser Eingriff in etwa 98 Prozent der Fälle zu einem guten Erfolg. Mit Hilfe einer Starbrille können die Operierten anschließend wieder normal sehen.

Während beim grauen Star (Linsentrübung) im allgemeinen dann operiert wird, wenn das Sehvermögen auf dem betroffenen Auge bereits stark herabgesetzt ist, muß ein operativer Eingriff beim grünen Star bereits vorgenommen werden, wenn das Sehvermögen noch gut beziehungsweise normal ist.

Beim grünen Star besteht ein zu hoher Druck im Auge, das heißt, im Augapfel befindet sich zuviel Flüssigkeit. Durch den erhöhten Druck wird der Sehnerv geschädigt, und es tritt eine allmähliche Erblindung ein. Gelingt es nicht, mit augendrucksenkenden Tropfen und Salben wieder normale Druckverhältnisse in dem betroffenen Auge herzustellen, ist ein operativer Eingriff unumgänglich. Es gibt sehr zahlreiche Operationsmethoden beim grünen Star. In der Regel handelt es sich darum, eine kleine Fistelöffnung in der Lederhaut zu schaffen, die von der Bindehaut bedeckt ist. Die unter Überdruck stehende Flüssigkeit im Auge kann durch diese Fistelöffnung aus dem Auge heraustreten und bildet unter der die Fistel bedeckenden Bindehaut ein sogenanntes Sikkerkissen. Fistelöffnung und Sickerkissen befinden sich im allgemeinen oberhalb der Hornhaut und werden vom Oberlid bedeckt.

Andere Operationen wieder haben den Zweck, bestimmte Blutgefäße im Auge zu unterbinden oder auszuschalten, so daß weniger Augenflüssigkeit erzeugt wird. Alle Operationsverfahren beim grünen Star sind sehr gut ausgearbeitet und praktisch erprobt. In mindestens 90 Prozent der Fälle führen sie zum guten Erfolg. Manchmal sind mehrere Operationen an ein und demselben Auge er-

forderlich. Hier sei noch hinzugefügt, daß es wichtig ist, beim grünen Star rechtzeitig zu operieren, das heißt, wenn diese Notwendigkeit vom Augenarzt festgestellt wird.

Wir sehen also, daß an dem kleinen, äußerst empfindlichen und sehr kompliziert gebauten Augapfel eine ganze Reihe verschiedenartiger Operationsverfahren ausgeführt werden können. Doch damit erschöpfen sich die Augenoperationen bei weitem nicht, weshalb man diesem Thema erhöhte Aufmerksamkeit schenken muß.

Alle Männer sind gleich

Eines Morgens eröffnete mir Mathilde, daß sie die jahrelang hinausgezögerte Besuchsreise zu ihrer Freundin nun nicht mehr länger hinausschieben könne und morgen, 18.25 Uhr, den Zug nach Pimpelhagen besteigen werde.

„Ich habe natürlich dafür gesorgt", schloß sie, „daß es dir an nichts fehlen wird. So habe ich dir eine Liste all jener Gerichte angelegt, die schnell und ohne viel Kopfarbeit herzustellen sind. An Eiern, Brot und Butter werde ich dir morgen noch einen Vorrat schaffen, die Zutaten nach Wahl besorgst du beim Kaufmann an der Ecke. Im Wäscheschrank findest du frische Hemden, Socken und Unterwäsche. Das Fräulein vom Milchgeschäft habe ich ersucht, dir täglich einen Liter Milch vor die Türe zu stellen und jeden zweiten Tag anzuläuten, um eventuelle Sonderwünsche entgegenzunehmen. Um mir bei Helga einen unbesorgten Aufenthalt zu schaffen, habe ich gestern unsere Wohnung gegen Feuer und Einbruch versichern lassen und alle Gegenstände, die leicht zerbrechlich sind und an denen mein Herz hängt, auf den Dachboden gebracht. Einen zweiten Wohnungs- und Haustorschlüssel habe ich beim Portier deponiert."

„Vielen Dank, Liebling", sagte ich, aber ich hatte nicht viel verstanden. In Gedanken war ich bereits Strohwitwer und erging mich in den schönsten Vorstellungen: diagonal in zwei Betten liegen, zu beliebiger Zeit essen und die Zigarettenasche überall verstreuen zu können, die Zeitungen nicht aufräumen zu müssen, ins Kino gehen und vielleicht sogar mit Schneidermeister Kratochwils Töchterchen ein wenig poussieren zu können.

Die ersten Stunden sind immer die schönsten, und so eilte ich tags darauf direkt vom Bahnhof weg ins Kino und hinterher in drei Kneipen. Als ich gegen Mitternacht meine Wohnungstür aufschloß, öffnete sich gleichzeitig die Nachbartür. Die Witwe Holmbrecht erschien in bodenlangem Nachtgewand und mit Lockenwicklern gekröntem Haupt auf der Schwelle. In der Hand hielt sie einen Teller, auf dem ein saurer Hering lag. „Los", sagte sie und drückte mir den Teller in die Hand, „essen Sie das! Ich habe Ihrer Frau versprochen, die erste Nacht aufzubleiben und Ihnen diesen Fisch aufzudrängen, falls Sie betrunken heimkehren sollten. Na ja, und das ist ja wohl der Fall!"

P. R. LANG

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN" BETRÄGT:

Jahresabonnement	S 50.—
1/2-Jahresabonnement	S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

PROF. DR. HANS NÜCHTERN (in memoriam)

DER KÖNIG

Die letzten Tage waren schwer und blutig hart gewesen. Noch schien das Grollen der verrollten Schlacht in der Luft zu liegen, während sich schon Vedetten und Vorposten weiter südwärts schoben, dem langsam weichenden Feind auf den Fersen. Der König hatte sein Hauptquartier in dem kleinen Ort mit dem schwer aussprechbaren Namen aufgeschlagen, dessen Turm wie ein sorgender Hirte das kleine Häuflein der Häuser schützte. Staffetten stoben ins Dorf und jagten wieder weiter, Offiziere kamen und gingen, alles drängte sich um den Mittelpunkt des kleinen Bauernhauses, in dem der König wohnte. Manchmal sah man ihn diskutierend am Fenster auf und ab gehen oder hörte nachts auch das leise klagende Flötenspiel aus seinem Zimmer. Die Bauern zogen stumm die Mützen und wichen zur Seite, wenn er auf zuckelndem Schimmel an ihnen vorüberritt; verbeult den Hut, den Krückstock in der Zügelhand, den gichtischen Körper im achtlosen Reitersitz. Nichts vom Gehaben und Rang eines Königs schien an ihn — außer dem einsamen, vom Wetter geschwärzten Ordensstern auf geflicktem blauen Rock und dem tiefen Leuchten der befehlenden blauen Augen.

Der König ritt den Höhenkamm entlang, die Dunkelheit brach immer mehr herein, schon flammten im Umkreis die einzelnen Wachtfeuer empor. In der Ferne marschierten Regimenter und das dumpfe Rollen der wandernden Geschütze war hörbar; der König nickte zufrieden, der Vormarsch vollzog sich befehlsmäßig. Nun war es plötzlich finster geworden, so daß er auf das Feuer der nächsten Feldwache zuritt, das unweit einer kleinen Baumgruppe lustig brannte. Der König kletterte aus dem Sattel, warf die Zügel über den nächsten Ast und schritt durch die vollkommene Dunkelheit dem Mittelpunkt des lodernden Feuers zu, um das einige Offiziere saßen; die Mannschaft lag im Gras. Niemand hatte den König bemerkt.

Plötzlich hielt der einsame Schreiter ein, an sein scharfes Ohr war sein eigener Name geklungen. Die Offiziere sprachen von ihm. Er stutzte, trat noch tiefer in den Schatten. Das Wort führte ein langer, hagerer, nicht mehr junger Hauptmann, sichtlich der Kommandant der Feldwache; um das Regiment erkennen zu können, war es zu finster und das Licht der Flammen zu unruhig. Ein Leutnant und noch zwei andere Offiziere, die zu einem abgesessenen Kavalleriepikett gehörten, saßen neben ihm.

„Red, was du willst, Kamerad", rief eben der eine Kavallerist. „Der König ist gerecht und tut, was er kann, um das Rechte zu finden. Überall kann auch ein König die Augen nicht haben, und er mag dann ausbaden, was Suite und Umgebung versäumt oder verfahren!" Die anderen nickten beipflichtend, doch der lange Hauptmann fuhr in die Höhe, der Streit schien schon lange hin und her zu gehen.

„Wahr ist es, was du sagst, Prittwitz, aber der König ist zu sehr vom Hofgelichter umgeben, die lassen eben kein wahres Verdienst bis zu ihm!" Der Leutnant legte mit einem Blick auf die lagernden und schlafenden Soldaten den Finger an die Lippen. Der Haupt-

WIR

Du hast den Bund nach altbewährter Sitte
Zu frohem Fest gerufen und vereint;
Ein Jubel steigt aus Deiner Freunde Mitte —
Gemeinsamkeit, die nur im „Wir" als Kraftfeld keimt!

Wir grüßen freudig Dich in uns'rem Kreise,
Den Herrn, den Obmann, uns'ren guten Freund,
Es strahlt Dein Antlitz stets in gleicher Weise —
Ein Lächeln ist's, das selbstbewußt und nicht verträumt.

Denn restlos fort im Schaffen und im Streben
Hast Du uns ohne Eigennutz geführt,
Das schönste Beispiel hast Du so uns selbst gegeben,
Dein Zuvertrau'n hat uns'ren Willen angerührt!

Der erste Strahl des Tag's, die Stirn voll Sorgen,
Hat noch beim Lampenschimmer Dich begrüßt. —
Treibt Dich die Unruh' um des Bruders Morgen,
Der Zwietracht Fluch ist ja noch immer nicht gebüßt!

So führe uns denn frischen Mutes weiter
Auf ehrenvoller, wenn auch rauher Bahn;
Wir wissen: Viele Sprossen hat die Leiter,
Auf deren höchstem Punkt wir der Vollendung nah'n.

CARL HERRMANN

mann stieß ungeduldig die Säbelscheide ins Feuer, daß die Funken sprangen. „Und ich hab' doch zehnmal recht! Wäre es sonst gerecht, daß ich nach zehn ehrenvollen Jahren noch immer Hauptmann bin, während irgendein Laffe Beförderungen häuft? Wer hat den gestrigen Sturm auf die Bachbrücke, der uns Luft machte, als erster mit seiner Kompagnie gewagt und gewonnen? Ich!" Der Leutnant nickte eifrig und anerkennend. „War ein tüchtiges Stück, Herr Hauptmann, alle Teufel! Wir saßen auf unserem Flügel schon fest in der Klemme. Doch das brachte Luft und Sieg!" Der zweite Kavallerist hatte sein Pfeifchen gezogen und paffte vor sich hin, der Rauch stieg über das Feuer zu den Sternen.

Der König sah dem langsamen Steigen und Wirbeln der schmalen dünnen Wolke nach. Die grelle Stimme des Hauptmannes weckte ihn jäh aus Gedanken und Traum. „Ja, und wenn ich es zehnmal gemacht habe, was dann? Der Alte erfährt es ja nicht! Und im besten Fall kriegt unser Oberst einen Orden oder wird demnächst General!"

Der zweite Kavallerist zog die Feldflasche, trank einen tiefen Zug, schob die Flasche dem Hauptmann hin. „Da trink, Herr Bruder! Und laß das Grillen, der König ist doch ein rechter Mann und es wird schon recht werden." Nun sah man seine und des Kameraden Uniform deutlicher im Feuerschein; es waren Zietenhusaren.

Der Hauptmann trank, sagte dann bitter: „Kommt sicher zu spät, wenn so etwas käme, bis man verscharrt ist oder die Knochen zu alt sind, um noch Freude daran zu haben!" Er gab die Flasche zurück. Der König hatte genug gehört, schob sich leise zurück und ging zu den Bäumen zurück. Der Schimmel wieherte kurz auf, als er seinen Reiter sah; der löste kurz die Zügel vom Ast, saß auf. Gleich darauf verklang der leise Hufschlag. Die am Feuer sahen kurz herüber, aber es war zu finster, etwas zu erspähen. „Das trabt und galoppiert und marschiert überall", sagte der eine Zietenhusar philosophisch. „Ich glaube, es geht bald wieder los." Dann streckten sie sich in den Mänteln ans Feuer.

Der König ritt langsam ins Dorf zurück, der Schimmel fand den ihm schon vertrauten Weg mühelos. Vor dem Bauernhaus warteten zwei eilige Kuriere von zu Hause und eine Staffette von der Vorhut. Er fertigte mit raschen Befehlen das Notwendige, bald darauf klang das Jagen der wegstiebenden Hufe durch die Nacht. Der König nahm etwas aus einer Schatulle, warf das blitzende Ding auf den Tisch; zwischen gewinkelten Adlern ein blaues Kreuz am schwarzen Band, ersehnt und viel begehrt: der Orden Pour le mérite. Dann begann er rasch und schnell zu schreiben.

„An den Kommandanten der Feldwache Zwölf: Für Seine Tapferkeit und Bravour bei gewesener Affäre schicke ich Ihm meinen Orden Pour le mérite. Ich brauche solche Offiziere. Denk Er nächstens besser von Seinem König! Glaub Er, er tut, was er kann!" Dann unterschrieb er kurz und mit scharfen Zügen. „Euer wohlaffektionierter Friedrich." Er schellte dem Kammerhusaren, siegelte Schrift und Inhalt und sagte mit knappem Befehl: „Zur Feldwache Zwölf bei der alten Mühle; alles Nähere sagen Brief und Adresse. Zieh mir die Stiefel aus." Eine wartende

---

Heinz Conrads ist ein guter Freund der Blinden. Mit seinem echten Humor und seinem großen Verständnis für die vom Schicksal weniger Bedachten, singt und spricht er sich immer wieder in die Herzen der Blinden.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

Ordonnanz jagte davon. Der König warf sich halb ausgekleidet aufs Feldbett und war bald darauf eingeschlafen. Ein heiteres Lächeln, das dem früh scharf und altgewordenen Gesicht einen Schimmer einstiger Jugend gab, wollte von Lippe und Gesicht nicht weichen; der König schien sich noch im Schlaf seines Einfalls herzlich zu freuen.

Inzwischen war die Feldwache Zwölf abgelöst worden und der Reiter übergab das königliche Handschreiben dem neuen Wachkommandanten, einem blutjungen Kornett vom Regiment Alt-Bayreuth, der gestern das erstemal im Feuer gewesen und sich brav gehalten hatte. Der nahm mit fassungsloser Freude Brief und Orden, hing sich den letzteren gleich um den Hals und empfing selig die neidvollen und freudigen Glückwünsche der Kameraden. Der Fall machte die Runde und kam mit dem nächsten Morgen auch dem Hauptmann zu Ohren. Der verstand erschrokken und doch mit Gewißheit den Zusammenhang. Der König war in der Nacht am Wachtfeuer gewesen, hatte Rede und Tadel gehört, und das war des Königs Antwort darauf,und die trug jetzt selig und stolz der junge Kornett.

Der Hauptmann stürzte fassungslos und verzweifelt zum Hauptquartier, ließ sich melden und wurde vom König, der sich an dem Gesicht des Überraschten bei Tagelicht erfreuen wollte, sofort empfangen. ,,Hauptmann von Wackerrode, vom Regiment Gensdarmen!“ Des Königs Auge ruhte fragend und rasch verfinstert auf der leeren Stelle am Halse des anderen. Der Hauptmann bat um Verzeihung, schonte sich in nichts und meldete den unerhörten Vorfall, daß einem anderen durch Zufall zuteil geworden, was ihm selber des Königs Gnade zugedacht hatte. ,,Majestät ermessen, was mir widerfahren und wie unselig dies alles für mich!“ Er geriet aus der Meldung fast in ein haltloses Stammeln, so erregte ihn dieser Bericht über sein eigenes, neuerlich unverdientes Schicksal. Er war fertig.

Friedrich sah ihn hart und fast feindselig an; in den blauen, einsamen Augen glomm etwas Eisiges und Unmeßbares: ,,Geh Er, Er hat kein Glück!“ sagte er dann langsam und wägend; ,,Leute wie Ihn, kann ich nicht brauchen!“ Und schritt an den vernichtet Dastehenden vorüber ins Freie. Auf den nahen Feldern pflügten die Bauern die ewige Spur der neuen Saat; und ein Ruch von kommendem Frühling und nahem Licht lag über der Erde. Der König ritt den Feldern entlang der Höhe zu, den gleichen Weg, den er in der Nacht genommen.

Heute bist du glücklich, kannst noch helfen! Weißt du schon, was morgen ist?

Wer in der angenehmen Lage ist, den Blinden zu helfen, soll dies aus Dankbarkeit tun, daß ihm das harte Los dieser unverschuldet ins Unglück geratenen Menschen erspart geblieben ist. Alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, wie Nähstube, Erholungsheim und Altersheim werden von Menschen in Anspruch genommen, die sich einmal ihres vollen Sehvermögens erfreuen durften. Das Sehen kann man ihnen nicht mehr geben, aber die helfende Hand wollen wir ihnen reichen, damit sie trotz Blindheit auch froh und glücklich werden können.

Wir erbitten auch Ihre Hilfe, lieber sehender Mitmensch, damit wir unsere Heime weiter ausgestalten können.

Erholungsheim
„HARMONIE“
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

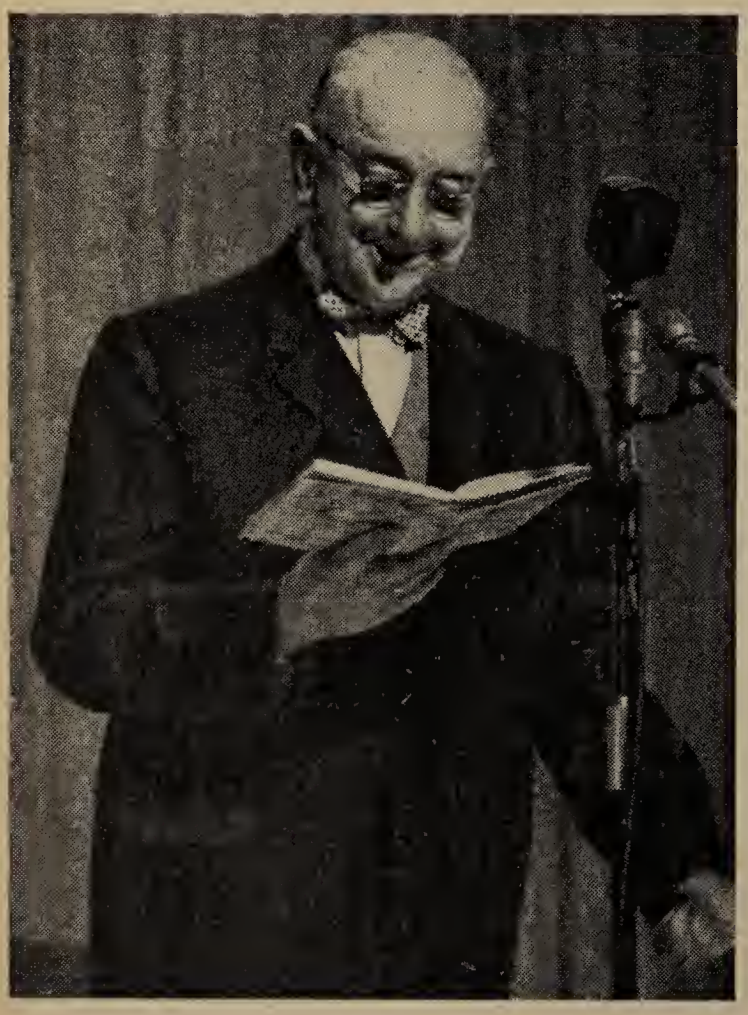
Blindenaltersheim
„WALDPENSION“
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

Die Hilfsgemeinschaft sorgt für gute Stimmung

Zu den dankenswertesten Zielen, die sich die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs schon seit langem gesetzt hat, gehört die Betreuung ihrer Mitglieder auch auf kulturellem Gebiete. Blickt man auf die stattliche Reihe der Bunten Nachmittage zurück, so ist ein beachtliches Niveau dieser Veranstaltungen festzustellen. Auch der letzte Nachmittag im Schwechater Hof erreichte eine bemerkenswerte künstlerische Höhe. Direktor Robert Vogel begrüßte die überaus zahlreich erschienenen Gäste mit herzlichen Worten, berichtete über die erfolgreiche Arbeit der Hilfsgemeinschaft und überreichte Mitgliedern, die sich in verdienstvoller Weise für die Organisation einsetzten, nette und nützliche Geschenke.

Unser langjähriger Freund, Prof. Franz Dechantsreiter, hatte wieder ein schönes Programm zusammengestellt; den künstlerischen Auftakt bildete das Zigeunertrio von Haydn, das Dr. Karl Kainrath, Hedy Lourié und Else Barenyi meisterhaft spielten. Opernsänger Josef Theirich entzückte durch seine herrliche Baritonstimme und hohe Gesangskultur. Am Flügel erwies sich Kapellmeister Luschner als feinsinniger Begleiter. Wahre Beifallsstürme erzielte die junge Akkordeonvirtuosin Hermi Kaleta, welche bereits zweifach mit dem Weltmeistertitel für Akkordeon ausgezeichnet worden ist. Besonderen Jubel und stürmische Heiterkeit erweckte Kammerschauspieler Richard Eybner, der in unnachahmlicher Art echt wienerischen Humor zum Vortrag brachte. Ausgezeichnet war auch das Gesangsduo Richter-Veigl; beide Künstlerinnen entzückten durch ihr Temperament und ihre hinreißende Laune.

Prof. Dr. Hugo Ellenberger erwies sich nicht nur als Conférencier von Geist und Gemüt, sondern auch als feinsinniger Interpret heiterer Balladen. Begreiflicherweise war die Stimmung im Saale eine großartige; als ich in der Pause mit einigen blinden Freunden plauderte, erklärten sie mir, daß ihnen diese Veranstaltungen eine wirkliche Freude und Entspannung bedeuten und daß sie dieselben auch in Zukunft nicht missen wollten.



Stürmisch umjubelt von einem dankbaren Publikum trug Kammerschauspieler Richard Eybner beim Unterhaltungsnachmittag im Schwechater Hof heitere Szenen aus dem alten Wien vor und erfreute besonders mit den stimmungsvollen Gedichten von Josef Weinheber.

SEHENDE KÜNSTLER SPIELEN FÜR BLINDE

Mit der berühmten Arie des Figaro aus „Der Barbier von Sevilla" erntete der preisgekrönte Opernsänger Josef Theirich reichen Beifall.

Photo: Heinz Vogel

KÄTHE BRAUN-PRAGER

Die alte Haushälterin

Vor der Bank eines Bauernhauses saß eine alte Frau und wärmte ihre Hände an der Sonne. Ich gesellte mich zu ihr, wir kamen in ein Gespräch, und so erfuhr ich bald ihr armes Leben, das in seinem Einzelfall doch etwas Allgemeines darstellt.

Als junges Ding kam sie, die Bauerntochter, in ein städtisches Haus. Lange hatte sie gebraucht, bis sie sich angepaßt hatte, aber dann war ihr alles so, als ob sie nie bloßfüßig den Stall gereinigt oder im Stroh geschlafen hätte. Sie wurde ein feines Stubenmädchen. Die Frau gab sich große Mühe mit ihr, dafür war sie ihr zeitlebens dankbar. Alle waren gut zu ihr, der Herr und die Kinder auch, die bemühten sich ehrlich, und so gingen die Jahre dahin; als sie zwanzig Jahre gedient hatte, starb der Herr, bald darauf die Frau. Sie siedelte zur ältesten Tochter über, aber da vertrug sie sich nicht mit der Köchin, die schon die Haushaltungsschule absolviert hatte und der sie zu altmodisch war. Der Jüngste, dem sie ihre mütterlichen Gefühle gegeben hatte, nahm sie auf in seine Junggesellenwohnung. Als er heiratete, war die Frau gegen sie, sie kränkte sich soviel in der Zeit, daß sie ihren Geschwisterkindern nach Hause schrieb, ob kein Platz für sie da wäre. Sie boten ihr ein Kämmerchen an; es waren gute Menschen, ab und zu schickte eines oder das andere der Kinder in der Stadt etwas Geld. Das reichte hin, der Nichte nicht zur Last zu fallen.

Warum sie nicht geheiratet habe, fragte ich. Sie meinte, es wäre halt der Richtige nicht gekommen. Ich fragte, ob sie denn nie einen Anwärter gehabt habe. „O ja, viele," meinte sie. Aber die Gnädige habe gesagt, daß sie nicht gut genug für sie seien. Am Land hätte der oder jener Bauer um sie geworben, in der Stadt der Kohlenhändler, der Kräutler, der Greißler, aber immer hätte die Gnädige gefunden, daß sie zu viel gelernt habe, um so einen kleinen Mann zu heiraten, daß nur ein Beamter oder so etwas ähnliches für sie tauge. Der sei halt nie gekommen, der hätte in seinen Stand hineingeheiratet. Sie wäre aber auch so fein gewesen, die Seidenkleider von der Frau hatte sie immer bekommen, sie hatte es selbst geglaubt, daß sie zu vornehm für einen Bauer sei. Da wäre es halt so gekommen. Hätte Sie nur nicht zu sehr gefolgt, wäre sie heute vielleicht Großmutter und geliebt von Enkeln und den gealterten Kindern. Wieder gräbt sich der bittere Zug in ihr Gesicht. Ich denke: Nicht immer ist das Mädchen allein schuld, wenn es sein Leben verfehlt.

Wenn eine Mutter in der Liebe schlechte Erfahrungen gemacht hat, wird sie oft den Fehler begehen, ihrem Kind den Mann nur als Feind vor Augen zu halten und stets vor einem Umgang mit ihm zu warnen suchen. Ist das Mädchen vielleicht nicht hübsch und wird ihm das Verbot durch wenig Versuchung

Blinde Künstler

Man merkt der Kollegin Lina Lang ihre 85 Jahre nicht an, wenn sie singt oder deklamiert. In ihren jungen Jahren war sie eine bekannte Darstellerin auf den großen Wiener Bühnen.

Photo Cerny

nicht allzu schwer gemacht, so nimmt es diese Ansicht auf, lebt an der Seite der alternden, vergrämten Mutter seine Jugend dahin, bis es bei deren Tode zur ersten Erkenntnis gelangt: „Was habe ich mit meiner Jugend gemacht? Und jetzt?"

Und dann ist noch das oben erwähnte Verhältnis zwischen Hausgehilfin und Frau zu besprechen. Es gibt viele tüchtige Hausgehilfinnen, die für eine Familie zum Segen werden. Die Frau liebt sie auf ihre Weise und übt einen großen Einfluß auf sie aus. Das Mädchen, besonders wenn es noch jung ist, kann seine Schwärmerei, die in jedem feinfühligen Geschöpf ruht, über sie ergießen, vertraut ihr blind und bewundert jedes ihrer Worte. Wie oft mag die Frau aus Egoismus, um dieses seltene Mädchen nicht verlieren zu müssen, ihm von einer Heirat abgeredet haben (ich kenne selbst solche Dienstgeberinnen). Es ist vielleicht eine gedankenlose, aber doch eine Sünde, ein kostbares Menschenleben dem Leben zu entziehen; eine Arbeit kann immer durch andere vertreten werden, sie ist ersetzlich, aber ein Leben nie. Ein einmal verlorenes, ist ein immer verlorenes, und es ist eine viel zu große Verantwortung für eine Frau, ein Wesen für's Leben an sich zu binden. Das beste Mädchen soll man freudig hergeben, ja, ihr auf jede Weise dazu verhelfen, sie ihrer wahren Bestimmung, der der Hausfrau und Mutter, zuzuführen.

Erziehung blinder Kinder

Solche Übungen blinder Kinder in frischer Luft sind zwar nicht leicht, aber sie vermitteln ein Gefühl der Sicherheit und erhöhen das Selbstbewußtsein. Und das ist das Wichtigste.

E. P. HERMESBERG

Vergessene Melodie...

Der Stiftshof lag in der Mittagsstille da. Blau war der Himmel, die Berge strahlten eine behäbige Gelassenheit aus. Nur auf einer Wiese, schon hoch oben, stand ein Fuhrwerk, und einige Bauern luden das Heu auf, das in dicken Bündeln hochgeworfen wurde. Starke Querbalken aus frisch geschlagenem Holz waren dem Wagen untergelegt, damit er nicht abrutsche. Sie leuchteten auf der Wiese wie weiße blankgescheuerte Knochen urweltlicher Wesen.

Ringsum schweifte der Blick des Mannes, der am Straßenrand seinen Wagen parkte. Er verwahrte die Wagenschlüssel in einer Tasche, dann sah er nochmals umher. Kopfschüttelnd und sichtlich versunken ging er dann in das Gebäude, das vor ihm lag. Während er drinnen seine Geschäfte abwickelte, staute sich draußen die Menge bei seinem Wagen. Der Mann kam heraus, sah kaum die Leute an, stieg in seinen Wagen und zögerte dann doch. Ein Knirps von etwa fünf Jahren stand auf seinem Weg, gerade vor dem Wagen und stammelte bewundernde Worte. Groß waren die Kinderaugen auf den Mann gerichtet.

Es war als singe etwas in der Luft. Der Mann stieg wieder aus und lächelte vor sich hin, ohne sich etwas besonderes dabei zu denken. Zwei junge Hunde spielten unter einem Haustor. Waf-Waf, machte der eine als der Mann stehen blieb. Es hieß: Guten Tag auch, aber geh jetzt weiter, wir sind gerade dabei, unsere Kräfte zu messen, und dann kugelte auch schon der andere unter seinem Bauch dahin. Aufmerksam der Blick der Hündin, die daneben auf einem Rasenstück lag.

Der Weg führte bergan. Hoch oben lag eine Felskanzel. Marterl standen da: Inschriften, Heiligenbilder, und gute würzige Waldluft wehte über allem. Um drei Uhr kamen die anderen Parteien, es war noch viel Zeit bis dahin. Stille lag über allem. Friede, trügerischer Friede.

Trügerisch? Warum nahm er das an? Bilder stiegen vor ihm auf: Landschaften, Städte, Großstädte. Betrieb, überall starker Betrieb. Und dahinein Weltgeschehen, hart, unerbittlich, das den Menschen wandelt, wenn er nicht stark genug ist in seiner Seele, um sich seine ureigenste Substanz zu bewahren, um die es recht eigentlich immer geht. War er wirklich jener Burkhardt, den sie physisch und psychisch gemartert hatten? War er jener?

Der Mann strich sich über die angegrauten Schläfen. War er jener Burkhardt, der dann ganz und gar im Geschäftsleben aufging und nichts mehr kannte als sich hie und da in einen leichten Rausch zu stürzen, hie und da eine Frau zu nehmen, die man dann vergaß. Das Bankkonto wuchs. Die Konten wuchsen. Und er wurde immer härter. Immer angespannter tätig. Aber innerlich, da war er so leer, ja oft so leer, daß es ihm graute. Nur nicht allein sein. Fernsehapparat, Rundfunk, Parties und das Geschäft: es ließ sich schon machen, daß man diese Leere überbrückte. Wirklich? O da brannte es auf einmal da drinnen, es brannte so sehr, daß er laut aufstöhnte. Ein merkwürdiger heißer Schmerz war es. War das sein Leben? Ein Leben ja, aber welches? Herz, Seele, gab es das wirklich? Da war doch seine Schwester — ihre Familie, und er wollte heute die Erbschaft antreten nach dem Tode des Onkels — Erbschaft? Hatte er es nötig? Nun ja, nicht gerade, aber es war gut und schön sein Geld so nett investieren zu können. Er wollte das Schlößchen schon ausbauen und verwerten. Außerdem sollten gute Gründe dabei sein und viel Wald. Also, was war da in seinen Gedanken plötzlich? Da — wieder ein feines Singen in der Luft.

Walter Burkhardt starrte hinab ins Tal. Das Stift reckte seinen Turm in die Lüfte, das

WILLKOMMGRUSS

Tritt ein! Die Pforte steht für Dich weit offen!
Erwartet wirst Du von der Freunde Schar!
Hier darfst Du auf einen Abend hoffen,
viel schöner, als Dein grauer Alltag war!

Tritt ein! Man will Dir gern ein Obdach geben!
Dir, der des Auges helles Licht entbehrt.
Nach einem langen, mühevollen Leben
sei Dir ein friedlich Rasten hier gewährt!

Tritt ein! Von Sorge, Not und Kummer frei
so mögest Du in diesem Hause wohnen!
Nun, wo Dein schweres Tagewerk vorbei,
soll Dir's ein schöner Feierabend lohnen!

JOHANN THIEM

Es tröstet mich in meinem Schmerz
des Hundes gutes, treues Herz!

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

Dach sollte geflickt worden sein. Ja, man sah die fleckigen Stellen. Bombenschäden. — Eine Glocke schlug an. Es klang schön. Die Berge schienen ein leises Echo zu geben. Gott, war das lange her, daß er da herumgestrolcht war. Ja, sehr lange. Dreißig Jahre beinahe. Und nun — bald würde er sie wiedersehen, die Schwester, den Schwager, die Kinder — vielleicht hatten sie auch Kinder. Sie waren arm, das hatte er erfahren. Der Notar hatte es ihm gesagt, ohne daß er danach gefragt hatte. Diese Gedanken an diesem Tag! Lästig, sehr lästig. Wieder dieses feine Singen und Summen, es war wie eine feine, zarte Melodie, die er einmal gut gekannt hatte und sogar geliebt, ja auch geliebt . . .

Er lehnte sich zurück. Morsche Bank, aber eine wundervolle Aussicht. Die Bergkuppen waren wie in schimmernde Seide gehüllt. Die Luft war mild und sehr ozonreich, man atmete unwillkürlich tiefer und empfand es als sehr wohltuend. Bilder tauchten auf. Da mußte doch in der Nähe irgendwo ein größerer Fluß sein, auch einige Bäche, die zeitweise sogar gefährlich reißendes Wasser führten. Er hatte einmal ungute Bekanntschaft gemacht mit einem dieser Gewässer, und wäre nicht ein Kamerad gewesen, der ihn herauszog, er wäre untergegangen bei dem plötzlichen Schwächeanfall. Wie hatte jener nur geheißen? Franz oder — Karl? Er wußte es nicht mehr. Wolkenkratzer tauchten zwischen diese Bilder, er sah sich drüben in New York, dann in Basel, in Paris, in Frankfurt. Jetzt war er in Mannheim, hatte aber in Basel ein Haus, das er auch behalten wollte. Später, da wollte er vielleicht nach Wien ziehen. Wien, ja, da war er auch lange gewesen, hatte seine acht Semester gemacht an der Universität, dann hatte er mitmarschieren müssen. Später kannte er nur mehr das Geschäft. Es war sein Lebensinhalt geworden. Und nun — sollte es so bleiben? Wieder schmerzte etwas in ihm, schmerzte sehr.

Voll Unruhe sah er hinunter in den Marktflecken, wo sich bald einiges entscheiden würde. Für ihn war es ja nicht viel, der Onkel hatte ihm zwar noch geschrieben, eine Kleinigkeit von ein paar Hunderttausend etwa mochten es sein. Für andere aber mochte es viel bedeuten. Warum diese Gedanken? Er hätte das Ganze auch schriftlich erledigen können, wenn er anderen Sinnes geworden war und eventuell verzichtete im Interesse der Schwester. Konnte und wollte er das wirklich? Verzichten? Röte fuhr in sein gut geschnittenes Gesicht, das aber von einer eigentümlichen Härte wie eingemauert schien. Fältchen und gewisse Linien zeigten trotz Pflege einem der sich darauf verstand, an, daß er verlernt hatte, das Herz sprechen zu lassen und daß die Seele bei ihm schon fast am Verhungern war.

Auf einmal hörte er Stimmen. Burkhardt war darüber gar nicht froh, denn er brauchte jetzt Ruhe, obwohl er sonst eher für das Laute war. Er ging abseits, setzte sich ins Gras unter einigen Bäumen. Ein junges Mädchen stand oben auf der Kanzel und rief anderen, die erst nachkamen, entzückte Worte über die Aussicht zu. Eine Frau kam nach, hübsch und noch jung, aber mit gewissen Spuren von Kummer im Gesicht. Als sie lachte, schien dies aber weggewischt. Ja, sie lachte, und Burkhardt erkannte seine Schwester Hilde. Das Mädchen neben ihr glich ihr ein wenig, aber als er den Mann sah, der nachkam und an einem Stöckchen schnitzte, erkannte er, daß sie diesem, ihrem Vater ähnelte. Seine Schwester!

Burkhardt hielt den Baum fest umklammert, an dem er lehnte.

„Na, wenigstens hat es sich ausgezahlt, wenn wir schon daherkommen mußten! Die Aussicht ist wirklich gut! Habe es beinahe schon vergessen gehabt! Für sowas gibt man gerne ein paar Schillinge aus ‚wie Hilde?" lachte der Mann. „Ja, Herbert, aber ein paar Schillinge werden nicht reichen! Wir hätten eben nicht alle fahren sollen!" meinte die Frau etwas zaghaft. „Ach was! Sorge dich nicht schon wieder! Wir schaffen es schon, wenn auch der Notar meinte, er glaube kaum, daß dein Herr Bruder auf einen Teil zu deinen Gunsten verzichte und es offenkundig sei, daß dein Onkel nur Walter in seinem Testament bedacht habe!" — „Ja, es ist unverständlich!" sagte die Frau. Das junge, knapp fünfzehnjährige Mädchen rief entzückt: „Da seht hin, ein Buntspecht!" Der Vogel hämmerte laut und unverdrossen an einem Baum.

Ein Buntspecht! Ach, es war schon lange her, daß er solche reizende Begebenheiten gehabt hatte. Es gefiel ihm so sehr, daß er unvorsichtig weit und ohne auf sich zu achten den Kopf hob und ausschaute. Aber die anderen waren arglos und selbst ganz vertieft ins Schauen. Sie sprachen dann wieder von ihren Sorgen und Verhältnissen, und er vernahm manches, was ihn tief aufwühlte. So als sie vom Tode der Mutter sprachen.

„Als er damals zurückkam, da war er froh, bei euch unterschlüpfen zu können, da konnte man mit ihm reden, da war er noch ein Mensch, aber heute? Wer weiß, was aus ihm geworden ist, vielleicht einer dieser Größenwahnsinnigen, die kein Herz mehr haben!" — „Aber es kann doch nicht sein?" meinte die Schwester und flocht einige Dinge aus der Erinnerung ein, die beweisen sollten, daß der Bruder doch gut war.

„Ja damals, da war er so, aber heute? Hätte er sonst so lange geschwiegen, obwohl es ihm gut geht? Er soll reich sein, sehr reich!" — „Wir wissen nicht wie es ihm gegangen ist, Herbert! Du und ich, wir haben hier die Heimat gehabt, wir haben uns gehabt, die Mutter und all das, was man Nestwärme nennt, er aber ist immer draußen gewesen, vielleicht mußte er hart werden!"

Herbert sprach davon, was der Prior des Stiftes gesagt hatte. Auch dort erhoffte man sich einiges vom Nachlaß. Der Onkel hatte immer wieder von einer größeren Stiftung gesprochen, und daß er gerne helfen wolle, damit das Stift, und die Kirche vor allem, wieder in altem Glanz erstehe. Die Schäden des Krieges und der Nachkriegszeit waren enorm gewesen und alle Hilfsmittel ungenügend.

„Weißt du, mir kommt vor, deinem Onkel hat es imponiert, daß Walter so geworden ist! Er selbst ist doch auch zeitlebens auf seinem Geld gesessen und hat noch getan als hätte er nichts. Ja, er war hart und geizig!" Hilde widersprach, aber es war eine schwache Verteidigung. Herbert redete sich immer mehr in einen forcierten Zorn hinein und plötzlich sagte er, es wäre ihm lieber, er hätte damals Walter absaufen lassen. „Und ich sage dir, ich schlage ihm ins Gesicht, wenn er so einer ist! Vor allen schlage ich ihm ins Gesicht!" sagte er voll Zorn. Die Schwester beruhigte, aber umsonst, das junge Mädchen weinte. Da stand auf einmal jemand vor den drei erregten Personen. Walter Burkhardt sah alle der Reihe nach an. Hilde erkannte ihn zuerst. Sie schrie leise auf, hielt die Hand aufs Herz gepreßt und stammelte seinen Namen.

Wien III, Lothringerstraße 14, Tel. 72 46 11 Δ

DER AUGENBLICK

Hart an messerscharfer Schneide
liegst nur du — du Augenblick!
Herzschlag drängt dich schon ins Weite,
Atemzug ist dir Geleite,
nimmer kehrst du uns zurück!

Was wir gestern noch gewesen,
sind wir heute nimmer schon;
scheidend sich in neues lösen
ist des Augenblickes Wesen,
bringt uns Strafe oder Lohn.

Morgen schon um diese Stunde
ist, was jetzt undenkbar scheint.
Wirklich bleibt nur die Sekunde,
die verrinnt im Gang der Runde,
ob bejubelt — ob beweint.

Du — auf messerscharfer Schneide,
zitternd zwischen Tat und Traum,
Schicksal geht an deiner Seite,
Hoffnung gibt dir das Geleite
zu der Ewigkeiten Saum.

NELLY LIA BAYER

„Nun, so schlage her, schlage nur, vielleicht ist es gut so!“ sagte Walter Burkhardt. Herbert starrte ihn an. Die Schwester lenkte ein und sagte, es sei doch nur so hingeredet. „Jaja, wir reden alle nur so hin und machen es immer wieder so!“ sagte Walter. Er stand breitbeinig da und übersah die Hand der Schwester ganz. Ja, er kam wieder in das alte Geleise, in dem er jahrelang eingefahren war, und seine Worte waren kalt, hart, unnachgiebig und alles, was sich begeben, was leise aufzutauchen begonnen hatte, erstarrte.

Sie gingen auseinander und fanden sich erst wieder unten in der Kanzlei des alten Notars zusammen. Das Testament setzte Walter Burkhardt als Alleinerben ein, seine Schwester bekam einiges vom Inventar sowie einige Legate für Dienstleute. Es war aber auch da eine Klausel dabei und nur dann gültig, wenn es nach Walters Willen wäre. Herbert erhob sich sofort und ging hinaus. Hilde blieb sitzen. Walter unterschrieb und sah die Schwester gar nicht an. Der Notar redete noch so herum, aber Walter tat, als verstünde er nicht.

„Wir wünschen dir Glück und alles Gute!“ sagte das junge Mädchen und trat zu Walter. Er fragte sie nach ihrem Namen, und sie sagte, sie heiße wie die Mutter, man rufe sie Hilli. „Sie können dagegen berufen!“ sagte der alte Notar zu Hilde. Diese aber schüttelte den Kopf. Wenn es der Onkel so gewollt habe, so sollte es so bleiben, sagte sie. Walter hob den Kopf und sah sie an. „Kommt nur und holt euch die Möbel, ich fahre hinaus nachher!“ sagte er.

Hilde zuckte die Achsel, sie sah ihn nur an. Und da war es auf einmal, als sehe Walter seine Mutter vor sich. Ja, die Augen seiner Mutter sahen ihn an. Die Hand der Schwester machte eine Gebärde, und es war, als sehe er den Vater vor sich. Längst vergangene Stunden erwachten. Geld? Was ist Geld? Aber der Mensch, der Mensch deines Blutes dazu, das ist Leben, und Leben ist alles! Alles andere Leben, Tiere, Pflanzen, Blumen, sie leben, und das ist das, was man lieben muß, was man achten muß und schützen und hegen, und womit man glücklich sein kann, wenn man es besitzt, wenn auch nur solange man selbst lebt — ja, Leben!

„Geben sie das Zeug nochmals her!“ sagte Walter mit rauher Stimme zum Notar. Die Augen des Notars, zuvor mit kleinem Spalt, unpersönlich, fremd, fast feindlich, waren auf einmal klar, groß und leuchtend.

„Herr Burkhardt, diesen Tag werde ich nie vergessen!“ sagte der alte Mann und sah sich nach den beiden Frauen um. Hilli hatte zuerst begriffen, was vor sich ging. Walter sah wieder seine Schwester an, und dann lagen sie sich plötzlich Brust an Brust und weinten und lachten. „Buntspecht . . . Heu am Hang . . . Wald und Wiesen, kleine Hunde . . . ich habe viel vergessen, nun aber soll alles wieder lebendig sein, was so fein klingt . . .“

Bunter Nachmittag

Am Sonntag, dem 4. März 1962 findet wieder einer der beliebten heiteren Nachmittage der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs statt. An diesem Sonntag gibt es allerdings besondere Leckerbissen zu hören, wie z. B. den Präsidenten der Artistengewerkschaft, Herrn Emmerich Arleth und den Chor der Wiener Singgemeinschaft. Ort der Veranstaltung ist wie immer der Schwechaterhof in Wien III. Alle Freunde der Hilfsgemeinschaft sind herzlich eingeladen!

Das erste Blindenaltersheim eröffnet

Links oben: Die Elektrobackschränke in der „Waldpension", dem ersten österreichischen Blindenaltersheim in Hochegg bei Grimmenstein, erleichtern nicht nur die Arbeit, sondern machen sie zu einem Vergnügen.

Rechts oben: Obmannstellvertreter Franz Pechar spricht bei der am 19. Dezember stattgefundenen Eröffnung des Blindenaltersheimes zu den Festgästen.

Links unten: Uns geht es gut in Hochegg in der „Waldpension". Jetzt haben wir keine Sorgen mehr und können die uns noch geschenkten Jahre in Freude und Glück genießen.

Rechts unten: Jetzt sind sie aller blindheits- und altersbedingten Alltagssorgen enthoben und können im Kreise der Schicksalsgefährten, wo sie auch richtig verstanden werden, den ersehnten friedlichen Lebensabend verbringen.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

Blinde in aller Welt

USA

26 zwölfjährige Schüler und Schülerinnen einer Schule in Palatine im US-Staat Illinois haben feierlich versprochen, brav zu sein und während des Unterrichts keinen Unfug zu machen. Ihre 23jährige Klassenlehrerin ist blind.

Die Kinder könnten Kaugummi kauen, mit Papierbällen werfen oder sich heimlich aus der Klasse schleichen, ohne daß die Lehrerin etwas davon merkt. „Ich bin mir klar darüber", sagt die seit Geburt blinde Lehrerin Barbara Winters, „daß sie trotz ihres Versprechens versuchen werden, mir Streiche zu spielen. Schließlich sind es Kinder. Ich habe sie gern. Ich werde Ihnen schon auf die Schliche kommen. Sie sind im Zwiespalt zwischen ihrem Wunsch, genau so viel Spaß zu haben wie andere Kinder, und ihrem Wunsch sich gut zu benehmen. Meine Aufgabe wird es sein, sie zum guten Benehmen zu führen ohne ihnen den Spaß an der Schule zu verderben."

Da Barbara, deren Hauptfach Englisch ist, nicht sehen kann wenn sich die Kinder melden, müssen sie die Lehrerin beim Namen rufen. Sie helfen ihr auch bei Illustrationen an der Wandtafel. Barbara hat den Platz jedes einzelnen Kindes in der Klasse auswendig gelernt und erkennt die Kinder an der Stimme.

Einige Eltern haben sich bei der Schulbehörde beschwert. Sie erklären, ihre Kinder würden benachteiligt um eines Experimentes willen. Aber die Schulrätin Marion Jordans, die die blinde Lehrerin angestellt hat, erwidert darauf: „Miss Winters ist eine ausgezeichnete, hochbegabte Lehrerin. Ihre Fähigkeiten wiegen ihr Handikap um ein Vielfaches auf. Sie hat die schönsten Unterrichtserfolge erzielt."

Luxemburg

Die Arbeiter der Blindenkooperative Luxemburg haben zum Teil von Geburt, zum Teil durch Krankheit oder Unfall das Augenlicht verloren. Die Situation der Blinden war bis vor einigen Jahren in unserem Lande ungeklärt. Erst durch eine umfassende Untersuchung aller Fälle wurde ihre soziale Notlage erkannt. So verfügten beispielsweise die meisten Blinden weder über eine Krankenkasse, noch über eine Rente oder eine Altersversicherung.

Als das Rote Kreuz die Blindenkooperative gründete, traten eine Anzahl arbeitsfähiger Blinde ins Arbeitnehmerverhältnis und wurden Mitglieder der Krankenkassen und der Alters- und Invalidenversicherung. Zudem half die Institution den Blinden, über den Komplex der Unfähigkeit hinwegzukommen, indem sie ihnen eine auskömmliche Beschäftigungsmöglichkeit bot. Ihre handfesten, schier unzerstörbaren Korb- und Flechtprodukte werden im Sitz des Roten Kreuzes zum Verkauf angeboten. In Esch besteht ein eigener Geschäftsraum für den Verkauf von Blindenarbeiten.

Deutsche Bundesrepublik

In Söcking baut die Bayerische Kriegsblinden-Stiftung zur Zeit ein neues Erholungsheim für Kriegsblinde. Der Neubau entsteht nach den Plänen von Professor Johannes Ludwig (Technische Hochschule München) zwischen der Riedeselstraße und dem Söckinger Friedhof. Das Heim wird 80 Gäste aufnehmen können; vorgesehen sind ferner ein großer Speisesaal, Gemeinschaftsräume und vor allem eine großzügige Bäderanlage für Heilbäder und Gymnastik. Außerdem wird ein überdecktes Schwimmbecken eingebaut. Das gibt es bisher noch in keinem anderen Erholungsheim im Bundesgebiet. Nach Ansicht der Stiftung wird dieses Schwimmbecken sich besonders gesundheitsfördernd auswirken, weil die blinden Heiminsassen dort einen Ausgleich für die oft fehlende Bewegung haben. Ohne Überschreitung einer Hauptverkehrsstraße können die Blinden in das bewaldete Gebiet des Kohlberges gelangen. Die Bauarbeiten haben bereits begonnen. Man rechnet, daß das Heim 1962 fertig wird.

KARIN RÖTZER

MEIN BESTER FREUND

Einmal hatte ich einen kleinen, goldgelben Vogel, ein andermal war es ein lieber, treuer Hund, der mir viel Freude bereitet hatte und dem es oft gelungen war, mich durch seine drollige Art abzulenken oder zum Lachen zu bringen, wenn ich traurig oder krank war.

Als größeres Mädchen hatte ich eine wundervolle Puppe, mit großen blauen Augen und langen, weichen Locken, der ich meinen Kummer bedenkenlos anvertrauen konnte. Oder ein Tagebuch mit Saffianledereinband und einem zierlichen Schloß aus Messing, das leuchtete wie Gold. Was alles konnte man den starken, elfenbeinfarbenen Blättern offenbaren!

Später hatte ich andere Freunde, die ich, je nach Art meiner Sorgen, in Anspruch nahm und die auch niemals versagt hatten. Da war Großmama. Wenn ich nichts gelernt hatte und nicht zur Schule gehen wollte, erzählte ich ihr mit treuherziger Miene, wie schwer das Thema sei, und sie ließ sich überzeugen und ich hatte meinen Willen.

Onkel Doktor hielt zu mir, und wenn Mama nicht recht glauben wollte, daß mein Husten echt sei, verordnete er mir mit verschmitztem Lächeln zur Luftveränderung eine kleine Dampferfahrt zur selben Zeit, da die Klavierstunde festgesetzt war.

Und Onkel Gerhard erst! Wieviel Verständnis bekundete er für meine Schwäche für Schaumrollen und Indianerkrapfen! Sooft er kam, lag ein kleines Päckchen auf dem Tisch im Kinderzimmer, und ich verschwand eilends und kam erst wieder, bis ich den süßen Inhalt aufgegessen hatte. Wenn ich zum Dank Onkel Gerhard einen Kuß geben wollte, sagte er lächelnd: „Dagegen habe ich nichts einzuwenden, Kleines, doch vorerst, Gerda, wasche deine Hände und das Mäulchen.“ Aber ich war doch damals kein Baby mehr, und diese Worte verstimmten mich ein wenig. Dennoch tat ich es immer augenblicklich, und nachher hätte ich ihn immer aus Liebe beinahe erwürgt.

Ria, meine Freundin, ging für mich durch dick und dünn und sie half mir auch in der Zeichenstunde, denn Ornamente konnte sie sehr schön und sauber ausarbeiten, ohne viel darüber zu reden.

Dann hatte ich noch Papa und die Schwestern, und wenn es darauf ankam, Tante Illa. Sie alle hatten manches für mich durchgefochten und sind mir treu zur Seite gestanden, nicht nur in Kleinigkeiten, sondern auch in großen Dingen, und ich hatte das Gefühl sicheren Geborgenseins.

Dann aber war ich kein kleines Kind mehr, das wild umhertollte, kein Mäderl, das die Sterne vom Himmel verlangte. Es war soviel Träumerei in meiner Seele und soviel Suchen, Sehnen und Warten und ich wußte nicht, wonach und warum dies alles.

„Was wäre mein Leben ohne dich, lieber Hansi“, denkt Frau Anna Swerak. „Sehen kann ich dich nicht, aber dein liebes Plaudern, dein Gezwitscher und überhaupt, daß ich auch noch für ein Lebewesen sorgen darf . . . Du erzählst mir immer so viel und ich klage auch dir mein Leid. Wir verstehen einander gut, nicht wahr!“ Der kleine Hansi scheint es auch zu spüren, daß sein Frauerl blind ist, denn mit zarten Berührungen an der Wange oder an den Händen stellt er den notwendigen Kontakt her.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

Und dann kam zu mir . . . die Liebe! Sie kam über Nacht und war wie der Frühling, voll Schimmer, Glanz und Leuchten, und mit ihr kam das hohe, höchste, beseligendste Gefühl und Glücksempfinden, das es gibt auf Erden. Aber mit ihr kam auch der erste große Schmerz.

Und ich hatte mich verborgen in meiner kleinen Kammer, die nun dunkel war für mich, wie mein Herz ohne Licht. Und ich wollte niemand sehen und auch von niemand gesehen werden in meiner inneren Zerrissenheit und Qual.

Doch da kam eine Frau zu mir, mit leisen, behutsamen Schritten. Sie setzte sich neben mich, ohne zu sprechen, ohne zu fragen. Sie tat überhaupt nichts, aber sie war dicht an mir und blieb.

Solange blieb sie, bis mein Schmerz nachgelassen hatte, einem dumpfen Dahindösen Raum gab und auch dieses allmählich gewichen war. Dann ward es still in meinem Herzen und in meiner Seele. Über meine feuchte Wange strich eine Hand, warm und weich und trocknete die letzte Träne, die noch an meiner Wimper gezittert hatte.

Es war die Hand des besten Freundes, den man im Leben je haben kann, die behutsamste, zärtlichste, liebevollste Hand . . . die Hand meiner Mutter.

GEORGE REYNOLDS

In Louisville sprechen die Bücher

Louisville in Kentucky ist keine Stadt großer Verlage oder Buchversandhäuser. Trotzdem erhält eine große Zahl von Amerikanern von dort ihre geistige Nahrung: Bücher und Zeitschriften, Literatur, Unterhaltung und Lehrstoff. Die Empfänger gehören zu dem Kreis der rund 350.000 Blinden Amerikas; der Sender des Lesestoffes ist die „Amerikanische Druckanstalt für die Blinden", die 200 Personen beschäftigt.

Diese Druckanstalt wurde vor hundert Jahren als Gemeinschaftsprojekt mehrerer amerikanischer Blindenschulen gegründet, die Lehrbücher in Brailleschrift brauchten. Seit damals ist das ursprüngliche Gebäude durch zahlreiche moderne Zubauten verändert worden und der ursprünglichen Aufgabe des „Printing House" haben sich dutzende neue hinzugesellt.

Alle diese Projekte bemühen sich, den Tastsinn an die Stelle des Sehens zu setzen. In der Druckerei stellen zahlreiche Frauen mit Spezialgeräten die Matern für die Braillebücher her. Auch Schreibmaschinen, die Braillezeichen tippen, werden hier erzeugt. Sie haben nur sechs Tasten, von denen stets mehrere zugleich wie Klaviertasten niedergedrückt werden. Neben zahlreichen Büchern werden in dem Institut jetzt ständig auch siebzig Zeitschriften in Blindenschrift gedruckt.

Leider kann nur ein Fünftel der amerikanischen Blinden die aus sechs Punkten zusammengesetzte Brailleschrift lesen. Deshalb begann die „Amerikanische Blindenstiftung" in New York schon im Jahre 1934, „sprechende Bücher" auf Schallplatten aufzunehmen. Zwei Jahre später schloß sich das Printing House in Louisville dem Projekt „Talking Books" an und nahm als erstes Buch den Bestseller „Lost Horizon" von James Hilton auf — das berühmte Buch über das geheimnisvolle Lamakloster Shangri-la, das auch bei uns unter dem Titel „Irgendwo in Tibet" ein Erfolg wurde. Viertausend andere Bücher sind seither auf Schallplatten aufgenommen worden. Die Kosten der Produktion trägt zum kleineren Teil die Regierung und zum größeren Teil die Bevölkerung durch freiwillige Spenden.

Seit ein paar Jahren werden in Louisville auch „sprechende" Zeitschriften hergestellt, hauptsächlich monatlich erscheinende Magazine, von denen die Fünftausender-Auflage des „Reader's Digest" die Spitze hält. Seit Beginn des Jahres 1959 können Blinde auch das Wochenmagazin „Newsweek" hören. Es wird von mehreren Radiosprechern so rasch vorgelesen, auf Band aufgenommen, umgeschnitten und auf Vinylplatten geprägt, daß schon 48 Stunden nach dem ersten Erscheinen der gedruckten Zeitschrift auch die Schallplattenausgabe versandbereit ist. Die amerikanische Post befördert sie kostenlos. Der Brailledruck würde mindestens doppelt so lang dauern.

Glenn Scheurich, der Leiter der Sprechbuchabteilung, stellt nicht nur einfach Schallplatten her, sondern experimentiert auch viel. So kommt es, daß seine Newsweek-Platten 360 Rillen pro Zoll haben — während es gewöhnliche Industrieerzeugnisse nur auf 150—250 Rillen bringen. Im Augenblick arbeitet er an einer 16tourigen Kunststoffplatte mit nicht weniger als 450 Tonrillen pro Zoll. Seine Firma hat dabei nicht den geringsten Gewinn, denn sie arbeitet auf gemeinnütziger Basis.

Sie stellt übrigens aus modernen Kunststoffen noch zahlreiche andere Lehrbehelfe für Blinde her. So zum Beispiel Reliefkarten (die früher Stück für Stück aus Holz geschnitzt wurden), Erdgloben, offene Uhren, deren Zeiger man abtasten kann, Baukasten, mit deren Hilfe man mechanische Fertigkeiten lernen kann, und Drahtgitter mit verschiebbaren Notenköpfen für blinde Musiklehrer, die sehende Schüler unterrichten.

ROBERT VOGEL

Susi und Peter sprechen über die Rehabilitation

Ein Jahr ist nun vergangen, seitdem Susi und Peter einander kennengelernt hatten. Sehr viel konnte das wißbegierige Mädchen inzwischen schon von den Problemen erfahren, welche die Blindheit mit sich bringt, und manche Einrichtungen hatte Susi aus eigener Anschauung kennengelernt.

Es war für Peters kleinen Engel — wie er Susi gerne nannte — ein besonderer Freudentag, als sie mit dabei sein durfte, da am 19. Dezember v. J. in Hochegg bei Grimmenstein die feierliche Eröffnung des von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs errichteten Blindenaltersheimes stattfand. Ihr Chef, dem sie über ihren ersten Besuch in der ,,Waldpension" so viel Schönes erzählt hatte, war sofort bereit, ihr für den Festtag der Blinden freizugeben und hatte sie sogar gebeten, der Heimleitung eine größere Spende zu überbringen.

Alles, was Susi bei dieser Feier erlebte, machte auf sie einen gewaltigen Eindruck. Wieder verspürte sie die in dieser Gemeinschaft herrschende echte Menschlichkeit. Sie hatte sich schon längst daran gewöhnt, die Blinden nicht als besondere Wesen anzusehen, denn sie war mit Peter ja oft unter ihnen und wußte, daß sie nicht anders als die Sehenden sind. Sie wußte, daß die Blinden echte, verständnisvolle Hilfe und kein Mitleid brauchen.

Nach den Festansprachen, der Führung durch das Haus und dem anschließenden Mittagsmahl im großen Speisesaal der ,,Waldpension", fanden sich mehrere Funktionäre der Hilfsgemeinschaft zu einer gemütlichen Plauderei im heimeligen Tagesraum zusammen, und natürlich waren Peter und Susi auch dabei. Alle verliehen ihrer Freude darüber Ausdruck, daß es nun nach so viel Mühe und Anstrengung doch gelungen war, die erste Etappe der Ausgestaltung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes zu vollenden und die feierliche Eröffnung vorzunehmen.

,,Gehört dieses Heim für die alten alleinstehenden Blinden auch zur Rehabilitation und was bedeutet dieses Wort eigentlich? Ich habe es nun schon wiederholt in Unser Schaffen gelesen und auch in der Tagespresse war in der letzten Zeit viel von der Rehabilitation für Körper- und Sinnesbehinderte zu lesen." Alle staunten, daß dieses junge Mädchen für dieses Problem, welches derzeit alle forstchrittlichen Länder beschäftigt, ein solches Interesse bekundete.

Peter hatte sich in der letzten Zeit sehr eingehend mit der Materie der Rehabilitation beschäftigt und versuchte nun, seine Freundin aufzuklären. ,,Wir leben in einer Zeit", meinte Peter, ,,da sich kein Staat den Luxus leisten kann, auf die unter Umständen sehr wertvolle Arbeitskraft behinderter Menschen zu verzichten. — Nehmen wir an, daß ein Arbeiter in einer Fabrik das Unglück hat, durch einen schweren Unfall eine Hand oder gar einen Arm zu verlieren. Sollte dieser Mensch nun für sein ganzes Leben nichts mehr

Blinder Musiker

Mit seinen ausgezeichneten Violinvorträgen gelingt es unserem Freunde Karl Reinhardt immer wieder, sich in die Herzen seiner Zuhörer zu spielen. Viele schöne Stunden der Erbauung und Entspannung hat er seinen blinden und sehenden Zuhörern bereitet.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

...WAS LIEBE IST

Lächeln unter Tränen mußt du können,
Sterne sehen im hellsten Tageslicht,
mußt die Sonne mit dem Mond verwechseln,
dann, mein Herz, weißt du was Liebe ist!
Wenn du kannst vergessen, Heut' und Morgen,
wenn dir alles versinkt, was einmal war,
wenn du bitter fühlst in Mund und Seele,
wenn du Tränen weinst, die sonst kein Auge sieht,
wenn du schreien möchtest, weil so tief dein Weh,
dann, mein Herz, weißt du was Liebe ist!

Wenn das Wiedersehen und der Abschied
gleiches Glück dir und Verzweiflung bringen,
wenn ein lieber Blick, ein Druck der Hände
dir mehr schenkt, als alles Gut der Welt;
wenn du stille bist und einsam,
weil zu laut das Leben ist,
dann, o, Mensch, bist du begnadet,
denn dein Herz weiß nun, was Liebe ist!

FRIEDERIKE SPERL

arbeiten dürfen oder müßte man nicht nach Mitteln und Wegen suchen, um ihn nach erfolgter Heilung an die veränderten Verhältnisse anzupassen und ihm die Möglichkeit der Wiedereingliederung in die berufliche Tätigkeit geben?"

„Und ist das Rehabilitation?" fragte Susi. — „Im großen und ganzen ja, aber es gibt verschiedene Formen der Rehabilitation". — „Bei erblindeten Menschen muß es aber doch furchtbar schwer sein, sie auf die veränderten Lebensbedingungen umzuschulen." — „Leicht ist es gewiß nicht", erwiderte Peter, „aber auch die Erblindung, besonders wenn diese in verhältnismäßig jungen Jahren eintritt, muß noch kein Grund zur Kapitulation sein und der Betroffene kann bei richtiger verständisvoller Anleitung sehr gut lernen, sich im täglichen Leben der anderen ihm verbliebenen Sinnesorgane zu bedienen." — „Darüber habe ich kürzlich in Unser Schaffen gelesen", warf Susi ein, „da gibt es in manchen Ländern sogenannte Rehabilitationszentren." — „Das stimmt", meinte ein Kollege, „dort kommen die Neuerblindeten hin und werden vorwiegend von blinden Lehrern in das Blindsein eingeführt."

„Stell dir vor", meinte Peter, „ein 35jähriger Mann erblindet. Er war immer gewohnt, sich selbst zu rasieren, stand dabei natürlich vor dem Spiegel, und jetzt muß er lernen, sich ohne Spiegel zu rasieren." — „Das wird nicht leicht sein", sagte Susi. — „Leicht nicht, und doch ist er froh und glücklich, wenn er es nach einiger Zeit kann. Er lernt sich seines Tastgefühles zu bedienen und entdeckt, daß ihm seine Fingerspitzen vielleicht noch mehr von der Haut seines Gesichtes verraten, als es früher seine Augen getan haben. Im Rehabilitationszentrum lernen die Erblindeten, sich ohne Hilfe fortzubewegen, zu essen, und mittels der Finger die Zeit von ihrer Blindenuhr abzulesen. Dann kommt das Erlernen der Blindenschrift an die Reihe und sehr rasch hören sie auf, Analphabeten zu sein, die sie durch die plötzliche Erblindung geworden waren."

„Du hast gesagt, Peter, es gibt verschiedene Formen der Rehabilitation." — „Ja, Susi, man spricht von der medizinischen und von der sozialen und der beruflichen Rehabilitation." — „Wieso medizinische Rehabilitation?" — „Zuerst muß natürlich alles getan werden, um den von der Erblindung Bedrohten von seinem Augenleiden zu befreien. Das Sehvermögen ist ein so kostbares Gut, daß man keine Mühe und Mittel scheuen darf, um die medizinische Rehabilitation herbeizuführen. Erweist sich dies trotz größter Anstrengung als unmöglich, dann muß man sich bemühen, den Erblindeten auf die neue Lebensweise vorzubereiten und muß ihm Gelegenheit geben, durch Umschulung auf einen ihm trotz Blindheit möglichen Beruf, wieder den Anschluß an das normale Leben zu finden." — „Welche Berufe kommen dafür in Betracht?" wollte Susi wissen.

„Immer neue Berufsmöglichkeiten werden dank dem technischen Fortschritt unserer Zeit auch blinden Menschen erschlossen. Wir finden sie heute in der Industrie und in den verschiedensten Berufszweigen. Sie haben sich ausgezeichnete Stellungen und großes Ansehen erworben. Alles, was geeignet ist, den Blinden wieder die volle Betätigungsmöglichkeit zu geben, und was sie nicht von ihren sehenden Mitmenschen isoliert, gehört mit zur Rehabilitation. In den Rehabilitationszentren erlernen die Neuerblindeten auch das Maschinschreiben, das Telephonieren und das Bedienen von Tonbandgeräten." — „Haben wir in Österreich auch ein solches Rehabilitationszentrum?"

„Nein," antwortete Peter etwas deprimiert, „leider noch nicht. Aber beim Bundesmini-

sterium für soziale Verwaltung ist ein Rehabilitationsgesetz in Ausarbeitung. Es bezieht sich nicht nur auf die Blinden, sondern auf alle Körper- und Sinnesbehinderten. Man will versuchen, alle behinderten Menschen, sofern dies möglich ist, in den Arbeitsprozeß einzugliedern." — „Hängt das vielleicht mit dem derzeitigen Mangel an Arbeitskräften zusammen?" erkundigte sich Susi. — „Dieser Umstand dürfte für diese Entwicklung auch mitbestimmend sein und darum müßte die berufliche Ausbildung der behinderten Menschen auch so gründlich sein, daß sie bei einem eventuellen Konjunkturrückgang and anschließender Arbeitslosigkeit nicht die ersten Opfer wären."

„Das alles muß doch viel Geld kosten, denn die in Ausbildung stehenden Körper- und Sinnesbehinderten müssen auch von etwas leben können." — „Weißt du, Susi, man hat festgestellt, daß die Ausbildung mit anschließender Berufseingliederung viel billiger kommt, als so viele Menschen zeitlebens ohne Gegenleistung zu erhalten." — „Das verstehe ich schon", gab Susi verständnisvoll zu. „Aber wenn ein berufstätiger Mensch erblindet, erhält er doch eine Rente aus der Sozialversicherung, dazu einen Hilflosenzuschuß und die Blindenbeihilfe. Und hat er dann nicht genug, um sein Leben fristen zu können? Warum verlangt er noch danach, in eine Fabrik oder auf einer anderen Arbeitsstätte tagtäglich unter gewiß nicht leichten Bedingungen arbeiten zu gehen?"

„Fräulein Susi", mischte sich Dr. Berg, der Chefredakteur von Unser Schaffen ein, „glauben Sie, daß ein Mensch, der plötzlich durch die Erblindung aus dem gewohnten Leben hinausgeschleudert wurde, die Möglichkeit verloren hat, seine bisherigen Leistungen fortzusetzen, darin Befriedigung finden kann, daß allmonatlich der Postbote ihm die Pension und alles, was drum und dran hängt, bringt, und ansonsten sein Leben abgeschlossen ist? Sie haben es doch durch Ihre Freundschaft mit unserem Peter erfahren, daß man trotz Blindheit ein wertvoller Mensch und ein nützliches Glied der Gesellschaft sein kann. Mit der Erblindung gehen die geistigen und körperlichen Fähigkeiten nicht verloren. Im Gegenteil, manch schlummernde Talente werden erst durch die Erblindung geweckt. Diese, richtig gefördert, wirken zum Nutzen der Allgemeinheit. Gewiß brauchen die Blinden besondere Hilfsmittel. Sie sind häufig auf das Entgegenkommen ihrer Mitmenschen angewiesen. Das alles kostet Geld, oft sehr viel Geld. Dafür aufzukommen, muß sich der Staat zur Ehrenpflicht machen und ich erinnere mich an die schönen Worte, die unser verewigter Bundespräsident Körner anläßlich der Eröffnung eines Krankenhauses in der Steiermark gesagt hat: ‚Den kulturellen Stand eines Staates erkennt man daran, in welchem Maße er bereit ist, für seine invaliden Mitbürger zu sorgen'. "

„Herr Doktor, Sie haben vollkommen recht, und ich glaube, man kann nicht genug tun, um den schwächeren Menschen zu helfen, denn man muß sich nur vorstellen, wie es wäre, würde man eines Tages selber von einer Behinderung befallen."

Das Kochen in der neueingerichteten Elektroküche macht unserer Köchin, Frau Geiger, ein sichtliches Vergnügen. Keinen Ruß und keinen Rauch gibt es in dieser Küche, aber es wird dafür mit viel Liebe gekocht und alle Speisen schmecken den Heiminsassen ausgezeichnet.

Photo: Heinz Vogel

Obmann Robert Vogel begrüßt den als Vertreter des Verbandes der Kriegsblinden zur feierlichen Eröffnung der „Waldpension" erschienenen Kollegen Johann Perina. Der Gast war von der Besichtigung des Blindenaltersheimes sehr beeindruckt und beglückwünschte die Hilfsgemeinschaft zu dieser einmaligen Leistung.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

„Weißt Du, liebe Susi", meinte Peter, „man könnte noch stundenlang über dieses Thema sprechen. Am besten wäre es, wenn die maßgebenden Stellen, die sich mit der Schaffung des Rehabilitationsgesetzes befassen, sich viel mehr als bisher den Rat und die wertvollen Erfahrungen der Blinden zunutze machen wollten. Man kann kein brauchbares Gesetz schaffen ohne die Mitarbeit der Betroffenen. Denn wie kann ein Sehender sich so richtig in die Materie des Blinden einleben und warum soll immer wieder experimentiert werden?"

„Die Funktionäre der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs", meinte Susi, „sind durchwegs später Erblindete. Sie verfügen sicher über reiche Erfahrungen aus ihrer Tätigkeit, und das Bundesministerium für soziale Verwaltung hat sie doch bestimmt zur Mitarbeit eingeladen?" — „Bisher noch nicht", meinte Direktor Vogel, „aber wir sind gerne zur Mitarbeit bereit, wenn der Ruf dazu an uns ergeht. Wir möchten mithelfen, auch den Blinden kommender Zeiten zu einem sorgenfreien, glücklichen Leben zu verhelfen."

„Gehört das Erholungsheim und das erste österreichische Blindenaltersheim vielleicht auch zur Rehabilitation?" — „Ja, so ist es, denn mehr noch als ihre sehenden Mitmenschen haben die Blinden, ob sie im Berufsleben stehen oder nicht, dringenden Bedarf an regelmäßiger Erholung und Entspannung. Diese finden sie am besten in ihrem eigenen Heim, welches ganz auf ihre besonderen Bedürfnisse eingestellt ist, und wo sie im Kreise ihrer Freunde die notwendige seelische Stärkung finden."

„Das habe ich im vergangenen Sommer, als wir mit unserem Freund Langer in der Harmonie in Unterdambach waren, erlebt. Die Menschen waren dort alle so froh und glücklich. Man hatte gar nicht den Eindruck, unter Blinden zu sein." — „Das ist ein Wesenszug der Rehabilitation: Die Blinden zu Menschen zu machen, die sich von den anderen nur dadurch unterscheiden, daß sie nicht sehen können und die Eindrücke von ihrer Umwelt mit den ihnen verbliebenen Sinnesorganen wahrnehmen. So verhält es sich auch mit dem Altersheim für Blinde. Es gibt viele Alterserblindungen und diesen Menschen, wenn sie noch dazu alleinstehend sind, bleibt natürlich nichts anderes übrig als in ein allgemeines Altersheim zu gehen, weil sie sich selbst nicht mehr helfen können. Sie können oft nicht mehr allein den Haushalt führen, nicht einkaufen gehen und nichts mehr selbst kochen. Oft sind sie wie kleine hilflose Kinder und brauchen eine richtige mütterliche Betreuung. Wo aber hat man in einem allgemeinen Altersheim das Personal und die Zeit, um sich mit diesen alten Blinden zu befassen? In größeren oder kleineren Sälen, umgeben von sehenden Insassen, die ihnen gegenüber auf jeden Fall im Vorteil sind, fühlen sie sich meist unglücklich und verlassen. Nur in einem Sonderaltersheim, wie es nun von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs geschaffen wurde, werden sich diese alten Blinden froh und glücklich fühlen können. Dies hat auch Herr Hofrat Bezirkshauptmann Dr. Gründler in seiner Ansprache gesagt. Auch er ist der Mei-

nung, daß man die Blinden hier wesentlich besser betreuen kann als in einem, wenn auch noch so gut eingerichteten, allgemeinen Altersheim."

„Ich habe schon mit einigen Frauen gesprochen, die hier ihren Lebensabend verbringen", meinte der blinde Professor Hanausek, „und ich muß sagen, wir dürfen stolz darauf sein, dieses Heim geschaffen zu haben. Einige Frauen sagten, daß sie lieber sterben wollten, wenn sie von hier wieder fortgehen müßten."

„Reichen wir einander die Hände und nehmen wir uns an diesem schönen Festtag vor, in gemeinsamer Anstrengung und kameradschaftlicher Zusammenarbeit noch viele Einrichtungen zum Wohle der Blinden zu schaffen!" meldete sich ein anderer Funktionär zu Wort. „Die ganze österreichische Bevölkerung wird uns sicher weiter bei unseren Bemühungen unterstützen, und eines Tages werden sich auch die öffentlichen Stellen ihrer Verpflichtung den Blinden gegenüber bewußt werden. Es paßt doch nicht in einen modernen Wohlfahrtsstaat, daß sich die Blinden ewig an die Gutherzigkeit der Bevölkerung wenden müssen, wenn sie Einrichtungen schaffen, die schließlich der Allgemeinheit zugute kommen. Es kann ja keiner wissen, ob er sich nicht auch eines Tages etwas mehr für die Rehabilitation, für Umschulung auf einen neuen Beruf, für die Aufnahme in ein Blindenerholungsheim oder das Blindenaltersheim interessieren muß."

Susi mischte sich wieder ins Gespräch und meinte, es wäre schon gut, wenn sich die Menschen mehr für das Blindenwesen interessieren würden. Das Leben der Blinden mit all seinen Problemen ist sehr vielfältig und zeigt vor allem den Sehenden, wie selbstverständlich die alles nehmen und wie viele Menschen es gibt, die es bedeutend schwerer haben, als sie und denen man, wo es nur geht, Hilfe angedeihen lassen muß. „Vielleicht fällt es uns gar nicht so auf", meinte Peter, „weil wir die Entwicklung Tag für Tag, Schritt für Schritt miterleben. Aber wir müssen zugeben, daß es immer wieder vorwärts geht, wenn die erzielten Erfolge auch bescheiden sind und sehr mühsam errungen werden, so dürfen wir unsere Arbeit doch als fruchtbringend bezeichnen."

„Es gefällt mir so gut," sagte Susi, „daß in eurem Kreis alle Anlässe dazu benützt werden, auch über ernste Probleme zu sprechen.

„Noch bin ich nicht so alt, um für die Aufnahme in das Blindenaltersheim in Betracht zu kommen", sagt unser Kollege Hillebrand, „und außerdem sorgt meine Frau noch sehr gut für mich. Aber die Zeit bleibt nicht stehen und eines Tages werde vielleicht auch ich zu den Insassen dieses Heimes zählen, und darum interessiere ich mich schon jetzt für diese Einrichtung und das hier herrschende Leben."

Photo: Heinz Vogel

Es ist sehr lehrrreich für mich, wenn ich dabei sein darf, denn immer mehr vertiefe ich mich auf diese Weise in das Seelenleben und die Probleme der Blinden, und das muß man wohl, wenn man auf richtige Art helfen will."

Es war ein schöner Tag, dieser 19. Dezember 1961 in der „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein, als das erste österreichische Blindenaltersheim feierlich eröffnet und eingeweiht wurde. Mit vielen guten Eindrücken fuhren die Freunde in den späten Abendstunden wieder nach Wien zurück. Sie waren fest davon überzeugt, an einer guten Sache mitzuarbeiten und nahmen sich vor, all ihre Kräfte, ihr ganzes Wissen und Können für den weiteren Fortschritt einzusetzen.

ANNA LAUBE

„NETTERL“

Meine Urgroßmutter hatte eine Lottokollektur in der Strozzigasse. Ihre Tochter, die Netterl, die im Geschäft mithalf, war eine Schönheit, in ganz Wien allseits bekannt. Ihre goldblonden Locken und veilchenblauen Augen bezauberten den damals noch jungen Maler Kriehuber, der ihr als Zeichen seiner Anbetung zu ihrem Namenstag eine wundervolle Elfenbeinbrosche schenkte. Netterl wurde ganz rot und dankte überschwenglich: „Na so was, Herr von Kriehuber, was Ihnen wegen mir für Auslagen machen!“ — „Geh schau die Brosche doch näher an!“ munterte sie der Maler auf. Netterl betrachtete sie aufmerksam und rief plötzlich aus: „Jessas na, da bin ja ich drauf! Wie hab'n Sie denn das fertigkriegt, ich bin Ihnen doch nie g'sessen?“ „Weißt Netterl, dein Bild hab' ich doch inwendig in meinem Herzen, und wenn ich die Augen zumach', so seh' ich dich immer als großes Madonnenbild vor mir. Es war ganz leicht, dein G'sichterl auf Elfenbein zu malen: die lieben Guckerln und das feine Stumpfnaserl — kurz und gut meine Netterl, die schönste Wienerin. Willst nicht meine Frau werden, Netterl?“ — „Herr von Kriehuber, ich dank' Ihnen vielmals für die wundervolle Brosche, da wird sich die Frau Mutter auch freuen; aber heiraten will ich noch nicht; erstens bin ich noch zu jung — und dann ...“ — „Was, und dann?“ — „Herr von Kriehuber, Sie sind ein so lieber Mensch, ich hab' Ihnen gern g'habt, seit mein 14. Jahr. Im Winter haben Sie mich immer um fünfe von der Nähschul' in der Annagasse abg'holt, daß ich nicht allein übers Glacis muß bei der Finsternis und so schöne Geschichten haben Sie mir erzählt, von den Bildern, die Sie gemalt haben; aber heiraten ...“ — „Annetterl, wannst mich gern hast, dann kannst mich doch auch heiraten — geh', gib mir ein Busserl!“ „Nein, Herr von Kriehuber, ich hab' nämlich einen andern gern!“

Netterl ließ den abgewiesenen Freier fassungslos stehen und flüchtete in die nahe Maria-Treu-Kirche. Dort kniete sie beim Hochaltar nieder und betete: „Heilige Jungfrau, verzeih mir, wann das jetzt nicht recht von mir war, aber ich hab' halt den anderen so viel gern! Ein schöner Mensch ist er mit seinen schwarzen Locken und den Koteletten, so ernst, kein G'spaßmacher und kein Kurschneider. Ach Muttergottes, ich weiß ja gar nicht, ob er mich mag!“ Und schluchzend verbarg sie ihr Gesicht in den Händen.

Der andere war Dr. Johann Egger, Chirurg am Spital in der Alservorstadt, schon über die Mitte der Dreißig. Sein Vater war Burgkastellan auf der Festung Hohensalzburg, Invalide, und zwar verwundet bei der Völkerschlacht bei Leipzig. Als gebürtiger Salzburger hatte Egger am Priesterseminar studiert, aber bald erkannt, daß er zum Priester keine Berufung in sich fühle. In Wien war er genötigt, sich durch Stundengeben schlecht und recht fortzubringen — und außerdem das Geld zur Inskribierung an der medizinischen Fakultät zu beschaffen. Ein harter Weg bis zum Doktor mit Spitalpraxis war zurückgelegt worden, aber jetzt hatte er es geschafft. Kürzlich erst ging sein Gesuch um die Stelle eines kaiserlichen Hofwundarztes in die Hofkanzlei ab. Diese Stellung war mit einer Dienstwohnung und einem Jahresgehalt verbunden. Bekam er diese Stelle, dann konnte er heiraten — und er wußte auch — wen!

Frau Anna Sophie Schmid, die Mutter Netterls, schrieb gerade die Linzer Nummern auf eine schwarze Tafel und stellte sie in die Auslage. Da sah sie Dr. Egger eintreten. Er zog höflich seinen grauen Zylinder und sah so vergnügt aus, daß Frau Anna Sophie statt

DIE ALTEN

Sie stehen abseits schon vom Leben,
Das auf des Tages Schienen läuft,
Kein Dienst ist ihnen mehr gegeben,
Mit nichts mehr sind sie überhäuft.

Ihr Blut kreist langsam in den Bahnen,
Da rascher scheint der Stunden Lauf,
Die Seele fühlt nach ihren Ahnen
Und schwer nur nimmt das Herz noch auf.

So warten friedsam sie am Gleise,
Auf das man sie hat abgestellt,
Bis Gott sie ruft zur Weiterreise
In seine ew'ge Sternenwelt ...

LEO SONNWALD

für den Gruß zu danken, fragte: „Herr Doktor, haben Sie vielleicht auch auf Linz g'setzt?" — „Es ist etwas anderes, das mich herführt", begann er, „etwas, das mich mit tiefer Freude und Genugtuung erfüllt: ich habe die Stelle bei Sr. Majestät bekommen!" „Mein Gott!" rief Anna Sophie, „ich gratuliere von Herzen, das wird die Netterl aber . . ." Die Netterl war schon aus dem rückwärtigen Kammerl hereingekommen und stand nun dem Arzt gegenüber. Lange blickten die beiden Menschen einander wortlos an, bis ein verklärtes Lächeln über ihre Züge flog . . .

Die Hochzeit wurde mit großem Pomp in der Maria-Treu-Kirche gefeiert. Vom Kirchenchor erklang die Deutsche Messe von Schubert, des Meisters, der allen lieb und vertraut war, aber leider schon in jene Gefilde eingegangen, aus welchen die Töne zu kommen schienen. Dann fuhren das blutjunge Netterl und der würdige Hofwundarzt im Hofwagen durch das Burgtor in die Schauflergasse, wo sie fortan wohnen sollten. Die Fenster lagen ebenerdig.

Nicht leicht war Netterl der Abschied von der guten Mutter und den lieben Räumen in der Strozzigasse gefallen. Nun, die goldene Spieluhr und das Kruzifix unter dem Glassturz hatte sie ja mitbekommen, und diese beiden Kostbarkeiten aus dem Elternhause sollten ihr späterhin in vielen schweren Stunden Trost und Freude bringen. Doktor Egger hatte viel zu tun. Es gab große und kleine Erzherzoginnen und Erzherzoge mit vielen Onkeln und Tanten. Jeden Tag fehlte irgend einem etwas anderes. Der Zustand Sr. Majestät des Kaisers Franz war auch nicht der beste. Die vielen Aufregungen während der Franzosenkriege hatten seine robuste Gesundheit untergraben — und kaum ein halbes Jahr nach dem Einzug Dr. Eggers in die Hofburg hauchte er seine Seele aus. Das waren aufregende Tage, die Netterl erlebte! Das Leichenbegräbnis des Kaisers, die Thronbesteigung Ferdinands, und die damit verbundenen rauschenden Feste!

Die Damen des Hofes hatten bald herausbekommen, daß die Frau Doktor wunderbar alte Brüsseler Spitzen auf neue Ballkleider applizieren konnte, und nun hatte sie alle Hände voll zu tun. Die kleinen Erzherzoge Fanz Josef und Max kamen mit ihrem Hofmeister oft zu Frau Netterl, ihrem lieblichen Gesang zu lauschen. Ihr Lieblingslied war: „Ein Schäfermädchen weidete auf einer grünen Flur . . ." Franzl und Maxi sangen oft mit, aber es klang so falsch, daß Netterl bei ihren Näharbeiten hellauf lachte. Niemals gingen die Kinder weg, ohne einen Löffel Honig geschluckt zu haben. Mitunter blieb Franz, der ältere, bei der Fliegensammlung Dr. Eggers lange bewundernd stehen. In späteren Jahren hing Max mit fanatischer Verehrung an dem hochbegabten Arzt und Fliegenforscher. Als Erwachsener bat er: „Herr Doktor, überlassen Sie mir doch Ihre Sammlung!" Doch Dr. Egger antwortete: „Hoheit, nicht einmal um 1000 Gulden ist sie mir feil."

Das Revolutionsjahr 1848 brachte eine neuerliche Kaiserkrönung. Franz Josef bestieg am 2. Dezember als Achtzehnjähriger den Thron. Er war der dritte Kaiser, bei dem Dr. Egger diente. Nun wehte ein frischer Wind am Hofe. Franz Josef war ein leidenschaftlicher Jäger, und der nun nicht mehr junge Dr. Egger mußte ihn, zusammen mit dem neuernannten Leibarzt Dr. Kerzl, auf die Jagd begleiten.

Der 24. April 1854 versetzte ganz Wien in einen Freudentaumel. Der junge Kaiser führte die bayrische Prinzessin Elisabeth, die schönste gekrönte Frau, die je gelebt hatte, zum Altar. Glückliche Tage in Ischl folgten, und auch Frau Netterl durfte oft im Kreise der Kaiserin und Hofdamen zugegen sein.

Achtung, Blinde auf der Straße!

1857 heiratete Erzherzog Max die belgische Prinzessin Charlotte und begab sich auf zwei Jahre auf sein Schloß Miramare. Dort war Dr. Egger häufig Gast und gab sich mit großem Eifer der Fliegenforschung hin. Im Park von Miramare entdeckte er auch eine neue Spezies, die von der Gelehrtenwelt Egeria, nach ihrem Entdecker, benannt wurde. 1859 wurde Dr. Eggers jüngster Sohn Ludwig, mein Vater, geboren. Erzherzog Max schenkte ihm eine französische Goldtaschenuhr mit Läutewerk.

Dr. Egger erlebte noch die Abreise Erzherzogs Max von Triest am 14. April 1864 nach Mexiko. Die Rückkehr im Trauerschiff mit Admiral Tegetthoff, im Jahre 1868, sah er nicht mehr, weil er zwei Jahre vorher seine Augen für immer schloß.

Sein Sohn Ludwig kam ins Löwenburgische Konvikt und wurde ein berühmter Hofsängerknabe. Kaiserin Elisabeth weilte oft in der Hofkapelle, wenn er seine virtuosen Solis sang.

Frau Netterl aber, meine Großmutter, erreichte ein hohes Alter. Sie erzählte uns Kindern gern Märchen und Geschichten. Wir liebten ihre politierten Biedermeiermöbel, mit dem Glanz von Bernstein und den geschwungenen Füßen. Am schönsten aber war es, wenn sie in der Dämmerstunde die alte Spieluhr aufzog, und ein Lied aus Biedermeiertagen unsere jungen Seelen bezauberte.

Kollege Johann Albrecht gestorben

Am 2. Februar 1962 starb nach kurzem, schwerem Leiden unser Kollege Johann Albrecht, Mitglied des Blindenrates der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, für alle, die ihn kannten, allzu früh im 59. Lebensjahr.

Johann Albrecht wurde am 5. September 1903 als Sohn einer Arbeiterfamilie in Wien geboren. Es zeigt sich bald, daß er ein tückisches Augenleiden, welches seine Sehkraft stark schwächte, mitbekam. Die Eltern Albrechts sowie seine Schwester umsorgten ihn liebevoll und erleichterten dadurch sein Leben wesentlich. Er trat mit sechs Jahren in die Blindenschule der Stadt Wien im XVI. Wiener Gemeindebezirk als Schüler ein und erlernte nebst der Allgemeinbildung das Bürstenbinden und Klavierspielen. Letzteres übte er dann viele Jahre als Beruf aus.

Mit zwanzig Jahren erblindete er vollständig; er kapitulierte nicht, sondern nahm den erschwerten Lebenskampf mutig auf. Er heiratete und teilte mit seiner lieben Frau Freud und Leid. Während des zweiten Weltkrieges kam unser Freund in ein Radiowerk, wo er bis Ende des Krieges als Hilfsarbeiter beschäftigt war. Dann kam die böse Zeit der Arbeitslosigkeit, die für alle Blinde besonders hart ist; es ist ja nicht allein die finanzielle Seite, sondern die Untätigkeit als solche, ist für den Nichtsehenden besonders schwer zu ertragen.

Einer der glücklichsten Tage für unseren Freund Albrecht war der, an dem er durch das Arbeitsamt eine Vermittlung in das Radiowerk Horny erhielt. Dort arbeitete er bis zu seiner Krankheit. Kollege Albrecht erwarb sich in diesem Betrieb nicht nur die Achtung seiner Vorgesetzten, auch alle seine Mitarbeiter liebten und schätzten ihn sehr. Die besonderen Merkmale am Charakter unseres jahrzehntelangen Freundes waren Treue und Zuverlässigkeit. Alle, die Kollegen Johann Albrecht kannten, werden das bestätigen.

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

DAS WUNDERKIND

Mit bewunderungswürdiger Sicherheit meisterten Rauls schlanke und dennoch kräftige Knabenhände des Blüthner-Flügels schimmernde Tasten. Das Programm für das am Abend stattfindende Konzert hatte der jugendliche Künstler bereits gründlich durchgenommen; nun war die Reihe an den täglichen Passagenübungen. Perlend reihten sich die Töne aneinander, anmutigen Elfen gleich, die sich in tändelndem Spiele gegenseitig zu haschen versuchen.

Ein Zug von Müdigkeit schattete über Rauls Antlitz, aus dem das hastende Tempo einer ruhmüberstrahlten Laufbahn den Schmelz der Kindlichkeit bereits sichtlich verwischt hatte. Niemand hätte es diesem blassen und nervösen Knaben angemerkt, daß er erst zwölf Jahre zählte.

Mit einer ungeduldigen, eine schrille Dissonanz auslösenden Bewegung endete er schließlich sein Spiel; dann warf er sich in einen der Fauteuils und ließ den Blick seiner dunkeln, schwermütigen Augen in dem Musikzimmer des vornehmen Hotels mißvergnügt umherschweifen. Oh, wie lästig und bedrükkend er doch all die steife Pracht empfand, in deren Sphäre er seit dem Beginn seiner großen Erfolge ganz unvorhergesehen hineinversetzt worden war!

Raul seufzte unwillkürlich, da seine Erinnerung nach seinem Heimatdörfchen in der Normandie zurückflog. Wieviel Stunden unbeschwerter Fröhlichkeit dankte er doch diesem lieben, meerumblauten Erdenwinkel . . . Aber diese heitere Unbekümmertheit sollte ihm nicht allzulange erhalten bleiben, denn es kam jener schicksalsentscheidende Tag, an dem seine außerordentliche pianistische Begabung entdeckt worden war. Sein Vater, ein von glühendem Ehrgeiz besessener Mann, scheute kein Opfer, um dem Jungen bei einem der hervorragendsten Pädagogen die notwendige Ausbildung angedeihen zu lassen. Es schien, als ob über den hochfliegenden Wünschen des Vaters, der fortan kein anderes Ziel kannte, als daß sein Sohn die ihm selbst versagt gebliebenen leuchtenden Gipfel des Daseins erreichen möge, ein günstiger Stern walte.

Schon das erste Konzert gestaltete sich für Raul zu einem ausgesprochenem Triumph — das begnadete Kind, dessen wundervolles Spiel auf die Zuhörer tiefen Eindruck ausübte, wurde voll stürmischer Begeisterung umjubelt.

Nach einem wiederholten Auftreten in Paris folgten Konzertreisen, die Rauls jungen Ruhm durch ganz Europa trugen. Der Vater strahlte, doch waren es nicht so sehr die bedeutenden Honorare, welche ihn so beseligten, als vielmehr die Erfüllung seiner beinahe krankhaften Sucht, die Stirn des Sohnes mit immer neuem Lorbeer geschmückt zu sehen.

Um Rauls feingeschwungenen Mund lief ein leises Zucken. Ihm, der die Musik um ihrer selbst willen liebte, war dieses unablässige Jagen nach immer neuen Erfolgen in innerster Seele zuwider. In des Knaben Gedankengänge hinein erklang plötzlich helles Kinderlachen. Raul sprang auf und lief zum Fenster. Da unten im Hotelgarten vergnügte sich eine kleine Kinderschar beim Ballspiel. Alle lachten fröhlich und übermütige Worte flogen hin und her.

Raul litt es nicht länger in dem Musikzimmer; nachdem der Erzieher glücklicherweise an diesem Nachmittag ausgegangen war, gelang es ihm, unbemerkt zu entwischen. Von einer brennenden Sehnsucht getrieben, lief er in den Garten hinab. Verwundert blickten die Kinder auf den blassen Knaben, welcher da

LIEBELEI

Ein leichter Hauch des Abends streicht
so milde durch's Gezweige,
der letzte Strahl der Sonne weicht,
der Tag geht still zur Neige.

Ich folge deinem sanften Blick
hinaus zur Glasverande,
da spann ein gütiges Geschick
der Liebe zarte Bande.

Du reichst mir schwiegend deine Hand
in heißer, sel'ger Liebe;
ach, wenn das Glück, das uns verband,
auch immer nur so bliebe.

Wie herzlich klingt das liebe Wort,
das Du, von deinen Lippen,
Gott Amor, laß uns ewig fort
von deinem Becher nippen.

FRIEDRICH MARIA WIESENBERGER

Mit großem Interesse läßt sich Herr Pfarrer Wiltschko aus St. Christophen, dem bekannten Autoweiheort, von Dir. Robert Vogel über die Bemühungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs um die Verbesserung der Lebensbedingungen der Blinden berichten. „Wir brauchen, Hochwürden, die Hilfe aller Menschen, um etwas Licht in das dunkle Dasein der Blinden bringen zu können."
Mit unserem Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach und mit unserem Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein haben wir doch sicher Einrichtungen wahrer Menschlichkeit und echter Nächstenliebe geschaffen. Photo: Pressebild-Agentur Cerny

mit scheuer Stimme fragte, ob er an ihrem Spiel teilnehmen dürfe?

Gleich einem, dem beengenden Käfig entflatternden Vogel, genoß Raul in vollen Zügen dieses Stückchen heißersehnter Freiheit. In diesem vergnügten Kreise war er bald einer der Fröhlichsten und Übermütigsten.

Als er dann mit leuchtenden Augen und freudegeröteten Wangen wieder sein Zimmer betrat, erschien ihm die verflossene Stunde als eine der köstlichsten seines Lebens. Der Vater schlief noch immer und diese erfreuliche Tatsache ließ Rauls Glück um sein märchenschönes Geheimnis nun vollkommen werden.

Mit Verwunderung nahm Doktor Michot, da er mit Raul zum Aufbruch in das Konzerthaus startete, des Sohnes ungewöhnliche Erregung wahr. Sollte der Junge etwa plötzlich von einem bisher ungekannten Lampenfieber befallen worden sein? Um Rauls Aufregung nicht zu mehren, hielt es der Vater jedoch für klüger, keine diesbezüglichen Fragen zu stellen.

Wie im Traum trat der Knabe vor das zahlreiche, erwartungsgespannte Publikum. Er ließ die ersten Akkorde aufklingen, doch seine Gedanken gehörten diesmal nicht seiner Kunst, sondern flogen unaufhaltsam zurück zu dem berückenden Erlebnis des Nachmittags. Erst die nach Beendigung des ersten Stücks einsetzende Unruhe der Zuhörerschaft, ließ ihn aus seiner Versonnenheit emporschrecken — er suchte sich zusammenzuraffen, aber soviel er sich auch bemühte, blieb seinem Spiel heute der sonst so wundersam beseelte Reiz versagt...

Ganz verwirrt und benommen schlich Raul am darauffolgenden Morgen umher. Der Vater, welcher über den gestrigen Mißerfolg außer sich geraten war, hatte bestimmt, daß der Sohn nun vorläufig auch seine Erholungsstunden zum Üben verwenden müsse, damit sich ein derart unerquickliches Vorkommnis in Hinkunft nicht etwa wiederhole.

Und Raul übte — übte, daß ihm der Kopf brummte und helle Schweißperlen seine Stirn bedeckten.

Wieder tönte das Jauchzen froher Kinderstimmen lockend zu ihm empor. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es den Knaben vom Flügel weg ans Fenster. Da stand er nun und starrte mit flackernden Augen in den Garten hinab. Ein wildes Schluchzen durchschüttelte ihn. Warum nur, warum war gerade sein Leben wie das eines Gefangenen?

Raul beugte sich weit vor, unwillkürlich die Arme ausbreitend, als wollte er die muntere Schar zu sich emporheben. Er fühlte plötzlich in furchtbarem Erschrecken, wie seine Hände haltsuchend ins Leere griffen . . .

Mit einem Ruf des Entsetzens brachen die Kinder ihr Spiel jäh ab, der Anblick des mit einem Aufschrei vom zweiten Stockwerk Abstürzenden, ließ ihre Gesichter in kreidigem Schrecken erstarren.

Eine Menge aufgeregter Menschen sammelte sich im Nu um den sterbenden Raul, auf dessen Antlitz ein Lächeln lag, als hätte sich ihm das verlorene Paradies einer unbeschwerten Kindheit nun für immer in strahlendstem Glanze erschlossen . . .

Fliegen verursachen Blindheit

Der Prozentsatz an Blinden ist in manchen Ländern erschreckend hoch. In Großbritannien zum Beispiel sind 180 von 10.000 Personen der Bevölkerung ihres Augenlichtes beraubt. In anderen Ländern liegt der Anteil höher und erreicht 400 Opfer in Nordafrika, 500 in Indien, und fast 550 in Ägypten und Teilen Westafrikas. Dies bedeutet, daß jeder zweihundertste Bewohner dieser Länder erblindet ist! Darüber hinaus leiden noch unzählige Menschen an Sehschwäche. Dennoch hätten in den tropischen Ländern Afrikas, des Mittleren Ostens und Asiens viele ihre volle Sehkraft behalten können, da ihre Sehbehinderung nicht auf ein organisches Gebrechen zurückgeht, sondern die Folge von vermeidbaren Krankheiten ist. Am häufigsten wird in diesen Gebieten die Blindheit durch Trachom und Onchocerciasis hervorgerufen.

Der Krankheitserreger des Trachoms ist ein Virus, das durch Fliegen oder persönlichen Kontakt, meist in unreinlicher Umgebung übertragen wird. Trachom existiert seit mindestens 3500 Jahren und befällt immer noch ungefähr 400 Millionen Menschen auf der Welt.

Onchocerciasis entsteht durch eine weibliche Fliegenart, die sich vor allem in Wassernähe und entlang von Flußläufen aufhält. Die männliche Fliege ernährt sich von Pflanzennektar, die weibliche hingegen vom Blut der Menschen und Tiere und überträgt auf diese Art die Krankheit. In Westafrika leiden in einem Gebiet mit 12 Millionen Einwohnern über 200.000 an Blindheit, die durch die Infektion dieser Fliege hervorgerufen wurde. In fast allen durch Trachom oder Onchocerciasis hervorgerufenen Krankheitsfällen hätte die Blindheit durch rechtzeitige medizinische Behandlung vermieden werden können.

Kinder sind besonders anfällig gegen Infektionskrankheiten. Wenn ihr Leiden jedoch in einem frühen Stadium behandelt wird, kann ihr Augenlicht erhalten werden.

Gegenwärtig hilft die UNICEF bei einer Kampagne gegen Trachom in 10 Ländern und hat Medikamente und Ausrüstungsgegenstände von über 2 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt. Mit einem Dollar können 3 im Anfangsstadium von Trachom befallene Kinder mit modernen Medikamenten geheilt werden. Für die Bekämpfung der Onchocerciasis muß allerdings noch die wirksamste Methode erforscht werden.

Das Trachom allein mit seinen 400 Millionen Opfern, das ist ein Sechstel der Weltbevölkerung, macht dem Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen viel zu schaffen. Bis Ende 1959 wurden über 7 Millionen Kinder behandelt. Mit größeren Mitteln und in Zusammenarbeit mit den betreffenden Ländern könnte jedoch mehr getan werden. Der Kampf gegen diese Krankheit erfordert mehr als nur das Auftragen einer Salbe! Reine Wohnungen und Körper, die Vernichtung der krankheitserregenden Fliegen, reichliche Wasserversorgung und sanitäre Drainageanlagen. Kürzlich sollen amerikanische Wissenschaftler auf Formosa einen Impfstoff gegen Trachom entwickelt haben, der neue Hoffnungen in der Vorbeugung dieser hartnäckigen Krankheit eröffenen dürfte.

Wissenschaftler fordern von allen, gleichgültig ob in Stadt oder Land, die Bekämpfung der Fliegen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln; denn Fliegen tragen auf ihrer Körperoberfläche sowie im Darm oft mehrere Millionen Krankheitskeime herum, die sie auf Nahrungsmittel übertragen und dadurch unter anderem Ruhr, Typhus, Cholera, Sommerdurchfall und verschiedene Krankheitserreger übertragen.

Aus der Zeitschrift „DER WOHLFAHRTSDIENST"

Mitgliederaufnahme

Der Vorstand der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs macht darauf aufmerksam, daß jeder Blinde, der noch keiner Interessenorganisation angehört, Mitglied werden kann. Für die Mitgliedschaft bei der Hilfsgemeinschaft ist nur der medizinische Nachweis der Blindheit maßgebend. Parteizugehörigkeit, Weltanschauung und Religion oder Beruf sind gleichgültig.

Blinde Kollegen, die bereits einer Blindenorganisation angehören, mögen sich im Falle ihres Übertrittes zur Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs mit dem Vorstand telephonisch (35-36-81 Serie), brieflich oder mündlich in Verbindung setzen. Der Mitgliedsbeitrag pro Jahr beträgt 20 Schilling.

KARL HANS JÜLLIG

Das Giftfläschchen

Die harten Stöckel der kleinen, ältlichen Frau Geier klapperten über den aufgebürsteten Boden ihrer beschränkten Wohnung. Türen flogen auf und zu: „Bitt' dich, Frieda, nur nicht die Küchentür offen lassen! Es ist so schrecklich ordinär, wenn die ganze Wohnung nach Braten riecht! Sag, haben Stoderers eigentlich zu deiner Hochzeit gratuliert? Es ist doch merkwürdig, ich hab' ihnen zum Todesfall voriges Jahr sofort geschrieben . . . und sie — kein Sterbenswörtchen! Man ist schon rein gar niemand mehr! Aber ich geh' auch nicht mehr hin! — Au!" Frau Geier war in der Hast mit dem Finger in die Spiritusflamme gekommen, auf welcher das Brenneisen lag.

„Bitt' dich, Mama, es ist schon gut", sagte Frieda etwas kribbelig. Sie stand in ihrem grauseidenen Hochzeitskleid im Kabinett und ließ sich von ihrer Mutter die Stirnhaare kräuseln. „Nein, nein", sagte Frau Geier eifrig, „wie sieht denn das aus? Eine Braut und wie aus dem Wasser gezogen! Setz dich! So!" Und dann in die rettungslos zum Niedersetzen Gezwungene hineinredend: „Es macht zwar gar nichts aus, wie ihr geht — um solche Ziviltrauungen kümmert sich keine Katz'!"

Die Braut war vom Brenneisen losgekommen und eilte auf den kleinen Balkon, um Ausschau zu halten. „Der kommt gar nicht", sagte die Mutter trocken und machte sich im Salon ans Tischdecken. Die Tochter kam niedergeschlagen herein.

„Da, setz dich einmal zu mir!" Sie setzten sich steif nebeneinander auf das enge, unbequeme Sofa. Die Mutter erfaßte feierlich die Hände Friedas: „Du, sag einmal, ist das überhaupt eine gültige Ehe, da auf dem Rathaus?" — „Ich bitt' dich, Mama", platzte Frieda in Tränen heraus, „der Theodor hat es dir doch schon zwanzigmal auseinandergesetzt, daß die auf dem Rathaus ebenso gültig ist wie die in irgendeiner Kirche!"

Frau Geier war auf einmal eitel Liebe. Sie mußte Tränen sehen, das brauchte sie, dann fühlte sie auf einmal, daß man sie respektierte, daß sie nicht der Niemand war, für den sie sich im innersten Herzen hielt. „Aber, ich bitt' dich, wein doch nicht, mein Kind, mein gutes Kind", sagte sie und strich ihr mit tunlichster Schonung der Frisur über die Haare. Frieda blickte auf: „Mama, wirst du die ganze Ehe hindurch immer so sein?" — „Aber . . . du bist wirklich merkwürdig! Wie bin ich denn?" fragte Frau Geier sicher.

„Hab' ich dir und deinem Theodor nicht die ganze Wohnung eingeräumt? Hab' ich mich selbst nicht wie ein Hund in das letzte Winkerl zurückgezogen?" — „Ich kann doch nichts dafür, daß wir kein Geld haben, uns eine eigene Wohnung zu nehmen!" weinte Frieda. „Jetzt wirst du wieder sagen, wer kein Geld hat, der soll eben nicht heiraten! Aber was hab' ich denn getan, daß du mir das vorwirfst? Bin ich nicht immer rastlos fleißig gewesen? Komm' ich nicht seit zehn Jahren für deine Bedürfnisse auf? Hab' ich nicht ein Recht auf ein ganz kleines bissel Glück?"

Sie hatte sich gefaßt und sprach nun ruhig und freundlich zu ihrer Mutter wie zu einem großen Kinde: „Schau, Mama, wie ich so Jahre und Jahre mit dir allein gelebt habe und es schon den Anschein hatte, daß es ewig

---

Es gibt nichts Schöneres für Frau Antonia Schagginger und keine bessere Zerstreuung als eine Vorlesung aus „Unser Schaffen"; so erfährt sie auch vom Leben ihrer Schicksalsgefährten und schöpft immer wieder neuen Mut, um ihr eigenes leidgeprüftes Leben leichter zu ertragen. Kollegin Schagginger weiß, daß sie nicht allein ist und daß sie auf ihre Hilfsgemeinschaft immer und unter allen Umständen rechnen kann.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

so mit mir bleiben wird, da hast du keinen anderen Unterhaltungsgegenstand gekannt als die Klage über dieses, mein trauriges Schicksal! Und jetzt . . .“ — „Kind“, sagte Frau Geier, ihre Tochter mild streichelnd, „sag doch einmal, hast du ihn denn wirklich lieb?“ — „Den Theodor? Mama, wie kannst du nur so fragen! Er ist doch mein alles!“

„Hm . . .“ Frau Geier setzte sich steif aufrecht, preßte die Lippen zusammen und lächelte ihr undurchsichtiges Lächeln. „Ham . . . dann will ich gar nichts mehr sagen.“ Frieda umfing ihre Mutter stürmisch: „Nicht wahr, Mutti, du wirst uns nicht unglücklich machen? Du warst ja auch einmal jung! Denk an deinen lieben Mann, denk, wie es euch gewesen wäre, wenn jemand eurem jungen Glück zugesehen und sich nicht im Innersten darüber gefreut hätte! Denk daran!“ Die Mutter tätschelte zurückhaltend und fremd-freundlich die Hand der Tochter: „Sei unbesorgt, ich werde mich ganz bescheiden abseits halten. Ihr werdet ganz glücklich sein, ganz glücklich!“ Und als ob sie einen neuen Einfall hätte: „Du, weißt du was, ich werde überhaupt in meinem Zimmer draußen bleiben . . . na ja . . . es ist ja nicht groß . . . aber . . . ich werde draußen bleiben. Ich werde euch nur das Frühstück kochen und das Nachtmahl und für euch aufdecken und euch die Wirtschaft führen und . . .“ — „Nein, Mama, du wirst immer mit uns sein! Du bist ja so gut, so gut!“ Frieda hatte ihre Mutter stürmisch umhalst.

Eine Autohupe von unten. Frieda stürzte auf den Balkon: „Theodor!“ Hastig wusch sie ihr Gesicht mit Kölnischwasser, umhalste noch einmal schnell die Mutter, nahm den Schal und war draußen. Unten wartete Theodor mit dem großen weißen Strauß, den er dem Leumund (Hausbesorgerin und Schwiegermama) zuliebe unter schweren Sorgen gekauft hatte.

Frau Geier trat vorsichtig auf den Balkon hinaus. Sie lugte hinab, sah, wie ihre Tochter mit dem fremden schwarzen Herrn einstieg. Winkte sie noch einmal herauf? Wahrhaftig! So viel hatte sie sich noch an Respekt bewahrt. Es war ja nur Respekt. Die Liebe gehörte ja jetzt dem Theodor. Frau Geier zog sich hastig zurück; die Frieda sollte nur ja nicht glauben, sie hätte auch gewinkt. O nein! Buhlen wird Frau Geier nicht um die Gunst ihres Kindes,

ABEND AM STADTRAND

Und wieder tritt ins abendliche Dunkeln
gemessner Stunden ruheloser Reigen.
Aus niedren Häusern goldne Lichter steigen.
empor ins erste helle Sternenfunkeln.
Ein junger Vogel, müd und nestgeborgen,
piepst schlummertrunken nochmals ängstlich auf,
das Käuzchen kreischt von fern die Antwort drauf.
Und irgendwo zirpt Liebesleid und Sorgen
im hohen Gras verspätet noch die Grille;
bald schweigt auch sie. — Bereit mich zu geleiten,
Nachtfalter ihre weiten Flügel spreiten,
sie flattern lautlos in die tiefe Stille.

FRIEDRICH WINKELMÜLLER

---

das sie mit Schmerzen, oh, mit welchen Schmerzen, geboren hatte! Auf ihren Armen hatte sie es gewiegt, so manche schwere, lange Nacht, mit ihrer Sorge umgeben von früh bis spät. Mit jedem Gedanken hatte sie daran gedacht wie an keines ihrer anderen Kinder, hatte es unter großen Opfern studieren lassen, bis es nun endlich in der Lage war, auf eigenen Beinen zu stehen, ja sogar den Mann zu heiraten, der sein alles war — ja, sein alles!

Frau Geier schloß alle Türen in die Küche hinaus. Die Bedienerin sollte nichts hören! Sie ging mit halb gesenkten Lidern im Zimmer auf und ab, dann hielt sie sich an einem Sessel . . . Es entrang sich ihrer Brust der lange, gellende Schrei . . . Noch einer! . . . Sie warf sich nieder, packte den kostbaren Perserteppich: „Nicht, nicht! Er ist wertvoll!“ raunte es in ihr . . . „Umso besser! Zerreiß ihn! Mag alles zugrunde gehen! Zerreiß ihn!“ Ihre Fäuste krallten sich um das kostbare Gewebe. „Undankbare“, brüllte sie und machte einen tiefen Riß in den Hausschatz. Dann stürzte sie auf einen Schubladkasten zu, riß Deckchen und Häubchen hervor. Friedas Deckchen und Häubchen . . . Das erinnerte an schöne, frühere Zeiten! Sie riß, riß, riß . . . Zerriß alles! Ha . . . das tat wohl! Sie hatte das aufgehoben als ein Unterpfand ewiger Liebe zu ihrem Kinde, diesem treulosen Wesen, das sie nun verließ! Hin zum offenen Fenster . . . Schon stemmt sie sich auf die Brüstung . . . Ja! Da hinunter! . . . Oder? . . . Sie trippelte entschlossen zum Arzneischrank, öffnete ihn: Das Fläschchen mit dem Totenkopf! Sie nahm es zitternd

Blinde Hausfrau

Ein eigenes Heim ist schön, aber wie viele Schwierigkeiten müssen die alten alleinstehenden Blinden überwinden, um sich im eigenen Heim behaupten zu können. Es ist also sehr verständlich, daß sich viele von ihnen schon nach dem Tag sehnen, an dem auch sie in der „Waldpension", dem von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs errichteten ersten österreichischen Blindenaltersheim in Hochegg bei Grimmenstein Aufnahme finden werden.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

IM WALDE

Frühe Sonne funkelt durch Föhrenzweige,
Auf dem Wege, dem nadelglatten,
Steige ich abwärts eines Hügels Neige,
Kühle umfängt mich, Duft und Schatten.

Farbige Edelsteine um mich sprühen,
Käfer und Schmetterlinge flirren;
Himmelstau verlor hier ein Stück vom Blühen,
Liedgleich tönt das Summen und Schwirren.

Farnkraut steht üppig in zartem Gefieder,
Zyklamen wuchern zwischen Glocken,
Haselnußstauden zieht es schwer hernieder
Zu der Pilze Schwellen und Locken.
Moosiger Stamm lädt mich ein zum Verweilen,
Wünsche jäh ihre Flügel spannen:
Ferner du, mit dem ich gern möchte teilen
Solchen Zaubers berückend Bannen!

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

hervor. Was wollte sie damit? Sich selbst? . . . Nein! Ihn! . . .

Ein brenzlicher Geruch aus der Küche erweckte sie. Sie eilte hinaus. Himmel! Die Bedienerin hatte alles verbrannt! Das ist ja fürchterlich. In einer Stunde sind die Gäste da! „Warum haben Sie mir denn nicht gesagt, daß Sie sich aufs Braten nicht verstehen?" Jetzt gab es alle Hände voll zu tun! Neues Fleisch holen, Saucen kosten, hastigen Ersatz der verdorbenen Speisen! Die Hausfrauenehre stand auf dem Spiele. Die harten Stöckel der kleinen Frau trippelten noch eifriger als früher auf dem wohlgebürsteten Parkett.

Da läutete es dreimal schrill und kurz. Die Glocke von unten! Richtig! Die ganze Autokette stand schon da! Sie mußten jeden Augenblick heroben sein!

„Frau Wokurka!" rief Frau Geier glückstrahlend, „sie kommen schon! Jetzt ist die Frieda eine verheiratete Frau! . . ."

„Ich gratulier'!" sagte Frau Wokurka und ergriff die Hand der Gnädigen. Diese riß sich los . . . Schon hörte sie Stimmen auf der Treppe . . . Sie wird glücklich sein! Sie wird . . . vielleicht einmal, nicht gleich . . . aber einmal Kinder haben . . . Ich werde Großmama sein . . . Sie werden an mir hinaufklettern . . . Ich werde ihnen Pralinen mitbringen . . . Von den kleinen, rosa gefüllten, beim Bäcker, zu zwei Groschen das Stück, daß sie sich nicht den Magen verderben . . . Aber der Schwiegersohn . . . Nun ja . . . Das muß eben sein! Und wenn er nicht wissen sollte, mit wem er es zu tun hat . . . Ein Blick! Oh, was vermag nicht ein Blick! Sie würde ihn mit ihrem Blick . . . vergiften! Vergiften? . . . Sie entsann sich ihrer unheimlichen Pläne von eben früher, eilte in das Kabinett, öffnete den Arzneischrank . . . Da! Das Fläschchen mit dem Totenkopf! . . . Die Stimmen kamen näher! Gleich mußten sie da sein! Sie riß die gewisse kleine Tür auf, verschwand . . . Dann rauschte der Wasserfall . . . Frau Geier trippelte heraus, hob den Deckel vom Mistkistchen . . . Ein leeres Giftfläschchen verschwand darin.

Die Kinder kamen, die angesehenen Schwiegereltern . . . Überschwengliche Umarmungen . . . Freudentränen! Der Schwiegersohn lag in Frau Geiers Armen: „Mach es glücklich, mein teuerstes Kind, mach es glücklich, du guter Theodor!"

Erholungsheim „Harmonie“

Links oben: Unsere Damen scheinen einander schon vom Vorjahr zu kennen. Da gibt es aber viel zu erzählen; ein Jahr ist lang und die drei Wochen im Blindenerholungsheim „Harmonie“ sind kurz.

Rechts oben: Die „Harmonie“ ist ein Ort für seelische und körperliche Erquickung.

Links unten: Obmann Vogel führt die holländischen Gäste durch den Garten und macht sie mit den österreichischen Schicksalsgefährten bekannt.

Rechts unten: Der Aufenthalt im Blindenerholungsheim „Harmonie“ ist für die Gäste nicht nur eine körperliche Stärkung und seelische Erquickung, sondern auch ein bezauberndes Naturerlebnis.

Photo Cerny

ABONNIEREN SIE „UNSER SCHAFFEN“!

AUS DER GESCHICHTE DES BLINDENWESENS

Die Blendung in der Geschichte der Völker

Die Blendung aus staatspolitischen Gründen geschah hauptsächlich zur Sicherung des Thrones und traf namentlich Verwandte, Gegenkönige und Verschwörer: Zedekias, der letzte König des jüdischen Volkes, empörte sich gegen Nebukadnezar, der ihn eingesetzt hatte. Nebudkadnezar nahm ihn auf der Flucht gefangen, ließ ihn blenden und in das Gefängnis nach Babylon führen.

König Harald von England (1039), ein Sohn Knuts des Großen von Dänemark, fürchtete die Erbansprüche seiner beiden Stiefbrüder Eduard und Alfred, der Söhne seiner Stiefmutter Ethelred. Er lockte Alfred zu sich und ließ ihn unterwegs überfallen. Die Diener des jungen Fürsten wurden mit unmenschlicher Grausamkeit geblendet und getötet. Alfred selbst seiner Augen beraubt und in ein Kloster gebracht, wo er bald nachher starb.

Der byzantinische Kaiser Romanus IV. Diogenes geriet 1071 bei Zahra in türkische Gefangenschaft. Während seiner Abwesenheit wurde sein Sohn Michael zum Kaiser ausgerufen. Als Romanus aus der Gefangenschaft zurückkehrte, zwang man ihn, der Krone zu entsagen und in ein Kloster zu gehen. Er ergab sich in die Notwendigkeit, und in Mönchskleidern folgte er dem Heere. Da kam aus Konstantinopel der Befehl, ihn zu blenden. Es war Johannes Ducas, der den Befehl ausgestellt hatte, da er glaubte, daß nur durch diese Maßnahme die neue Regierung sichergestellt sei. Das Verbrechen wurde mit entsetzlicher Grausamkeit ausgeführt. Man verband dem Unglücklichen nicht einmal die Wunde und schleppte ihn nach der Insel Prota.

Die byzantinische Kaiserin Irene führte als Vormünderin die Regierung für ihren Sohn Konstantin und wollte nicht zurücktreten, als dieser schon mündig geworden war. Konstantin setzte sie ab. Um sich erneut der Herrschaft zu bemächtigen, ließ Irene Nicephorus, einem Vaterbruder Konstantinus, die Augen ausstechen, vier seiner Brüder an der Zunge verstümmeln und ihren eigenen Sohn gefangen nehmen und im Jahre 797 blenden. Die Greueltat wurde in demselben Saale verübt, in dem Konstantin einst das Licht der Welt erblickt hatte.

Geblendet wurde Samson von den Philistern, und der Gelehrte Baba ben Buta auf Befehl des Königs Herodes mittels Igelstacheln. Als sich Herodes später von der loyalen Gesinnung des Gelehrten überzeugt hatte, bat er diesen um Rat, wie er die ihm angetane Grausamkeit wieder gutmachen kann. Der Blinde antwortete: „Du hast dem Volke ein Auge geblendet, indem Du seine Gelehrten getötet hast; so pflege dafür das andere Auge des Volkes, seinen religiösen Kultus." Herodes ließ daraufhin seinen berühmten Tempel ausführen.

Die Blendung Gefangener

Am häufigsten wurde die Blendung in den Christenverfolgungen, namentlich unter dem Kaiser Diokletian, angewandt. Man blendete die gefangenen Christen entweder völlig, indem man ungelöschten Kalk auf ihre Augen legte, auf den man Essig träufelte, oder, wie „Das große Martyrbuch und Kirchenhistorien" aus dem Jahre 1572 erzählt, stach ihnen das rechte Auge aus, lähmte ihnen darnach mit glühendem Eisen die linke Kniekehle und schickte sie alsdann einäugig und lahm in die Bergwerke, um da zu graben.

Der byzantinische Kaiser Basilius II. schlug 1041 ein bulgarisches Heer bei Belasitza und nahm 15.000 Bulgaren gefangen. Als diese vor ihn geführt wurden, befahl er alle zu blenden, dem hundertsten aber immer ein Auge zu lassen, damit er 99 seiner Kameraden in die Heimat zurückführen könnte. Als das geblendete Heer vor den Bulgarenkönig Samuil gebracht wurde, erlag er einem Herzschlag.

Als Akt grausamer Willkür

Der Tellgeschichte nach wurden dem alten Melchtal auf Befehl des Vogtes von Landenberg die Augen durch glühendes Eisen zerstört. Iwan der Schreckliche von Rußland beraubte einen Architekten, der in Moskau eine

schöne Kirche gebaut hatte, des Augenlichtes, damit er den Prachtbau an keiner zweiten Stelle aufführen könnte.

Menschen, die sich selbst geblendet haben

Von Mathinja Ben Cheresch aus Rom wird berichtet, er habe sich die Augen durch glühendes Eisen ausgebrannt, um den Verführungen eines reizenden Weibes zu entgehen. Rab Josef Ben Darmaskith, um seinen Blick innerhalb der sogenannten „Vier Ellen" festzubannen, schloß sich 40 Tage lang in ein dunkles Gemach ein und richtete unmittelbar darauf seine Augen auf blendend weißen Marmor, wodurch er sein ersehntes Ziel, den Verlust des Augenlichtes erreichte.

Im Mittelpunkt der griechischen Sage steht der thebanische König Oedipus. Er war ein Sprößling aus dem phönizisch-thebanischen Geschlechte des Kadmos, der Sohn des Laios und der Jokaste. Als Kind wurde er von seinem Vater wegen eines Orakelspruches in der Wildnis ausgesetzt. Später ließ ihn das Schicksal zum Vatermörder und Muttergatten werden, und er blendete sich wegen dieser Blutschande mit eigener Hand, indem er sich an der Leiche Jokastes mit der goldgetriebenen Spange die Augäpfel zerfleischte. Von seiner Tochter Antigone geführt, wanderte er bettelnd umher, bis er zu Kolonos von den Göttern dem Angesichte der Menschen entrückt und vom Hades aufgenommen wurde.

Der Blinde als Sänger und Spielmann

Die Geschichte des blinden Sängers reicht bis ins graue Altertum zurück. Der berühmteste Vertreter der blinden Barden ist Ossian, ein Sohn des kaledonischen Heldenkönigs Fingal. Er lebte um das Jahr 300 n. Chr. und erblindete, nachdem er als Sehender Hauptheld in vielen Schlachten gewesen war.

Oft hab ich gefochten,
Oft in Schlachten des Speeres gesiegt.
Aber blind, weinend und verlassen
Wandele ich jetzt mit niedrigen
Menschen.
O Fingal, mit deinem Geschlechte
der Schlacht,
Jetzt seh' ich dich nicht.

Ossian war ein wahrer Barde. Er dichtete und sang zur Harfe, nicht aus Ruhmbegierde, sondern aus voller Begeisterung für die Helden seines Stammes und die Freiheit der heimatlichen Erde mit ihren nebelumhüllten Bergen und moosüberwachsenen Hünengräbern.

Literarisch bedeutsam ist unter den fahrenden blinden Sängern der Marner, der sich in seinen Gedichten an Walther von der Vogelweide anlehnt. Er wurde wahrscheinlich erst im späteren Alter von der Blindheit betroffen, und als blinder Greis ermordet. Wir erfahren dies aus dem Nachruf des Minnesängers Meister Rumeland, in dem es heißt:

Gott hat auch dem Marmor
Das Leben lang gefristet,
Der manches Mannes Warner;
Nun hat ihn überlistet
Der mörderische Tod . . .
Wie ist mir's leid, o Gott!
Schändlicher Totschlag war noch nie
begangen
An einem kranken, blinden, armen
Manne,
Der selbst nach dem Tod schon
möcht' verlangen.

Ein Freund wurde begraben

Unter großer Beteiligung vieler Freunde wurde Prof. Dr. Hans Nüchtern am 15. I. d. J. zur letzten Ruhestätte geleitet. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und die Monatsschrift „Unser Schaffen" betrauern den Verlust eines lieben Freundes und wertvollen Helfers.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

Blinde: Gelehrte, Dichter, Tonkünstler

Huldreich Schönberger, 1601—1649, zu Weyda in der Oberpfalz geboren, erblindete im dritten Lebensjahre. Sein Vater schickte ihn in die Ortsschule, um den über den Zustand traurig gestimmten Knaben durch den Umgang mit sehenden Schülern aufzuheitern. Nach dem Besuch des Gymnasiums zu Sulzbach bezog er die Universität zu Leipzig und erwarb daselbst die Magisterwürde. Nachdem er in Kopenhagen Hauslehrer gewesen war, ging er nach Königsberg und hielt Vorlesungen über die Philosophie. Hier disputierte er auch über die Entstehung der Farben und opponierte einem Professor in einer Disputation über den Regenbogen. Schönberger verstand viele Sprachen, namentlich orientalische. Er schrieb diese auch, nachdem er deren Schriftzeichen aus Draht betastet hatte. Die schwersten Aufgaben rechnete er mit Hilfe der Kerbhölzer. Sein Grab in der Kathedrale zu Regensburg trägt die Inschrift: „Hier ruht Schönberger, der, obwohl der Augen beraubt, als Gelehrter tausend Augen in seiner Brust trug."

Henry Noyes (1750—1807) aus Kikaldy, verlor sein Sehvermögen in frühester Jugend. Er studierte Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften, erwarb den Doktorgrad und wurde Lehrer der Chemie und Physik zu Pittenween in Schottland. Über diese Wissenschaften hielt er öffentliche Vorlesungen. Er machte Entdeckungen, namentlich auf dem Gebiete der Elektrizität.

Aurelius Brandolini, geboren in Florenz, war berühmt als Dichter, Improvisator und Redner. Von seinen Zeitgenossen wird er als „Tiefäugiger" bezeichnet. Matthias Corvinus berief ihn als Lehrer der Redekunst an die von ihm gegründete Universität zu Ofen. Nach dem Tode des Königs kehrte der Blinde nach Florenz zurück. Er starb 1497 zu Rom an der Pest. Von seinen vielen Schriften, von denen sich die über die „Schreibart" am längsten erhalten hat, befinden sich Manuskripte in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand.

Gottlieb Konrad Pfeffel (1735) zu Kolmar geboren, war von früher Jugend an augenleidend und erblindete im Alter von 21 Jahren völlig. Trotz der Blindheit leitete er ein Institut das er zum Wohle der protestantischen Jugend des Elsaß, die sich dem Soldatenstande widmen wollte, errichtet hatte. Nach der Revolution übertrug ihm Napoleon den Ehrenposten eines Präsidenten der Unterrichtsverwaltung im Departement des Oberrheins und stellte ihn an die Spitze des protestantischen Konsistoriums. In einer poetischen Erzählung schildert er die Erblindungsgeschichte der Maria Theresia von Paradis.

Antonio de Cabezon (1510—1566) war Organist und Klavierspieler bei der Hauskapelle des Königs Philipp II. von Spanien. Der Fürst schätzte den blinden Künstler derart, daß er ihn, um sein Spiel bei der täglichen Messe nicht entbehren zu müssen, mit auf Reisen nahm. Ein Zeitgenosse zollt ihm das größte Lob. Die Kompositionen des Blinden wurden von seinem Sohne, der ebenfalls königlicher Kammermusiker war, veröffentlicht.

Louis Braille

Louis Braille wurde 1809 zu Coupvrai, Department Seine et Marne, geboren. Seine Mutter, die ihn überlebte, liebte ihn zärtlich. Sein Vater war ein ehrsamer Riemer, bekannt durch seine Redlichkeit, war hoch geachtet und geschätzt.

Im Alter von 3 Jahren, als Louis wieder einmal — wie so oft — die Arbeit seines Vaters nachahmte, verletzte er sein Auge mit einer Ahle. Infolge dieser Verletzung verlor er vollständig das Augenlicht, und niemand ahnte, daß gerade der Verlust des Augenlichtes später der Grund seiner Berühmtheit werden würde.

Ganz jung noch in die Dorfschule geschickt, machte er sich dort schon durch Sanftmut und Aufgewecktheit bemerkbar. Im Jahre 1819 siedelte er in das National-Institut für Blinde von Paris über, und auch dort fiel er wieder durch seine Vornehmheit auf, die gut zu seinen feinen Zügen und dem geistvollen Ausdruck seines Gesichtes stand.

SPÄTLESE

Selbst deine Mängel,
solange du brennst,
liebt noch ein Engel,
den du nicht kennst;
gibt dir das Geleite,
zu Häupten, zur Seite;
bleibt dein Freund, und dein bester.
Nur den Lauen verläßt er.

FRIEDRICH SACHER

Hier im Institut widmete er sich mit Hingabe dem Studium, den kleinen Arbeiten in der Werkstätte, der Musik, und zeigte vor allem außergewöhnliche Anlagen für die Wissenschaften. Sehr oft wurden ihm Preise für seine außergewöhnlichen Leistungen verliehen. Dann aber wandte er sich der Vervollkommnung der Blindenschrift (damals Barbier's Nachtschrift) zu.

Im Jahre 1825 war sein großes Lebenswerk, die bedeutungsvolle Erfindung der Brailleschrift, vollendet, und er schenkte der Welt und vor allem seinen Leidensgenossen damit ein wundersames Licht. Im Alter von 45 Jahren schon trat der Tod an ihn heran, und er starb 1852, nach schwerem Lebenskampfe und bitterem Leid, von Frankreich geehrt durch die Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion. 1952 wurde seine sterbliche Hülle ins Pantheon übergeführt.

Die Blindenbruderschaften

Die bedeutendste Blindenbruderschaft des Mittelalters bestand in Paris unter dem Namen „Congrégation et Maison des trois cents". Das Hospital der Kongregation, die „Quinze-Vingts", wurde 1254 von Ludwig dem Heiligen erbaut. Die Sage erzählt, daß es ursprünglich für 300 Kreuzritter bestimmt war, die der türkische Sultan blenden ließ, und zwar in 15 Tagen, an jedem Tage 20, weil ihm das Lösegeld für König Ludwig IX., der auf seinem ersten Kreuzzuge in die Gefangenschaft der Sarazenen geriet, nicht rechtzeitig eingehändigt wurde. Da der Begleiter und Chronist Ludwigs IX., Joinville, nichts darüber berichtet, sondern nur sagt daß der Humanitätsbau für die Blinden der Stadt Paris errichtet war, ist wahrscheinlich, daß König Ludwig durch die Verheerungen, die die ägyptische Augenentzündung unter den Kreuzfahrern angerichtet hatte, auf die Blinden der Heimat aufmerksam geworden war und sowohl jenen zum ehrenden Andenken als diesen zum Zeichen seiner Teilnahme an ihrem Unglück das Werk stiftete. Die „Quinze-Vingts" war, wie der Name sagt, für 300 Blinde bestimmt, eine Zahl, die nicht verringert und nicht überschritten werden sollte. Die Insassen bildeten eine weltliche Kongregation und nannten sich Brüder und Schwestern. Jeder Blinde brachte mit, was er besaß, und wenn er starb, gehörte sein Nachlaß dem Heim. Bei der Aufnahme mußte er versprechen, sich den Statuten des Hauses zu unterwerfen, insbesondere die Geheimnisse der Anstalt hüten, täglich bestimmte Gebete zu verrichten, die hl. Messe zu hören und den Vorgesetzten gehorsam sein. Als Ordenskleid trugen Männer und Frauen ein langes, blaues Gewand mit einer Lilie auf der Brust. Die Mitglieder der Kongregation konnten sich verheiraten und durften ihre Kinder bis zu einem bestimmten Alter bei sich wohnen lassen. Die Leitung des Hauses lag in den Händen eines „Meisters", der, wie der die Seelsorge ausübende Geistliche, vom König bestimmt wurde. Ihm zur Seite standen ein „ministre", der hauptsächlich die Ökonomie besorgte, und fünf „Geschworene". Wichtige Fragen entschied das „Kapitel" oder die Vollversammlung der Asylinsassen.

Die Verwaltung und Statuten der Kongregation erfuhren im Laufe der Zeit mancherlei

Gesang und Blindheit

Auf dem Klavier von seinem Kollegen Anton Bauer ausgezeichnet begleitet, singt Kollege Karl Vojir für seine blinden Freunde.

Photo Cerny

Der Speisesaal im Blindenaltersheim „Waldpension" ist sehr einladend.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

Veränderungen, wobei die Blinden viel von ihren ursprünglichen Rechten einbüßten und Sehende immer mehr Einfluß gewannen.

Die französischen Könige statteten die Quinze-Vingts mit wichtigen Privilegien, mit Steuerfreiheit und Asylrecht aus. Die Päpste, unter ihnen zuerst Clemens IV., empfahlen die Gründung der besonderen Aufmerksamkeit der Christenheit und verliehen der Anstaltskirche weitgehende Ablaßrechte. Durch das Ansehen des Gründers und das Einstehen der Päpste gelangte die Kirche der Blindenkongregation zu hohem Ansehen. Der König besuchte sie jedes Jahr und die vornehme Welt folgte seinem Beispiel. Die berühmtesten Kanzelredner predigten zuweilen dort, um die reichen Leute zwecks Spendung von Almosen anzuziehen. Wohlhabende Bürger von Paris erwarben sich auf dem Kirchhofe der Quinze-Vingts ihre Grabstätte. Für Fundationen verpflichteten sich die Blinden zum Gebete für die Seelen der Wohltäter. Da sich die Privilegien der Anstalt auch auf die Sehenden erstreckten, die auf dem Gebiete der Quinze-Vingts wohnten, wurden fortwährend Neubauten errichtet, die gut vermietet werden konnten. Durch diese Umstände sowie durch reiche Vermächtnisse und die Erträge der Sammlungen, die sich planmäßig über das ganze Land erstreckten, vermehrte sich das Vermögen der blinden Brüder und Schwestern beträchtlich. Rohan, der Großalmosenier Ludwigs XVI., brachte die Blinden um ihr Erbe und Eigentum. Er wußte den König zum Verkauf der Anstalt zu bestimmen, weil er in Aussicht stellte durch den Erlös einer weit größeren Anzahl von Blinden Unterstützungen zukommen lassen zu können, als die Quinze-Vingts aufnehmen konnte. In Wirklichkeit trat er als versteckter Mitkäufer auf und bezahlte von dem Verdienst seine Riesensummen von Schulden. Die Blinden mußten ihr ausgedehntes Heim mit einer kleinen Kaserne vertauschen. Später erstattete ihnen der Staat den Verlust zum Teil, und so besteht die Quinze Vingts, freilich unter veränderten Verhältnissen und der modernen Zeit angepaßt, noch heute in Paris.

In Italien gründeten Blinde 1377 zu Padua die Kongregation „Santa Maria dei ciechi". Sie vereinigten sich unter einem Meister mit dem Ziel, verschiedene Werke der Frömmigkeit zu üben, keine Gotteslästerungen auszusprechen und bei ihren Sammlungen gewisse Regeln einzuhalten. Ein Teil ihres Vereinsvermögens wurde zur Unterstützung der Kranken und zur Ausstattung ihrer Töchter verwendet.

Im Jahre 1661 schlossen sich die Blinden von Palermo zu einer Kongregation zusammen. Mitleidige Bürger dieser Stadt sicherten ihr eine jährliche Unterstützung zu, und der Jesuitengeneral Tirso Gonzales bewilligte 1690 als Ort der Zusammenkunft die Vorhalle des Profeßhauses.

Die Blinden-Bruderschaft zu Palermo pflegte hauptsächlich die Musik und entwickelte sich zu einer förmlichen Akademie. Die italienischen Ästhetiker Vigo bzw. Gregorovius schildern sie in der Betrachtung sizilianischer Volkslieder wie folgt: „Die Kongregation besteht aus 30 Mitgliedern, alle Musiker und Sänger. Einige sind Erfinder von neuen Reimen, andere Rhapsoden, welche jene singen und verbreiten. Sie verpflichten sich, nicht in schlechten Häusern zu singen, noch auf den Straßen profane Poesien vorzutragen, jeden Tag den Rosenkranz zu zetieren, jedes Jahr am 2. November 10 Gran für die Totenfeier der verstorbenen Blinden zu bezahlen und 1 Tari für das Fest der Immakulata, am 8. Dezember.

Außerdem regieren sie sich durch ihre Beamten, einen Superior, zwei Conjunkten, sechs Consulatoren. Stolz auf ihre Gesellschaft, rühmen sie sich, Genossen der Kongregation der Maria Magdalena in Rom zu sein, und ihr geheimnisvoller Kasten verschließt den gnadenreichen Erlaß des Erz-

bischofs Mormile, der jedem, der einen Blinden eine geistige Poesie rezitieren läßt, eine Indulgenz von 40 Tagen gewährt. Jeder Zunftgenosse war ehedem gehalten, der Kongregation am 8. Dezember eine neue Poesie zum Lob der Madonna vorzutragen, aber dieser Gebrauch ist schon erloschen. Wenn nun die Zusammenkunft stattfindet, so ist es rührend, diese Armen, wie ebensoviel blinde Homere im Kreis umhersitzen zu sehen, in sonderbaren Haltungen, voll glühenden Eifers, einer nach dem anderen den allgemeinen Beifall streitig zu machen und einer nach dem anderen seine neue Poesie und Musik vorzutragen, während die Kinder, ihre Führer, auf eine Weile von den Mühen ihres Dienstes befreit, alle zusammen auf der Erde kauern und sich kindlichem Spiel überlassen."

DR. E. PRANTL

ZWEI MENSCHEN

Eisiger Wind weht durch die Dorfgasse. Um die Ecke biegt ein Mann. Die Kappe hat er ins Gesicht gezogen, sein dünner Rock schützt ihn nicht gegen die Kälte. Er ist groß ktäftig, hat ein derbes Knabengesicht, aber der Bart, der ihm ungepflegt auf Kinn und Lippen wächst, gibt ihm ein fast wildes Aussehen. Er geht auf ein einzelstehendes Haus zu und klopft an. Hinter dem Fenster erscheint das Gesicht einer Frau, das schnell wieder verschwindet. Er geht zum nächsten Haus, da ruft eine Stimme: „Schau, daß du weiterkommst, sonst hetz ich den Hund auf dich!" Schon hört man ein Bellen. Da geht er fort und unter den buschigen Augenbrauen zuckt es böse.

In jedem Haus brennt ein Licht, hier heraußen ist es finster. Der Mann geht bis zum letzten Haus des Dorfes. Soll er es hier noch einmal versuchen? Er will zur Tür, aber nein! Erst schleicht er sich ans Fenster, preßt sein Gesicht an die Scheiben und schaut in die Stube: eine Frau und zwei Kinder sitzen um den Tisch, auf dem ein Baum steht mit ein paar brennenden Kerzen. Da erinnert sich der Mann, daß Weihnachtsabend ist.

Der Sturm peitscht ihm den Schnee ins Gesicht. Er klopft an die Scheibe. Drin erschrickt die Frau — er sieht es deutlich — dann kommt sie zum Fenster. Aber als sie ihn sieht, geht sie eilig zurück in die Stube, zieht die beiden Kinder an sich und löscht die Kerzen aus. Nun ist es dunkel — drinnen und draußen.

Der Mann geht hinaus auf die Landstraße und weg vom Dorf, wo ihm niemand öffnen will. Wo soll er hin? Im Straßengraben kann er nicht schlafen bei diesem Wetter. Er ist jung, gesund, er kann keine Arbeit finden. Vor ein paar Monaten haben sie ihn entlassen aus dem Gefängnis. Eingesperrt war er, weil er gestohlen hatte — aus Hunger — nun haben sie ihn freigelassen, daß er wieder hungern kann. In seinem Heimatdorf, wohin er abgeschoben wurde, will niemand den ehemaligen Zuchthäusler nehmen. So ist er weitergewandert. Ganz verwahrlost ist er, hat kein Hemd, nur mehr Fetzen am Körper. Herabgekommen an Leib und Seele. Ja, auch an der Seele. Betteln? Auch das hatte er versucht — dem kräftigen jungen Mann hat niemand ein Almosen gegeben. An einem Ort hat er sich als Knecht verdingt, ist wieder entlassen worden, weil der Bauer sein Vieh hat verkaufen müssen. Seit langem schon lebt er von dem, was er auf den Äckern findet — die sind jetzt dicht verschneit — oder von den Abfällen irgendwo auf der Straße. Auf den Bänken der öffentlichen Anlagen hat er geschlafen, bis ihn der Gendarm weggejagt hat.

Jetzt ist der Winter gekommen, früher als man gedacht. Seinen warmen Rock hat er versetzt, er kann ihn nicht mehr einlösen. Und jetzt hat er gesehen, wie sich die Leute gar vor ihm fürchten. Hat wohl seinen Grund. Und plötzlich wallt es auf in ihm, etwas Fürchterliches, das schreit, brennt, ihm heiß vor den Augen flammt, wie mit Krallen an seiner Seele reißt. Recht haben sie, ja! Fürchtet er sich doch vor sich selber!

Soll er wieder stehlen, rauben? Der Hunger rät zu bösen Taten. Wie er so weitergeht in den verschneiten Winterabend, taucht ein Bild vor ihm auf, das er schon öfter gesehen, einmal als kleiner Bub, dann im Gefängnis: eine Ebene, weit, endlos, und etwas spricht in ihm: „Schlafen, endlich wieder einmal ruhig

MORGEN IM WALDE

Schon ist das Nachtgetier zur Ruh' gegangen,
Da über ferne Höh'n die Sonne kam
Und leis' mit ihrer hellen Hand die dunklen
Schleier der Nacht von unsern Landen nahm.

Nicht lange es währt und es hängen sacht
Die ersten Lichter schimmernd in den Zweigen;
Schon ist der ganze Wald so froh erwacht
Und wie verweht der grauen Dämm'rung Schweigen.

Hoch droben in den Wipfeln warnt der Häher,
Hell von der Taube spöttisch drob verlacht,
Indes ein Eichhorn, schmuck im roten Röcklein,
Vor mir possierlich seine Männchen macht.

Ein andres sieht mich, flieht mit raschen Sprüngen
Just als es Futter bringt ins Winterhaus;
Ein roter Rehbock zieht mit seiner Ricke
Auf Äsung in den Wiesengrund hinaus.

Noch einmal blickt mein Auge in die Runde —
Dann geht es heim mit froh-beschwingtem Schritt
Denn in des Alltags Mühen, in sein Sorgen,
Nehm' ich die Freude dieser Stunde mit.

ADELE ZAUNEGGER

schlafen und nicht wieder aufschrecken und weiterwandern müssen, immer weiter . . . Er ist plötzlich unsäglich müde. Der Wind hat nachgelassen, es fängt an zu schneien. Wohin führt der Weg? Er fragt sich nicht. Jetzt kommt der Wald. Einschlafen, erfrieren, ja, das ist das Gescheiteste.

* * *

Um dieselbe Zeit sitzt der Gutsherr des Dorfes in seinem Arbeitszimmer vor dem Schreibtisch. Die Leute im Haus sind schlafen gegangen, er hat sie alle weggeschickt, will allein sein. Einen dicken Pack Briefe hat er verbrannt, Photographien, die ihm einst teuer gewesen: Bilder der Frau, die er geliebt und die ihn verlassen hatte, Briefe von Freunden. Er sieht sich um: alles ist fremd geworden, wie feindlich. Dunkel ist es im Zimmer, nur ein fahler Schein vom Kamin ist sichtbar.

Der Herr öffnet die Lade seines Schreibtisches, dort liegt ein Revolver, scharf geladen. Da fällt sein Blick auf die alte Jagdflinte. „Das ist besser", sagt er sich. Die Brieftasche, die auf dem Tisch liegt, steckt er zu sich: Dem Letzten, dem er begegnet, will er sie schenken. Den Hund, der ihn sonst stets begleitet, läßt er daheim. Heute geht er allein. Still schließt er die Türe des Arbeitszimmers, geht durch den langen Gang, die Treppe hinunter, hinaus in den verschneiten Garten und durch die Pforte in der Mauer. Die führt direkt in den Wald. Es schneit in dichten Flocken. Graue Wolken ziehen am Himmel.

Der Bursche stapft dahin in seinen zerrissenen Schuhen. Er kennt die Wege nicht — wozu auch? Er will ja gar nimmer herausfinden . . . Der Gutsherr geht tiefer hinein in den Wald. Kein Laut, nur hie und da das Knacken eines Astes, der zu schwer ist von der Last des Schnees und zur Erde fällt. Auch seine eigenen Schritte sind unhörbar. Kein Vogel, kein Reh. Es ist, als weiche alles dem Manne aus, der seine Flinte bei sich trägt. Aber er denkt nicht an Wild. Lange geht er — da hört er ein Geräusch und wendet den Kopf — er gewahrt den Burschen, und der ihn. Aber sie gehen in verschiedener Richtung weiter, und keiner weiß, daß ihn der andere gesehen hat.

Dreimal treffen sich die beiden. Der Bursche denkt: Was tut der hier? Wie ein Jäger sieht er nicht aus, trotz seiner Flinte. Der Gutsherr schaut kaum auf. Als er den Burschen zum dritten Mal sieht, kommt ihm der Gedanke: diesem armen Teufel könnte er sein Geld schenken. „Da", sagt er, „da hast du". Der Bursche sieht die Brieftasche. „Geld? Geld?" wiederholt er, als begreife er nicht. „Das kannst du behalten." Aber der flüchtige Glanz in den Augen des Burschen ist ebenso schnell erloschen, wie er gekommen. „Jetzt", seine Hände sinken herab, „jetzt ist's zu spät."

Der Herr sieht ihn an und — versteht. „Du auch?" sagt er leise. „Sie auch?" antwortet ebenso der andere. Nichts weiter zwischen den beiden. Ein jäher Windstoß fährt durch die Zweige, daß sie sich schütteln und ein paar Schneeklumpen herabfallen auf die Männer, die wie Schatten einander gegenüberstehen. Fast tonlos kommen die Worte des Herrn: „Dem Letzten, den ich treffe, soll das gehören." — „Hätten Sie mir's früher gegeben, ja, dann . . ." kommt es ruckweise zurück. Auch diese Stimme hat keinen Klang.

„Wer bist du?" fragt der Herr. „Gejagt, gehetzt haben sie mich, bis i nimmer weiter kann, nimmer weiter mag." — „Wer bist du?" wiederholt der Herr die Frage. Aber der Bursche hört ihn nicht und fährt fort: „Hunger war's, warum i g'stohln hab, Hunger hab i g'habt mei Leben lang. Und jetzt, wo i

wieder heraußen bin, jetzt nimmt mi niemand.“ Dann sieht er sich um im nächtlich verschneiten Wald. „Is eh all's eins“, und er schüttelt den Kopf: „Nein, b'halten's nur Ihr Geld.“ Seltsam überkommt es den Herrn, der die Brieftasche noch immer in der Hand hält: Lebensmüdigkeit aus Hunger, aus Not?

„Und Ihr?“ fragt nun der Jüngere. „Wann man Geld hat, arbeiten kann . . .“ Der Wind hat aufgehört. Man hört keinen Laut, nur das schwere Atmen der beiden Männer. „Arbeiten?“ wiederholt der Herr — gequält klingen die kurzen Worte — „für wen?“ — „Für wen?“ Verständnislos wiederholt es der andere. Dann eine Pause. „Na, halt a so“, sagt er schließlich, „weil ma auf der Welt is.“ Aber dann stockt er. Er schaut den Herrn von der Seite an. Dann gehen sie ein paar Schritte nebeneinander. Und auf einmal fängt der Herr zu reden an — und er, der zu niemandem von seinem Leid gesprochen, beginnt nun zu erzählen, in dem nächtlichen Wald, dem fremden Burschen, der müde ist wie er, ein verzweifelter Mensch wie er, der den Tod sucht, wie er. Mühsam, in abgehackten Sätzen, erzählt er ihm von seinem Leben, und der andere, dessen Dasein so ganz anders verlaufen ist, versteht. „Ich habe alles verloren“, sagt der Herr schließlich. „Ich“,sagt der andere, „i hab' nie wen g'habt.“

Dann gehen sie weiter. Keiner weiß den Weg. Da fragt der Bursche: „Wo gehen Sie hin?“ — „Ist mir gleich.“ Und nach einer kurzen Pause: „Aber du?“ Da lacht der Bursche: „Is mir auch gleich. Glauben Sie, i geh' da so spazieren, weil heut — heut . . . Weihnacht ist?“ Wieder lacht er. „I hätt' eh' nit dran denkt, wenn i nit durchs Dorf gangen wär und die Christbäum g'sehn hätt'.“

Der Herr schweigt. Vergessen ist der Mann neben ihm, verschwunden der Wald und die Schneenacht. Und Bilder steigen auf, längst vergangen. Jäh greift er nach der Flinte. Da fühlt er sich von hinten gepackt, und die Flinte wird ihm entrissen. Es ertönt ein Schuß und noch einer. „Kerl, was unterstehst du dich?“ Dicht stehen sie nebeneinander. Her mit der Flinte!“ — „Nein!“ Und sie ringen miteinander.

Die Brieftasche mit dem vielen Geld ist zu Boden gefallen, keiner bückt sich danach. Von neuem geht das Gewehr los — noch ein paar Schüsse stecken in ihm. Ein Schuß

Bildung und Blindheit

Eine sehr schöne Zerstreuung ist für unseren Kollegen Leo Klein das Lesen wertvoller Bücher in Brailleschrift. Photo Cerny

trifft den Burschen im Arm. Er läßt die Flinte los: „So“, sagt er, „jetzt stecken keine Schüss' mehr drin.“

Etwas wie dunkle Flecken sieht man im Schnee. Es ist finster, man unterscheidet keine Farben.

Da sagt der Gutsherr und seine Stimme klingt fremd: „Warum hast du das getan?“ Der Bursche erwidert, und es ist fast wie die Stimme eines Kindes: „ Der Herr soll nit . . . soll nit . . .“ Und da ist es, als ob eine Hand dem Manne ans Herz griffe — weh tut es, daß er aufschreien möchte, und tut doch wohl zugleich. Er schaut auf den kräftigen, baumlangen Menschen, und der wieder schaut auf den Herrn: so schwach und vornehm, fast wie ein Weib, denkt er. Da spürt er einen stechenden Schmerz im Arm und gleichzeitig zittert er vor Kälte und Nässe. „Da!“ schon hat der Herr seinen Pelzrock ausgezogen und

reicht die Wollweste, die er darunter trägt, dem Burschen. Der zieht sie an. „Das is gut", murmelt er. Dann sagt er laut und schnell: „Aber jetzt schauen wir, daß wir herauskommen aus dem Wald." — „Wir?" — „Ja, wir", wiederholt er. Und im veränderten Ton: „Um Sie wär's doch schad!" Und der andere denkt: „Und erst um dich." — „Kommen sie", sagt nun der Bursche, „ich find' mich schon zurecht. „Ich bin Jäger", sagt der Gutsherr, „ich kenne viele Wege."

Keiner weiß die Richtung, aber jeder sagt: „Ja." Und nun beginnen sie zu suchen, die ganze lange Nacht hindurch. Keiner ist mehr allein. Es ist, als wäre jedem ein Schicksal anvertraut worden.

Es hat aufgehört zu schneien. Da teilen sich die Wolken vor ihnen und ein paar Sterne flimmeren durch die Zweige. Beide strengen die Augen an, daß sie schmerzen, aber was sie sehen, sind nur eine dichte Schneedecke, Baumriesen und Gestrüpp. Und sie gehen weiter, in der einsamen Winternacht. Klar denken können beide schon lange nicht mehr. Nur eine dumpfe Empfindung treibt sie vorwärts.

Aber der Herr wird immer schwächer. „Ich kann nicht mehr . . ." — „Das gibt's nit, wir müssen suchen." — „Die Nacht ist noch lang, wenn wir uns hier niedersetzen, sind wir verloren."

Wir finden nicht mehr heraus, denkt der Herr. Aber noch etwas klingt in ihm: Wenn ich's noch einmal versuchen könnte: Und es ist wie ein Gesang: noch-einmal-versuchen . . .

Nur ganz langsam kommen sie weiter. Der Bursche stützt den Herrn . . . und je schwächer dieser wird, desto mehr scheinen seine Kräfte zu wachsen.

Der andere murmelt: „Laß mich hier!" — „Unsinn!" Keine Antwort erfolgt, der Herr ist ohnmächtig geworden. Der Bursche hebt ihn auf seine Schultern und trägt ihn — wohin weiß er nicht, aber es treibt ihn vorwärts. Ein paar Mal stürzt er, aber immer wieder rafft er sich auf. Und wie ein Gelübde ist es in der Seele des einfachen Menschen: wenn wir herausfinden, und wenn der Herr nicht stirbt, ich will nie wieder feig werden, nie wieder schlecht. Und während er ihn trägt, seinen Bruder auf dem letzten Gang, spürt er es wie Liebe.

Hie und da rastet er für kurze Zeit. Dann reibt er seine Hände und das starre Gesicht des Ohnmächtigen.

Und endlich kommt der Morgen. Er hört Stimmen und sieht Lichter. Man hatte den Herrn vermißt und Boten ausgeschickt, ihn zu suchen. Der Bursche ist vor Erschöpfung wie leblos zu Boden gesunken. Beide werden ins Gutshaus gebracht.

Am Weihnachtstag erwacht der Herr. Klar steht das Erlebnis der Nacht vor ihm. Er fragt nach dem Burschen. Der schliefe in der Nebenkammer. Da steht er auf und geht zu ihm. Fest schläft er. Seine Hand ist verbunden. Dort ist der Schuß eingedrungen, der den Jungen getroffen, statt ihn. Und wie sich der Mann über den Schlafenden beugt, tut er dasselbe Gelübde, das der andere während der Nacht getan: Nie wieder will ich verzagen. Hier ist einer, der ein Anrecht hat auf mein Leben. Ihm will ich aufwärts helfen.

Und als der Bursche erwacht, spürt er, unklar, aber voll Wärme, dasselbe. In der Weihnachtsnacht hat jeder einen Freund gewonnen. „Wir bleiben beisammen", sagt der Gutsherr. „Ja", sagt der andere, „ja."

Woher stammen die Redewendungen?

„Die Wände haben Ohren" stammt aus der Zeit der Batholomäusnacht. Katharina von Medici ließ damals unsichtbare Horchkanäle in die Wände des Louvre bauen, damit sie aus verschiedenen Zimmern hören konnte, was man über sie sprach. Mehreren Mordplänen soll sie damals zuvorgekommen sein.

„Unter der Kanone": Der Ursprung dieser Redensart liegt in einer sächsischen Stadt. Dort war ein Oberlehrer mit den Leistungen seiner Schüler gar nicht zufrieden. Er schrieb an den Schulrat: „. . . meine Zensurstaffel ist ein canon zu fünf Zensuren, leider liegen die Arbeiten der meisten Schüler sub omni canone . . ." Damit es jeder verstand, prägte er den Satz: „Unter aller Kanone".

ING. RUDOLF SCHOLZ

HEINZ APPENZELLER

Die Invaliden in der Schweiz

Der Sozialprozeß der Infirmenintegration ist heute im Bereich der fortgeschrittenen, zivilisierten Welt allenthalben in Gang gekommen. Er vollzieht sich jedoch in den verschiedenen Volksgemeinschaften in mehr oder weniger forciertem, stürmischem Tempo. Auch die Form seiner Verwirklichung trägt in jedem Lande ein anderes, besonderes Gesicht. Die angewandten Methoden sind sehr unterschiedlich. In der Folge sei der Versuch einer Charakterisierung der Infirmenintegration in der Schweiz sowie einer Strukturanalyse und Standortbestimmung der allgemeinen Sozialverhältnisse unseres Landes unternommen:

Mit der Annahme und Durchführung der schweizerischen Invalidenversicherung, kurz I. V. genannt, hat die Infirmenintegration bei uns einen ersten, gesetzgeberischen Abschluß erreicht. Mit diesem sozialgesetzgeberischen Werk hat die erste Phase der Infirmenintegration einen formalen Abschluß gefunden. Sie wird gekennzeichnet durch die Begriffe der medizinischen, der schulungs- und ausbildungsmäßigen Rehabilitation sowie der beruflichen und gesellschaftlichen Eingliederung. Mit der jetzigen, vorläufigen Form der I. V. ist aber auch gleichzeitig ein Anfang für ihre Weiterentwicklung und Ausgestaltung gesetzt: Die anhebende zweite Phase der Infirmenintegration wird sich an den Grundgedanken und Richtlinien des Behinderungsausgleichs sowie an dem Begriff der Konkurrenzfähigkeit orientieren müssen.

Gar viele in unserem Volke haben auch heute noch nicht erfaßt, daß es bei der modernen Sozialgesetzgebung, bei der A. H. V. (Alters- und Hinterbliebenenversicherung) und I.V., zumindest nicht in erster Linie um die Behebung von Bedürftigkeit, um Unterstützung, Fürsorge und Betreuung, sondern im Grunde um eine Umwandlung der Gesellschaftsstruktur, um eine eigentliche Gesellschaftsreform geht. Unsere I. V. darf nicht auf halbem Wege haltmachen und steckenbleiben, wenn auch wir den Anschluß an die sozial fortschrittlichsten unter den Kulturnationen zu finden gedenken, wenn wir uns in Zukunft mit ihnen messen wollen. Was sich bei der A. H. V. als gangbar und zweckmäßig erwiesen: die stufenweise Emporführung des Gesetzes, dürfte sich gemäß allgemeiner Erwartung auch bei der I. V. als empfehlenswert und möglich herausstellen. Solange der erstmalig den Infirmen eingeräumte, öffentlich-rechtliche Anspruch in der Praxis oftmals überschattet wird vom Geiste und den Merkmalen der Betreuungsfürsorge, solange ist die gewährte Hilfe eine Hilfe von oben herab, eine die Würde der Persönlichkeit des Infirmen herabsetzende Hilfeleistung, eine Hilfeleistung, der noch der Geruch des Almosens anhaftet. Solange sich die Allgemeinheit nicht herbeiläßt, dem Behinderten aus dem Gedanken des Behinderungsausgleichs heraus eine von Vermögen und Einkommen unbetroffene Grundrente einzuräumen, ein Infirmengeld zum Ausgleich für die infirmitätsbedingten Mehrkosten und Beeinträchtigungen anderer Art zu entrichten, solange kann von einer wirklichen, allumfassenden Integration, von einer Integration im eigentlichen und ursprünglichen Sinne des Wortes noch nicht die Rede sein, von einer Integration, welche den infirmen Menschen wettbewerbsfähig macht, mit seinen Mitmenschen wirtschaftlich und gesellschaftlich auf gleiche Stufe stellt. Ohne Herbeiführung nicht nur der persönlichen, sondern auch der wirtschaftlichen Unabhängigkeit und Integrität des einzelnen gibt es auch für den infirmen Menschen und Mitbürger wenigstens im Sinne unserer demokratischen Staatsauffassung und Gesellschaftsordnung keine volle Vergemeinschaftung, keine echte Integration.

Aus dem Gesagten erhellt, daß im Verlauf der zweiten Phase der Infirmenintegration die Betreuungsfürsorge allmählich, aber unvermeidlich auf technische Hilfeleistungen, auf die Hilfe zur Selbsthilfe beschränkt und im übrigen mehr und mehr von der Infirmenselbsthilfebewegung, von der Selbsthilfe und Selbstverwaltung der Infirmen durch und für die Infirmen verdrängt und abgelöst werden muß. Dies geschieht dadurch, daß die Nutznießer, die bisherigen Betreuten der privaten und öffentlichen Fürsorgeinstitutionen, in steigendem Maße an der Sozialarbeit mitbeteiligt und auf die Übernahme der Verantwortung sowie auf die Bewältigung

ihrer Probleme und Aufgaben aus eigener Kraft, aus eigenem entsprechend geschultem Können heraus ausgebildet und vorbereitet werden.

Im grundsätzlichen bedarf dann auch das Wechselverhältnis zwischen der Steuer- und Sozialpolitik und -gesetzgebung der Überprüfung und Neuordnung. Ist es doch so, daß sich die beiden Funktionen zwar unabhängig voneinander entwickeln, daß sie somit von verschieden gearteten, gesetzgeberischen Gegebenheiten ausgehen; ihrem Wesen nach stehen sie jedoch einander entgegen: Die Steuererhebung sammelt die Abgaben der einzelnen, die Sozialversicherung verteilt die von der Allgemeinheit aufgebrachten Mittel an die einzelnen. So besteht im Einzelfall die Gefahr, daß sie einander aufheben, einander paralysieren. Das einzige, was dabei floriert, ist in einem Lande mit drei ziemlich autonomen Verwaltungsebenen, der kommunalen, kantonalen und federalen, sowieso reichlich aufgebauschte Bürokratie. Aus diesem Grunde hat man es in anderen Staaten nicht bloß vom moralischen Standpunkt aus als unziemlich, sondern auch unter verwaltungstechnischem Blickwinkel als unrationell erachtet, wenn man von Invaliden, sogar von Schwerbehinderten, auf der einen Seite nimmt, um ihnen dann auf der anderen wiederum geben zu müssen. Soll da tatsächlich die eine Hand nicht wissen, was die andere tut?

RELIGION UND INTERPUNKTION SIND PRIVATSACHE

In keiner Gestaltung charakterisiert sich der Zauber einer Persönlichkeit so wirksam wie in der Anekdote. In dieser knappen Form, die entweder eine Begebenheit, einen Ausspruch, ein Witzwort oder eine Replik wiedergibt, wird das Einzelne in Beziehung zum Ganzen auf die kürzeste Formel gebracht.

Über Goethe als Geheimrat, Minister, Dichter und Mensch gibt es einen ganzen Sammelschatz an Anekdoten. Eine ist besonders bemerkenswert, weil sich Goethe hier über die Rechtschreibung freimütig äußert. Im Sommer 1882 saß Goethe bei Tisch. Man diskutierte über alles Mögliche. Dabei kam man auch auf die Rechtschreibung zu sprechen, die damals noch recht im Argen lag.

„Ich halte nicht viel von den vielen Kniffen der deutschen Rechtschreibung", meinte Goethe. „Ich halte sie mir möglichst vom Hals und mache, wenn man streng sein will, in jedem Brief Schreibfehler." Die Zuhörer am Tisch schwiegen. Was sollten sie auch dazu sagen, wenn schon ein Goethe zugab, Schreibfehler zu begehen?

In das betretene Schweigen warf Goethe lächelnd die Bemerkung. „Ich halt' es da mit Professor Wieland, dem Rokokodichter, mit seinem eigenwilligen Stil. Und wißt Ihr, was er sagt? Religion und Interpunktion sind Privatsache . . ."

Das konnte sich damals der Herr Geheimrat Goethe erlauben. Aber seitdem haben sich Zeit, Stil und Rechtschreibung gründlich gewandelt. In die Willkür der Wortgestaltung ist eine strenge Regel getreten, nicht jeder darf schreiben, wie es ihm paßt.

Daß es so ist, das ist ein Werk des Gymnasialprofessors Konrad Duden, der als Schöpfer des Orthographischen Wörterbuches der deutschen Sprache zum Bahnbrecher der Einheitsrechtschreibung wurde. Sein Buch „Der Große Duden" ist heute der unentbehrliche Besitz des gesamten Volkes und damit auch die Dichter, wie jeder, der schöpferisch tätig und dem die Rechtschreibung zu beachten geboten ist. Dazu gehört freilich auch richtiges Denken als Quelle und Bedingung richtigen Schreibens. *FRANZ S. GSCHMEIDLER*

Kaufen auch Sie die Blindenwaren vorzüglicher Qualität! Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Wien XX., Treustraße 9, Telephon 35-36-81. Anruf genügt!

75. WIENER INTERNATIONALE MESSE

11. – 18. MÄRZ 1962

hoffentlich
ALLIANZ versichert

wenn ein Dieb Dich arm gemacht

WIENER ALLIANZ VERSICHERUNGS A.G.

Jeder Blinde, der in der großen Verkaufsvermittlung

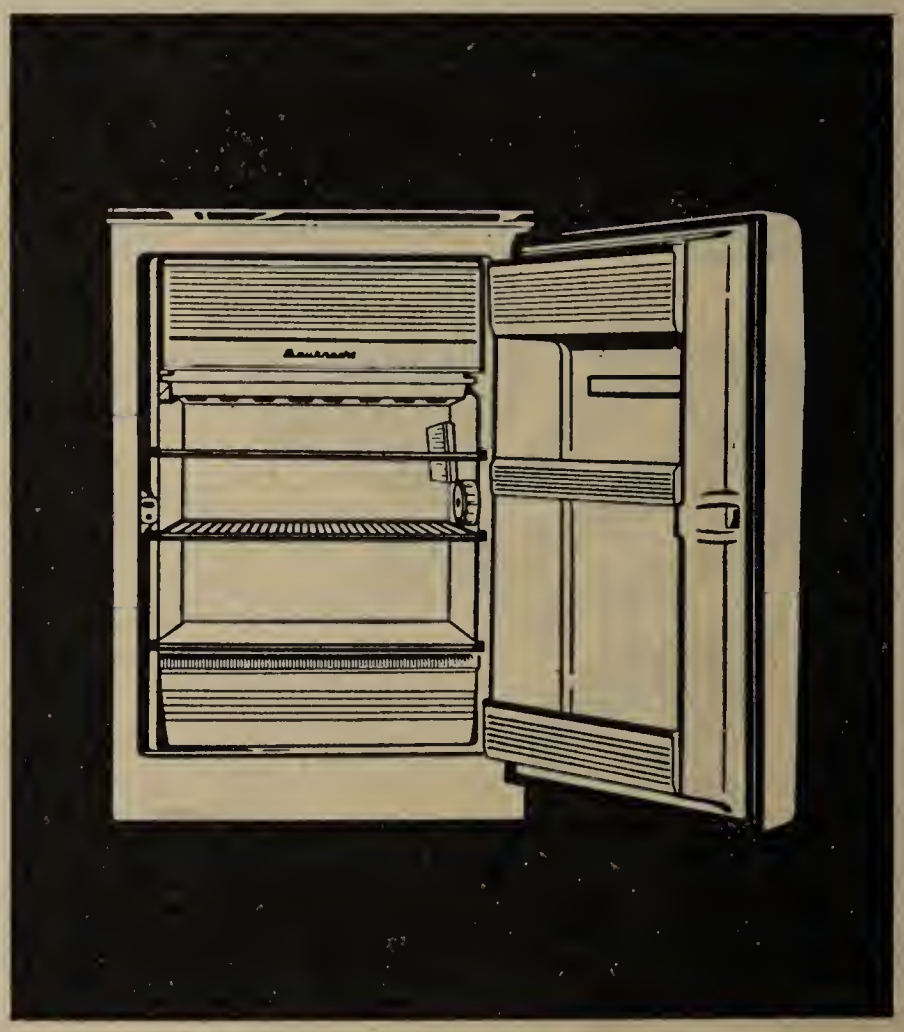
„Die Chance"

etwas einkauft oder einbringt,
verlange **Blindenbetreuung!**

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz/Donau, Bahnhofplatz 1a

„Gazelle" – STRÜMPFE VERBÜRGEN QUALITÄT

140 l
nur S 390.–



Ein echter BAUKNECHT Komfort-Kühlschrank

mit Aromaschutz
Vollraum-Nutzung
regelbare Tiefkühlung
auf Wunsch auch Abtau-Automatik

Gemüseschale und Aromaschutz S 220.–

Noch nie gab es für Sie eine Gelegenheit, einen BAUKNECHT-Kühlschrank so günstig zu erwerben wie gerade jetzt. Gehen Sie bitte zu Ihrem Fachhändler und lassen Sie sich den preiswerten 140 l BAUKNECHT-Kühlschrank zeigen.

Bauknecht

weiß, was Frauen wünschen

Kundendienst und Auslieferungslager in Wien, Graz, Linz, Innsbruck, Klagenfurt, Salzburg

---

Eigentümer und Herausgeber: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XX. Treustraße 9. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

In dieser Nummer — 48 Seiten

E. Scheibelreiter, Dr. F. Wallisch, Dr. H. V. Patera, Dr. H. Rotter

UNSER SCHAFFEN

PREIS S 5.—
DM 1.—, sfr 1.—

AUS DEM INHALT:

Rosen aus Karioth
Eine wissenschaftliche Großtat
Die Geschichte Amerikas
Hundert Augen des Blinden
Abschied
Blinde brauchen Erholung
Heiße Asche
Der weiße Engel
Auch so kommt es vor
Spiele blinder Kinder

HEFT 4 · 7. JAHRGANG
APRIL 1962

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

„ . . . aber jetzt möchte ich nicht mehr sterben!“

Das Haus der Geborgenheit

Als langjährige Mitarbeiterin von „Unser Schaffen“ habe ich die Entwicklung unseres Blinden-Altersheimes in Hochegg von Anfang an aufmerksam verfolgt. Als vor kurzem die Einladung an mich erging, einige Tage dortselbst zu verbringen, bin ich derselben begreiflicherweise gerne nachgekommen. Da mich mein Beruf als Journalistin noch als Sehende viel in der Welt herumführte und ich bei dieser Gelegenheit auch manches Luxushotel kennenlernte, hat mich dieses ebenso schön wie zweckmäßig ausgestattete Haus wirklich sehr überrascht und beeindruckt. Als ich mich mit den Einrichtungen, die für die speziellen Bedürfnisse der Blinden sorgsam ausgedacht wurden, vertraut machte, dachte ich daran, daß nicht nur die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs als Schöpferin dieses Heimes, sondern auch das Land Niederösterreich, auf dessen Boden dieses erste Blindenaltersheim steht, allen Grund hat, darauf stolz zu sein.

Rückschau auf ein Leben

Sehr nett gestalteten sich die Plauderstunden mit den Heiminsassinnen, wobei ich die verschiedensten Schicksale kennenlernte. So berichtete mir beispielsweise Frau Albertine St., eine freundliche, ältere Dame, über Einzelheiten aus ihrem Leben. „Schon als Kind träumte ich davon, dereinst studieren zu dürfen, doch setzte mein Vater, der Militärbeamter war, meinem Wunschtraum ein entschiedenes ‚Nein!‘ entgegen. Er meinte nämlich, daß es weitaus gescheiter sei, wenn ein Mädchen in der Hauswirtschaft Tüchtiges leiste, um späterhin den Mann und allenfalls auch die Kinder vor einer Katastrophe zu bewahren.“ — „Und sind Sie dann tatsächlich ein perfektes Hausmütterchen geworden?“ erkundigte ich mich lächelnd.

„Na ja, ich habe es schon so weit gebracht, daß meine ‚Kochkunst‘ keine Magenverstimmungen hervorrief und die gewaschene Wäsche nicht gesprenkelt war“, entgegnete meine Schicksalsgefährtin mit Humor. „Aber daneben wollte ich unbedingt noch einen Beruf ausüben, bei dem ich schöpferisch tätig sein konnte. Da ich für Handarbeiten viel übrig hatte, beschloß ich, Schneiderin zu werden und fand bald nach erfolgreich abgelegter Prüfung eine Anstellung in einem großen Modesalon. Meine Chefin war sehr zufrieden mit mir, und das machte mich stolz und froh. Obgleich ich es bis zur Direktrice brachte, hatte ich große Rosinen im Kopf und wollte selbst die Besitzerin eines Kleidersalons werden. Diesem Plan stellten sich allerdings große Schwierigkeiten entgegen, denn es fehlten mir die notwendigen Geldmittel. Von meinem Vater war in dieser Hinsicht nichts zu erwarten, und so mußte ich selbst dazuschauen. Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich damals Tag und Nacht geschuftet habe, um meine Absicht zu verwirklichen!“

Der Tag des großen Glücks

Neugierig geworden, fragte ich, ob es Frau Albertine gelungen sei, das heißersehnte Ziel zu erreichen. „Oh gewiß“, bestätigte sie freudig. „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie glücklich ich an jenem Tage gewesen bin, da ich mein eigenes Geschäft eröffnete. Ich hatte zahlreiche Angestellte und zählte viele Damen der Gesellschaft zu meinen treuen Kundinnen. Ich durfte unermüdlich schaffen, und hätte mit keiner Dollarmillionärin tauschen mögen!“

Sturz ins ewige Dunkel

Das Gespräch stockte plötzlich und Frau Albertinens Stimme zitterte ein wenig, als sie dann fortsetzte: „Eines Tages brach ganz unerwartet ein furchtbares Verhängnis über mich herein. Meine Augen hatten mir wohl die ganze Zeit über zu schaffen gemacht, doch in meinem Arbeitseifer beachtete ich dies vorerst gar nicht. Dann aber zwangen mich die immer quälender werdenden Schmerzen, einen Augenarzt aufzusuchen, der nach der Untersuchung bedenklich den Kopf schüttelte. Hoffen wir das beste, erklärte dieser namhafte Mediziner, ich werde jedenfalls nichts unversucht lassen, um Ihr Augenlicht zu retten! Der Arzt gab sich wirklich die größte Mühe, aber trotz

Die blinde Journalistin Yvonne Blauensteiner im Gespräch mit ihrer bejahrten Schicksalsgefährtin im Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein.

Foto Josef Liegl

sorgsamster Behandlung und mehrfacher Operationen trat schließlich die Erblindung ein. Ich wollte es nicht glauben, daß ich nun meinen Beruf aufgeben müßte; meine Lage war in jeder Hinsicht eine verzweifelte. Ich vermochte mich begreiflicherweise auch in meiner Wohnung nicht zurecht zu finden — wie sollte das nun weitergehen? Ich übersiedelte für einige Zeit nach Lainz — dort hatte ich mein Bett, mein Essen und wurde auch gepflegt, aber letzten Endes ist dieses Altersheim doch vor allem auf die Belange der Sehenden eingestellt. Ich kehrte wieder in meine Wohnung zurück, aber trotz aller Anstrengungen vermochte ich mit meinem Haushalt nicht mehr zurecht zu kommen. Es war eine schreckliche Zeit, die ich nicht noch einmal durchleben möchte."

Begegnung mit einem Schicksalsgefährten

„Und wie, liebe Frau Albertine, ist es Ihnen gelungen, diese Schwierigkeiten zu überwinden?" forschte ich weiter. „Eine glückliche Fügung", so berichtete die Gefragte, „führte mich mit dem blinden Schriftsteller Kurt Klebert zusammen, und dieser erzählte mir von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und ihrem in einer der reizvollsten Gegenden Niederösterreichs errichteten Blindenaltersheim, dem einzigen seiner Art. Ich trat alsbald mit der Hilfsgemeinschaft in Verbindung und bereits kurze Zeit nachher zählten Frau Langer und ich zu den ersten Heimgästen von Hochegg. — Früher hatte ich nur eine Wohnung, jetzt aber ein richtiges Heim!"

Aus diesen Worten spricht die ehrliche Freude unserer Kollegin St., die sie jetzt erfüllt, weil sie nun inmitten der herrlichen Natur einen schönen und sorgenfreien Lebensabend verbringen kann.

„Unser ‚Sanatorium', denn so müßten wir es eigentlich nennen, ist mit seinen Führungsgeländern, den an den Außenseiten mit plastischen Nummern und Aufschriften versehenen Türen und vielen anderen für uns Blinde prak-

PHANTOM

Wie oft bin ich dir heimlich schon begegnet,
in später Nacht, im fahlen Mondenschein,
von keinem Blick, von keinem Wort gesegnet,
und stets allein.

Wie oft bin ich an dir vorbeigegangen,
mit unhörbaren Schritten auf dem Stein.
Ein Schatten, der von Grabesruh umfangen
und Dunkelsein.

Dein Auge aber will mich nicht erkennen,
mich Ungebeten in deinem Sein.
Drum will ich selber mich beim Namen nennen:
Ich bin — die Pein!

FRIEDRICH WINKELMÜLLER

tischen Einrichtungen so schön und bequem, daß man sich hier wirklich wohlfühlen kann. Unsere Heimleiterin und ihr Gatte sind warmherzige Menschen, die unablässig bemüht sind, uns das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten. Als gläubiger Mensch begrüße ich es sehr, daß wir fallweise Gelegenheit haben, hier im Heim die Sakramente zu empfangen. Auch die ärztliche Betreuung ist eine ausgezeichnete. Das Essen ist gut und abwechslungsreich und dabei auf die Bedürfnisse älterer Menschen abgestimmt. Nach meiner Erblindung, inmitten all meiner Schwierigkeiten, wünschte ich das Ende sehnsüchtig herbei — aber jetzt, nein, jetzt möchte ich nicht mehr sterben!" meinte Frau St.

Freundlicher Ausklang

Am Schlusse unseres Gespräches wollte ich noch wissen, wie Frau Albertine ihren Tag verbringt. „Oh, mir ist gar nicht langweilig", erklärte sie lächelnd, „ich finde immer eine kleine Arbeit, dann gehe ich auf der Terrasse oder im Freien spazieren oder ich höre Radio oder eine interessante Tonbandaufnahme, wir plaudern und lachen, kurz und gut, für Abwechslung ist immer gesorgt." — „Sie können also den Aufenthalt in diesem Heim auch anderen Blinden empfehlen?" fragte ich beim Abschied. — „Jawohl, das kann ich mit bestem Gewissen", bekräftigte unsere Schicksalsgefährtin.

„Im übrigen möchte ich noch bemerken, daß ich allen, die zu der Errichtung und Ausgestaltung dieses Heimes der Geborgenheit beigetragen haben, bis an mein Lebensende dankbar sein werde!"

BERNHARDA ALMA

ROSEN AUS KARIOTH

Thamar war Straßensängerin gewesen, ehe der Gärtner Simon aus Karioth sie zum Weibe nahm. Das ist lange her, und beider Sohn Judas ist bereits zum Manne gereift und hat sich dem Wundertäter Jesus, den sie den Christus nennen, angeschlossen, mit ihm durch Judäa und das Jordanland zu ziehen.

Da träumt Thamar den Traum Israels von dem neu errichteten freien Reiche Davids und sie träumt von des Sohnes Erhöhung. Ob sie im Hause schafft oder dem Gatten im Garten hilft, wo er die schönsten Rosen zieht, immer wandern ihre Gedanken zu Judas. Aber Simon sagt: „Er hat von Kind an nichts getaugt und wenn ich ihn strafen wollte, hast du ihn geschützt. Nein, aus ihm wird nichts werden."

Beide sind im Garten damit beschäftigt, die prächtigen scharlachroten Rosen für den Königshof zu Jerusalem in einen Korb zu packen. Aber da wird der Tag, der eben noch hell und freundlich war, finster. Ganz plötzlich. Es ist eine so unnatürliche, atembeklemmende Finsternis, daß Thamar laut aufschreit. Dann stürzt sie hin, denn der Boden unter ihren Füßen wankt und bebt, als erschauere die Erde vor sich selbst.

Simon, der sich mit aller Willenskraft aufrecht hält, reißt die Frau hoch. Dann taumelt er mit ihr in die Hütte und verriegelt die Türe. Angsterfüllt warten beide. Worauf? Vielleicht nur, daß der Tag wieder hell wird. Oder daß etwas ungeahnt Schreckliches vorübergeht.

*
* *

Andern Tages wissen es alle in Karioth. Jesus, der Christus genannt wurde, ist am Kreuze gestorben, und Judas, der Sohn des Simon, hat ihn seinen Gegnern ausgeliefert.

„Glaubst du es?" fragt Thamar entsetzt den Gatten. Er antwortet nicht und ordnet die

Rosen für den Königshof. Denn diese Arbeit ist gestern zurückgeblieben. Er denkt: „Vielleicht war der Nazarener doch im Bund mit den bösen Geistern und dann hat mein Sohn recht getan. Ich weiß es nicht. Ich will es nicht wissen." Er ruft Thamar und trägt ihr auf, den Korb mit den Rosen im Königspalast abzuliefern.

Die Frau setzt sich auf das Reittier, nimmt den Korb in sichere Obhut und macht sich auf den Weg. Doch ihre Gedanken, voll trauriger, aufgejagter Unrast, sind ferne jedem Geschäft. Sie denkt an die Mutter des Gekreuzigten und in wildem Schmerz an Judas. Hat er in Wahrheit diesen furchtbaren Verrat begangen? Hat er?

Als Thamar durch einen Hain reitet, sieht sie unter einem Baum einen Mann liegen, eine abgerissene Schnur um den Hals. Er ist tot. Und — barmherziger Gott! — es ist Judas. Es ist Judas, der den Propheten verraten hat. Jetzt weiß es Thamar mit Sicherheit, die erbarmungslos über sie stürzt. Entsetzt treibt sie das Reittier an. Nur fort! Fort von dem toten Sohn! Fort von seiner Schuld. Oh, wenn sie sich selber entfliehen könnte!

In Jerusalem wendet sich Thamar nicht nach dem Palast des Herodes, sie fragt sich zu Maria, der Mutter des Gekreuzigten, durch.

Es ist Abend geworden. Dämmerung hängt wie ein Schleier über dem Vorbau eines kleinen Hauses. Hier steht Maria, und Thamar ist es, als wanke der Boden wie gestern.

Fast besinnungslos bricht sie vor der andern in die Knie, hält ihr den Korb mit den scharlachroten Rosen hin und stammelt: „Nimm die Blumen — und verzeih mir. Mein Sohn hat den deinen in den Tod gestoßen, Darum bin ich tausendmal elender als du." Tränenlos schluchzt sie auf: „Verzeih meinem Sohn!"

Wie ist die Mutter Jesus blaß! Und doch — wie ist sie schön! Wie still gefaßt und wie gütig! Sie neigt sich zu der Knieenden und sagt: „Geschrieben steht: ‚Wären deine Sünden rot wie Scharlach, sie sollen weiß werden wie Schnee.' Siehe, er ist für alle gestorben." Nur eine der Rosen nimmt Maria, legt über die anderen wieder das Tuch und reicht Thamar den Korb zurück.

So reitet diese heim durch die sternklare Nacht. Frühling ist es und ist über alle Dinge ausgegossen. Wieder führt Thamars Weg durch den Hain, wo unter dem Baum der Tote liegt. Jetzt flieht sie nicht mehr vor ihm. Sie tritt mit dem Korb zu ihm, um einige Blumen auf sein Herz zu legen. Sie schlägt das Tuch zurück und da fällt alle Schwere von ihr. Es ist wie Erlösung. Die Rosen leuchten weiß durch die Dunkelheit.

Verplappert

Ein junges Ehepaar, das sich gegenseitig mit Vorwürfen traktiert:
Sie — schmollend: „Ja — weil du mich nicht liebst, sonst könntest du mich nicht so herzlos behandeln . . ."
Er: „. . . aber Darling — ich habe doch nicht gewußt, daß dein Vermögen nicht größer ist . . . !"

ETTA HIRSCH

ERNST SCHEIBELREITER

GOETHE IMMER ANDERS

Vier Freunde saßen einmal plaudernd beisammen in einem stillen Wirtshaus, das ziemlich versteckt in dem ältesten Häusergewirr der Stadt lag. Sie hatten eben den „Faust" im Theater gesehen und wollten nun ihre Eindrücke beim Wein noch ein wenig ausklingen lassen.

Der eine war Baumeister, Sprachlehrer der andre; der dritte hatte eine Stellung als Ingenieur bei den Gaswerken, indes der vierte als Straßenbauer arbeitete.

So fertige Menschen sie nun waren, hatten sie damit doch nicht alle Gedanken und Träume ihrer Jugend aufgegeben. Fest im Nützlichen verankert, trieben sie zeitweilig ihr Spiel mit dem Unnützen und erholten sich dabei. Übrigens hatte der Baumeister in seinen grünen Jahren einmal Schauspieler werden wollen, der Ingenieur sogar Dichter. Der Straßenbauer kleckste noch jetzt Landschaften in Skizzenbücher; nur dem Sprachlehrer war kein Rest jugendlicher Schöpfersehnsucht mehr nachzuweisen.

Sie redeten hier in der stillen Extrastube, die außer ihnen nur ein ausgestopfter Auerhahn behauste, natürlich von Goethe. Der Sprachlehrer wollte sich als moderner Kerl zeigen und nannte ihn einen alten Verführer; behauptete aber im gleichen Atem, daß es heutzutage einen solchen Menschen nicht mehr geben könne.

Mir haben sie ihn seinerzeit in der Schule verekelt, sagte der Baumeister, in dieser Schule, darin sie nichts Lebendiges vertragen haben. Er ist mir immer vorgekommen wie eine Schar schöner und seltsamer Schmetterlinge, die alle nacheinander von unserem Schulmeister aufgespießt worden sind an den rostigen Nadeln seiner Erklärungen . . . und wenn wir die Stunde drauf geprüft wurden, dann waren von Goethes schönen Schmetterlingen nur mehr traurige Flügelfetzen übrig . . .

Der Straßenbauer lachte: Mir ist es ähnlich ergangen. Sie haben ihn und seine Geistestaten zuerst mausetot geschlagen, und dann hätten wir blutjungen Buben mit unserm zehnfachen Leben Staub und Kampfergeruch preisen sollen als den Gipfel aller Kultur!

Vergeßt nicht, daß der Alte nebenbei eine der größten Prüfungsfallen der ganzen Mittelschule gewesen ist! fing der Baumeister wieder an. Wo hat Goethe . . . ? Wann hat Goethe . . . ? Was hat Goethe . . . ? Alle diese schönen Sätzchen haben einem tüchtig das Zeugnis verderben können! Er lachte diesen Erinnerungen zu: Und noch mitten in der Matura, wo man ohnehin g'schwitzt hat von den verschiedenen Weisheiten, hat der Schatten dieses alten Riesen von Weimar aufstehen und in unsre schwer bepackte Ratlosigkeit hineindonnern können: Inwiefern sind meine Werke Bruchstücke einer großen Konfession? Oder: In welchen Gestalten meiner Dramen habe ich mich selber geschildert?

Der Sprachlehrer, weil er auch eine Art Schulmeister war, fing schon ein wenig an, ein beleidigtes Gesicht zu schneiden, da tat endlich auch der Ingenieur den Mund auf: Ich habe ganz die gleichen Erinnerungen wie ihr, aber nicht nur solche! Goethe ist für mich ein Erlebnis in vielerlei Erscheinungen, und sogar weit über die Schulzeit hinaus.

Interessant, meinte der Sprachlehrer, der froh war, daß nun die Schulmeister wieder Schonzeit haben sollten. Und da auch die beiden anderen Freunde aufmunternd schwiegen, legte der Ingenieur los:

Also, zuerst von diesem Goethe gehört hab' ich so mit acht, neun Jahren, und zwar von einem Onkel, der Junggeselle und wohlhabender Sonderling gewesen ist. In Währing, in einem alten Biedermeierhaus, hat er einige guteingerichtete Zimmer mit Büchern, Bildern und Porzellan gehabt. Den Bücherschrank, ein imposantes Stück mit geätzten Glastafeln, seh' ich heute noch vor mir: Genien, bloßfüßig bis zum Hals, wie wir Wiener sagen, tanzten da zwischen Bändern und Füllhörnern lächelnd im Leeren. Darüber thronte eine Büste der Pallas Athene. Wenn man aber die Tafeln auseinandertat, schauten einem viele prachtvolle Bücherrücken entgegen: ein Zusammenklang von Gold und Silber mit lebhaften Farben. Außerdem flogen einem aber auch verschiedene Düfte zu, denn mein Onkel

hatte hinter seinen Büchern die selbstthergestellten Fruchtsäfte und Liköre aufbewahrt. Da stand etwa Schiller und roch nach Rumzwetschken von den Gedichten bis zum Demetrius, Grillparzer duftete nach Nuß und Weichsel, und die kleinen Einband-Dichter teilten sich in den besten Doppelkümmel. Alle aber wurden sie von dem mächtigen Goethe überragt, dessen goldstrotzende Bände — jeder ein Minister in Galauniform — ein ganzes breites Fach beanspruchten. Er war darum auch mit vielen Düften gesegnet. Sein war der Pflaumenschnaps wie die Marillenmarmelade, der Ribiselwein wie das Stachelbeerengelee; ja, selbst den gemeinen Korn verschmähte er nicht. Und nun stellt euch meinen Onkel im blauseidnen Schlafrock vor, wie er mitten in diesen Düften steht, die mit einem großen Amethyst geschmückte Rechte zärtlich an einen Goldband seines Goethe gelehnt, und geheimnisvolle Reden über dieses „erste Licht von Europa" haltend! Ich verstand noch nichts davon, aber mir ward nur umso andächtiger zumute.

Die verschiedenen guten Düfte werden schon auch zu deiner Ehrfurcht beigetragen haben, scherzte der Baumeister.

Versteht sich, entgegnete der Ingenieur, besonders weil der absonderliche Onkel nach seiner gelehrten Predigt immer ein paar Bände herauszog und Dunstobst oder Marmelade spendierte. Später las er mir sogar das eine oder andre Gedicht vor, während ich mit altersdünnem Silberlöffel einen in Zucker eingelegten Pfirsich zerteilte.

Die Freunde lachten; solche Einführung in die Klassiker hätten sie sich auch gefallen lassen. Aber der Schnaps! schrie der Sprachlehrer, der Schnaps! Bis zum Schnaps bist du nicht gekommen, sag'?

Nein, sagte der Ingenieur, bis zum Schnaps bin ich nicht gekommen. Übrigens hat jene süße Bildung dann jäh aufgehört. Aber ich muß der Reihe nach erzählen . . .

Zwei Jahre später lernte ich einen anderen Goethe kennen, und zwar in der Schule, anläßlich der Ballade von der „Wandelnden Glocke". Wir hatten da einen Lehrer, der uns Buben der letzten Volksschulklasse alles recht eindringlich vorspielte, ob es sich nun um Christi Gang auf den Ölberg oder um Satans Hohnlachen über den ersten Sündenfall handelte. Er war auch schon nacheinander

Ostern, das Fest der Auferstehung, der Hoffnung und der Zuversicht, ist auch für unsere blinde Schwester Lucia ein besonderes Ereignis. Ohne nach Glaubensbekenntnis, Herkunft oder Parteizugehörigkeit zu fragen, sorgt die Hilfsgemeinschaft für alle Erblindeten und hilft, wo immer es ihr möglich ist, im Geiste echter Nächstenliebe und wahrer Menschlichkeit.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

Karl der Große, Rudolf von Habsburg, Prinz Eugen und Erzherzog Karl bei Aspern gewesen. Mir selber hat er sogar einmal das Entsetzen meines Vaters über meine schlechte Sittennote vorgespielt . . . Nun aber, während wir mit ungeschickten Zungen durch die bekannte Ballade stolperten, rief er pathetisch aus: Goethe, ihr Knaben, ja, Goethe, der wandelt zusammen mit seinem erhabenen Freunde Schiller für immer auf der Mittaghöhe der deutschen Dichtung dahin! Und er hob sein langmähniges Haupt und wandelte feierlichen Schrittes von der Schreibtafel bis zum Ofen. Ich weiß nicht, ob ihm auch die anderen Knirpes so mit großen Augen und klopfendem Herzen folgten wie ich. Jedenfalls sah ich, wenn in nächster Zeit irgendwo der Name Goethe gesagt wurde, den Dichter mit den schwebenden Schritten meines Klassenlehrers dahinwandeln . . .

ZEITENWENDE

Zwischen den Zeiten stehen,
ist nimmer ein Glück.
Die eine nicht verstehen
Und doch kein Weg zurück.
Das Alte schon entrechtet,
Das Neue furchtbar und Zwang,
Stehst du, zerschlagen, geknechtet,
Zwischen Aufstieg und Niedergang.

Bist du das noch gestern gewesen,
Nur Mensch zwischen Leben und Trieb?
Kannst heute die Zeichen nicht lesen,
Die Gott an den Himmel schrieb.
Hörst fern du donnerndes Läuten,
Oder tost so zerbrechende Welt?
Du weißt, die Welt wird sich häuten,
Wenn auch die deine zerfällt.

Einmal noch sein wie die Kinder,
Dem Dasein begnadet fremd,
Ein glücklicher, seliger Blinder,
Nicht dem Abgrund entgegengestemmt.
Doch dienen die weglos Getreuen
Ihrem inneren Eid.
Es wird sich durch Wandlung erneuen
Die Welt, der Mensch und die Zeit.

PROF. DR. HANS NÜCHTERN

Dann in der Realschule schienen mir zwei völlig verschiedene Lehrer Verkörperungen Goethes zu sein: ein Naturwissenschaftler und ein Historiker. Der eine war ein ruhiger, gütiger Mann, klar und ehrfürchtig zugleich; außerdem allwissend, aber auf milde, liebevolle Weise. Er plauderte von einem Schneeglöckchen aus dem Wiener Wald ebenso anregend wie vom Backenzahn des indischen-Elefanten. Durch ihn erfuhren wir einmal, daß Goethe auch ein Forscher in den drei Reichen der Natur gewesen war. Was das auf meine Mitschüler für Eindrücke machte, weiß ich nicht. Mir aber geschah es, daß ich mir von da an den großen Mann genau so vorstellte wie meinen alten Professor: in einem grauen, etwas verschossenen Gehrock, anmutig plaudernd und dabei leise umweht vom Kampferduft seiner Präparate.

War aber dieser Goethe still und gütig, so gehabte sich dafür der andre laut und majestätisch. O, was war das für ein schallender Kritiker aller Götter und Fürsten! Die Erinnerung an seine Stimme hat alle anderen Erinnerungen an seine Leiblichkeit fast aufgezehrt. Eine Sache vor das Forum des weimarischen Geistes bringen, das war seine feste Redensart, seine gewohnte Posaune! Und er brachte alles dorthin: von einer bedeutungslosen Verfügung unseres Direktors bis zur Thronrede des Mikado! Und wie er uns nur das Blut berauschte mit seinen Kritiken! Wir entwuchsen unter seinen Worten der Sphäre kindlichen Gehorsams, wir kamen ins Fordern, Urteilen und Verurteilen. Die Welt wurde von uns nimmer hingenommen, halb dankbar, halb gedankenlos, wie das tägliche Brot auf dem Tisch unsrer Eltern. Sie wurde nun auf Wert und Gehalt geprüft und auf ihre vielen Blößen hin. Und mit den Taschenfeiteln unseres Geistes schnitzelten wir kühn und ungeschickt genug an ihrem Riesenleib herum.

Endlich aber lernten wir auch den großen Dichter selber in seinen Werken kennen. Das ergab für mich eine neue, eine besondere Trunkenheit! Denn ich trug diese dichterischen Worte ins Leben hinein, wie es um mich herum war.

Zuerst einmal entzweite mich der „Götz" mit meinem Onkel Sonderling. Wir standen beide vor seinem Bücherkasten mit den schleierlosen Genien und stritten über die Gestalt des Weislingen. Mein Onkel verteidigte diese schillernde Charakterlosigkeit als Triumph der dichterischen Schilderung, während ich sie als Schurken verdammte. Unsre Urteile schrieen aneinander vorbei, unsere Schimpfworte aber trafen zuletzt zusammen wie Gassenjungen, die raufen wollen. Zuletzt wies mir der Onkel die Tür . . .

So tat mir der „Götz"; der Werther aber richtete noch mehr Unheil an. Ich las ihn allein für mich und eben darum wollte ich auch unglücklich lieben, um alle Gefühle des hochberühmten Helden nachzufühlen. Weil mich aber das Mädchen, dem ich die Rolle der Lotte zugedacht hatte, nicht mit wortreicher Empfindsamkeit abwies, wurde ich grob mit ihr und kam unter meinen Verwandten in den Ruf eines argen Lümmels.

Der „Egmont" brachte mich sogar mit den Behörden in Berührung, weil ich, um meinen Tyrannenhaß vor mir selber zu beweisen, mit einem unschuldigen Polizeimenschen anband . . .

Während ich solcherweise nach außen hin nicht den besten Eindruck machte, war ich inwendig voller Andacht und Ehrfurcht. Der „Faust" machte mich unerhört glücklich; nur in der Frühe des Lebens können einem Geistspeisen, nur halbverdaute, so herrlich

nähren. Mir wurde die enge Brust zum Weltraum, darin sich die Verse und Szenen gleich schönen Sternen drehten. Ich fing an, Gedichte zu schreiben; das kann ich ohne Scham gestehen, denn ich bin ja zuletzt doch ein ganz brauchbarer Techniker geworden. Aber damals rutschte ich in der Schule rasch auf die Bank der Hoffnungslosen. Mißerfolge in allen Fächern; doch dafür saß Goethe neben mir oder vielmehr in mir und half mir dichten und weltverachten. O, er konnte auch das, dieser Unbegreifliche, Allgewaltige! Miteinander bauten wir Verse und Hymnen gegen Gott und Welt, gegen alle menschlichen Bindungen, die nach meinem damaligen Urteil die Freiheit einschnürten. Und wenn ich mit meinen feurigen Worten nicht weiter wußte, so lieh er mir die seinigen . . .

Den Sommer mußte ich fünfzehnjähriger Sturmschädel allein bei einer bäuerlichen Tante verbringen. Das war die Strafe für meine Mißerfolge. Meine Eltern reisten in Italien umher, ich aber durfte mit dem einsamen Waldviertel vorlieb nehmen. Aber ich behagte mir da mit der triumphierenden Ruhe eines Berufenen, eines verbannten Fürsten, auf den schon das Königreich wartet.

Meine Tante hatte noch einen andern Sommergast im Hause, eine junge Erzieherin, die ihre paar Urlaubswochen nur in einer so billigen Gegend verbringen konnte. Das Fräulein Lusser interessierte sich wohl nur für mich, weil ich die einzige Ansprache in dieser Waldeinsamkeit war. Ich aber verlor mein ganzes Wesen an sie: bald wußte sie, daß ich Gedichte anfertigte, daß ich mit Gott und Menschheit zerfallen war, und daß ich die künftige Geistesfackel zumindestens meines Vaterlandes bedeutete.

Aus Sympathie und Langeweile ging sie wohl auf meine Schwärmereien und Weltverbesserungspläne ein. Wir steckten viel beisammen, suchten Pilze und Beeren miteinander, badeten im Fluß, lagen im Schatten uralter Ruinen und beredeten dabei die Zukunft der Menschheit.

Bald fing ich auch an, heimlich Gedichte über das Fräulein selber zu machen, natürlich nach dem berühmten und erhabenen Muster, und eines Abends, als just der volle Mond durch die Tannen bei der Hausbank schien, wagte ich es und las ihr diese Verse stotternd und mit belegter Kehle vor.

Sie sagte nichts dazu und so konnte ich Scham und Verlegenheit nur dadurch überwinden, daß ich auf sie zustürzte und sie irgendwohin ins Gesicht küßte.

Na, na! machte sie halb erschrocken, halb belustigt, ob deine Verse denen des jungen Goethe gleichen, weiß ich nicht, aber keck wie dieser junge Goethe bist du jedenfalls!

Dieser spöttische Ausspruch warf meine Aufregung nur in das alte Geleise zurück . . .

Als ich wieder auf meine Kammer kam, zündete ich die Kerze an und schaute mich lange in den Spiegel überm Waschtisch. Ich mußte doch sehen, wie so ein kecker junger Goethe ausschaute . . . !

* * *

Hier ließ der Erzähler dem Lachen seiner Freunde breiten Raum, und als sie ihm heiter zutranken, erwiderte er es auf das herzlichste. Dann aber fuhr er leise, fast behutsam fort:

Ich bin dann doch Techniker geworden. Mitten im Studium hat mich der Weltkrieg gerufen. Ich war in Serbien, in Wolhynie, am Isonzo. Über meinem Platz im Schützengraben hatte ich mir eine Bildkarte mit Goethes herrlichem Antlitz hingenagelt. Ihr werdet ja alle die berühmte, schon etwas geisterhaft anmutende Zeichnung von Schwerdgeburth kennen. Und wenn mich je der Mut am Menschendasein und am Sinn solchen Daseins verlassen wollte — was nach drei schrecklichen Kriegsjahren kein Wunder war — dann hat mich oft ein Blick in dieses deutschen Gesichtes Ewigkeit gestärkt . . . !

Hatte der Ingenieur früher dem Lachen der Freunde Raum gelassen, so verscheuchte er jetzt den herankommenden Ernst durch munteren Zutrunk selber. Und als ihn nachher der Sprachlehrer mit etwas unsicherer Scherzhaftigkeit fragte, wann er wohl die nächste Begegnung mit Goethe haben werde, antwortete er behaglich aber fest:

Weißt du, mein Lieber, ich denke, es ist genug. Ich bin weder Festredner noch Pathetiker; auch nicht für mich allein. Aber wenn ich so arbeite, und mich mit Menschen und Maschinen ehrlich plage, dann denkt es wohl manchmal in mir, daß ich im Sinne des „Konfuzius von Weimar", wie ihn ein gescheiter Chinese einmal genannt hat, lebe, und daß er vielleicht mit mir nicht unzufrieden wäre . . .

Eine wissenschaftliche Großtat

Olga Skorochodowa, die seit ihrem fünften Lebensjahr blind und taub ist und früher zudem taubstumm war, legte dieser Tage in Moskau eine in Blindenschrift abgefaßte wissenschaftliche Arbeit vor, die den Titel trägt: „Wie ich die umgebende Welt aufnehme und mir vorstelle." Siebzehn Professoren — Pädagogen und Psychologen faßten einmütig den Beschluß, daß ihr der Titel „Kandidat der pädagogischen Wissenschaften" im Bereich der Psychologie zuerkannt wird. (Der Titel „Kandidat" ist mit dem Doktorgrad gleichwertig, der an den westeuropäischen Universitäten verliehen wird.)

Vor 42 Jahren verlor Olga Skorochodowa nach einer Gehirnhautentzündung das Sehvermögen und das Gehör und bald danach auch die Sprechfähigkeit. In diesem Zustand wurde sie im Jahre 1922 zu dem bedeutenden Spezialisten für Erziehung blinder und tauber Kinder, dem inzwischen verstorbenen Professor Iwan Sokoljanski, in eine Sonderschule in Charkow gebracht. Dank den Bemühungen Professor Sokoljanskis wurde Olga Skorochodowa wieder zu einem bewußten Wesen.

Mehrere Jahre bedurfte es, damit sie wieder das Sprechvermögen erlangte. Unter Benutzung des Fingeralphabets und der Blindenschrift unterrichtete Professor Sokoljanski seine Schülerin nach einem speziell abgefaßten und weitestgehend individuell abgestimmten Plan. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges übersiedelte Olga Skorochodowa, nun schon erwachsen, nach Moskau und begann, ihr Wissen unter Anleitung ihres unermüdlichen Lehrers zu vervollkommnen. Nach einiger Zeit wurde sie wissenschaftliche Mitarbeiterin des bei der Akademie der pädagogischen Wissenschaften der UdSSR bestehenden Instituts für Defektologie.

Von einem blinden, tauben und längere Zeit auch stummen Wesen bis zur wissenschaftlichen Mitarbeiterin, die einen Gelehrtengrad erlangt — das ist der Weg, den Olga Skorochodowa zurückgelegt hat.

Die blinde Wissenschaftlerin (Mitte)

Sie ist die Autorin von 20 wissenschaftlichen Abhandlungen. Außerdem hat sie bereits 50 Gedichte verfaßt, die dem Leser das innere Leben eines blinden und tauben Menschen erschließen.

Das Buch „Wie ich die umgebende Welt aufnehme und mir vorstelle" ist weit bekannt geworden. Es wurde ins Chinesische, Deutsche, Französische, Italienische, Polnische, Rumänische, Tschechische und in andere Sprachen übersetzt. Die Verfasserin steht in freundschaftlichem Briefwechsel mit hunderten Menschen verschiedener Länder.

Laut dem Urteil der Fachleute ist ihr Buch eine einzigartige wissenschaftliche Forschungstat, welche die bekannten autobiographischen Aufzeichnungen der blinden und tauben Amerikanerin Helen Keller übertrifft.

Professor Dr. Alexander Luria, einer der bedeutendsten sowjetischen Psychologen und Psychoneurologen, erklärte, daß das Buch als Triumph der sowjetischen Wissenschaft anzusehen sei. Diese Untersuchung sei von größtem Wert für die gesamte Psychologie, für das materialistische Verständnis der Fragen der Forschung und Entwicklung des menschlichen Denkens, für die Bekräftigung der These vom gesellschaftlichen Charakter des Werdens der menschlichen Psyche.

DR. FRIEDRICH WALLISCH

DIE GESCHICHTE AMERIKAS, ERSTER BAND

Xaver stürzte zu ungewohnter Stunde in sein Zimmer. Frau Wieshorn war eben mit dem Aufräumen beschäftigt. „Gut, daß ich Sie endlich einmal sehe, Herr Knoll," sagte sie. „Seit sechs Monaten sind Sie mir den Zins schuldig." — „Ach was, Zins!" rief er. „Es handelt sich —"

„Für mich handelt es sich um den Zins," unterbrach sie ihn unwillig. „Sagen Sie mir nur nicht wieder, daß Sie bald die Stelle bekommen werden, die Ihren großartigen Fähigkeiten entspricht! Das höre ich schon ein halbes Jahr lang. Nächsten Ersten brauche ich Ihr Zimmer."

Er durchstöberte mit verbissenem Eifer das Durcheinander auf Tisch und Ottomane. „Wo ist die Geschichte Amerikas?" fauchte er. „Augenblick," brummte Frau Wieshorn und holte ein Buch vom Nachtkästchen. Er starrte es an. „Aber — das ist ja der zweite Band!" — „Stimmt. Als ich einkaufen ging, brachte ich ihn mit." — „Wo ist der erste Band?" kreischte er entsetzt. „Sie haben mir ja gesagt, Herr Knoll, daß ich ihn in der Bücherei umtauschen soll." Er griff sich verzweifelt an den Kopf. „Aber doch nicht heute!"

Frau Wieshorn blickte ihn beunruhigt an. „Sie haben ja den ersten Band schon ausgelesen. Mir scheint, Sie sollten von mir geradewegs in eine Heilanstalt übersiedeln. Das wäre für Sie sehr gesund." — „Im ersten Band lag mein Lotterielos!" brüllte er. „Nummer 66.713. Ich habe damit einen blanken Tausender gewonnen. Und Sie haben mich darum gebracht. Sie verdienen dafür erschlagen zu werden." Frau Wieshorn ließ den Besen aus den Händen fallen. „Du meine Güte!" Sie wurde bleich wie ihr neues Scheuertuch.

Xaver stülpte den Hut auf und lief zur Bücherei. „Die Geschichte Amerikas, erster Band," verlangte er atemlos. Der Beamte zog die Stirn in Falten. „Haben Sie nicht schon den zweiten bekommen?" — „Ich wünsche nochmals den ersten Band", sagte Xaver mit verhaltener Empörung.

Der Beamte tat ihm seinen Wunsch und schob ihm das Buch hin. „Bitte sehr." Xaver blätterte mit fieberischer Hast. Das Los lag nicht zwischen den Seiten. „Ist das," fragte er bebend, „ist das der Band, den meine Wirtin heute zurückgebracht hat?" — „Nein, aber das kann Ihnen doch gleichgültig sein. Nicht? Es ist dieselbe Ausgabe." — „Ich wünsche denselben Band, den ich bereits gehabt habe, dasselbe Buch, dasselbe Stück, das identische Exemplar. Verstehen Sie mich?" — „Wollen Sie sich nicht mäßigen?" sprach der Beamte mit sanfter Festigkeit. „Das Stück das Sie hatten, wurde sogleich wieder entliehen." — „Wer hat es bekommen?" — „Ich bin zwar

nicht verpflichtet, Ihnen darüber Auskunft zu geben. Aber in Gottes Namen: Es ist entliehen von —," er sah in seiner Kartei nach, — „von Fräulein Ella Schweder, Jahnstraße 11".

Xaver fuhr mit der Straßenbahn in die Jahnstraße. „Kann ich Fräulein Ella Schweder sprechen?" — Eine Dame von ungewöhnlicher Körperfülle musterte ihn mit sichtlichem Mißtrauen. „Sind Sie der Herr, der es gewagt hat, meiner Tochter diese höchst merkwürdigen Briefe zu schreiben?" — „Ich kenne Ihre Tochter nicht." — „Und doch wagen Sie es, ihr zu schreiben?" — „Ich habe Ihr nie geschrieben!" versicherte er so laut, daß Ella Schweder erstaunt die Tür ihres Zimmers öffnete und sich nach den Wünschen des aufgeregten Besuchers erkundigte. „Sie sind Fräulein Ella Schweder?" hastete Xaver. „Wo ist die Geschichte Amerikas, erster Band Band?" — „Die habe ich meinem Onkel gebracht." — Xaver zwang sich zu mildester Sanftmut. „Würden Sie so gnädig sein, mir anzuvertrauen, wie Ihr geschätzter Herr Onkel heißt und wo er zu finden ist?"

Zehn Minuten später stand Xaver im Vorzimmer des Onkels von Fräulein Ella Schweder. „Ich muß den Herrn Geheimrat in einer dringenden Angelegenheit sprechen."

„Sind Sie", erkundigte sich der Diener, „jener Herr, welcher dem Herrn Geheimrat empfohlen worden ist?" — „Ja, ja", sagte Xaver ungeduldig.

Wenn ich jetzt nein sage, dachte er, dann läßt mich dieser Wachhund niemals bei seinem Herrn vor. Außerdem hat mich ja Fräulein Schweder an den Geheimrat gewiesen. Gibt es eine bessere Empfehlung als von der Nichte an den liebenden Onkel?

Der Diener nickte merkwürdig. „Unter diesen Umständen bitte ich, mir zu folgen." Der Geheimrat sah kaum von seinem riesigen Schreibtisch auf. „Sprechen und schreiben Sie französisch?" fragte er sogleich den Eintretenden. „Jawohl", versicherte Xaver mit gutem Gewissen. „Ebenso englisch?" — „Jawohl Herr Geheimrat." — „Ebenso italienisch?" — „Jawohl". — „Sonstige Kenntnisse?" — „Maschin- und Kurzschrift. Handelsakademie Vier Semester Philosophie." — „Genug", nickte der Geheimrat. „Sie können morgen Ihren Dienst bei mir antreten."

Als Xaver mit dem rechtsgültigen Jahresvertrag in der Tasche heimkam, fiel ihm ein, daß er sich gar nicht nach der Geschichte Amerikas erkundigt hatte.

Frau Wieshorn trat ihm voll strahlender Heiterkeit entgegen. „Hier ist Ihr Los, Herr Knoll. Es lag gar nicht in der Geschichte Amerikas sondern auf dem Schrank." — Er empfing es ohne sonderliche Erregung. Dann aber sah er es genau an. Der Tausender war auf die Nummer 66.713 entfallen, sein Los jedoch trug die Nummer 66.718. Er hatte also nichts gewonnen.

Frau Wieshorn wischte sich die Finger in die Schürze ab, ehe sie ihm feierlich die Hand reichte. „Nun kann ich Sie recht herzlich beglückwünschen, Herr Knoll." — „Ja, das können Sie wirklich," sagte er. „Ich danke Ihnen." Durfte er der guten alten Wieshorn, die ihm den Irrtum mit der Geschichte Amerikas nicht nachtrug, durfte er ihr eingestehen, daß er sich noch durch einen zweiten Irrtum hatte verleiten lassen, sie mit Mord und Totschlag zu bedrohen? „So einen Treffer macht man nicht alle Tage," beteuerte sie. „Stimmt. Das kann man wohl sagen."

In der Harmonie

Kollegin Dini van Dodewaard, eine holländische blinde Telephonistin, zeigt großes Interesse für alle Sträucher und Pflanzen im Garten des Blindenerholungsheimes „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach.

PATRICK ALEXANDER (London)

Die hundert Augen des Blinden

Durch die Entwicklung genial erdachter Geräte, Apparate und Verfahren ist es möglich geworden, den Blinden zu helfen, daß sie verschiedensten Berufen nachgehen und ihre Freizeit genießen können. In Großbritannien hat das „Royal National Institute for the Blind" die Aufgabe übernommen, neue „Sehhilfen" zu entwickeln und alte Verfahren zu verbessern. Hierüber berichtet der folgende Artikel.

Es mag unglaubhaft erscheinen, daß Blinde Fußball, Kricket oder Baseball spielen können, und es klingt unwahrscheinlich, daß ein Blinder allein durch eine große Stadt geht, Autobusse und Bahnen benützt, ja sogar in Fabriken Präzisionsarbeit leistet, Stenogramme aufnimmt und überträgt, kocht oder sogar eine Nadel einfädelt. Und doch ist dies alles heute möglich. Hunderttausende Blinde in aller Welt führen in unseren Tagen ein normales, geschäftiges Leben, indem sie einem Beruf nachgehen, sich ihren Lebensunterhalt verdienen und ihre Freizeit genießen. Sie haben die Eigenschaften erworben, die der Neuerblindete so sehr entbehrt: Selbstvertrauen, Unabhängigkeit und einen Lebensinhalt.

Daß dieses Wunder geschehen konnte, ist weitgehend den Bemühungen relativ weniger Menschen zu verdanken, die für oftmals freiwillige und nicht subventionierte Organisationen arbeiten und den Blinden in allen Teilen der Welt helfen wollen. Es sind die technischen Forscher, die ständig neue Erkenntnisse, Verfahren und Materialien in geniale „Sehhilfen" umwandeln und dadurch dem Blinden wenigsten teilweise das Augenlicht ersetzen; ferner die Lehrer, die die „vorübergehend" Hilflosen schulen sowie Fürsorger und andere mehr. Auf diesem Gebiet gibt es eine echte internationale Zusammenarbeit, und neue Entwicklungen und Ideen werden uneigennützig untereinander ausgetauscht.

In Großbritannien hat das „Royal National Institute for the Blind" die Blindenfürsorge übernommen. Es ist die älteste und größte Einrichtung dieser Art in der Welt und seine technische Forschungsabteilung hat bisher über 250 neue „Sehhilfen" und Geräte entwickelt, die jetzt das Leben der Blinden in vielen Ländern erleichtern. Seine Experten reisen in alle Teile der Welt, um zu helfen und zu raten, und Ausländer studieren in London die neuesten Methoden und Verfahren. Dank großzügiger finanzieller Unterstützung kann das RNIB alljährlich etwa 75.000 „Sehhilfen" für Großbritannien zur Verfügung stellen — angefangen vom Braille-Mikrometer für Präzisionsarbeit im Maschinenbau bis zum Schachbrett oder Kartenspiel.

Einige der neuen Geräte, bei denen die jüngsten Ergebnisse der Elektronik Anwendung fanden, beeindrucken sogar den Experten. Dazu gehört der hörbare Fuß- oder Kricketball, der aus einem kleinen elektronischen Signalgerät und einer Batterie in einer mit einer Ballhülle umgebenen Schaumgummimasse besteht. Das Signalgerät sendet fortwährend einen Piepston, so daß der blinde Spieler Lage, Entfernung und Richtung des Balles erkennen kann. Der Ball, der normal aufspringt und sehr widerstandsfähig ist, erwies sich in Blindenschulen als großer Erfolg. Der Piepston ertönt zehn Stunden lang, ohne daß der Ball neu aufgeladen werden muß. Intensive Forschungsarbeit und bereitwillige Hilfe seitens der Industrie führten zur Entwicklung eines anderen hörbaren Balles, der aus perforiertem Gummi besteht und eine Glocke im Innern hat, die nur dann ertönt, wenn der Ball fliegt oder über den Boden rollt.

OSTERGEDANKEN

Du hast, o Herr, der Welt das Licht gebracht,
der Himmel ward durch deinen Tod uns weit.
Du nahmst, o Herr, das Dunkel jeder Nacht
und gabst dafür die große Ewigkeit.

Du kamst, o Herr, als Gott auf diese Welt
und littest tausendfach der Menschen Tod.
Du hast die Nacht uns durch dein Wort erhellt
und wußtest schon um deines Sterbens Not.

Du gabst dein heilig Blut den Menschen hin,
und jeder Tropfen strömte Liebe aus.
Sie schlugen dich — du aber hast verzieh'n —
und blicktest ihrem Hasse weit voraus.

Wir danken, Heiland; dir für deinen Tod,
den du geopfert uns als Menschensohn.
Du gabst das Licht und nahmst der Seele Not
und führtest uns empor zu Gottes Thron.

TRAUDE SINGER

Jetzt kann Frau Rosa Lehner zufrieden sein, denn aller Sorgen enthoben und liebevoll betreut genießt sie in der „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein den ersehnten friedvollen Lebensabend. Frau Lehner ist jetzt 84 Jahre alt und hofft und wünscht, in diesem Blindenaltersheim wenigstens 100 zu werden.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

Den Forschern des RNIB, die neue Materialien und Verfahren zur Herstellung kompakterer und widerstandsfähigerer „Sehhilfen" suchen, haben sich weite Möglichkeiten eröffnet. So brauchte man beispielsweise seit langem ein rentables Verfahren zur Anfertigung plastischer Landkarten und Diagramme, die sich der Blinde mit der Hand ertasten kann. Bisherige Karten, bei denen verschiedene Stoffe zur Kennzeichnung von Meer, Gebirge und anderen topographischen Merkmalen verwendet wurden, waren von Hand gefertigt und daher teuer. Vor kurzem konnte nun das RNIB nach langen Experimenten eine Methode zur Massenproduktion von Kunststoffkarten mit komplizierten Strukturgeweben entwickeln und patentieren lassen, die nahezu unverwüstlich sind. So wird in Kürze ein leichter und billiger Autobusfahrplan von London erscheinen, der es dem Blinden möglich macht, durch London zu fahren und nötigenfalls den Bus zu wechseln. Notenblätter, Diagramme und ähnliche Dinge sollen bald folgen.

Neuerdings kann man auch mit Hilfe von Plastiktinte, die durch Rotationsdruckplatten auf dünnes Papier aufgetragen wird und zu festen Punkten erhärtet, preiswerte Bücher drucken. Diese Erfindung wird wahrscheinlich den ganzen Druck in Braille revolutionieren; denn sie reduziert nicht nur den Umfang der Bücher um nahezu die Hälfte, sondern verringert auch die Produktionskosten und erleichtert die Handhabung. Dadurch kann die Auflage von Büchern und Zeitschriften in Braille, von denen jährlich etwa 600.000 Exemplare erscheinen, bedeutend erhöht werden.

Der Katalog des RNIB führt alle möglichen Blindenhilfen auf, ob für den Schüler oder Studenten oder für die Hausfrau. Es gibt Spiele aller Art, Uhren, Thermometer, Küchenvorrichtungen, darunter Kochhilfen, eine Brotmaschine, Maße und eine Vielzahl anderer Geräte. Eine Serie von Instrumenten hilft dem Schulkind, geometrische Probleme zu lösen, Multiplikationstabellen zu erlernen, Achsenkreuze zu zeichnen und algebraische Symbole niederzuschreiben.

Am wichtigsten aber sind wohl die Erfindungen, die es dem Blinden ermöglichen, sich den Lebensunterhalt zu verdienen, sei es als Fachkraft in der Leichtindustrie, als Schreiner, Masseur, Physiotherapeut oder als Bürokraft. Es hat sich herausgestellt, daß eine Vielzahl von Tätigkeiten viel genauer und gewissenhafter von Blinden verrichtet werden als von Sehenden. Seit dem zweiten Weltkrieg fanden etwa 5000 blinde Männer und Frauen im Zuge der Wiedereingliederung von Blinden in den Arbeitsprozeß und durch die Vermittlung von — oftmals blindem — Schulungspersonal in offenem Wettbewerb zu gleichen Bedingungen mit Sehenden gute Arbeitsplätze in Handel, Industrie und anderen Berufszweigen.

Es gibt eine ganze Reihe von Instrumenten und Werkzeugen für den blinden Ingenieur, unter anderem Mikrometer und Maßgeräte in Braille, Hobel und andere mehr. Der blinden Bürokraft steht eine Schreibmaschine für

Braille-Kurzschrift zur Verfügung, die Papierrollen für maximal 50 Geschäftsbriefe faßt. Blinde können Geschwindigkeiten bis zu 140 Wörtern in der Minute erreichen. Sie entziffern ihr Stenogramm mit der Hand und übertragen dann die Buchstaben mit einer Maschine. Es gibt heute Braille-Schreibmaschinen, Schreibrahmen und „Locher" für handschriftliche Aufzeichnungen, Führer aus Metall für die doppelte Buchhaltung sowie besonderes Papier, Blöcke und Registriermethoden. Ständig werden neue Ideen und Vorrichtungen entwickelt und vom RNIB in London überprüft, und diese unermüdliche Arbeit kommt dann den Blinden in aller Welt zugute.

WILHELM FUCHS

ABSCHIED

Sommer war es. Er und sie lagen im blühenden Heidekraut, knapp am Waldesrand; der Himmel azurblau, die Sonne strahlte und beide waren nicht mehr ganz jung. Ihre Gesichtszüge und ihre Worte waren ernst, so ernst, als ob sie ein Menschenalter voll Weisheit schon hinter sich hätten. Sie beobachteten kaum den herrlichen Spätsommertag, hörten weder das Jubilieren der Vögel noch spürten sie den herben Duft des nahen Waldes. Es war eine jener seltenen Stunden über sie gekommen, in der den Menschen das Herz auf der Zunge liegt und sie dem anderen alles sagen.

„Immer, schon als Kind, war ich irgendwie einsam", meinte sie soeben, „spielte kaum mit den anderen Kindern und auch sie mieden mich, weil ich ihnen zu still und scheu war. Ja, viel zu still — und darum stießen sie mich auch einfach von sich. Siehst du, dieses ‚Alleinsein' tat oft weh und es war auch niemand da, der mir tröstend über die Stirne streichen, mir helfen konnte. Und ich suchte doch die Liebe der Menschen so sehr — schon damals." — „Weiter, sprich weiter, mein Lieb!" forderte er sie auf, „ich weiß doch so wenig, fast nichts von dir!"

Sie zögerte ein wenig, dann hob sie ihr hübsches, fein geschnittenes Antlitz und ihre Augen ruhten zweifelnd an den seinen. „Wozu? Ich glaube kaum, daß du mich verstehst!" — „Bitte, bitte, ich höre deine Stimme so gerne und ich werde dich bestimmt verstehen! Sage mir alles — alles!"

Sie kämpfte noch ein wenig mit sich, dann fuhr sie fort: „Später dann nahm ich dieses ‚Abseitsstehen', dieses ‚Unverstandenfühlen' und ‚Einsamsein' einfach als mein Schicksal hin, gegen das anzukämpfen ich mich schwach, viel zu schwach fühlte. Gewiß, ich fand Freunde, viele Freunde sogar. Doch sobald ich eine kurze Strecke mit ihnen gegangen, waren sie mir entweder schon voraus oder — was meist der Fall war — sie blieben zurück; kaum daß ich ihre Hand gefaßt hatte, lösten sie sich schon wieder von meiner. Ich begann nun zu warten und zu warten — und glaubte, das Leben sei mir noch etwas schuldig. Dabei vergaß ich, daß ich selbst, ich ganz allein, schuld daran war. Schließlich war ja auch niemand da, der meiner bedurft hätte, der sagte: ‚Ich brauche dich! Denn ich bin genau so allein wie du!' Wie überflüssig kam ich mir in der Welt vor! So zog ich mit den Jahren einen unsichtbaren Kreis um mich, ließ niemanden in denselben eintreten und hütete meine ‚Einsamkeit' ängstlich und streng. — Dann kam viel Häßliches und Dunkles, auch manch Schönes, gewiß, und dann — dann kamst du!"

Sie schwieg, senkte den Kopf und schloß mit einem schmerzlichen Lächeln die Augen. Er schaute sie lange schweigend an und dachte daran, wie doch sein Leben ein ganz, ganz anderes war. Er hatte sich von den Strömen des Lebens durchpulsen lassen, hatte viel, sehr viel kennengelernt und den Becher der Freude bis zur Nagelprobe geleert. Nur eines hatte er nie kennengelernt — ‚Einsamkeit'. Darum verstand er auch sie, die entzückend, fast überirdisch zarte, hübsche Frau neben sich, nicht, die ihm mit ihren Worten ihr Innerstes preisgegeben hatte. Er konnte sie nicht verstehen. „Und dann kam ich!" meinte er versonnen. „Und ich liebte dich, liebte dich so sehr, wie ich vorher noch keine geliebt habe. Und wir wurden glücklich miteinander, obwohl du mir manchmal so unbegreiflich fremd vorkommst!"

Sie sah ihn an, und er erschrak vor der Traurigkeit ihres Blickes. „Liebster, laß es mich dir ruhig sagen: Ich bin auch an deiner Seite immer einsam gewesen — trotz allem. Auch du konntest und kannst es nicht ändern, weil du mich nicht verstehst. Das ist ja das Schwere und Tragische in meinem Leben. Nie den anderen Menschen verstehen können — und auch dich, Liebster, kann ich nicht verstehen, so sehr ich mich auch bemühe — vielleicht will ich auch gar nicht!“ — „Aber ich will dich doch glücklich machen, mit der ganzen Glut meines Herzens!“ sagte er innig.

Da blieb es einige Sekunden um die beiden still, ganz still, so daß man fast die Zeit rauschen hörte. Dann kam es leise, kaum hörbar von ihren Lippen: „Willst du deine Familie verlassen, deine Frau, dein Kind?“ — „Ja, das will ich — deinetwegen!“ — „Du sollst es aber nicht, sie brauchen dich, ich will dich ihnen nicht wegnehmen — das will ich wieder nicht! Und darum kann es so nicht weitergehen!“

„Es soll aber weitergehen mit uns! Wozu diese philiströsen Vorurteile! Es könnte doch alles schön und gut werden!“ — „Nein, nichts ist gut — wenn es auch schön wäre!“ — „Du liebst mich eben nicht stark und fest genug, das ist es!“ — Sie zitterte am ganzen Körper.

„Du, ich liebe dich mit der ganzen Leidenschaft, deren nur eine Frau fähig ist — und mein Herz verlangt Tag und Nacht nach dir! So sehr ich mich auch dagegen wehrte, es gelang mir nicht! Ich versuchte dich und mich zu betrügen — vergebens, es gelang mir auch das nicht! Und so habe ich mich für dich entschieden! Nicht nur für heute oder morgen, sondern für ein ganzes Leben lang. Meine Liebe ist so groß, daß ich es nicht länger ertragen kann und will. Doch — die zweite Frau, nein, die kann ich nicht sein! Begreifst du denn nicht mein Leid? Nie sind wir beide allein, immer wenn du mich in den Armen hältst und mich küßt, ist die andere da — deine Frau! Sie ist immer da, immer und überall, und das würde stets so bleiben. Ich will das nicht mehr, denn ich kann nicht wie die anderen sein! Lieber ein ganzes Unglück als ein halbes Glück!“

Sie legte ihre Arme um seinen Hals und blickte ihn wehmütig an. So lagen sie eine Weile regungslos, und einer suchte Kraft aus der Nähe des anderen zu schöpfen und dachte nur an das „Sichtrennenmüssen“. „Liebste, war er nicht schön — unser Sommer? Und könnte es nicht immer so sein?“ fragte er ganz leise und zart. Da trat ein fast himmlisches Leuchten in ihre Augen.

„Schön war er schon, wunderschön, unser Sommer — in dem die Rosen so herrlich blühten. Doch so schnell wie er gekommen, so schnell verschwindet jetzt sein Schimmer. Muß verschwinden, um wenigstens in der Erinnerung schön zu bleiben!“ — Müde und langsam stand sie auf, dann meinte sie fast brüsk: „Lassen wir das jetzt, es hat alles keinen Sinn mehr! Was gesagt werden mußte, ist gesagt, und darum wollen wir uns auch nicht länger quälen! — Leb wohl!“

Die Blindheit fragt nicht nach Weltanschauung, Parteizugehörigkeit, Glaubensbekenntnis oder Abstammung

Sie erfaßt den Reichen wie den Armen, und kümmert sich auch nicht um die Hautfarbe.

Jeder aber, der erblindet, braucht die Hilfe seiner sehenden Mitmenschen. Hilf darum, lieber sehender, glücklicher Mitmensch, und frage auch du nicht nach mehr als darnach, ob dein leidgeprüfter Bruder, deine notleidende Schwester deine Hilfe brauchen.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat sich die schöne Aufgabe gestellt, jedem Erblindeten Helfer und Wegbereiter zu sein. Wer die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten unterstützt, handelt richtig.

Bitte, unterstützen Sie mit Ihren Spenden unsere Gemeinschaft, damit wir unsere Einrichtungen erhalten und immer weiter ausbauen können.

Erholungsheim
„Harmonie„
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„Waldpension„
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

„Bleib, bleib!“ bat er flehend. „Nein! Wozu? — Wir beide könnten ja doch nie glücklich werden!“ Zitternd preßte sie sich an ihn und küßte ihn ganz sachte, ganz behutsam. „Liebster, du darfst nicht mehr an mich denken!“ — Doch mit einem erschütternden Lächeln, das die ganze Trostlosigkeit ihres Herzens umschloß, hauchte sie fast tonlos: „Aber ganz vergessen sollst du mich deshalb auch nicht!“ Dann wandte sie sich ab — und ging langsam, ganz langsam in den Wald hinein. Nun war sie wirklich und für immer einsam.

Er sah ihr noch lange, lange nach, bis ihr helles Kleid hinter den letzten Baumstämmen verschwunden war. Sie zurückzuhalten wäre sinnlos gewesen, das wußte er. Doch dann packte ihn die Verzweiflung über seine Schwäche und sein Unvermögen, glücklich zu machen und endlich einmal selbst wirklich glücklich zu sein. Und er warf sich zu Boden und barg sein Gesicht schluchzend in die erikaroten Blüten.

Leise kam die Nacht, legte die Hände lindernd auf alles, was da Schmerzen litt, am Leben krankte; und dann zog bleich und silbern langsam der Mond herauf.

Wien III, Lothringerstraße 14, Tel. 72 46 11 Δ

Lustiges Treiben in der Waldpension

Wenn jemand etwa meinen sollte, unser Blindenaltersheim sei eine Stätte, wo die Menschen niedergeschlagen und in dumpfer Gleichgültigkeit ihr Leben fristen, der irrt mit dieser Annahme gründlich. Während meines mehrwöchigen Aufenthaltes in der Waldpension hörte ich immer wieder fröhliches Lachen und manch munteres Scherzwort; am Abend des Faschingsamstags aber ging es dort besonders lustig zu. Schon am frühen Nachmittag gab es allerlei geheimnisvolle Vorbereitungen; als wir dann zur Jause kamen, fand jeder von uns neben den verlockenden Krapfen einen originellen Kopfschmuck für den „Faschingsrummel“. Nach dem Abendessen gab es im festlich geschmückten Speisesaal ein großes Hallo — Musik, heitere Vorträge und noch allerlei Spaß versetzten die Gäste bald in eine sehr vergnügte Stimmung. Manche schon etwas steif gewordene Beine durchprickelte plötzlich ein jugendlicher Schwung und so gab es unter den Heimgästen sogar eine kleine Tanzerei.

Am nächsten Tag fand das muntere Treiben seine Fortsetzung, denn aus Wien kam ein großer, vollbesetzter Autobus mit blinden und sehenden Besuchern. Direktor Kollege Vogel führte die Gäste durch unser Heim, das für den einen oder anderen Ausflugsteilnehmer vielleicht bald auch das seinige werden soll. Und alle fanden für die Behaglichkeit und Zweckmäßigkeit dieses Hauses einstimmig Worte begeisterten Lobes. Auch das gute Essen fand großen Anklang, ebenso das fröhliche Singen und Musizieren. „Mir ist die Zeit viel zu rasch vergangen“, sagte mir einer der Freunde beim Abschied, „es ist so wunderschön hier und wir wollen so bald wie möglich wieder kommen!“

Jawohl, ihr lieben blinden und sehenden Freunde, kommt nur recht oft und zahlreich zu uns in die Waldpension, denn das Sozialwerk, das durch die Tatkraft später erblindeter Menschen geschaffen wurde, ist unbestreitbar beispielgebend!

Y. B.

HEINZ APPENZELLER

Der Blinde und sein Kind

Hoch schwinge ich mein quietsch- und quicklebendiges Söhnlein über mir empor. Hell lacht es mir von oben herab ins Antlitz. Vaterfreude — Vaterstolz, aber auch Vaterbangen erfüllt mich: Wie wird es meinem nunmehr gerade ein Jahr alten Liebling bei seinem Wandel durchs Erdendasein wohl ergehen? Wie wird er fertig werden mit sich selbst und seinen Lebensgefährten, mit seiner Umwelt und seinen Zeitumständen? Welches Schicksal wird ihm wohl zuteil werden und wie wird er sich zum Schicksalhaften der Blindheit seines Vaters stellen? Wird diese gegebene und unabänderliche Tatsache erst unbewußt, später sogar bewußt beklemmen und belasten? Wird ihn der Anblick seines sich langsam und bedächtig vorantastenden Vaters beelenden, ängstigen und lähmen? Wird auch er sich von der Gedankenlosigkeit, vom Geschwätz, von der Alltagsmeinung der großen Masse der Menschen in seiner Vorstellung und Verhaltensweise gegenüber dem Phänomen und den Auswirkungen der Blindheit bestimmen und leiten lassen? Wird auch er einmal wie all die vielen anderen Mitmenschen, denen es am Einfühlungsvermögen und am Verständnis gebricht, seinen Vater bemitleiden? Wird auch er unabwendbar der ach so falschen Anschauung verfallen, ein Blinder sei im Grunde seiner Seele, seiner Existenz, eben doch ein Geschlagener und Gebrochener, ein Unglückseliger und Hilfloser, ein erbarmenerregender, armer, übel zugerichteter Wicht? Wird mein Sohn es als eine unverdiente Verfolgung, als etwas empfinden, wogegen sich sein Inneres mit aller Kraft und voller Entsetzen auflehnt, daß ihm ein blinder Vater beschert, daß seinem Vater das beschwerliche Los eines solchen Gebrechens aufgebürdet wurde? Oder wird es ihm so ergehen, wie es mir zu meinem Trost denn doch das Natürlichste und Wahrscheinlichste zu sein scheint, daß er die Blindheit seines Vaters als etwas hinnimmt, was nun einmal so und nicht anders eingerichtet ist, was miterlebt und in seinem Sinn, in seiner Aufgabe, in seiner Zweck- und Zielsetzung erkannt und anerkannt, erfaßt und gemeistert, durchdrungen und erwahrt sein will?

Die Fragen bedrängen mich. Ich kann mich ihrer nicht erwehren. Sie müssen gestellt werden, wiewohl ich ja weiß, daß erst eine noch unentschlüsselte Zukunft Antwort zu erteilen vermag. Ich fühle es zu deutlich: Hier liegt mein Sein oder Nichtsein, die Rechtfertigung oder Verwerfung meines Wirkens und Fortbestehens beschlossen. Ich fühle, wie alles unter mir schwankt. Hier droht die Gefahr des Versinkens. Wird es mein Kind, dieses mein so innig geliebtes Kind, dereinst schockartig überkommen, erschüttern und überwältigen, wenn es sich des Blindheitszustandes seines Vaters bewußt wird, wenn es versucht, sich diesen Zustand und seine Tragweite zu vergegenwärtigen und zu begreifen? Wird es mir dann gelingen, mein Söhnchen, diesen Sprößling und Zögling meines Selbst, meines Fühlens und Denkens, meines Werdens und Wachsens, meiner Einheit und Verbundenheit, meiner Liebes- und Lebensfähigkeit, davon zu überzeugen, daß die menschliche Glückseligkeit letzten Endes ja wahrhaftig nicht von den Ausstrahlungen jenes bunten Blendwerks, jenes oberflächenverhafteten Geflitters, jener optischen Sinneseindrücke abhängt, die das Auge, das trügerischste aller Organe ver-

SCHUBERTS TOTENKLAGE

„Kehrst du wieder, Tag der Qual,
Kennt ihr Götter kein Erbarmen?“
Nebel steigen aus dem Tal,
Keine Hand stützet den Armen!

Müde sinkt zurück sein Haupt,
Schmerzvoll dehnen sich die Glieder,
Wenn er schon zu schlafen glaubt,
Treiben hoch ihn jäh die Lieder!

„War es nicht ein Flügelschlag,
Höre ich nicht eine Stimme?
Hilf mir, wer da helfen mag,
Samt der Götter ew'gem Grimme!

Ew'ger Grimm und ew'ge Qual,
Machet heut' mit mir ein Ende,
Schuf der Lieder sonder Zahl —
Schuf sie für die Zeitenwende!“

CARL HERRMANN

mittelt? Wird es ihm einleuchten, daß man nicht mit den Augen, sondern allein mit dem Herzen den richtigen Weg, den Weg nach Innen, den Weg ins Land der geistigen Heimat, der seelischen Geborgenheit, hin zur persönlichen Freiheit, zur Eigenständigkeit, zum Glück zu finden vermag? Wird mein vorerst noch so problemlos und ungebeugt aufjauchzendes Knäblein es verstehen, daß auch die Blindheit zu jenen Dingen gehört, die anders, besser geartet und geraten sein könnten, die jedoch durch die Einstellung und Annahme, durch die Verhaltensweise der von ihnen Betroffenen ihr Vorzeichen und ihre Prägung erhalten. Die Blindheit beraubt und beschenkt zugleich. Und es liegt am Betroffenen, ob er sich dem Schmerz der Beraubung oder das Glücksgefühl innerer Bereicherung durch Überwindung des Unheils, des Dunkels, der Finsternis tiefer zu Herzen gehen läßt.

Ich nehme im Sessel Platz. Mein sich neugierig gebärdendes Büblein richtet sich von meinen Armen gesichert und gehalten auf meinen Schenkeln aufrecht empor. Laute der Erregung, der Spannung, der Begehrlichkeit! Ein geöffnetes Mündchen! Kurze, hastigrasche Atemstößchen! Das ganze Körperchen bebt voller Erwartung, voller Drängen. Es gibt da etwas, was mein wunderfitziges Bürschlein anzieht, was es gefangen hält. Kein Zweifel! Er hat etwas Interessantes, höchst Interessantes entdeckt. Merkwürdig! Es muß der Sache nachgehen, sie untersuchen, ihr auf den Grund gehen. Mit der Behutsamkeit eines wohlgeübten, erfahreren Arztes tastet das Männlein jetzt sachte, als ob das Drücken seiner Fingerspitzchen Schmerzen verursachen könnte, an der toten Attrappe meiner Augen herum. Da scheint etwas nicht ganz geheuer, etwas nicht vollig in Ordnung zu sein! Ob das Kerlchen bereits etwas herausgeschlaut hat? Gewiß stimmt es, was man sagt: Kinder, auch die Kleinsten, erkennen, wissen und verstehen zumeist viel mehr, als die Erwachsenen glauben und gelten lassen wollen! Ist dem geweckten Sinn dieses Menschleins, ist es diesen so emsigen Patschhändcher bereits aufgefallen, daß das eine der Augen geschrumpft und somit kleiner ist als das der andere? Habe ich denn wirklich und tatsächlich einen so befremdlichen, einen so erstarrten und erstorbenen Blick, daß er selbst die des Gedankenspinnens entratende Unschuld des kleinen Knäbleins zu beeindrucken, zu bannen vermag? Mein Inneres krampft sich zusammen. Ja, wenn man nur genau wüßte, was in so einem freundlich-wohlgeformten Köpfchen alles schon entfaltet und gediehen? Was formt sich darin aus der Füllle von Staunen, Schauen und Habenwollen? Wird da schon der Ansatz, der Versuch gemacht, hinter die Dinge und hinter ihren Sinn zu kommen? Ist es nur Schau und Umschau oder bereits Um- und Einsicht?

Ich fühle ein Schwanken, eine Ohnmacht in mir. Die Hände zittern, das Herz klopft. Spontan presse ich meinen kleinen Liebling an die Brust. Die Aufwallung der Gefühle verrauscht. Sorgsam setze ich dieses zum Menschlein gestaltete und zum Menschen heranwachsende Stück lebendigen Lebens zu Boden. Gelassen streiche ich über die noch spärlichen Struwelhärchen. Hurtig und munter, flink und flüchtig täppelt das Bürschlein davon.

Blinde auf der Straße

„Komm, Kollegin! Mit vereinter Kraft wird es uns schon gelingen, das rettende Ufer zu erreichen."

BESINNLICHE NACHT

Mitternacht ist längst vorüber,
Mond und Sterne halten Wacht,
silbern strahlt ihr Licht hernieder,
Menschen sagen: „Gute Nacht!“

Sanft verzaubert liegt die Erde,
wie ein Märchenparadies
und im Herzen pocht ein Sehnen
nach der ew'gen Liebe Lied.

Kommst du nun auf leisen Schwingen,
Glück, das ich so heiß begehr,
laß dich endlich doch bezwingen,
eh vorbei des Lebens Mai!

Leise frag' ich ganz bescheiden,
die ihr kreist am Himmelszelt,
müssen denn die Menschen leiden,
ist denn das der Lohn der Welt?

Drum, mein Herz, sei still und tapfer,
trage deinen Schmerz allein,
denn die Menschen sind nur Gaffer,
Mond und Sterne doch sind dein!

FRIEDERIKE SPERL

Ursli tummelt sich mit vielerlei Klötzlein und Tierlein zu meinen Füßen. Ich sinne nach. Ich spiele mit dem Gedanken, als ob auch sie Klötzchen wären. Klötzchen, die sich auf die mannigfaltigste Weise zusammen- und aufeinanderstellen, begreifen und deuten lassen. Was sich das aufgeweckte Kind wohl vorstellt und denkt, daß es laut und eindringlich „Daa! Daa!“ ruft, wenn ich mit ihm an der Hand oder auf dem Arme die offene Tür anzusteuern trachte. Die Art und Weise meines Sichfortbewegens ist Ausdruck genug, um seinen Instinkt anzusprechen, um ihm instinktiv zu zeigen, daß ich die Öffnung des Durchgangs nicht sehen, sondern bloß langsam und mit Vorsicht erfühlen kann. Etwas an meine Seele, mein Selbst. Es schüttelt mich, und mir ist, als müßte ich etwas von der Kehle reißen. Aber meine Kräfte sind zu schwach. Eines ist mir jedoch klar geworden: So klein das süße Kerlchen noch ist, die Blindheit seines Vaters figuriert, wennschon höchstwahrscheinlich noch unbewußt, so doch schon als keineswegs unwirksamer Faktor seiner Erfahrungswelt und dementsprechender Verhaltungsweise.

Es war mir, als beschleiche mich eine Lähmung, als werde meine Gehirnapparatur außer Betrieb gesetzt. Aber nur für kurze Zeit. Dann vermochte ich mir vor Augen zu halten, wie ungezwungen und unbeschwert die Gegebenheit meines Blindseins in dem sich langsam und organisch enthüllenden Erleben und Dasein meines Söhnchens nicht nur für es selbst, sondern auch für seinen Vater, seine Mutter, für unsere Umwelt geworden ist. Mir wird wieder leichter ums Herz. Ich atme auf. Die wärmenden Wogen des Dankes durchfluten mich.

Während weniger Minuten überließ ich mich der Meditation, verfiel ich stummem Brüten. Der Raum lastete auf meinen Schultern. Eine erdrückende Stille umgähnte mich. Plötzlich fuhr ich hoch: „Ursli“, rief ich gellend, „Ursli! Ursli, sag, wo steckst du denn!“ — Alles blieb still. Selbst das nervöse Tacken der alten, ausgeleierten Wanduhr war nicht mehr zu hören, schien erloschen. Ihr asthmatisches Zahngetriebe pickte nicht mehr mit metallenen Hieben die Zeit in Stücke. Alles stand still, alles war still, totenstill. „Ursli! Ursli!“ Es klang wie ein verhaltener Schrei, wie ein Schreckensruf, der dennoch nicht erschrecken soll. — Alles bleibt still. Vorsichtig mich forttastend mache ich mich auf die Suche. Ob das Büblein wohl ermüdet umgesunken und eingeschlafen ist? Aufgepaßt! Nur nicht an es stoßen oder gar über es stolpern! Systematisch durchmesse ich das ganze Zimmer. Da endlich im hintersten Winkel bekomme ich den Spitzbuben zu fassen. Erst jetzt jubelt und jauchzt er vergnüglich. Der Streich war ihm vollauf gelungen.

Er wußte also bereits nur zu gut: Vaters Wahrnehmung und Zugriff vermochte er sich dadurch zu entziehen, daß er sich lautlos von dannen schlich und sich mucksmäuschenstill verhielt. — Gottlob! Noch konnte mein Kind ja den Nachteil, die Behinderung der Blindheit nicht erkannt haben; ihren Vorteil hat es sich bereits stracks zunutze gemacht. Jawohl! Nichts, nicht einmal die Blindheit ist so von Nachteil, daß nicht auch ein Vorteil, ein Nutzen, etwas Gutes darin läge! Der Gedanke ist so wahr und tröstlich wie die Gewißheit, daß das Leben durch den Tod hindurch ins Leben führt, daß das Dasein durch den Wandel ins Dortsein mündet.

DR. HERBERT V. PATERA

CAFÉ BAZAR

Jeder Besucher der schönen Stadt an der Salzach kennt, zumindest vom Hörensagen, vier Punkte, mit denen er Salzburg in seiner Vorstellungswelt charakterisiert: Festung, Festspielhaus, Glockenspiel und ,,Café Bazar". Bei Kunstliebhabern kommt noch der Dom und vielleicht der St. Petersfriedhof hinzu. Wie, wird man sich verwundert fragen, kommt es, daß in der Mozartstadt gerade ein Kaffeehaus, also eine recht bürgerliche Erfrischungsstätte, zum Symbol der Festspielstadt geworden ist? Kaffeehäuser gibt es doch in der ganzen Welt, außerhalb Österreichs führen sie meist den Namen ,,Wiener Café", während in unserer Heimat fremdländisch klingende Namen wie ,,Atlantis", ,,Excelsior", ,,Bristol" und ähnliche bevorzugt werden.

Eine die ganze Stadt überragende Burg, die der ganzen Landschaft das typische Gepräge verleiht, ein großartiger Festbau für grandiose Theater- und Opernaufführungen, ein weltberühmter Kirchendom, ein sentimentalverträumtes Spielwerk auf hohem Turm, gut, das kann man als Charakteristikum einer Stadt gelten lassen, aber ein Kaffeehaus? Und doch ist in Neuseeland oder Kalifornien, in Kapstadt oder Shanghai der Name ,,Café Bazar" ebenso bekannt wie Salzburg selbst. Kein Wunder, daß der fremde Besucher mit großen Erwartungen vor allem dieses berühmte Kaffeehaus besuchen will.

Meistenteils ist er dann vom ersten Eindruck enttäuscht. Was soll denn da besonderes daran sein an diesem Lokal, das in einem Häuserblock untergebracht ist, der, zwischen Salzach und einer Hauptverkehrsader eingepreßt, sich gar nicht von allen umliegenden Wohnbauten unterscheidet? Ein schmaler Vorgarten unter etlichen schattigen Bäumen, ein nicht einmal großer Saal mit kaum auffallender Einrichtung. Es stehen die überall gewohnten Marmortischchen und unbequemen Holzsessel ebenso im Raum wie allüberall in allen gleichartigen Kaffeehäusern, etliche Zeitungsständer, das typische Buffet, wo die Kellner ihre Bestellungen aufgeben und empfangen. Das also ist das berühmte ,,Café Bazar"? Und kopfschüttelnd betritt der Fremdling das so gänzlich unauffällige Lokal — und ist bei aller Skepsis doch sofort gefangen! Denn es ist die Atmosphäre, ein fast sichtbares Fluidum, das ihn umfängt und sich kaum beschreiben läßt: eben das ,,Café Bazar"!

Es ist immer ,,bummvoll", wie man im Dialekt sagt, zu keiner Tages- oder Nachtzeit sieht man ein freies Tischchen. Die Menschen sitzen eng gedrängt, aber es ist auch noch immer Platz für den Neuankömmling. Geschickt wird ein Stuhl über die Köpfe der Anwesenden hinweg balanciert. Man rückt auf den etwas altmodischen Polsterbänken noch enger zusammen und — sitzt, zwar beengt, aber man sitzt dennoch!

Wie es die Kellner fertigbringen, in diesem Gewühl zu servieren, ist eine Kunst, die man als Laie kaum begreift aber neidlos bewundert! Und dann blickt man um sich, zündet sich

Blinder Musiker

Wenn unser Kollege Bauer aufspielt, wird es immer lustig.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

seine Zigarette an. Zu den dicken Rauchwolken, die bereits über den Tischchen lagern, kommt noch der neue, blaue Rauch hinzu, und dann hat jeden schon die unbeschreibliche, kaum zu schildernde Atmosphäre des Raumes restlos gefangengenommen.

Denn hier trifft sich buchstäblich nicht nur ,,tout la monde en Salzbourg", nein, hier gibt sich die ganze Welt ein Stelldichein. Neben dem berühmten Tenor, der, abgeschminkt, in der landesüblichen Lederhose und im weißgrauen Lodenjanker behaglich sein Bier trinkt, bemerkt man den Charakterkopf eines weltbekannten Dirigenten, der seinen Mokka sorgsam mit zwei Stück Zucker versüßt. Diesen hellblonden, wohlondulierten Frauenkopf kennt man doch aus den illustrierten Zeitungen, und dort drüben — das ist doch eine allbekannte Filmgröße aus Hollywood? Zwei Kritiker, deren Zeitungsartikel durch ihre treffende Schärfe faszinieren, speisen gemütlich ihre ,,Paar Frankfurter", während am Nebentisch etliche kleine Komparsinnen ungeniert sich ,,verschönen".

Gesprächsfetzen flattern auf: ,,Nein, sie sind nicht in der Stadt abgestiegen. Sie wohnen im Schloß Fuschl!" — ,,Da müssen Sie mit dem ‚Festspielexpreß' nach Gastein fahren. Im ‚L'Europe' werden Sie sicherlich mit ihm reden können." — ,,Im Festspielhaus kommen Sie nicht zu ihr vor, passen Sie lieber da im ‚Bazar' auf die Diva!" Und je länger man schaut und zuhört, um so mehr umnebelt einen das Fluidum dieses simplen Raumes. Denn hier trifft oder sieht man zumindest tatsächlich alle Berühmtheiten, die man im Festspielhaus, vor dem Dom bei ,,Jedermann", im Stadttheater, in der ,,Felsenreitschule", im ,,Mozartheum", bei den Serenaden bewundert und, hingerissen von ihrer großen Kunst, begeistert akklamiert hat. Gerade hier im ,,Bazar" sind sie vom hohen Piedestal ihres Könnens herabgestiegen, sind ,,Menschen wie du und ich" geworden und dabei doch Persönlichkeiten ihrer selbst geblieben.

Ein alter ,,Festspielhase", der seit 1921 — wie er wenigstens verlauten läßt — allen Festspielwochen beigewohnt hat, erzählt, daß an jenem Ecktisch der Herzog von Windsor seinen ,,Schwarzen" getrunken hat und dort drüben, knapp neben dem Buffet, Max Reinhardt jeden Abend zu sehen war. Dieses halb versteckte Plätzchen war für Stefan Zweig reserviert, und hier, schief vis-a-vis, saß der unvergeßliche ,,Ochs von Lerchenau", der joviale Kammersänger Mayr. Namen schwirren auf, die Glanz und Ruhm bedeuteten: Eleanor Roosevelt, der Maharadscha von Kapurtala, der Kronprinz von Siam, Maria Jeritza, Maestro Toscanini, Moissi, Hugo von Hofmannsthal und viele andere, die nicht mehr unter den Lebenden weilen: Frieda Richards, die unvergeßliche Darstellerin von ,,Jedermanns Mutter", und Maria Cebotari, die Heimgegangene . . .

Man spricht gerade heute viel von den ,,Vereinigten Staaten von Europa"; hier sind sie auf kleinem Raum bereits seit Jahren verwirklicht. Denn das Sprachenbabel ist unvorstellbar. Englisch in allen Idiomen des ,,Empire" und der ,,United States", einschmeichelnde Laute romanischer Länder, Französisch, Spanisch, Italienisch, breites Holländisch, helles Schwedisch und hartes Norwegisch, Dänisch, Finnisch, gemütliches ,,Schwytzerdütsch" und klangvolles Portugiesisch; daneben exotische Sprachen: Iranisch, Türkisch, Ägyptisch. Es ist eine sprachliche Klangfülle fast aller Nationen der ganzen Welt, die den Raum erfüllt.

Gravitätisch schreitet mit seiner goldenen Kette über tadelsfreiem Frack das lebende

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN" BETRÄGT:

Jahresabonnement	S 50.—
1/2-Jahresabonnement	S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

Symbol des ,,Café Bazar", der eisgraue Ober Fritz, durch den Raum, zwängt sich mit jahrzehntelanger Übung zwischen den Tischen und Sesseln durch; auch er bereits eine legendäre Figur mehrerer Zeitromane über die Festspielstadt.

Es gibt keinen Toilettenzwang. Abgeschabte, ,,zünftige" Lederhosen und stilechte ,,Landdirndl" sitzen neben den letzten Modeschöpfungen pariserischer ,,Haute Coture", silber- oder goldglitzernde Abendroben letzter Kreation neben einfachen, hellbunten Sommerkleidchen, feierlich-düstere Fracks und Smokings neben hellen Sportsakkos und bunten Bauernjankern.

Es wirkt nicht nur, es ist eine große Familie, die hier sich zusammenfindet, nicht nur eine Familie der Prominenz und all derer, die ,,auch dabei sein müssen", eine Versammlung bekanntester Namen und zufälliger ,,Touristen". Es ist eben Salzburg zur Festspielzeit, wie man es besser nirgends findet. Es ist eben das ,,Café Bazar"!

DU WEISST NICHT . . .

Du weißt nicht, wieso:
Auf einmal so froh,
So leicht wird dein Sinn
Und jubelt dahin,
Der Freude entgegen . . .

Du weißt nicht, warum:
So schwervoll und stumm
Wird jählings dein Herz
Und fühlt allen Schmerz
Der Erde sich regen . . .

LEO SONNWALD

„Waldpension", Blindenaltersheim in Hochegg

Die Hilfsgemeinschaft konnte im Jahr 1960 den Privatbesitz ,,Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein erwerben und das Gebäude dank der wertvollen Hilfe vieler Unternehmungen und der nie versiegenden Hilfsbereitschaft der österreichischen Bevölkerung zweckentsprechend ausgestalten.

Das Haus ist mit seinen 50 Zweibettzimmern und allen erforderlichen Nebenräumen in jeder Hinsicht auf die besonderen Bedürfnisse blinder Menschen eingerichtet. Die alten, alleinstehenden Blinden werden bei liebevoller Betreuung den nach einem meist arbeitsreichen Leben wohlverdienten Lebensabend finden.

Am Hause selbst und im Hause sind Führungsgeländer angebracht, an denen entlang auch weniger geschickte Blinde sehr leicht ihren Weg finden werden, wodurch sie sich größtenteils von fremder Hilfe unabhängig machen können. Die Fußböden wurden durchweg mit einem sehr leicht zu behandelnden Plastikbelag versehen. Das sehr haltbare Material dämpft gut die Schritte, wodurch im Hause eine angenehme Ruhe herrscht.

Das Heim besitzt mehrere Badezimmer, sowohl Brausen als auch Wannenbäder, und besonderer Beliebtheit erfreuen sich die vier sonnigen Terrassen. Dort können sich die weniger gehlustigen Insassen auch ohne fremde Hilfe bewegen. Das Haus liegt inmitten eines herrlichen Nadelwaldes und abseits vom großen Verkehr. Die Mittags- und Nachtruhe der Pensionäre ist durch kein unangenehmes Geräusch gestört.

In der ,,Waldpension" wird auch für Entspannung gesorgt. Sehende Besucher lesen gerne aus Zeitschriften und Büchern vor. Es steht ein Tonbandgerät zur Verfügung, und in fast jedem Zimmer befindet sich ein Radio. Im Kreise der Schicksalsgefährten und von allen anderen auch wirklich richtig verstanden, können diese alten, alleinstehenden Menschen trotz Alter und Blindheit noch froh und glücklich werden. Die meisten von ihnen beziehen Renten aus der Sozialversicherung und tragen damit, einschließlich des ihnen zustehenden Hilflosenzuschusses, zu ihrer Unterbringung und Erhaltung bei.

Die ,,Waldpension" macht die Aufnahme alter, alleinstehender Blinder weder von einer Zugehörigkeit als Mitglied der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs noch von der Herkunft aus einem bestimmten Bundesland oder einem bestimmten Glaubensbekenntnis abhängig.

Aus ,,Schwarzataler Bezirksbote"

Blindenerholungsheim „Harmonie“

DR. LUDWIG BERG

Blinde brauchen Erholung

Man spricht jetzt viel von Rehabilitation der Körperversehrten, von ihrer Eingliederung in die Gesellschaft. Noch ist auf diesem Gebiet nicht allzuviel geschehen, aber der Versuch, zu einem allgemeinen Gesetz der Rehabilitation zu kommen, muß begrüßt werden. Dadurch werden wir einen wichtigen Schritt vorwärts zur allgemeinen Humanisierung unserer Gesellschaft, der Einbeziehung aller Staatsbürger in unsere Kulturgemeinschaft tun. Noch ist dabei viel zu tun übrig.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat seit ihrem Bestehen der Rehabilitation der Blinden größte Aufmerksamkeit geschenkt. Dies deshalb, weil sie von der Grundauffassung ausgeht, daß Erblindete ungewollt in diese für sie schreckliche Lage geraten sind, daß sie aber vollkommen normale, intelligente und talentierte Menschen sind. Die Störung eines Sinnesorganes muß keineswegs auch die Störung anderer Organe bedeuten. Natürlich verursacht der Schock der Erblindung auch eine Erschütterung des gesamten Organismus, aber keinesfalls aller menschlichen oder beruflichen Fähigkeiten. Leider ist es nur zu oft der Fall, daß die Umgebung zu wenig oder falsches Verständnis für diese Behinderung hat, und daß daher viel kostbare Zeit verloren geht, ehe man dem Blinden hilft, sich der neuen Situation anzupassen, das Gebrechen durch verschiedene Hilfsmittel zu überwinden. Hier nun leistet die Hilfsgemeinschaft in stiller, unermüdlicher Arbeit Hervorragendes, was viele blinde Kollegen bestätigen können.

Rehabilitation durch Erholung

Seit mehr als zehn Jahren vermittelt die Hilfsgemeinschaft blinden Männern und Frauen in ihrem Erholungsheim in Unterdambach (Niederösterreich) jedes Jahr von April bis September ein paar Wochen der Erholung im Kreise der Schicksalsgefährten. Hier, auf einem idyllischen Plätzchen, in einem hochmodern eingerichteten und mit Liebe geführten Heim, in der „Harmonie“, verbringen die Blinden mit ihrer Begleitung Tage der körperlichen und seelischen Erholung. Dieser Aufenthalt bedeutet nicht nur Ausruhen und Entspannen, nicht nur gutes Essen und aufmerksame Betreuung, sondern vor allem die so notwendige Anpassung des Blinden an die Gemeinschaft. Durch gegenseitigen Erfahrungsaustausch und praktische Hilfe (Lernen der

Blindenaltersheim „Waldpension“

Brailleschrift, Information über das Blindenwesen usw.) hat so mancher Blinde sein gestörtes Gleichgewicht wiedergefunden. Oftmals haben blinde Kollegen nachher bestätigt, daß der Aufenthalt in der „Harmonie“ ihnen geholfen hat, „wieder ins Geleise“ zu kommen. Und diese moralische Hilfe ist zumindest ebenso wertvoll wie die materielle oder körperliche. Vergessen wir nicht, daß Blinde wertvolle und aufgeschlossene Menschen sind, die sich oftmals danach sehnen, wieder den Anschluß an die menschliche Gemeinschaft zu finden!

Deshalb hat die Hilfsgemeinschaft bisher alles unternommen, um die „Harmonie“ auszugestalten, sie zu einem Schmuckkästchen zu machen und ihre Aktion „Blinde aufs Land“ uneingeschränkt durchführen zu können. Die jährliche Erholung des Blinden ist damit ein Teil seiner Rehabilitation.

Auch dieses Jahr wieder wird die Hilfsgemeinschaft vielen Blinden diese so notwendige Erneuerung ihrer Kräfte in Unterdambach vermitteln. Und diesmal wird es viele Überraschungen auch für „alte Dambacher“ geben. In neuem Glanze wird die „Harmonie“ erstrahlen, und mit ihren zweckmäßigen, dem Wesen der Blinden angepaßten Einrichtungen jedem den Aufenthalt zu einem wahren Genuß machen. Wer wissen will, wie ein mustergültiges Blindenheim aussieht, möge in die „Harmonie“ kommen! Sie stellt den neuesten Stand der Blindenfürsorge dar. In den nächsten Wochen beginnen die ersten Turnusse, werden die blinden Kollegen auch in diesem Jahre die verdiente Erholung genießen. Ein neuer Sommer steht bevor.

Die alten Blinden

Vor kurzem hat der Direktor des Altersheimes Lainz festgestellt, daß gegenüber 1938 noch immer ca. 3000 Betten für alte Menschen in Wien allein fehlen. Wieviele Betten fehlen dann noch in ganz Österreich? Dabei handelt es sich um sehende alte Menschen. Was aber wird für die blinden Alten getan? Für sie gibt es bisher in Österreich nichts. Man steckt sie im besten Fall zwischen die anderen Alten. In Lainz zum Beispiel — und das ist eines der besten Altersheime — sind 40 Prozent kranke Menschen, die gewartet werden müssen. Man kann sich vorstellen, daß dabei für die Blinden dort nicht viel Zeit übrig bleibt.

Hier hat die Hilfsgemeinschaft eine wahre Pioniertat geleistet, als sie im Dezember 1961 das erste Blindenaltersheim, die „Waldpension“ in Hochegg bei Grimmenstein, eröffnete. Aus eigener Kraft, ohne einen Groschen öffentlicher Subvention — obwohl jetzt viel von Altersheilkunde oder Geriatrie gesprochen wird — wurde dieses mustergültige Heim geschaffen. Schon sind die ersten alten Blinden dort eingezogen. Sie bilden eine harmonische Gemeinschaft

von Blinden, die ihren Lebensabend in Frieden verbringen wollen. Auch das ist ein Stück Rehabilitation, denn die Gemeinschaft in Hochegg gibt diesen Menschen außer der körperlichen und seelischen Betreuung auch das Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit in den letzten Jahren ihres Lebens. Die „Waldpension" schafft dort draußen in der Buckligen Welt eine glückliche Familie Gleichgestellter und läßt sie das Blindsein leichter tragen. Und das ist letzten Endes das Ziel jeglicher Rehabilitation.

Während also das Problem der Rehabilitation sich noch im Diskussionsstadium befindet, hat die Hilfsgemeinschaft durch zwei praktische Werke einen Weg gezeigt, wie sie verwirklicht werden kann. Es wäre angezeigt, wenn alle betreffenden Stellen, die sich mit Rehabilitation beschäftigen, die „Harmonie" und die „Waldpension" besichtigen. Die Hilfsgemeinschaft hat Taten gesetzt, die zeigen, was durch Blinde für Blinde geleistet werden kann.

FRIEDRICH SACHER

HEISSE ASCHE

Elfriede war ein berufstätiges Mädchen. Sie tat sich viel auf ihre Büroarbeit zugute. Sie lebte noch bei ihrer Mutter und genoß diesen Vorteil in vollen Zügen, aber ohne rechte Dankbarkeit. Im Haushalt betätigte sie sich fast nie. Von dem bißchen Kochen und Aufräumen, von dem bißchen Waschen und Bügeln, Stopfen und Nähen hielt sie nur wenig. Die Mutter ertrug diesen Unverstand ihrer Jüngsten, so knüppeldick er war, mit der Gelassenheit der vieljährigen Dulderin und in der Voraussicht: Warte nur, du kommst schon auch noch einmal daran!

Es war auch so. Nämlich als das Mädchen die Bekanntschaft Emils machte. Sie verliebte sich in ihn und er sich in sie. Bald stand es fest, daß die beiden heiraten würden.

Emil verfügte über eine eigene Wohnung, die vollkommen eingerichtet war. Das war ein besonderer Glücksfall. Für diese Wohnung und sich wünschte er eine richtige Hausfrau zu bekommen, wie er überhaupt sehr konservativ war in seinen Anschauungen, seiner Lebensführung, seinen Umgangsformen. Er erklärte sich zwar einverstanden, daß Elfriede die erste Zeit noch ihrem Beruf nachgehe. Sobald aber ein Kind da sei, wünschte er schon jetzt, daß sie von da an zu Hause bleibe.

So kam es, daß Elfriede nach ihrer Verlobung sich nun ernstlich, lernend und übend, mit allen Hausarbeiten vertraut machen mußte. Jeder bürofreie Tag wurde jetzt ganz darauf verwendet. Wenn sie dann am Abend zu Bett ging, wußte sie Bescheid, was ein solcher Tag einer Hausfrau abverlangte. Wenn sie Arbeit mit Arbeit verglich, wurde sie kleinlaut. Sie führte nun keine großen Reden mehr. Die Mutter nahm die Wandlung schweigend zur Kenntnis.

Emil auch, denn im Grunde war er nicht zu täuschen. Er freute sich über jeden Fortschritt seiner Braut, aber er wußte genau, wem dieser zu danken war. Er kam oft zu Besuch, angesagt und unangesagt, und übte so seine Kontrolle aus. War etwas besonders gut gelungen und schob die Mutter das Verdienst daran der Tochter zu, so nahm Emil das Selbstopfer der alten Frau galanterweise hin, küßte zum Dank aber — beiden Frauen die Hände.

Und so war er auch nicht zu beirren, als sich der Zwischenfall mit der heißen Asche ereignete. Emil wurde zum Abendessen erwartet. Bei den Vorbereitungen hierzu war der Kachelofen vergessen worden. Das Feuer war ausgegangen. Es war wohl leidlich warm im Zimmer. Wenn man aber länger beisammen saß, mochte die Wärme nicht ganz hinreichen. Elfriede entschloß sich, da ihre Mutter in der Küche beschäftigt war, noch einmal einzuheizen. Doch war die Feuerung von den Rückständen arg verschlackt. Elfriede mußte die Asche austragen.

Für Abfälle aller Art stand im Waschraum ein Holzkistchen bereit, das mit Zeitungspapier ausgelegt war. Elfriede bedachte nicht, daß die Asche noch zu heiß sein könnte. Wenn die — graue — Oberfläche dies auch nicht zu erkennen gab, so dürfte sich doch im Innern noch ein Glutbröckelchen befunden haben. Kurzum, als der Ofen frisch angeheizt war, zog sich vom Waschraum her in das Vorzim-

mer immer merkbarer ein Brandgeruch heraus. Und eben da, also im ungünstigsten Augenblick, läutete die Türglocke!

Wie es sich häufig in solchen Fällen begibt, kam just zu dieser Bescherung Emil zurecht. Und so legte er selber gleich Hand an. Mit dem Schürhaken und etwas Wasser war denn auch bald das Glosen erstickt. Um den Qualm zu entfernen, öffnete Emil das Vorzimmerfenster.

Die Mutter bedauerte laut ihr Mißgeschick: ,,Kinder, verzeiht mir! Ihr seht, ich werde alt und unzuverläßlich.“ — Elfriede ging etwas vorschnell darauf ein. ,,Das dürfte mir einmal nicht passieren!“ meinte sie dreist.

,,Nein, das darf dir einmal nicht passieren,“ sagte Emil ernst. Dann aber legte er lächelnd seine Hand in rührender Zärtlichkeit, was bei seiner sonstigen Zurückhaltung etwas Außerordentliches bedeutete, auf den ergrauten Scheitel der alten Frau, eine auszeichnende Gebärde, zu der sich keines der Ihrigen jemals aufgerafft hatte und die ihr nun unerwarteterweise von dem Schwiegersohn zuteil wurde. In ihrer Freude und zugleich in ihrer Beschämung und weil er sie auf dem Abweg einer freilich gutgemeinten Zwecklüge ertappt hatte, wurde die Mutter jetzt über und über rot im Gesicht, als sei dieses selber eine Zeitlang um und um in heißer Asche gelegen.

ANNY WEINER

Dasein zwischen Himmel und Erde

Alle Menschen wollen den Himmel auf Erden haben und suchen ihn vergeblich. Jeder glaubt, die Seligkeit, das traumhafte Glück, das er ersehnt, müsse von außen her an ihn herangetragen werden, durch irgendwelche Menschen oder Ereignisse. Wenn wir aber wissen, daß der sogenannte Himmel eine Erlebnissphäre des menschlichen Innern ist, brauchen wir nicht am verkehrten Platz vergeblich danach zu suchen.

Glücklich sein und sich glücklich fühlen ist ein Gemütszustand, ein harmonischer Gleichklang des Herzens und der Seele. Um dies zu fühlen, braucht es nicht immer eines großen Ereignisses, sondern nur ein aufgeschlossenes Denken, eben die Bereitschaft zum Glück. Denn das Glück ist demnach auch eine geistige Eigenschaft, die gepflegt und gehegt werden will, soll sie von Dauer sein.

Es gibt Menschen, die sich so richtig von innen heraus freuen können; der eigentliche Grund dazu ist oft gar nicht so wesentlich. Es ist die Kraft, die in uns wirkt, die uns erhält, das geheimnisvolle, glückhafte Erleben, das wir dann den Himmel nennen.

Der Himmel ist in uns selbst, was wir denken, was wir fühlen, ist es Gutes, Erhabenes, Schönes, sind es liebevolle Gedanken, die wir hegen, dies alles bringt uns dem Glücklichsein näher und schafft uns so den Himmel auf Erden, den wir ersehnen. Wir freuen uns dann über alles Schöne in der Welt und alles was uns umgibt sehen wir in einem anderen Licht. Wir sehen dann auch die Menschen freundlicher und wir genießen jeden Tag in neuem Erleben und Glücklichsein.

Stehen wir so über dem Alltag, kann uns nichts mehr schwer fallen oder bedrücken, denn wir haben uns eine geheimnisvolle Kraft — in uns sonst verschlossen und ungenützt — zum Verbündeten gemacht!

Mitgliederaufnahme

Der Vorstand der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs macht darauf aufmerksam, daß jeder Blinde, der noch keiner Interessenorganisation angehört, Mitglied werden kann. Für die Mitgliedschaft bei der Hilfsgemeinschaft ist nur der medizinische Nachweis der Blindheit maßgebend. Parteizugehörigkeit, Weltanschauung und Religion oder Beruf sind gleichgültig.

Blinde Kollegen, die bereits einer Blindenorganisation angehören, mögen sich im Falle ihres Übertrittes zur Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs mit dem Vorstand telephonisch (35-36-81 Serie), brieflich oder mündlich in Verbindung setzen. Der Mitgliedsbeitrag pro Jahr beträgt 20 Schilling.

PRIM. DR. HANS ROTTER

ALKOHOLISMUS ALS PROBLEM DER FAMILIE

Unser langjähriger Freund und Mitarbeiter Primarius Doktor Hans Rotter, der bekannte Nervenarzt, wurde kürzlich mit dem Dr.-Karl-Renner-Preis ausgezeichnet.

Es gibt kaum einen Fall von Alkoholismus, bei dem nicht die Familie auf das schwerste betroffen ist. Dabei ist gleichgültig, wer in der Familie trinkt: Mann, Frau, Mutter, Sohn, Tochter oder sonst ein Verwandter. Es ist nicht notwendig, hier das Leid und die Verzweiflung solcher Familien zu schildern. Täglich werden in den Tageszeitungen Meldungen von Unfällen, Unachtsamkeiten, Roheiten, Gewalttaten und Verbrechen gebracht, hinter denen sich — mehr oder weniger beachtet — Alkoholismus erkennen oder zumindest erahnen läßt.

Obwohl es scheint, daß man die Problematik des Alkoholismus nur an krassen Fällen darstellen und erkennen könnte, halte ich es für besser, von den Nöten und Problemen jener Familien zu sprechen, deren Schwierigkeiten zwar nicht geringer, deren Verzweiflung nicht kleiner und deren Angst nicht weniger leicht zu ertragen ist. Ich meine jene Familien, die nicht in den Zeitungen stehen, über die noch nicht die Nachbarn sprechen und die vielleicht nie mit dem Gesetz in Konflikt kommen werden oder einer polizeilichen Intervention bedürfen; die aber dennoch all diese Nöte täglich im Verborgenen erleben und Schande, Elend und Verachtung auf sich zukommen sehen, während sie zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwanken und sich aus Scham vor der Öffentlichkeit oder aus Angst vor dem Trinker an niemanden um Rat und Hilfe zu wenden wagen. Welche Not wird allein dadurch ausgelöst, daß ein Eingreifen der Behörden erst dann erfolgen kann, wenn die Krankheit schon weit fortgeschritten ist, wenn schwere Verfehlungen oder kriminelle Handlungen gesetzt werden oder die Krankheit sozial nicht mehr tolerierbar ist.

Schon aus dem bisher Gesagten ist deutlich zu erkennen, daß die Problematik der Familie des Alkoholkranken viel früher beginnt, als es nach außenhin den Anschein hat. Auch hier sind wieder die Trinksitten, die allgemeine Vorstellung von der Harmlosigkeit des Alkoholkonsums, die Meinung, daß mäßig und regelmäßig trinken für jedermann ungefährlich sei, vor allem aber die allgemeine Billigung des exzessiven Trinkens, jene Faktoren, die das Fortschreiten des Alkoholismus in weiten Kreisen der Bevölkerung verschleiern und begünstigen.

Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, will ich den Ausführungen der Weltgesundheitsorganisation folgend, das „krankhafte Trinken", d. h. den Alkoholismus definieren. Alkoholismus gilt als Symptom einer ihm zugrunde liegenden seelischen, geistigen, körperlichen oder sozialen Erkrankung. Es sei hinzugefügt, daß zum Ausbruch der Erkrankung zusätzlich eine im Körperlichen und Seelischen gleichermaßen verankerte Disposition, d.h. Krankheitsanfälligkeit oder Krankheitsbereitschaft erforderlich ist. Man kann nicht feststellen, ob jemand zur Alkoholsucht disponiert ist. Erst auf Grund der bestehenden Krankheit kann rückgeschlossen werden, daß wahrscheinlich eine Disposition zur Sucht bestanden hat.

Darin liegt meines Erachtens eine von vielen unterschätzte Gefahr. Denn Alkoholismus beginnt ja nicht mit dem chronischen, dem so überaus schwierig zu behandelnden Stadium der Trunksucht. Er beginnt immer ganz harmlos, lustig und gesellig. Während für die überwiegende Mehrzahl der Konsumenten das Trinken lebenslang nicht mehr bedeutet als eine Form der Unterhaltung, der Entspannung oder der Geselligkeit, gibt es überall auf der Welt Menschen, für die Alkohol etwas ganz anderes bedeutet. Für diese ist Alkohol — möglicherweise schon vom ersten Schluck an — eine Droge, ein Rauschgift und ein echtes Suchtmittel, ein Mittel, das zur kranken Persönlichkeit paßt, wie der Schlüssel zum Schloß eines Zaubergartens.

Von außen besehen ist das Verhalten des Kranken von dem vieler anderer nur graduell unterschieden. Dem Laien oder der Familie fällt dieser feine Unterschied — in Art und

Einstellung zum Trinken — kaum auf. Man bespricht es vielleicht, ohne aber den Beobachtungen allzuviel Bedeutung beizumessen. Guten Beobachtern aber fällt auf: „Seit ein paar Wochen oder Monaten läßt der Kranke keine Gelegenheit zum Trinken aus, er animiert andere zum Mittrinken, veranstaltet Trinkgelage und hat eine Reihe von Gründen, deretwegen er trinken muß." Da viele nach einiger Zeit den Drang nach Alkohol wieder beherrschen können und oft sogar wochen- oder monatelang nichts trinken, hoffen die Angehörigen, daß nun schon alles wieder gut sei. Bald ist die böse Zeit wieder vergessen. Je häufiger sich aber die Trinkphasen wiederholen, um so drasterische Formen nehmen sie an.

Die meisten Angehörigen versuchen um diese Zeit — je nach Temperament, Geduld und entsprechend den Vorkommnissen — auf den Kranken einzuwirken. Es gibt wohl nichts, was nicht versucht werden würde: gutes Zureden, Weinen, Schelten, Toben und polizeiliche Hilfe. — Eine Zeitlang ist vielleicht Ruhe. Aber nichts hilft, die wachsende Not der Familie auf die Dauer zu bannen! Nicht regelmäßig, aber immer häufiger verliert der Kranke nach Konsum alkoholischer Getränke die Macht über sich und trinkt bis zum Exzeß oder bis zur Bewußtlosigkeit.

Natürlich ist dieser „Eh-noch-nicht-Alkoholiker" böse, wenn man seinen Konsum einschränken will, oft schon, wenn bloß über sein Trinken gesprochen wird. Er ist an sein „Mittel" fixiert. Er hat fast schon keine Möglichkeit — etwa in seiner Freizeit — etwas anderes zu tun, als anfangs mit, aber später auch ohne Gesellschaft und Anlaß zu trinken.

Der Arzt wird in solchem Verhalten eine krankhafte Antwort auf Lebensschwierigkeiten erkennen. Dem Kranken fehlt die Freiheit der Entscheidung, des logischen Denkens, ebenso wie die freie Auswahl der als zweckmäßig erachteten Verhaltensweisen.

Hier in diesem nur sehr schwer zu definierenden Bereich liegt die Grenze zwischen seelisch-geistiger Gesundheit und Krankheit. Krankheit bedeutet Gleichgewichtsstörung in den Gegensatzspannungen des Lebens: Solche bestehen z.B. zwischen Individuum und Gemeinschaft, zwischen Vorstellung und Wirklichkeit, Persönlichkeit und Sachlichkeit oder zwischen Abhängigkeit und Freiheit. Nur eine in sich selbst haltfindende Persönlichkeit steht über solchen Gegensätzen, weil sie immer wieder, wenn auch nur annähernd, diese auszugleichen vermag.

Sehr gerne erzählt unsere jetzt 85jährige Kollegin Lina Lang von jener Zeit, da für sie die Bretter der großen europäischen und überseeischen Bühnen die Welt bedeuteten. In vorgerücktem Alter wurde sie, die gefeierte Schauspielerin und Sängerin, von der Blindheit erfaßt. Seit vielen Jahren zählt sie zu den Mitgliedern der Hilfsgemeinschaft.
Die Pflege ihrer Blumen bildet ihre Lieblingsbeschäftigung.

Photo: Pressebild-Agentur Cerny

Wie soll aber ein seelisch schwer Kranker seinen Platz in der Familie, im Berufsleben und in der Gemeinschaft behaupten? Wie soll er seinen Kindern auf dem Weg ins Leben beistehen? Ist nicht alles, selbst das Trinken, nur dazu angetan, den in sich schwankenden, selbstunsicheren, an eine Droge fixierten Menschen, immer wieder zu entmutigen? Dies besonders deshalb, weil der Kranke um diese Zeit seelisch und geistig noch imstande ist, sein Versagen selbst zu bemerken. Er kann aber die Spannungen in seinem Leben selbst nicht mehr meistern; er wird empfindlich, reizbar und ist böse, wenn über sein Trinken gesprochen wird. Wie häufig hören mahnende oder warnende Freunde, Angehörige oder Vorgesetzte, die den Beginn des Krankhaften mehr erahnen als erkennen, recht unfreundliche, aber dennoch sehr selbstsicher klingende Worte. Die klügeren Trinker, die sich bereits aus der Gemeinschaft lösen, haben da besser vorgesorgt. Sie haben für alles charmante Ausreden, wissen für alles Beschönigungen und bezeichnen ihr Tun und Lassen als normal

Frau Hermine Novak versieht trotz völliger Blindheit ihren Haushalt. Für ihre Lieben trotzdem sorgen zu können, ist ihr eine Entschädigung für den vor Jahren mit der Erblindung erlittenen schweren Schicksalsschlag. ,,Man muß halt gut horchen, riechen und ab und zu kosten."

Photo Pressebild-Agentur Cerny

und verweisen auf das Verhalten aller, z. B. Vorgesetzter, Höhergestellter und natürlich auch auf die allgemeinen Trinksitten.

Alle Trinker haben eben eine ausschließlich für sie selbst gültige, private Lebensphilosophie. Denn alle Süchtigen kämpfen nicht für einen Genuß, sondern gegen die Not des Trinkenmüssens. Es ist verständlich, daß diese Kranken in die Illusion flüchten, daß sie andere betrunken zu machen trachten, um diese Personen zu entwerten, um solcherart ihre Überlegenheit zu demonstrieren. Die Kluft zwischen dem Ich und der Welt kann aber im Rausch nicht geschlossen, sondern nur vertieft werden.

Vielen Trinkern schafft das allmähliche geistige Abgleiten ganzer Tischgesellschaften ebenso wie der allmähliche sozial-existentielle Zusammenbruch ihrer Familien den Triumph der Entwertung — den Genuß am Untensein.

Zugleich aber kann im alkoholischen Milieu, im Kollektiv der Trinker, die scheinbare Gleichwertigkeit und Überlegenheit ,,nach außen hin" erlebt werden, während am Grad der Fähigkeit zur Aufnahme immer größerer Mengen von Alkohol, Kraft, Mannesmut und Gesundheit gemessen wird. Meist nehmen jedoch diese Kranken in Heim und Familie oder am Arbeitsplatz eine weit weniger bedeutungsvolle Stellung ein. Aber gerade für seelisch Kranke schafft der Alkohol die Fiktion der Überlegeneheit und Macht, welche nicht selten als Aggressivität gegen Frau und Kinder oder gegen die Gesellschaft plötzlich zum Ausdruck kommt.

Als Maß der Persönlichkeit gilt dem Trinker nicht mehr die Art, mit der er das wirkliche Leben meistert, sondern inwieweit er und sein Trinken von einer anonymen Menschengruppe akzeptiert wird. Daß es sich hierbei nur um ihm weitgehend ähnliche Kranke — also um chronische Trinker — handelt, kann er nicht mehr erkennen. Aber er identifiziert sich mit jenem ,,anonymen Kollektiv", mit dessen Hilfe ihm jener ,,magische" Sprung von unten nach oben gelingt! Jederzeit kann somit rasch, billig und unter Umgehung der Geduld und Mühe erfordernden und natürlich auch riskanten Auseinandersetzung, die mit der Arbeit oder Meisterung des familiären und gesellschaftlichen Lebens verbunden ist, ausgewichen werden.

Der Kranke fühlt sich dadurch selbständig, Herr seiner Entscheidungen, unabhängig, denn er gehorcht ja nur seinem eigenen Zwang. Solcherart kann er alle Erwartungen, die andere in ihn als verantwortliches Familienoberhaupt oder als tätigen Menschen setzen, jederzeit zerstören. Denn das Quälen, Ängstigen und Demütigen der Angehörigen oder der Umgebung gibt das Gefühl der Macht über jene, die ihm mißtrauen, ihn fürchten und allmählich verachten.

Diese Situation kann vielleicht am besten an Schilderungen von Kindern erkannt werden: ,,Wenn der Vater nach Hause kommt, ist es nie sicher, was geschehen wird. Manchmal gibt er jedem von uns Geld, manchmal beginnt er plötzlich uns alle zu beschimpfen oder zu verprügeln. Wenn er nicht betrunken ist, ist er wieder gut. Man weiß nie, was er vorhat. Wir haben alle Angst." Dies berichtete ein entgleister junger Bursche.

Zur Zerstörung der Familie, zur Fehlentwicklung der Kinder bedarf es aber gar nicht erst solcher bedrückender Zustände. Es ist für jedes Kind unerträglich, ängstigend und führt zur Mutlosigkeit und Verbitterung, wenn es Vater oder Mutter fürchten muß, wenn es ihnen mißtraut, wenn es mißhandelt wird oder wenn es Mißhandlungen mitansehen muß. In einem solchen Milieu fehlen Liebe, Sicherheit und Geborgenheit — jene unerläßlichen Grundelemente einer glücklichen Kinder- und Jugendzeit.

Ist schon der trinkende Vater ein kaum zu bewältigendes Problem, so bedeutet die trinkende Mutter für das Kind eine ungleich schwerere Belastung. Dies gilt nicht nur für die frühe Zeit der Kind-Mutter-Beziehung, in welcher die Mutter für das Kind von überragender Bedeutung ist, sondern auch für die spätere Entwicklung. — Es würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, wollte man nur einige der Probleme der durch Alkoholismus gestörten Kind-Mutter-Beziehung beleuchten.

Ein in letzter Zeit immer häufiger zu beobachtendes und sehr ernstes Problem ist der Alkoholismus bei Jugendlichen. Auch dieser ist fast immer der Ausdruck eines gestörten Familienlebens. Auffällig ist, daß etwa 20 bis 25% der trinkenden Jugendlichen zwar nicht aus dem Trinkermilieu stammen, daß aber deren Eltern, zumeist sogar beide Teile, recht gerne Alkohol trinken und häufig Gesellschaften veranstalten, bei denen scharf getrunken wird. Meist finden solche Eltern nichts daran, wenn auch die Kinder und Jugendlichen am elterlichen Alkoholkonsum teilhaben oder Parties, bei denen ausschließlich Alkohol konsumiert wird, veranstalten oder mit ihren Freunden das Nachtleben wie Erwachsene genießen. Oft sind die Eltern erstaunt, wenn der Jugendliche verwahrlost, dem Alkohol verfällt oder im Rausch kriminelle Handlungen setzt.

Es müssen gar nicht die Eltern Alkoholiker sein, es genügt, wenn sie den Alkoholkonsum der Jugendlichen billigen. Natürlich trinken viele Jugendliche auch — oder gerade deshalb — weil die Eltern jeden Alkoholkonsum verbieten! Gewiß, aber für den Alkoholanfälligen genügt das Vorhandensein von Alkohol, genügen die suchtbahnenden Trinksitten und die Billigung des exzessiven Trinkens.

Knapp neben der allgemeinen Billigung, bzw. der Bewunderung für den starken Zecher, liegt aber die allgemeine tiefste Verachtung für den Trinker. Und im Gegensatz dazu, wird von vielen der Nichttrinker als „Abstinenzler" verspottet und vielleicht sogar für ebenso abnormal gehalten wie der krankhafte Trinker.

Diese Haltung breiter Kreise der Öffentlichkeit, ja sogar vieler Angehöriger der Patienten ist es, die es dem Alkoholkranken — etwa nach einer Entwöhnungskur — so gut wie unmöglich macht, seinem Vorsatz treu zu bleiben und nichts mehr zu trinken: „Herr Doktor, was werden die Leute von uns, von meinem Mann, von meiner Frau oder von meinem Sohn denken, wenn wir in Gesellschaft zugeben müssen, daß wir gar nichts trinken." Selbst die Gattin des schwersten Alkoholikers wagt in Gesellschaft nicht, ihren Mann am Trinken zu hindern. Nicht nur, weil er sie dafür mißhandeln könnte, sondern weil sie Angst hat, ihren Mann dem Hohn anderer auszusetzen.

Viele Entwöhnungskuren scheitern an diesen Vorurteilen oder daran, daß viele Kranke und ihre Angehörigen meinen, man könne ohne Alkohol anzubieten oder wenigstens selbst mitzutrinken, keine Gäste empfangen.

Das Ablehnen von alkoholischen Getränken gilt nicht nur in primitiver Gesellschaft als Beleidigung. Die Leute könnten meinen, man sei ungebildet, man habe keine gesellschaftlichen Umgangsformen oder wisse nicht, was sich gehört. Natürlich ist es leichter und der Weg des geringsten Widerstandes, wenn man mittrinkt; zuzugeben, daß jeder Alkoholkonsum für die Familie des Alkoholkranken den allmählichen Untergang bedeuten kann, wäre peinlich!

GRÜNDONNERSTAG

Aus einem Zyklus von drei Ostergedichten

Christus, einst, in schwerer Stunde,
Brach und segnete das Brot,
Sprach zu seiner Jünger Runde
Vom Verrat, der ihn bedroht'.

Nein! Sie wollten es nicht fassen,
Daß es einen geben sollt',
Der den Meister könnt' verlassen,
Ihn dem Feind verraten wollt'.

Christus aber sprach: „O wisset:
Es wird manches noch gescheh'n,
Was Ihr mit ertragen müsset!
Und Ihr werdet's kaum versteh'n!

Dreißig blanke Silberlinge
Sind des falschen Jüngers Lohn,
Daß er an das Kreuz mich bringe!"
Da schlich Judas still davon.

HERR! Du hast für uns ertragen
Schmerzen, Angst und Todesqual!
Darum ist seit jenen Tagen
Heilig uns das Abendmahl!

JOHANN THIEM

LEUTE

Daß es arme Leute gibt,
verschulden die schlechten Zeiten.
Daß es vornehme Leute gibt,
sind irdische Annehmlichkeiten.
Daß es schaffende Leute gibt,
sind gebot'ne Notwendigkeiten.
Daß es müßige Leute gibt,
ist ein ewiges Sonntagsläuten.
Daß es gescheite Leute gibt,
sind dünn gesäte Seltenheiten —
und daß es gute Leute gibt,
das allein sind Kostbarkeiten.

FRANZ S. GSCHMEIDLER

Es ist bekannt, daß ausschließlich chronische Trinker auf ihre Umgebung einen dauernden Trinkzwang ausüben. Natürlich kann dieser auch dazu führen, daß die ganze Familie diesem allmählich unterliegt. Manche Gattin mag, immer wieder zum Trinken gezwungen, nach und nach ebenfalls alkoholkrank geworden sein. Im bekannten Wienerlied heißt es, daß die Sympathie zwischen den beiden Ehepartnern nur darauf beruhe, daß beide gleichviel trinken und sich im Bedarfsfall gegenseitig heimbringen. Diese Vorstellung mag für manche sehr lustig sein. In Wirklichkeit aber stellen solche Fälle überaus ernste und meist nicht mehr zu lösende soziale und familiäre Probleme dar.

Die Familie ist Keimzelle und biologische Grundeinheit menschlichen Zusammenlebens und Sinnbild einer höheren, alle Welt umfassenden Gemeinschaft. Sie stören heißt, die Wurzeln des Menschseins und mitmenschlicher Gemeinschaft schädigen.

Alkoholismus ist nicht nur das Problem *eines* Familienmitgliedes, sondern Ursache der Krankheit einer ganzen Familie. Sobald aber eine Krankheit an Ursachen und Wirkungen erkannt ist, kann sie behandelt werden. Jeder kann also, gleichviel auf welchem Platz er steht, zum Wohle aller beitragen und mithelfen, jene Voraussetzungen zu schaffen, die für die Existenz gesunder und glücklicher Familien notwendig sind.

HEINZ HÖFL

Ein Kurheim für Blinde

In Saulgrub wurde das Richtfest für ein Blindenkur- und Erholungsheim gefeiert. Es handelt sich um das erste Kurheim für Zivilblinde in Deutschland. Der Bau, der rund 2,5 Millionen Mark kosten wird, soll voraussichtlich am 1. Juli 1962 fertig sein. Träger des Kur- und Erholungsheimes ist der Bayerische Blindenbund, der in Bayern rund 8000 Zivilblinde betreut. Das neue Heim ist in drei Gebäudeflügel gegliedert. Einer davon ist für die erholungssuchenden Blinden gedacht. Der zweite wird als Kurheim mit einer medizinischen Badeabteilung eingerichtet. Es sind Moor-, Elektro- und Kneippbäder sowie eine Sauna, ein Inhalatorium und eine Massageabteilung vorgesehen. Der dritte Flügel wird das Wirtschaftsgebäude bilden. Insgesamt gibt es in dem Neubau 70 Zimmer, darunter 52 Einzelzimmer. Die Gästezimmer haben alle einen Balkon. Bewirtschaftet wird das Heim von weltlichen Schwestern des Agnes-Karl-Schwesternverbands.

Das Heim ist so eingerichtet, daß die Blinden auch ohne Begleitung zu einem Kur- oder Erholungsaufenthalt kommen können. Das Gebäude ist von einem 60.000 Quadratmeter großen Park umgeben, in dem die Gäste des Heims spazierengehen können. Es wird Zivilblinden aus dem ganzen Bundesgebiet zur Verfügung stehen. Eine wichtige Aufgabe des neuen Heims wird die sogenannte Rehabilitation neu erblindeter Menschen sein. Wie der Geschäftsführer des Blindenbundes, Paul, mitteilte, erblinden in Bayern jährlich 200 Menschen. Davon sind 35 Prozent zwischen 20 und 50 Jahre alt. Das bedeutet, daß in Bayern jeden zweiten Tag ein Mensch blind wird. Diesen Menschen soll in dem neuen Heim durch eine sorgfältige Schulung ein gewisses Maß an Selbständigkeit und Selbstsicherheit wiedergegeben werden. Daneben lernen sie dort das Lesen und Schreiben der Blindenschrift. In besonderen Kursen sollen sie auch in handwerklichen Berufen, beispielsweise als Metallarbeiter, unterwiesen werden.

Die Finanzierung des Projekts ist bereits sichergestellt. Die Mittel stammen hauptsächlich aus Mitteln des Bayerischen Blindenbunds, aus öffentlichen Darlehen und aus Hypotheken. Das Geld, das der Blindenbund für diesen Zweck zur Verfügung hat, stammt aus einer Hauslistensammlung im vorigen Jahr. Anläßlich des Richtfestes trat das Kuratorium des Bundes, das sich aus Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zusammensetzt und eine beratende Funktion ausübt, zu einer Sitzung in Oberammergau zusammen, um eine Aussprache über den Bau des Heimes in Saulgrub durchzuführen.

DR. HANNS GOTTSCHALK

DER WEISSE ENGEL

Es war in der Nähe von Ferrara; dort begab es sich zumitten der Nacht, daß die Hochwasserfluten des Po einen Damm sprengten und die Ebene weitum in einen schäumenden See verwandelten. Selbst das Bauernhaus Malcantone, das auf einer Erdwelle gebaut war, stürzte ein, und als das kleine Geschwisterpaar Antonio und Antonietta erwachte, sahen die zwei sich in ihrem Kinderbett auf den reißenden Wassern dahintreiben.

Sie erschraken sehr, sie erkannten die Gefahr: das Bett war kein Boot, in dem der Vater sie manchmal fuhr, es war auch die alte Wiege nicht, sacht bewegt von der Hand der Mutter, und es war auch keine Schaukel, keine Karosse auf dem Karussell, wo die lustigen Pferdchen mitgaloppierten.

Nein, hier schien alles wie ein böser Traum; die Wellen schäumten, schurrten, als stießen und schöben sich Gespenster, die Strudel gurgelten, die Strömung rollte. Alles riß und ruckte an dem Bett, packte es, drehte es, wie wenn der Spuk auf dieses Spielzeug nur gewartet hätte und es in dieser Nacht noch zerlegen, zerteilen, die Beine ausreißen und die Bretter aus den Fugen brechen wollte. Hier und dort hatte das wilde Element ja schon Bäume umgestürzt, nicht die kleinen nur oder die alten, schwachen, auch Riesen lagen da, der Länge nach, und ein solcher Riese war es, in den plötzlich das Bett hineinfuhr, mitten in die Äste, Zweige, die aus den Wassern ragten. Und siehe, da klammerten die Kinder sich an die Zweige wie an die ausgestreckten Arme des Vaters und der Mutter, und sie achteten auch darauf, daß ihr Bett nicht abgetrieben würde unter ihren Füßen.

Diese Frist, die ihnen gegeben war, nutzten sie aber auch dazu, um Hilfe herbeizurufen. Es mußte sie doch jemand hören, dachten sie, und sie riefen in die Nacht, unaufhörlich, in die Brandung, in den Dunst, aber niemand kam, niemand hörte sie. Die Stimmen wurden dünner, schwächer, heiser, und als endlich der Morgen kam mit einer Sonne wie eine Glaskirsche, und Antonio sich anschickte, mit dem Bettlaken nach einem Retter zu rufen, da brach in tausend grauen Schleiern der Nebel herein und nahm nicht nur die Sicht den beiden, sondern Antonietta auch die Hoffnung.

„Ich bin so müde", klagte sie. „Und mir ist so kalt, Antonio! Ich will jetzt ein Weilchen schlafen."

„Nein", sagte der Bruder, „du darfst nicht schlafen, Antonietta, jetzt nicht! Ich allein kann das Bettchen nicht halten, es treibt uns ab, wir müssen es beide tun, du und ich. Da, schau nur, wie die Ruten sich biegen und nicht brechen! Das hat bestimmt der weiße Engel so gemacht, daß wir uns festhalten können, bis er kommt und uns rettet."

„Aber es ist doch so dichter Nebel", entgegnete das Schwesterchen, „da kann uns auch der Engel nicht finden." — „O doch,

Eine Blindenfreundin

In treuer Verbundenheit unterstützt Frau Maria Haidinger, die erblindete Büroangestellte, seit vielen Jahren alle guten Bestrebungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. In Anerkennung ihrer Verdienste überreicht ihr Obmann Vogel die anläßlich des 25jährigen Bestehens der Hilfsgemeinschaft geprägte Erinnerungsmedaille in Silber.

Antonietta, er weiß ja, wo wir sind. Oder nicht? Aber er muß wohl zuerst noch die anderen Kinder retten: solche, die kein Bettchen haben wie wir und auch keinen Baum, an dem sie sich anklammern können. Paß auf, Antonietta, er wird schon kommen!"

Also sprach der kleine Antonio dem Schwesterchen zu, immer aufs neue, wenn die Hände an den Ruten schon herabgleiten wollten wie die Lider an der Rundung der Augen. — „Halt dich nur fest!" — Mehr konnte auch er bald nicht mehr sagen, aber indem es wiederkehrte, hielt er sich selber wach, bis er auf einmal ein Geräusch hörte, das anders war als das der Strömung und der Strudel.

Täuschte er sich? Er blickte in die Richtung des Geräusches, hindurch zwischen den Zweigen, als stände er hinter einem vergitterten Fenster. „Siehst auch du es, Antonietta? Nicht wahr, da kommt jemand! Dort . . . drüben . . . hinter dem Baum. Schau nur!"

Sie rieb sich die Augen zunächst und riß sie dann auf. Und den Kopf mit dem schwarzen Haarschopf in die Zweige steckend, sagte sie: „Ist es der Engel, der weiße?" — Nein, es war kein Engel, zugehörig der himmlischen Legion; die Gestalt, die sich da aus dem Nebel löste, war der Angehörige einer Pionierabteilung, die seit dem Dammbruch in der Nacht auf Schläuchen unterwegs war und die Schicht nicht wechselte, wie immer, wenn Mensch oder Tier auf Hilfe warten.

Der Schlauch steuerte um den Baum, vorsichtig, bis an das Bett heran. Jetzt war es da, mit seiner ganzen Breite das Bett schützend, daß es in letzter Sekunde nicht noch abgetrieben würde, und als die Männer in dem Schlauch sich erhoben und die beiden in dem Bettchen sahen, wollte es ihnen vorkommen, als wäre der entwurzelte Riese nicht nur von zwei Kindern bewohnt.

Sie bargen die beiden samt dem Bett, wortlos, stumm, ergriffen, und da sie durch den Nebel das sichere Ufer anfuhren, hörten sie den Knaben wie im Halbschlaf lallen: „Halt dich nur fest, Antonietta . . . halt dich nur fest . . . !"

Erstes Blindenaltersheim Österreichs

(zu den Bildern auf Seite 35)

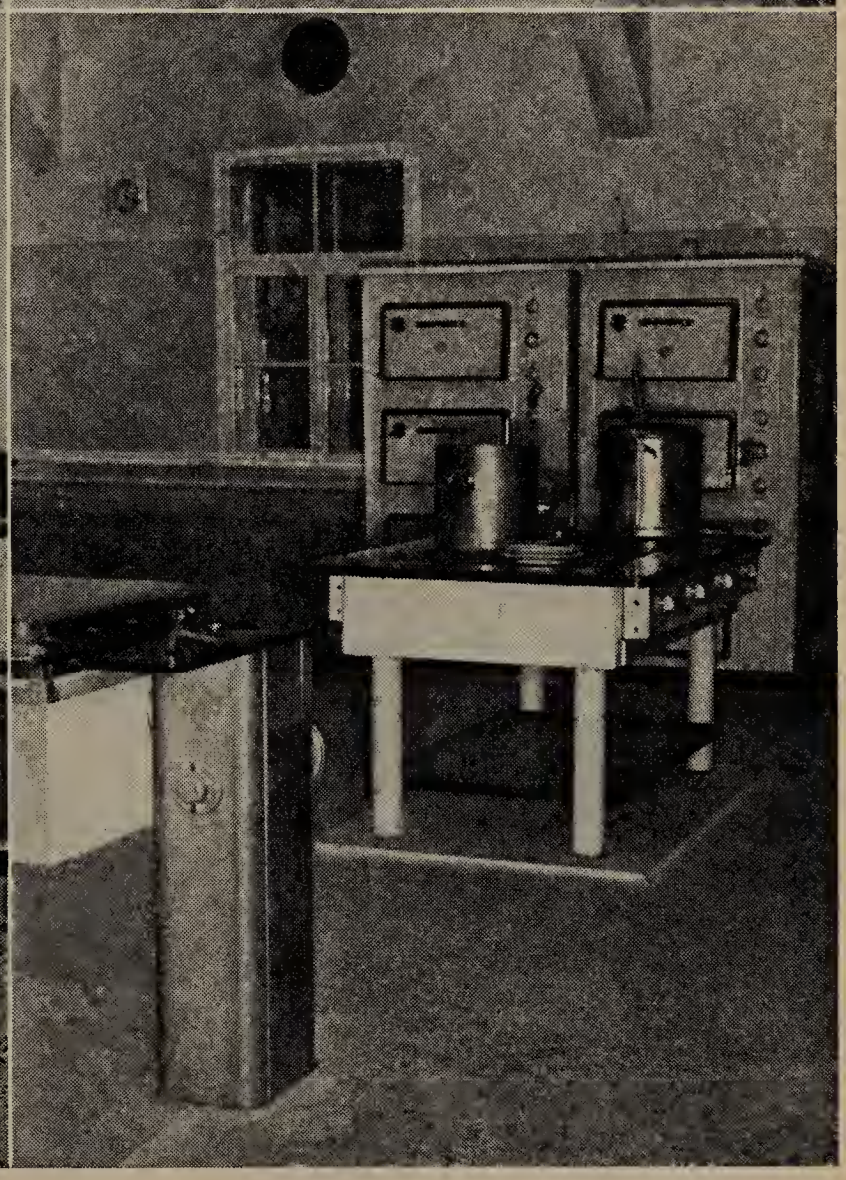
Links oben: Die Musikfreunde kommen in den Heimen der Hilfsgemeinschaft immer auf ihre Rechnung. Ob es im Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach oder ob es im Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein ist, sobald einige Freunde mit Instrumenten da sind, wird aufgespielt, wird gesungen und getanzt. Ja, die Blinden sind frohe Menschen, und manch einer könnte etwas von ihrem Optimismus brauchen.

Rechts oben: Die Pensionärinnen des Blindenaltersheimes „Waldpension" lernen einander kennen und versuchen, ihr Leben gemeinsam möglichst schön zu gestalten.

Links unten: Wenn in unseren Heimen dringend Hilfe benötigt wird, dann stellen sich auch unsere blinden Frauen gerne zur Verfügung, um in der Küche beim Geschirrwaschen und -Trocknen oder bei anderen, ihren Möglichkeiten entsprechenden Arbeiten mitzuhelfen. Sie tun dies mit großer Begeisterung und sind glücklich im Bewußtsein, trotz schwerster Behinderung auch etwas leisten und seinen „Mann" stellen zu können.
Das Bild zeigt: In der Mitte Frau Valerie Mayer, Leiterin der Bezirksgruppe Meidling der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, und zwei ihrer Mitarbeiterinnen, links Frau Katharina Schulz und rechts Frau Therese Adametz.

Rechts unten: Die moderne Elektroküche, das Glanzstück des Blindenaltersheimes „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein.

Pressebild-Agentur Cerny



ABONNIEREN SIE „UNSER SCHAFFEN“!

HELMUT PIELASCH (Deutsche Demokratische Republik)

REHABILITATION VON KÖRPERBEHINDERTEN — EINE GESELLSCHAFTLICHE AUFGABE

Wir setzen die Veröffentlichung von Versuchen der Rehabilitation in einigen Ländern fort. *Die Redaktion*

Die Rehabilitation leistungsgeminderter Menschen ist eine Aufgabe, der in unserer Gesellschaft immer mehr Bedeutung beigemessen wird. Noch vor gut zwei Jahren wurde diese Tätigkeit unter dem Begriff Schwerbeschädigtenbetreuung durchgeführt. Dabei handelte es sich im allgemeinen um Personen, deren Gesundheitszustand auf Grund eines Dauerschadens um mindestens die Hälfte herabgesetzt ist, und die im Besitz eines Schwerbeschädigtenausweises sind.

Rehabilitation ist ein internationaler Begriff und umschließt ein größeres Betreuungsgebiet; sie erfordert und umfaßt die vielfältigsten Maßnahmen medizinischer, beruflicher, sozialer und kultureller sowie gesellschaftlicher Art, die nicht losgelöst voneinander betrachtet werden dürfen, sondern eine Einheit bilden. Die besondere Fürsorge unseres Staates gilt den Menschen, die durch körperliche oder geistige Schäden in ihren Lebensbedingungen Beschränkungen unterworfen sind. Die Rehabilitation ist darauf gerichtet, diesen Bürgern unserer Republik die Teilnahme am gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Leben zu sichern. Die Rehabilitationsmaßnahmen erstrecken sich auf Personen, die seit Geburt körperlich oder geistig behindert sind oder durch Krankheit, Unfall, Kriegsbeschädigung oder andere Ursachen einen Dauerschaden erlitten haben, sowie an funktionellen Schädigungen leiden.

In Verwirklichung des Beschlusses des Präsidiums des Ministerrates der DDR vom 22. Dezember 1960 über Maßnahmen zur Entwicklung der medizinischen Wissenschaft und des Gesundheitswesens werden beim Ministerium für Gesundheitswesen und bei den Abteilungen Gesundheits- und Sozialwesen der Räte der Bezirke, Stadt- und Landkreise und Stadtbezirke Rehabilitations-Kommissionen gebildet. Zur Durchführung dieses Beschlusses gab der Minister für Gesundheitswesen am 22. März 1961 eine Arbeitsrichtlinie über die Bildung und Tätigkeit der Rehabilitations-Kommissionen heraus.

Danach sollen den genannten Kommissionen alle staatlichen Stellen, Institutionen und gesellschaftlichen Organisationen angehören, zu deren Aufgabengebiet Fragen der Rehabilitation gehören, wie die staatlichen Organe für Planung, Volksbildung, Arbeit, Finanzen sowie der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund, das Deutsche Rote Kreuz, der Deutsche Verband für Versehrtensport, der Allgemeine Deutsche Blinden-Verband und die Volkssolidarität. Weiterhin sollen diesen Kommissionen interessierte Ärzte und jeweils fünf Schwerbeschädigte, die auf dem Gebiet der Rehabilitation reiche Erfahrungen haben, angehören.

In den Stadt- und Landkreisen sowie in den Stadtbezirken wird es erforderlich sein, besonders zur Verbesserung der gesellschaftlichen Betreuung, Arbeitsgruppen zu bilden, wie

EIN FRÜHLINGSSONNENSTRAHL

Heute schlich ich blind am Strand entlang,
fand endlich dort die mir bekannte Bank;
Ermüdet ruhte ich ein Weilchen.
Ein fröhlich Kind kam angesprungen,
Hat mir ein Liedchen vorgesungen,
Und schenkte mir sein erstes selbstgepflücktes Veilchen.
Des zarten Veilchens süßer Duft,
Erregte mild die Frühlingsluft,
mein wintermüdes Herz mit Sehnen.
„Oh, Opa, heute darfst du nicht mehr weinen,
Heut' wird die Sonne wärmer scheinen
und trocknen deine stillen Tränen!" —
Ein weiches Kinderhändchen fühlte ich,
das zärtlich meine Wangen strich,
als wollte es tröstend mich beglücken.
„Wie schad', Opa, du kannst dies alles nicht sehen,
Wieviele schöne Veilchen hier schon stehen.
Darf ich für dich noch eines pflücken?
Jetzt muß ich aber weiterlaufen,
Für Mutti Milch und Butter kaufen.
Adieu dann, bis zum nächstenmal!" —
So lieblich sprach ein Kind zum blinden Greise,
Dann huscht es glücklich fort ganz leise,
als wär's für mich ein Sonnenstrahl.
Ein weiches Kinderhändchen fühlte ich,
das zärtlich meine Wangen strich.
Und sehn' mich bis zum nächstenmal
nach diesem Frühlingssonnenstrahl!

ALPHONS ELY

z. B. für den speziellen Gesundheitsschutz und die funktionelle Wiederherstellung, für Berufsausbildung, Umschulung und Einbeziehung in den Arbeitsprozeß, für soziale sowie für kulturelle und gesellschaftliche Betreuung. Der Leiter der Arbeitsgruppe soll jeweils der Rehabilitations-Kommission angehören. Dabei sollten die besonderen örtlichen Bedingungen Berücksichtigung finden.

Die Aufgaben der Rehabilitation werden bei den Räten der Bezirke und Kreise federführend durch das Referat Sozialwesen organisiert. Die Rehabilitations-Kommissionen haben beratenden Charakter und üben ihre Tätigkeit ehrenamtlich aus. Durch ihre Arbeit soll vor allem die Durchführung der Aufgaben der Rehabilitation besser koordiniert werden. Zum anderen geht es darum, in verstärktem Maße die gesellschaftlichen Organisationen und breite Kreise der Bevölkerung in die Arbeit einzubeziehen. Schließlich wird die kollektive Beratung dazu führen, die Tätigkeit allgemein zu verbessern.

Auf dem Gebiet der medizinischen Rehabilitation unterstützen die Kommissionen u. a. die Maßnahmen des Gesundheitsschutzes und die funktionelle Wiederherstellung. Sie setzen sich für die frühzeitige Erfassung der Kinder und Jugendlichen mit physischen und psychischen Mängel ein, so daß sie möglichst rechtzeitig einer ärztlichen Behandlung zugeführt werden.

Die Kommissionen richten ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Schaffung spezieller Rehabilitationszentren durch Profilierung bestehender Einrichtungen. Sie fördern die Entwicklung orthopädischer Hilfsmittel, die unter Ausnutzung aller Möglichkeiten der modernen Technik unter Verwendung geeigneter neuer Materialien hergestellt werden sollen. Dabei sind sowohl der internationale Stand als auch die Hinweise von Körperbehinderten zu beachten, die auf diesem Gebiet besondere Erfahrungen besitzen.

In der beruflichen Rehabilitation werden die Kommissionen die dankenswerte Aufgabe haben, die staatlichen Stellen und die Betriebe bei der Berufsaus- und Weiterbildung in sachkundiger Weise zu beraten und zu unterstützen. Berufstätigkeit — insbesonderebei Schwerstkörperbehinderten — hängt in hohem Maße von einer schöpferischen Berufsfindung ab. Es wird darauf ankommen, den Rehabilitanten nicht nur einen Arbeitsplatz schlechthin, sondern unter Berücksichtigung ihrer Fähigkeiten und Behinderungen eine wirklich geeignete Tätigkeit nachzuweisen.

Die soziale Sicherung ist ein entscheidender Faktor für alle weiteren Rehabilitationsmaßnahmen. Daher sollten die Rehabilitations-Kommissionen bzw. Arbeitsgruppen die soziale Betreuung der behinderten Menschen verbessern und im Einvernehmen mit der Abteilung Gesundheits- und Sozialwesen Hausbesuche durchführen. Entsprechend der Schwere der Behinderung setzen sich die Kommissionen im Zusammenwirken mit dem FDGB für die weitere Verbesserung der Erholungsfürsorge ein. Als zweckmäßig wird die

Als unser Freund Leopold Perny noch das Glück hatte, sich des vollen Sehvermögens zu erfreuen, übte er den Beruf eines Schneiders aus. Schon in jugendlichem Alter wurde er das Opfer einer Netzhautabhebung. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich an die neue Lebensweise anzupassen. Er sattelte um auf Bürstenbinder und wurde einer der besten seines Faches. Mit seinem heiteren Wesen und echten Mutterwitz verscheucht er immer bei seinen Freunden aufkommende trübe Stimmungen.

Einrichtung von Sprechstunden zur Beratung in sozialen, arbeitsrechtlichen und anderen Fragen für Rehabilitanten erachtet.

Die Rehabilitationsmaßnahmen auf kulturellem und gesellschaftlichem Gebiet haben das Ziel, die gesundheitlich geschädigten Menschen für die aktive Teilnahme am kulturellen und gesellschaftlichen Leben zu gewinnen. Zu diesem Zweck unterstützen die Kommissionen die Durchführung von speziellen Kulturveranstaltungen für besondere Schwerbeschädigtengruppen, wie Blinde, Gehörlose und Schwerhörige, und nehmen Einfluß auf den Einbau von modernen Hörhilfen oder Verstärkeranlagen in Theatern und Lichtspielhäusern. Die Rehabilitations-Kommissionen setzen sich dafür ein, daß Kinder mit physischen oder psychischen Mängeln rechtzeitig einer Sonderschule zugeführt werden, so daß ihnen eine gute Erziehung und Bildung vermittelt wird. Die Kommissionen unterstützen die Durchführung von Lehrgängen allgemeinbildender Art im Rahmen der Volkshochschule sowie planmäßiger Kurse für Schwerhörige und Gehörlose und Kurse zum Erlernen der Blindenschrift. Die Kommissionen setzen sich dafür ein, daß neue Sportgruppen überall dort gebildet werden, wo die Möglichkeit dazu vorhanden ist, oder daß die zu Betreuenden für eine sportliche Betätigung in den bereits bestehenden Sportgruppen des Deutschen Verbandes für Versehrtensport gewonnen werden.

Weite Kreise der Bevölkerung sollen mit dem Gedanken der Rehabilitation vertraut gemacht werden, so daß die Bildung und Tätigkeit der Rehabilitations-Kommissionen nicht nur eine Angelegenheit der zuständigen staatlichen Stellen ist, sondern zu einem gesellschaftlichem Anliegen wird. Nunmehr kommt es darauf an, die Rehabilitations-Kommissionen und ihre Arbeitsgruppen mit Leben zu erfüllen, um die vor uns stehenden Aufgaben noch besser lösen zu können.

MARIA BRUNNER

Auch so kommt es vor

Alles, was in dem Speisezimmer zur Schau gestellt war, betonte zu sehr das Geld, das eben alles erlaubte, und damit wirkte es nicht mehr vornehm, nur verblüffend. Und derselbe Eindruck ging auch von den drei Personen aus, die um den Tisch beim Abendbrot saßen. Er, ein Mann in den besten Jahren, weder hübsch noch häßlich, gut angezogen. Doch war die ganze Haltung dieses Mannes nicht die Selbstverständlichkeit der Herkunft, sondern die angelernte der guten Gesellschaft, in der er sich bewegen konnte. Sie mittelgroß, eher mager, ein Typus jener Frau, die, weil sie um die geheimsten Mittel der Verschönerung weiß und sich ihrer zu bedienen versteht, ihrem Aussehen jenes reizvolle Anlocken zu geben imstande ist, das beeindrucken kann. Wenn sie Eindruck machen wollte als Herrin des Hauses, als Gattin des Mannes, abends, wenn sie Gäste empfing, dann war ihre Aufmachung vollkommen, wurde von dem Strahlen der Perlen und Brillanten wirksam unterstrichen, von denen sie förmlich übersät war.

Allerdings hatte sie auch Gäste, die ihre Äußerlichkeiten von ihrer Person zu trennen wußten und nicht erst durch ihre Art sich zu unterhalten und ihre steten Hinweise, was sie sich alles leisten konnte, diese Beurteilung bestätigt bekommen mußten. Und es waren nicht einmal nur ausschließlich Frauen, die behaupteten, diese glänzende Gastgeberin gelegentlich eines nicht angesagten Besuches als Bedienerin des Hauses angesehen zu haben.

Nicht einmal nur außerhalb des Hauses flüsterte man sich diese Beobachtungen zu, denn diese Frau hatte nicht sehr viele Freunde wegen ihrer geradezu aufreizenden Überheblichkeit, mit der sie sich alles erlauben zu dürfen glaubte. Aber natürlich, offene Front machte man nicht gegen sie, denn sie war immerhin die Frau eines sehr reichen und einflußreichen Mannes.

Ein gar hübsches Mädchen war die fünfzehnjährige Tochter des Hauses. Aber sie war so oberflächlich, daß sie nur einen Gedanken hatte — zu gefallen. Und, gestützt auf das Ver-

mögen des Vaters, verwendete sie ihre ganze sorgfältige Aufmerksamkeit darauf, glänzend aufzufallen.

Solche Menschen haben sich nicht viel zu sagen, höchstens nur anklagende Vorwürfe zu machen aus lächerlichen Nichtigkeiten oder Mißlaunigkeit. Die werden natürlich alle auf den aufgeladen, der am wenigsten widerspricht. In diesem Hause auf den Mann. Blieb er still, weil es ihm gleichgültig oder weil er es gewohnt war, Prellpunkt aller Unannehmlichkeiten zu sein? Heute war die Stimmung besonders gereizt.

Mutter und Tochter vertrugen sich in dem gleichen Maße weniger, in dem sie sich immer ähnlicher wurden. Gegen die launisch willkürliche Herrschsucht der Mutter hatte die Tochter nur listenreiche Verlogenheit auszuspielen, aber da es der Mutter selbst nie an derartigen mangelte, wurde sie von dieser immer rasch durchschaut.

Und nichts kann einen Verlogenen mehr zur Heftigkeit reizen, als wenn er selbst angelogen wird. „Du natürlich hörst und siehst nichts! Was interessiert Dich eigentlich, was in diesem Hause geschieht? Höchstens, daß das Essen vorzüglich und zeitgerecht auf den Tisch kommt, nicht wahr?“ sagte die Frau maßlos aufgebracht zu dem Mann, weil ihr wortreiches Anklagen der Tochter ihn noch zu keiner Äußerung veranlaßt hatte. „Es wäre schon höchste Zeit, dich darauf zu besinnen, daß du auch Vaterpflichten hast!“ Der Mann blieb vollkommen gelassen.

„Wenn du ihr den Umgang mit dem jungen Manne verbietest, so werde ich nichts dagegen sagen, obwohl ich ihn gar nicht kenne. Warum ist das so unbedingt nötig, warum bist du so gegen ihn?“ „Er ist nichts und hat nichts! Und von der sogenannten Liebe allein lebt man heutzutage schon gar nicht mehr. Nicht einmal Geld erhält die Liebe, noch weniger Armut!“ Ein spöttischer Blick traf den Mann, der ihn ohne jede Erregung hinnahm. Gereizt fuhr sie fort. „Lächerlich, dieses ewige Liebesgedusel überhaupt! Außerdem hast du dazu noch reichlich Zeit! Darüber werden wir immerhin einig sein“, vollendete sie scharf, sich an den Mann wendend.

Die Tochter fing zu weinen. an „Heul nicht!“ fuhr die Frau auf sie los. „Dir ist doch gar nicht schmerzlich zumute, das ist doch alles nur Opposition gegen mich! Ich aber sage dir, ich dulde es nicht, und du wirst dich fügen, sonst —“. Das eintretende Mädchen unterbrach sie. „Was gibt's!“ — „Der Herr Rechtsanwalt ist soeben gekommen!“

Das zornige Gesicht der Frau veränderte sich zu einer fratzenhaften Grimasse. Vater und Tochter sahen sich erleichtert an, während die Frau sich lebhaft erhob und den verspäteten Gast überschwenglich begrüßte. „Ja, ich weiß alles! Unaufschiebbare Geschäfte wie immer, wenn Männer nicht pünktlich sein können! Aber es ist Ihnen gnädig verziehen“, sagte sie und reichte ihm die Hand zum Kusse. Das Gefallen an dem Manne stand flackernd in ihren Augen. Sie hatte sich so gestellt, daß sie es nicht verbergen mußte, daß es ihm nicht entgehen konnte.

„Charmant wie immer“, sagte der Rechtsanwalt und küßte nachdrücklich ihre Hand. „Schmeichler“, sagte die Frau mit ihrem kokettesten Augenaufschlag und gab ihm einen leichten Klaps. Und nur um für die anderen Harmlosigkeit zu betonen, sagte sie. „Da kommt noch etwas, wie?“ — „Erraten, meine Gnädigste“, antwortete der Rechtsanwalt zerknirscht tuend. „Ihren Mann muß ich Ihnen heute noch für ein paar Augenblicke eines

NOTSCHREI ZU GOTT

Gott, segne die Maschinen und die Pflüge,
die Hand, die sich zur Arbeit hebt.
Gib reichlich Brot und Wein, daß es genüge
für jeden Menschen, der da lebt.

Laß doch nicht zu, daß einer ganz ersticke
am Haß und harten Würgegriff.
Im Meersturm suchen Dich die Ohnmachtsblicke,
schon kentert das zerschellte Schiff.

Halt die Vernichtung ab durch die Atome,
wenn Du der Herr der Welten bist.
Verbirg uns in dem Frieden Deiner Dome,
Wo Du Geduld und Trost zumißt.

Die Hände wir in Todesängsten falten,
ob der Atomblitz niederfährt.
Mach Mut, den Glauben aufrecht zu erhalten,
der in Gewittern sich bewährt.

Bewahr uns Deine Wahrheit, vor die Lüge
sei, Gott, Dein heilig Wort gestellt,
damit nicht Täuschung unser Herz betrüge
und auch dem Moloch Zeit verfällt.

ANTON PAUK

Während des Bügelns gehen die Gedanken unserer Schicksalsgefährtin hinaus nach Hochegg, wo das erste österreichische Blindenaltersheim im Entstehen ist. „Wann wird es auch mich aufnehmen und mich von den vielen Alltagssorgen befreien?“

dringenden Geschäftes wegen entziehen. Du weißt, der Konzern“, wandte er sich dem Manne zu.

Über das Gesicht der Frau glitt ein Ausdruck von Überraschung, Enttäuschung, Zweifel und wischte aus ihrem Lächeln jede Spur von Liebenswürdigkeit. Und sie sagte auch gleich hochmütig betont: „Ich habe erwartet, Sie heute nur als meinen Gast zu begrüßen!“ — „Ich wüßte nichts, was ich lieber bin“, antwortete der Rechtsanwalt und suchte wieder ihren Blick. „Was wir zwei zu sprechen haben, hat Zeit und wird erst dann geschehen, wenn Sie, meine Gnädigste, es gestatten.“ Und neuerlich küßte er ihre Hand, noch ein paar Augenblicke länger als zuvor.

Augenblicklich war die Frau besänftigt und umgab den Gast mit aller zuvorkommenden Aufmerksamkeit, die ihrer Liebe vollen Ausdruck verlieh. Schweigend blickte der Mann auf die beiden, die auch allein die Kosten der Unterhaltung trugen.

Die Frau war wie umgewandelt. Nein, sie tut nicht nur so, sie ist glänzendster Laune, dachte er. Sie kann sich nie beherrschen, nicht so und nicht so. Wie ihre Augen flackern und auf ihrem Gesichte sich die roten Flecken der Erregung zeigen. Wie sie diese Art der Unterhaltung liebt, diese unmißverständliche Umdeutung pikanter Dinge. Ein heftiger Widerwille erfaßte ihn. Sein Blick streifte seine Tochter. Auch die hatte ihren Kummer vergessen und in ihren Augen stand gleichfalls das Behagen.

„Es ist Zeit für dich ins Bett zu gehen“, sagte er rauh und laut zu ihr. „Morgen hast du wieder Schultag und überdies stehst du vor der Matura!“ Die Frau unterbrach ihr girrendes Lachen. „Natürlich — sehr richtig! Empfiehl Dich!“

Unter der Strenge ihres Tones verbarg sie das sie plötzlich überkommende Geniertsein. Und sie vermied den Blick ihres Mannes. Die Tochter ging, aber sie tat es schmollend-gekränkt. Und ein ganz kurzer Seitenblick auf die Mutter sagte dieser, daß sie sich selbst die uneingeschränkte Befehlsgewalt genommen hat.

Die Stimmung der Frau änderte sich jäh. Sie wußte im Augenblick nicht, auf wen sie wütender war, auf den Mann oder ihr Kind. Aber allenfalls schuld war der Mann. Denn das Wegschicken der Tochter war ebenso eine Zurechtweisung für sie. Und das war unerhört von ihm, besonders vor dem Gast. Nicht gewohnt, sich beherrschen zu müssen, funkelte sie ihn zornig an. „Was du machst, ist immer möglichst ungeschickt und taktlos! Immerhin ist unsere Tochter schon erwachsen und kein kleines Schulmädel mehr! Aber natürlich brennst du schon darauf, von deinen Geschäften zu reden! Ich werde mich also auch empfehlen!“ — Und brüsk erhob sie sich. Galant wollte der Rechtsanwalt sie zurückhalten. Aber es gelang ihm nur, ihr noch ein Abschiedslächeln abzuzwingen. Sie fühlte sich blamiert und war für heute nicht mehr umzustimmen.

Die beiden Männer sahen sich an. „Na!“ machte der Rechtsanwalt und trank sein Glas leer. Und dann setzte er hinzu. „Das gibt für dich noch eine Fortsetzung! Außer du drehst den Spieß um und machst ihr Vorwürfe“, voll-

endete er beziehungsvoll. ,,Das würde sie von nichts abhalten", entgegnete der Mann gleichmütig. ,,Im übrigen wird sie auch bei dir noch ihr Ziel erreichen!"

Der Rechtsanwalt lachte. ,,Wenn mich nicht alles täuscht, dann ist das Warnung und Erlaubnis zugleich." — ,,Nimm es wie du willst!" — Der Rechtsanwalt wurde ernst. ,,Sie ist eine von den Frauen, bei denen es nur einen Reiz und eine Befriedigung gibt — die Sinnlichkeit. Und das ist zu wenig für einen Mann", sagte er bedeutungsvoll.

,,Danke!" sagte der Mann trocken. Und dann leicht gereizt. ,,Darüber mit mir zu reden, bist du doch nicht gekommen?" — ,,Nein! Immerhin bin ich damit eigentlich auch schon bei meinem Thema!"

Er lehnte sich zurück und blickte forschend auf den Mann. Dem wurde unbehaglich unter dem Blick, schließlich brauste er auf. ,,Nun — beginne schon — ich habe gehört —." —,,Also stimmt es, daß du wieder eine neue Freundin hast", stellte der Rechtsanwalt sachlich fest, aber es war ein Unterton dabei, der das Unbehagen des Mannes steigerte. ,,Warum ausgerechnet ich nicht", entgegnete er und lachte überlaut. ,,Sicher, denn du gehörst auch zu den Männern, die eine gefüllte Brieftasche haben", antwortete der Rechtsanwalt sarkastisch.

Dunkle Zornesröte stieg in das Gesicht des Mannes. ,,Meinetwegen ist es deswegen. Mir bleibt es trotzdem eine notwendige und angenehme Abwechslung. Lächerlich fände ich es nur, wenn du mir Moral predigen wolltest", sagte er scharf. ,,Du meinst, weil auch ich jede Gelegenheit ausnütze! Siehst du, das ist so eine Angelegenheit, von der man sagen kann, wenn zwei das gleiche tun, so ist es doch nicht dasselbe. Ich nütze jede Gelegenheit aus — aber das ist auch alles! Keine von all denen, die mir sozusagen aus Liebe gehörten, liebten mich. Du aber hast das unerhörte Glück gehabt, eine Frau zu finden, die dich wirklich liebt. Dich — nicht dein Geld — deine Stellung — wohlgemerkt — dich! Das kann nur eine menschlich hochwertige Frau sein. Sie hat all die Jahre her den Beweis hierfür erbracht, so schwer ihr das auch oft geworden sein mag, der Demütigung wegen, neben dieser Frau nur deine Freundin zu sein!" — ,,Wenn du vielleicht in ihrem Namen sprichst", sagte der Mann umso höhnischer, weil ihm das Gewissen schlug", dann sage ihr, ich werde sie nie im Stiche lassen."

Der Rechtsanwalt beugte sich vor, sprach verhalten, aber betont. ,,Wenn ich in ihrem Namen sprechen würde, würde ich es nicht wagen, ihr diese Antwort zu überbringen. Eine Frau, die so zu lieben imstande ist, schlägt man nicht ins Gesicht!" — ,,Ich verbitte mir diese Verdrehungen!"

Der Rechtsanwalt sah ihn durchdringend an. ,,Du dienst der Sache nicht, wie du zu glauben scheinst, wenn du es auf solche Art versuchst. Im übrigen ist und bleibt sie eine Angelegenheit zwischen ihr und mir! Oder willst du dir vielleicht auf diese Weise die Bahn frei machen?" — Über das Gesicht des Rechtsanwaltes lief sekundenlang ein trauriges Lächeln.

Ich verehre diese Frau — ja — das ist vielleicht sogar mehr als deine Liebe! Aber diese Wertung müßte die Frau meinem Empfinden geben. Doch sie hat noch nie etwas anderes gedacht und getan, als dein Leben so in ihr eigenes einzubauen, daß sie selbst kein Leben

VOR EINER GOTISCHEN MADONNA

Der Künstler, der dies holde Werk geschnitzt,
Ruht längst schon aus vom Erdenwallen,
Doch seines frommen Fleißes Frucht besitzt
Des höchsten Meisters Wohlgefallen.

Aus dieses Angesichtes Lieblichkeit
Spricht sanfte Würde und Verstehen
Der Not und Mühsal, die bereit
Für uns, die noch den Kreuzweg gehen.

Die Hände, edel, mütterlich und schlank,
Sie scheinen trostvoll uns zu winken,
Doch faltet sie auch jubelnd-froher Dank,
Wenn hell der Freude Sterne blinken.

Des Mantels Faltenwurf, gar weich und reich
geschmiegt,
Will er nicht schützend uns umfangen?
Auf daß, durch reinster Liebe Macht besiegt,
Verstummen muß das Haßverlangen.

Aus eines Lindenbaumes Stamm und Stück
Schlägt uns ein Menschenherz entgegen,
Das wußte um des Lebens Leid und Glück
Und weiterwirkt in Trost und Segen.

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Gegenseitige Hilfe

Ein tapferes Ehepaar sind unsere vollblinden Kollegen Paula und Leo Klein.
Kollegin Klein liest ihrem Gatten in Blindenschrift viele schöne Bücher vor.

mehr hat, nur mehr das deine! Und nimmst du ihr noch dazu so dein Leben, dann wird das eine gefährliche Leere für eine solche Frau, weil sie überdies noch erkennen muß, daß sie jetzt durch dich tatsächlich vor aller Welt lächerlich geworden ist. Lächerlich und gewöhnlich gemacht, wenn du es ihr abkaufen wolltest, dich frei zu geben!“

Zorn und Scham stritten in dem Manne. Nur durch Hohn glaubte er seiner Erregung Herr zu werden. ,,Merkwürdig ist deine übertriebene Anwaltschaft, sehr merkwürdig! Dieser Frau wegen stellst du alle Moralbegriffe auf den Kopf. Was hast du eigentlich für die betrogene Ehefrau für ein Sprüchlein, wenn die betrogene Freundin dich schon zu solchem Pathos veranlaßt!“ — ,,Genau das gleiche, denn mir geht es um den Schutz und damit um die Erhaltung alles Wertvollen! Der untadeligen Frau gehört das uneingeschränkte Recht auf den Mann, gleichgültig in welcher Rolle sie zu ihm steht. Das ist meine Auffassung von moralischen Rechten! Aller Männer übrigens, für die es das sogenannte — allerdings noch ungeschriebene — Gesetz des Anstandes gibt!“

Der Mann wollte auffahren, aber der Rechtsanwalt wehrte ab, sprach ruhiger weiter. ,,Ich schließe dich nicht aus, denn ich weiß doch, daß alles, was du jetzt zu sagen imstande bist, genau so augenblicklicher Zorn wie Hilflosigkeit ist. Daß du deine Frau betrügst, das versteht die ganze Welt, ganz abgesehen davon, daß du nur Gleiches mit Gleichem vergiltst. Du mußtest ja, um endlich auch zu wissen, was eine Frau ist, dir eine solche außerhalb deines Hauses suchen. Liebe, selbstverständliche opferwillige Kameradschaft, das hast du nun gefunden bei deiner Freundin. Und siehst du — eine solche Freundin zu betrügen, dafür gibt es keine Entschuldigung. Deswegen, weil die Freundin sozusagen die Frau ist, für die es kein öffentliches Recht auf den Mann einer anderen Frau gibt! Deswegen, weil der Mann einer solchen Frau gegenüber, die er aus begreiflichen oder unbegreiflichen Gründen nicht zu seiner gesetzlich geschützten Gattin machen kann, mindestens diese eine Pflicht hat, die ihm Ehrensache sein muß — ihr nicht weh zu tun!“

Eine lange Pause entstand. — ,,Ist sie — ich meine — weiß sie etwas?“ fragte der Mann schließlich leise. ,,Du hast sie so vernachlässigt, daß sie instinktiv Vermutungen anstellt und — alles befürchtet!“ — ,,Alles Unglück kommt aus der Triebhaftigkeit“, sagte der Mann schwer und senkte den Kopf.

Jetzt erhob sich der Rechtsanwalt. ,,Ein großer Mann hat ein wunderbares Wort gesagt und an das sollte man sich jeden Tag erinnern: ‚Mensch sein ist das Wenigste was man von uns fordern kann und doch das Höchste, was wir leisten sollen!‘ “ antwortete er ebenso leise und verließ fast behutsam den Raum.

Kaufen Sie die

Blindenwaren der Hilfsgemeinschaft!

Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte Bestellung.

Spiele blinder Kinder

Im Laufe der letzen Monate haben einige Mitarbeiter unseres Kindergartens für blinde Kinder sich damit befaßt, die Art und Weise, wie ihre Schützlinge zu spielen pflegen, eingehend zu beobachten. Im Folgenden sollen einige Ergebnisse dieser Beobachtungen gezeigt werden.

Wenn man das Vorstellungs- und Nachahmungsvermögen, das sich im Spiel von Kindern im Alter von etwa 4—6 Jahren widerspiegelt, eingehend studiert, wird einem alsbald auffallen, daß bei blinden Kindern Geräusche und Laute häufig als Ersatz für Gesten und Bewegungen treten, bzw. daß Bewegungen häufig nur gemacht werden, um einen Klangeffekt zu erzielen. Die Kinder können in dieser Beziehung sehr erfinderisch sein. So machen etwa runde, etwas gezackte Blechplättchen, auf einer Metalltafel auf- und abgerollt, ein verblüffend ähnliches Geräusch wie ein rasch fahrender Zug. Beim Schütteln eines mit Teigwaren gefüllten Plastiksäckchens entsteht ein Geräusch, welches ein Kind an die Art und Weise erinnert, wie etwa Herr X sein Frühstück verzehrt.

Während sehende Kinder häufig im Spiel mit Dingen des täglichen Gebrauchs optische Effekte bei ihrer Umgebung erzielen wollen, versuchen ihre blinden Altersgenossen, die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung akustisch auf sich zu lenken. So bedeutet das rasch aufeinanderfolgende Trommeln mit den Fäusten auf die Tischplatte etwa das Rollen des Donners, während ein langgezogenes Pfeifgeräusch das Heulen des Sturmes oder das Rinnen von Wasser durch die hohle Hand in ein Blechgefäß das Aufschlagen des Regens auf der Dachrinne wiedergeben soll. Steine, rasch hintereinander in ein Gefäß geworfen, sollen den Ton von heftigem Hagel nachahmen während das Rascheln eines gefüllten Papiersäckchens leichten Hagel bedeutet. Das Geräusch eines durch einen Tunnel fahrenden Zuges wird wiedergegeben, indem man mit den Füßen auf die Innenseite eines Stuhles, einer Bank oder eines Brettes trommelt. Will man die Ausfahrt des Zuges aus dem Tunnel kundtun, so wird das Getrommel mit den Füßen langsamer und ruhiger. Auch lange Stangen, im täglichen Gebrauch zum Aufrollen von Linoleum verwendet, können von Kindern auf ihre Art über den Boden gerollt oder gegen den Boden geschlagen, ein dem Grollen des Donners nicht unähnliches Geräusch erzeugen.

Manche Kinder machen auch Versuche mit dem Klang ihrer Stimme, indem sie in Blechbüchsen oder Kisten hineinrufen bzw. sprechen oder, mit dem Mund eng am Wasser liegend, eine Probe auf den Klang ihrer Stimme machen usw. Sie imitieren ferner Stimmen, Sprechweise und Tonfall der Erwachsenen, und es kann einem häufig passieren, daß man seine eigene Art oder die Art eines Kollegen aus solchen Unterhaltungen der Kinder heraushört. Zwei unserer Schützlinge kopierten zwei von unseren Kindergärtnerinnen im Gespräch, von denen eine sehr streng war, während die andere eine sanfte Art hatte.

ABENDSPAZIERGANG AM SEE

Abendwind will schlafen gehen,
streicht nochmal mit linder Hand
über Bäume, Sträucher, Büsche,
übers weite, stille Land.

Mond zieht silbern seine Straße,
über'm See ein Käuzchen klagt,
drüben steigt am andern Ufer,
Felswand, die in Stern'nacht ragt.

In den Binsen raschelt's leise,
Boot liegt träumend nah' am Steg;
Wellen murmeln, schläfrig, trunken,
von des Kreislaufs ew'gem Weg.

Hoch dort droben schickt der Leuchtturm
seine Strahlen in die Nacht,
hell und dunkel — hell und dunkel
bis die Sonn' im Meer erwacht.

Abendwind zum Schlafe mahnet,
kost auch mich mit kühlem Hauch, —
tausend Sternlein glitzern, funkeln,
leuchten meiner Heimat auch!

ANNA PLÜMER

Blinde Kinder turnen gern, denn das stärkt ihre körperliche und seelische Sicherheit.

„Da komm her, mein Kind!“ begann die Strenge. Darauf die andere: „Sei doch nicht so dumm! Ich bin Schwester F., nicht Du!“

Es ist interessant, daß Spielzeuge, welche man schieben, ziehen oder zum Fahren benützen kann, meist an dem Knarren oder Knirschen erkannt werden, das eine mit ihnen durchgeführte Bewegung hervorruft, und natürlich auch ihre Bewertung an Hand dieser Geräusche vorgenommen wird. Es hat den Anschein, als ob Blindheit den planmäßigen Aufbau des Spieles empfindlich einschränke. Den blinden Kindern fehlt häufig die ihrem Alter gemäße Vorstellungswelt, und so sind sie nicht nur zum Teil in ihrem Spiel auf die Vorschläge Erwachsener angewiesen, sondern brauchen auch häufig praktische Anleitung und Hilfe bei der Durchführung von Spielen. Spiele, welche von sehenden Kindern bereits im zartesten Alter ohne Schwierigkeit vollführt werden, eignen sich blinde Kinder häufig erst in einem wesentlich fortgeschritteneren Stadium ihrer Entwicklung an. Die Unfähigkeit der optischen Aufnahme ihrer Umgebung läßt sie Gegenstände oft erst durch mehrmaliges Abtasten sinngemäß erkennen. Es dauert längere Zeit, ehe sie feststellen können, in welcher Weise dieser oder jener Gegenstand für ein bestimmtes Spiel gebrauchsfähig ist. Außerdem ist das Auffinden von Spielsachen an ihrem Aufbewahrungsort für blinde Kinder anfangs mit größeren Schwierigkeiten verbunden als für ihre sehenden Altersgenossen. Die Verwendung von Bausteinen etwa zur Konstruktion von Gebäuden, Brücken, Straßen usw. ist Sache der Geschicklichkeit des Einzelnen und erfordert speziell bei blinden Kindern meist langwierige vorbereitende Übungen.

Daß während dieser Übungen speziell von Seiten des Unterweisenden, aber auch von den Kindern viel Geduld verlangt wird, versteht sich, denn wie oft kommt es vor, daß ein Kind etwa beim Suchen nach Bausteinen zur Vollendung des „Werkes“ infolge Nichtsehens irrtümlicherweise den Bau zerstört bzw. daß seine Spielgefährten aus einem ähnlichen Grunde die Zerstörung vornehmen. Dann ist ein Teil mühsamer Arbeit dahin und, was häufig noch schwerer wiegt, das Kind sieht sich um die Frucht seiner Anstrengungen gebracht und wird mutlos. Das Spiel mit Bausteinen wird von blinden Kindern nur dann selbst gewählt, wenn sie merken, daß sie darin Geschick entwickeln, und das ist zu einem späteren Zeitpunkt der Fall als bei ihren sehenden Altersgenossen.

Blindheit wirkt sich auch auf das Spiel in Gruppen einschränkend aus. Wenn mehrere blinde Kinder bei gemeinsamem Spiel beobachtet werden, so stellt sich meist heraus, daß der Anführer der Gruppe noch über einen Sehrest verfügt. Vollblinde Kinder spielen meist zu zweit oder zu dritt, so daß der Anführer leicht Kontakt mit seinen Kameraden haben und sie durch Zuruf oder Berührung beeinflussen kann. Im Gruppenspiel unterweisen blinde Kinder naturgemäß ihre Kameraden nicht wie Sehende durch Gestikulieren, sondern mittels Worten. Etwa: „Ich stehe jetzt auf, gehe um den Stuhl herum und halte mich an der Lehne fest.“ Sie bemühen sich stets, die Aufmerksamkeit ihrer Spielkameraden wie auch der Erwachsenen durch Sprechen auf sich zu lenken und das gesprochene Wort ist es auch, das ihrer jeweiligen Tätigkeit das wesentlichste Gepräge verleiht.

Blinde Kinder sind in der Regel furchtlos im Klettern, gleichgültig, ob es nun gilt, Leitern zu ersteigen, an einem Seil oder einer

Stange hochzuklimmen oder Übungen auf dem Reck zu vollführen. Höhen bedeuten für sie keinen Schrecken, nur für jene, die sie bei solchen „Ausflügen" beobachten. Auch Schaukeln wird sehr bevorzugt, wohl in erster Linie wegen des Luftwiderstandes und wegen des eigenartigen Gefühles, das die vorüberstreichende Luft in den Ohren verursacht.

Häufig findet man, daß blinde Kinder Spielzeuge in absolut nicht sinngemäßer Weise verwenden. Dreiräder werden auf den Kopf gestellt und die Pedale derselben mit der Hand rasch gedreht, auf daß sie ein quiekendes Geräusch erzeugen oder sich im Takt zu einem gerade spielenden Grammophon oder Tonbandgerät bewegen. Manchmal wird auch ein Kinderwagen auf den Kopf gestellt und seine Räder werden gedreht, bloß um den Klang des durch diese Drehungen verursachten Luftzuges zu vernehmen. Spielzeuge ohne Räder werden umgekehrt und über den Fußboden geschleift, um als „Mähmaschine" zu dienen.

Blinde Kinder sind ebenso erfinderisch wie sehende. Der Zweig eines Baumes, an einem Spielzeugwägelchen befestigt, soll eine Straßenreinigungsmaschine vorstellen. Ausgerissenes Gras wird in die Sonne zum Trocknen gelegt, natürlich kunstgerecht gebreitet, wie beim Heumachen. Ist es dann einigermaßen trocken, wird es auf ein Wägelchen geladen und weggeführt. Dagegen spielen vollblinde Kinder in frühestem Alter sehr selten mit Puppen, da dafür eine gewisse Geschicklichkeit im An- und Auskleiden erforderlich ist. Manchmal werden wohl Puppen gebadet, doch endet ein solches Experiment meist mit kleineren oder größeren Unfällen, bei denen entweder das Kind unliebsame Bekanntschaft mit dem Naß macht, oder die Puppe einfach zu zerlegen versucht, um eingedrungenes Wasser daraus zu entfernen. Manche Kinder legen die Puppen gerne schlafen oder verabreichen ihnen Mahlzeiten, doch ist eine solche Art des Puppenspieles blinden Kindern im Kindergartenalter kaum gemäß.

Der erblindete Straßenbahner, Kollege Franz Sternöcker, ist ein großer Tierfreund.

Viele blinde Kinder entwickeln große Geschicklichkeit im Fahren mit Zwei- oder Dreirädern und springen von verhältnismäßig großen Höhen ohne Furcht in die Tiefe. Andere dagegen bedürfen in solchen Fällen ständiger Ermutigung und Hilfe von Seiten Erwachsener.

*
* *

Für blinde Kinder bedeuten also Geräusche eine wichtige Begleiterscheinung bei ihren Spielen. Der Mangel an optischen Eindrücken hemmt häufig die Initiative, so daß vielfach die Art des Spieles von Erwachsenen beeinflußt werden muß. Verschiedene Spiele werden von blinden Kindern in einer wesentlich späteren Entwicklungsstufe ausgeführt als von sehenden.

Bearbeitet von ERNST KOTOVSKY

BUNTER NACHMITTAG

Am 8. April 1962 findet im Schwechaterhof, Wien 3. Landstraßer Hauptstraße, der Bunte Nachmittag der Hilfsgemeinschaft statt. Wie üblich wird es auch diesmal schöne Überraschungen, ein gutes Programm, eine nette Unterhaltung geben. Bitte, kommen Sie selbst und nehmen Sie Ihre Freunde und Bekannten mit.

Wundheilung durch Vitamin C

Dem Vitamin C fällt im Rahmen des Körpergeschehens eine wichtige Aufgabe zu. Es steigert die Widerstandskraft des Körpers gegen Infektionskrankheiten, hilft mit, Giftstoffe unschädlich zu machen und erhöht die Fähigkeit der weißen Blutkörperchen, eingedrungene Keime „aufzufressen". Es aktiviert den Zellstoffwechsel und übt auf viele Vorgänge im Organismus eine stärkende und belebende Wirkung aus. Vitamin-C-Mangel führt zu einem der schwersten Krankheitsbilder, dem Skorbut, gegen den sich Seeleute früher durch reichlichen Zwiebelgenuß schützten, der aber heute nur noch selten auftritt und dem das Vitamin C seinen wissenschaftlichen Namen verdankt. In der Bezeichnung „Askorbinsäure" klingt die Erinnerung an die verheerenden Ausfallerscheinungen nach, die der Skorbut mit sich brachte. Während die meisten Lebewesen imstande sind, ihr Vitamin C selbst aufzubauen, sind der Mensch, der Affe, das Meerschweinchen, der Präriehund sowie das Reh auf ständige Zufuhr von außen angewiesen.

Das Vitamin C spielt u. a. eine große Rolle bei der Wundheilung. Amerikanische Ärzte studierten in ausgedehnten Versuchen den Einfluß des Vitamins C auf den Heilungsprozeß von Wunden, die durch chirurgische Eingriffe bei Meerschweinchen verursacht wurden. Ein Mangel an Vitamin C führt zu einer erhöhten Brüchigkeit der kleinsten Blutgefäße und zu einer Herabsetzung der gewebsregenerierenden Kräfte. Auch ging mit steigender Vitamin C-Aufnahme die Ansammlung von Vitamin C in den Wundgeweben über die in den gesunden Geweben enthaltene Menge des Vitamins hinaus. Die Vitamin-C-Konzentration in den Geweben nicht operierter Tiere entsprach der Konzentration in den gesunden Geweben der operierten Tiere. Es scheint daher ein chirurgischer Eingriff nicht die Ursache für eine verminderte Vitamin-C-Konzentration im Blut oder im Gewebe zu sein. Es kommt sogar bei dem an Skorbut erkrankten Tier zur Wundheilung, jedoch wesentlich später als bei einem Tier, das eine Höchstmenge an Vitamin C erhalten hat.

Bei Meerschweinchen mit großen Bauchwunden, bei denen künstlich ein Vitamin-C-Mangel hervorgerufen wurde, kam es zu einer verzögerten Wundheilung und später zu einer Bruchbildung im Narbenbereich. In ähnlichen Fällen kam es bei genügender Vitamin-C-Zufuhr zu einer normalen Wundheilung ohne Narbenbruch. Eine genügende Zufuhr von Vitamin C ist also nicht nur für eine normale Heilung der Operationsnarbe erforderlich, sondern auch für die Festigung bereits gebildeter Narbengewebe. Das Vitamin C sammelt sich in den Narbengeweben sofort nach deren Bildung an und bleibt dort lange Zeit hindurch auch beim Menschen in erhöhter Menge erhalten. Aus den Versuchen ergibt sich daher die Notwendigkeit einer zusätzlichen Vitamin-C-Verabreichung vor und nach einer Operation.

Aus „DER WOHLFAHRTSDIENST"

Heute bist du glücklich, kannst noch helfen! Weißt du schon, was morgen ist?

Wer in der angenehmen Lage ist, den Blinden zu helfen, soll dies aus Dankbarkeit tun, daß ihm das harte Los dieser unverschuldet ins Unglück geratenen Menschen erspart geblieben ist. Alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, wie Nähstube. Erholungsheim und Altersheim werden von Menschen in Anspruch genommen, die sich einmal ihres vollen Sehvermögens erfreuen durften. Das Sehen kann man ihnen nicht mehr geben, aber die helfende Hand wollen wir ihnen reichen, damit sie trotz Blindheit auch froh und glücklich werden können.

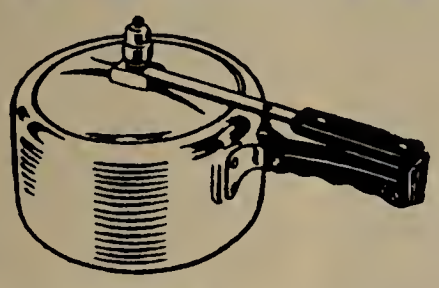
Wir erbitten auch Ihre Hilfe, lieber sehender Mitmensch, damit wir unsere Heime weiter ausgestalten können.

Erholungsheim
„HARMONIE"
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„WALDPENSION"
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

„Gazelle"- STRÜMPFE VERBÜRGEN QUALITÄT

HERMES



der ideale

SCHNELLKOCHTOPF

Erspart viel **Geld, Zeit** und **Mühe**

Erhältlich in den Fachgeschäften

Jeder Blinde, der in der großen Verkaufsvermittlung

„Die Chance"

etwas einkauft oder einbringt, verlange **Blindenbetreuung!**

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz/Donau, Bahnhofplatz 1a

---

hoffentlich

ALLIANZ versichert

wenn ein Dieb Dich arm gemacht

WIENER ALLIANZ VERSICHERUNGS A.G.

Schmoll Pasta

In allen Geldfragen dient, rät und hilft....

ZENTRALSPARKASSE
DER GEMEINDE WIEN

49 ZWEIGANSTALTEN

Alles
unter
einem
Dach...
so
bequem
haben Sie
es nur
bei

Gerngross

was man schützt schützt man

WIENER STÄDTISCHE
VERSICHERUNG

WIEN I. RINGTURM · TELEPHON 63 97 50

DIE MARKE, DER MAN TREU BLEIBT

Eigentümer und Herausgeber: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XX. Treustraße 9. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

In dieser Nummer — 48 Seiten

Dr. S. Freiberg, Dr. R. Scheu, E. Rungaldier, M. d'Arle, A. Pauk

UNSER SCHAFFEN

PREIS S 5.—
DM 1.—, sfr 1.—

AUS DEM INHALT:

Einer von uns
Der erste Kuß
Wer war Hufeland?
Der Blinde und die Sängerin
Eine große Leistung
Herr Menzel blieb ernst
Prof. Nicholas Sounderson
Rosen im Garten
Seelenleben der Blinden
Wunder im Wienerwald

HEFT 5 · 7. JAHRGANG
MAI 1962

Wir freuen uns schon auf die „Harmonie“

Aufenthalt in der „Harmonie“ — was für eine Fülle bunter, frohsinnschenkender Bilder ruft diese Vorstellung doch in uns allen wach! Es ist ja so, daß gerade wir Blinden durch unsre vielen blindheitsbedingten Schwierigkeiten einer besonders harten Belastung der Nerven ausgesetzt, und daher für Freude und Entspannung doppelt empfänglich und dankbar sind. So ist es verständlich, daß die Erinnerung an die schönen, in Unter-Dambach verlebten Wochen immer wieder in uns auftaucht und damit der Wunsch, es möge sich jene Zeit unbeschwerter Sorglosigkeit bald wiederholen.

Von welchen in der „Harmonie“ gewonnenen Eindrücken soll man wohl zuerst sprechen? Etwa von dem schmucken Hause mit seinem ausgedehnten, wiesenartigen Garten, der von einem Führungsgitter eingefriedet ist, so daß die blinden Heimgäste dort allein und ungefährdet spazierengehen können? Wie schön träumt es sich doch auf diesem lieblichen Fleckchen Erde, wo man die würzige Luft und ländliche Stille so recht zu genießen vermag. Kommt man dann mit einem Riesenhunger zum „Tischlein-deck-dich“, so schmeckt einem das gute Essen derart, daß die „schlanke Linie“ bedenklich in Gefahr gerät.

Unlängst sagte eine blinde Hausfrau: „Ich bin der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs aufrichtig dankbar dafür, daß ich durch den Aufenthalt in unserem Erholungsheim jeglicher Arbeit im Haushalt enthoben bin. Allein schon das Einkaufengehen ist für uns mühsam genug.“

Nicht nur, daß in Unter-Dambach für das leibliche Wohl bestens gesorgt wird, läßt uns den Aufenthalt dort angenehm erscheinen. Es ist vielmehr auch das Beisammensein mit Menschen, die das gleiche Schicksal zu tragen haben. Das bedeutet aber nicht, daß wir ständig kopfhängerisch und bedrückt herumgehen — im Gegenteil, in der Harmonie wird besonders viel gelacht, fröhlich geplaudert und sehr oft gesungen und musiziert.

Ein Schicksalsgefährte meinte dazu: „Ich bin deshalb so gern in der ‚Harmonie‘, weil es dort sehr lustig zugeht. Auch sind die Menschen untereinander ausgesprochen gefällig und hilfsbereit.“ Was den Pensionspreis betrifft, ist derselbe auch für die Verhältnisse der Blinden durchaus erschwinglich. Sollte aber einer sehr bedürftig sein, so nimmt die Hilfsgemeinschaft darauf Rücksicht und kommt ihm entgegen. Auf diese Weise wird es also jedem ermöglicht, einige unvergeßliche Wochen in der Harmonie verbringen zu können!

Sehr nett ist es auch, zu beobachten, wie in unserem Erholungsheim Freundschaften ihren Anfang nehmen, die sich dann positiv weiter entwickeln. Übrigens sei hier eine Tatsache behandelt, die psychologisch interessant ist. Ein Bekannter fragte einmal: „Wieso verbringen Sie Ihren Urlaub nicht lieber in einer Pension für Sehende?“ Ich erklärte daraufhin, daß ich mich unter den Sehenden viel zu sehr beobachtet fühle, etwa wie ich mich bewege oder beim Essen anstelle, oder aber auch, ob meine Frisur und Kleidung der Mode entsprächen. Dies alles empfände ich als unbehaglich, deshalb gäbe ich dem Aufenthalt in einer Pension für Blinde unbedingt den Vorzug.

Obgleich unser Haus in Unter-Dambach im vergangenen Herbst zu Gunsten des Altersheimes in Hochegg sozusagen „ausgeplündert“ wurde, hat die Unermüdlichkeit unseres Kollegen Direktor Vogel für eine neue und, wie allerlei Andeutungen zu entnehmen ist, noch schönere Einrichtung gesorgt. Auf diese Weise dürfen also die Gäste der Harmonie dem diesjährigen Aufenthalt mit großen Erwartungen entgegensehen. Sehr leid tut es uns allerdings, daß Kollegin Klinka, die langjährige Heimleiterin, die uns alle mit der Liebe und Fürsorge einer Mutter betreut hatte, ihre Stellung aus gesundheitlichen Gründen aufgeben mußte. Doch glauben wir, in Frau Handelsberger eine würdige Nachfolgerin gefunden zu haben. Möge die „Harmonie“, die uns so sehr ans Herz gewachsen ist, auch heuer allen Besuchern viel Freude und Erholung bieten!

DR. SIEGFRIED FREIBERG

Ausflug in die Heimat

Fünfundzwanzig Jahre lang bin ich nicht in meiner Heimat gewesen. Meine Heimat ist nur ein armer und schmutziger Bezirk an der Peripherie der Großstadt, in der ich lebe. Durch Zufall war ich wieder dahin gekommen. Die Freundin hatte ein, dort wohl am richtigen Platz errichtetes, mit allen erdenklichen Mitteln modernen Komforts ausgestattetes Bad verlockt. Ich sollte sie dahin begleiten — und weil mich nicht zu baden gelüstete, nach einiger Zeit wieder von dort abholen. — Ein später Nachmittag, dessen schräges, untergehendes Sonnenlicht die Häuser von einer Ecke aus bis in die Winkel, die sonst verborgen lagen, wirklich noch verzauberte, war wohl Veranlassung, daß ich die Augenblicke meiner Knabentage zwischen diesen ungeschmückten Häuserwänden, die mir wieder in Erinnerung kamen, gleichsam wie zarte Blütenblätter auf einem Schuttanger, das Geschenk meiner Erinnerung, aus Vergangenheit und Wirklichkeit der Stunde sammelte.

Die vielen Schritte, die wir als Kinder an unsere Wege verwendeten, haben uns ein Maß von Dingen gegeben, das wie eine stille Norm in uns verblieben ist, die wir nicht mit den gleichen Dingen älter geworden sind und uns längst von dieser Umgebung entfernt haben. Der Platz zwischen zwei Hausmauern, dereinst der Behälter einer großen Welt, erscheint uns heute bedrückend klein. Wie könnten wir Erwachsene heute noch ein Wunder, das Bild einer Landschaft, in eine Welt legen, in der uns nur mehr abgebröckeltes Mauerwerk, Mistwinkel und Lichthöfe, Straßen voll Geruch faulenden Kehrichts und wilden Kinderlärms entgegenkommen?

Doch ich übertreibe. Dies alles hier ist nicht so häßlich wie es bloß seelenlose, leere Pracht sein kann.

Ich habe auch übertrieben, weil ich zu lange von hier weg war und zweckmäßigere Räume kennengelernt habe, licht-, luft- und duftatmende Straßen, künstlerische Fassaden an Häusern und noblere Gesten der Menschen. Es ergeht mir wie einem, der von langer, so eigensinniger wie schöner Fahrt in der Welt zurückgekommen ist, und dem alles Heimatliche in schiefe Perspektiven gerät, alles Trauliche lächerlich, alles Gewöhnliche widerlich, unfrei und kleinzügig erscheint. Es wäre dumm, um dieser Gefühle willen, die man ja als täuschend erkennt, ein unklares Bild wiederzugeben. Ich erwähne ja, daß die untergehende Sonne viel Wunderbares in diese Gassen legte, und wer mich kennt, weiß, daß ich einer Sache nicht um ihrer Häßlichkeit feind bin.

Aber, und jetzt widerrufe ich alle kühle Betrachtung: es ist Glück, in jenem mystischen Dämmerbereich der widerstrebenden, unklaren Gefühle, Worte zu formen, Worte, die nicht das Tatsächliche geben müssen, sondern die Ding und Gefühl zugleich in die Sprache bequemen zu einer höheren Einheit und Macht. Es ist höchst reizsam, jene uns immer unbewußten Instrumente für das Geheimnis der Dinge ins Werk zu setzen und mit ihnen die höchsten Werte des Wortes zu finden, die nur darin bestehen können, die sonst unfaßbaren Beziehungen von Mensch zu Welt, das viele Dazwischen aus Geist, Gefühl und Anschauung einzig in der individuellen, der höchsten Art, die einer beherrscht, niederzulegen für die Gemeinschaft und die Ewigkeit ...

Es gibt darum auch nichts empfindlicheres als ein Gespräch zwischen Menschen, die sich fremd sind, und die sich, mit den Worten erst gleichsam abtastend, näherkommen, bevor sie ein Gefühl verraten. Denn so viel Ur-

---

Dem Schöpfer der Blindenschrift, dem Franzosen Louis Braille (1809—1852) haben die Blinden der ganzen Welt ihren geistigen und gesellschaftlichen Aufstieg zu verdanken. Diese Büste des berühmten französischen Blinden stammt aus der Bildhauerwerkstätte des blinden Künstlers Dario Malkowski.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

DER BLINDE

In dunklen Nächten muß er oft ans Fenster treten,
Beide Augen sind ganz ausgeruht,
Und er lauscht nach Klängen, halbverwehten.
Seine Hände falten sich zum Beten,
Da scheint alles plötzlich gut.

Doch tagt es wieder, ahnt er nur das milde Helle,
Bloß im Fühlen liegt sein ganzer Sinn,
Und er ist in all der Tagesgrelle
Nur eine kleine ausgesparte Stelle —
Sehend tasten seine Finger zu dem Lichte hin.

FRANZ XAVER HOLLNSTEINER

---

sprüngliches und Überraschendes sie für den andern haben, der sie nicht vorausahnt, ebensoviel strömt von nicht gesagten Worten und Gedankengut aus allen Fächern der Erinnerung und der Ahnung neben ihnen her.

„Die Hausmeisterin Vinell ist nicht mehr im Haus?“ frage ich einen Mann meines Alters, der mich eine Zeitlang in der Einfahrt eines Hauses beobachtet, wie ich an einer vergilbten Liste, die dort hängt, Namen zu lesen suche. Ich bin ihm sicher verdächtig. Er hat keinen Kragen am Hemd, bloß der Kragenknopf aus Nickel blinkt unter seinem Adamsapfel. Ich sehe hin, während ich frage, und sehe mich auch darin so schwankend, ungewiß und verzerrt, wie ich vielleicht in der Seele des andern bin.

Er sagt: „Vinell? Die kenne ich nicht . . .“ Er hat dabei noch die dunklen Gedanken von Einschleicherei, „Stadtfrack“ bereit, und einige dieser Gedanken gehen über die Gasse fort zu dem Knaben, den er um Brot geschickt hat . . . Ich dagegen denke zuerst an eine Wildente, die der Mann der Hausmeisterin, Herr Vinell, eines Tages nach Hause gebracht hat, die eine Zeitlang im Hofe herumstolzierte und von der ich dann, als sie schließlich gebraten war, auch ein gutes Stück bekam . . . Der erste Wildentenbraten! Warum sollte ich ihn vergessen?

Ich bin sehr verwundert: „So? Verzeihen Sie, wohnen Sie schon lange hier?“ — Ich erlerne bald die Mundart wieder, in welcher der Mann sich ausdrückt, und komme ihm mit ihr entgegen, was ihm schon besser gefällt.

„Das glaub' ich!“ erklärt er mit starkem Selbstbewußtsein. Er denkt dabei an einen dicken Bäckermeister aus der Kinoposse vom vergangenen Sonntag, der einen Salongigerl auf diese Weise abfertigte. „Die war nie in unserm Haus!“ In „unserm“ Haus sagt er — und irrt. Er ist also keine zwanzig Jahre hier. Ich könnte jetzt einen Hauptschlag gegen ihn führen und ihn übertrumpfen, aber ich frage bloß: „Wie lange wohnen Sie schon hier?“ Und er antwortet überzeugend: „Eine Ewigkeit, fünfzehn Jahre.“ Und denkt: so, da haben Sie's. Jetzt weiß ich nicht mehr, woran er denkt, seine Augen haben sich in mich eingegraben, sind nicht mehr bloß neugierig, sondern spitz und zum Kampf bereit. Ich dagegen bin es gar nicht.

Natürlich, die dicke Vinell kann er da nicht mehr gekannt haben, die sich immer bei meiner Großmutter beschwerte, daß ich nicht den Mund zum Grüßen aufbrächte, wenn ich in der Frühe an ihr vorüberginge. Und ich brachte ihn nicht auf. Ausgeschlossen!

Aber später haben wir uns besser kennengelernt, die Vinell und ich. Ich war der Botengänger bei vielen Familien des Hauses und besonders der ihrige. Ich konnte für sie in der Lotterie setzen und ihr sogar Nummern anraten, die freilich nie gezogen wurden, und konnte mir endlich an jedem Freitag nach der Auszahlung unter anderen Dingen auch lustige kleine Büchlein kaufen, darin immer zehn Tiere in Farben abgebildet und beschrieben waren. Sie nahm mich auch später in Schutz, als mir die kleine, bissige Frau von der Pfaidlerei gegenüber bis in die Einfahrt nachlief und mich an den Ohren zog, weil ich unvorsichtigerweise eine Kugel über die ganze Breite der Straße rollen ließ, die in ihrem am Boden befindlichen Auslagekasten landete.

Jetzt kommt der kleine Bub mit dem Laib Brot unterm Arm zu uns. Ich sage ganz leidenschaftslos: „Ja, so alt war ich auch damals, da ich hier gewohnt habe.“ Der Mann gibt mir keine Antwort. Sein Blick ist längst aus mir geschwunden. Zum Kleinen sagt er: „Wo bleibst denn so lang?“

Ich hake mich wieder bei dem unzugänglich Gewordenen ein mit meiner ganzen Güte (er denkt natürlich jetzt an die Gustel, die in den Kurs gehen muß, und die auf das Brot zum Kaffee wartet und schon keine Zeit mehr hat), denn er antwortet wieder dem Kleinen: „Trag's hinein, gleich!“

„Sagen Sie, wohnen die Hummels noch da?“ — „O, die sind auch schon während des

Krieges ausgezogen. Da oben im zweiten Stock wohnt eine alte Frau, die gehört noch zu den Leuten, die vor uns da waren, die werden Sie kennen, die ist jetzt über achtzig."

Aber gerade die kenne ich nicht. Wahrscheinlich haben mich diese Älteren über fünfzig damals nicht interessiert. „Und die Wirtin?" fragt er. „Ja, die vom ‚Stillen Zecher', die kenne ich auch nicht." — „Er ist im Krieg gefallen", erklärte mir der Fremde. In diesem Wirtshaus war eigentlich nie besonderes los, soviel ich mich erinnere. Nicht einmal Vater ging zum „Stillen Zecher", der damals noch mit großer Liebe die verschiedensten Wirtshäuser aufsuchte.

Auch vom Huterer die Frau wäre noch da. Ja, die mich das erstemal, spontan, mitgerissen von der Größe des Ereignisses, auf der Gasse durch einen Operngucker schauen ließ, als ein Luftballon aufgestiegen war. Ich hatte vor Aufregung überhaupt nichts gesehen, wollte das aber nicht zugeben und schnitt bei meinen Freunden über meine Beobachtung ungeheuer auf. Aber gesprochen hatte ich mit der Huterin eigentlich auch nie. Was spricht denn so ein Kind überhaupt viel mit Erwachsenen? Und die „Rote" vom zweiten Stock, die böhmische Frau von dem ruhigen Eisenbahner, und ihre zwei Kinder, die mit uns nicht verkehren durften, damit sie nicht verdorben würden. Ich erinnere mich noch des furchtbaren Streites deshalb, den meine Großmutter auf dem Gang mit der „Roten" entfesselte. Wir bewohnten zwei Türen weiter das kleine Kabinett.

Ja, unter dieser Unverträglichkeit hätte auch ihr Mann zu leiden gehabt, bis er sie stehen gelassen habe und mit einer andern zusammengezogen sei . . . „Sonst sind lauter nette Leute da", sagt mein Freund und verschwindet in einer Tür zur ebenen Erde, hinter der ich zum erstenmal einen Menschen aufgebahrt liegen gesehen habe. Ein einfaches, liebes Mädel ist damals an der Auszehrung gestorben, und ein kleiner Bub wie ich reichte nicht einmal zur Höhe ihres Sarges, aber steckte ungesehen ein Stück Schokolade zu ihren Füßen.

Ich gehe die Stiege hinauf; der erste Stock — fremde Türschilder. Noch immer der kleine Hof, wenn man durch die Gangfenster sieht, wo die Ente herumgewatschelt, dieselbe Wasserleitung; auch der zweite Stock ein ähnliches Bild, nur reinlicher gehalten. Wer mochte in dem Kabinett jetzt wohnen, wo ich hinter versperrter Tür stundenlang nach der Großmutter geweint hatte, wenn sie fortgegangen war und mich eingeschlafen meinte. Wie weit ist der Weg vom Gestern zum Heute!

Ich kann nicht Abschied nehmen von diesem Haus, ohne der vielgestaltigen Erlebnisse mit unseren Nachbarn und ihrer Mariedl zu gedenken, die mich beim ersten Schulzeugnis, das wir Ausweis nannten, gewaltig übertrumpfte, mich, auf den alle die größte Hoffnung gesetzt hatten. Doch das habe ich anderswo erzählt. Ich kann nicht Abschied nehmen, ohne von der Gasse auf das Fenster dieser Nachbarn hinaufzusehen, von wo mir, wann immer ich wollte, der Blick auf die

Die Blindheit fragt nicht nach Weltanschauung, Parteizugehörigkeit, Glaubensbekenntnis oder Abstammung

Sie erfaßt den Reichen wie den Armen, und kümmert sich auch nicht um die Hautfarbe.

Jeder, aber, der erblindet, braucht die Hilfe seiner sehenden Mitmenschen. Hilf darum, lieber sehender, glücklicher Mitmensch, und frage auch du nicht nach mehr als darnach, ob dein leidgeprüfter Bruder, deine notleidende Schwester deine Hilfe brauchen.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat sich die schöne Aufgabe gestellt, jedem Erblindeten Helfer und Wegbereiter zu sein. Wer die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten unterstützt, handelt richtig.

Bitte, unterstützen Sie mit ihren Spenden unsere Gemeinschaft, damit wir unsere Einrichtugen erhalten und immer weiter ausbauen können.

Erholungsheim
„Harmonie"
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„Waldpension"
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

Straße geschenkt war. Denn unser Kabinett hatte bloß die Aussicht auf den Hof, von dem aus ich nur den Nachbargarten mit dem Hausherrn und seinen stolzen Sohn bewundern konnte. Alle waren damals reicher als meine Großmutter und ich, und jeder besaß unsere größte Hochachtung. Aber von den Fenstern der Bertholds sah man die Aufzüge der Bettler, die auf ihre Wurstsuppe vor dem Tor des gegenüberliegenden Klosters warteten — die waren noch ärmer; und man sah die Veteranen mit der Musikkapelle, die unter uns stehenblieben und Trauerlieder spielten, wenn sie einem ihrer Gemeinschaft das letzte pompöse Geleite gaben.

Für mich besaß dieses Haus eine unendliche Fülle von noch immer lebendigen Eindrücken, die hier nur aufgehalten worden sind, und die, wie ich weiß, auf mich warten. Es hätte mich mächtig verlockt, ins Haus zu treten, der magischen Welt meiner Erinnerungen hier ein Tor zu öffnen, durch das sie mit lebendiger Anschauung erfüllt und gestärkt wieder in mich fliehen und auf einmal lebendig wieder davondrängen, mich nur als Durchzugsland benützend für ihr uns nicht verständliches Ziel in die Welt. Ihre Gebundenheit in mir die vielen Jahre war nur gerade so weit wichtig, daß sie wesentlich wurden und in ihrer Treue zueinander nicht verloren gingen.

Was ist das für ein seltener Luftzug von Gedanken? wird einer sagen, dem sie plötzlich, wildgeworden, an den Schläfen vorbeifliegen. Daß es meine Erinnerungen sind, wird er kaum ahnen. Daß ich sie freigeben mußte, vielleicht . . . Wunderbare Ströme, für lange Zeit seid ihr frei! Vielleicht schenkt ihr noch dem Alternden, der sein Leben langsam ganz aus sich hebt und wegschenkt, eine unerwartete, letzte Freude . . .

ANNA LAUBE

VERGEBLICHE REISE NACH PARIS

Die Mutter erzählte uns Kindern oft die lustige Geschichte von unserem Vorfahren, dem Bergauer-Peperl. Als Napoleon mit seinem Heere vor der Schlacht bei Aspern sich dem nördlichen Donauufer näherte, übernachtete er in einer Mühle, die zum Gutsbesitz der Bergauer zählte. Ein Talisman begleitete ihn auf allen Feldzügen. Es war eine schwarze Schatulle. Wenn der Kaiser auf einen bestimmten Knopf drückte, sprang sie auf — und ein Totenkopf wurde sichtbar. Der große Korse glaubte fest an den magischen Zauber des Totenkopfes, der ihn bis jetzt jede Schlacht gewinnen ließ.

Diesen Talisman vergaß der Kaiser nun vor der großen Schlacht in der Bergauerschen Mühle. Der junge Josef Bergauer fand die Schatulle mit dem Totenkopf. Die blutigen Wogen von Aspern und Wagram waren verebbt und der Franzosenkaiser nach Paris zurückgekehrt. Da faßte der Bergauer-Peperl den Plan, Napoleon sein Eigentum zurückzubringen. Im eigenen Wagen legte er die weite Reise zurück. In Frankreichs Hauptstadt angekommen, stieg er in einer einfachen Herberge ab. Neugierig wurde der Österreicher umringt und ausgefragt, was er denn hier in der Weltstadt vorhabe. Der Bergauer-Peperl aber warf sich stolz in die Brust und antwortete: „Ich gehe zum Kaiser." In das Echo des schallenden Gelächters rief er: „Ich bringe ihm etwas mit, was er bei uns vergessen hat". Was es sei — und wo er es denn habe, schwirrten die Fragen durcheinander. Und da der Bergauer-Peperl geheimnisvoll tat und nicht mit der Sprache herausrücken wollte, nannten sie ihn einen Prahlhans und Aufschneider. Rot vor Zorn riß er seinen Rock auf und zog die Schatulle aus der Tasche.

Mit einem Male war es mäuschenstill, der Talisman ging von Hand zu Hand und jeder wollte auf den Knopf drücken. Wein floß reichlich und dabei wurde der Österreicher aufgefordert, über Napoleon und den Krieg in den Donauländern zu erzählen. Hübsche Mädchen tranken ihm zu, eines schlang auch den Arm um seinen Hals und küßte ihn. Schön war das Leben! Man mußte nur einmal aus seinen vier engen Wänden heraus. Immer wieder brachte man Wein — und es wurde spät. Nun wollte der Bergauer-Peperl doch endlich schlafen gehen. Aber wo war die Schatulle? Wer hatte sie denn zuletzt gehabt? Natürlich niemand. Sie war und blieb spurlos verschwunden. Auch das Rufen um die Polizei nützte nichts. Der Weg nach Paris war ganz umsonst gewesen, und der Franzosenkaiser hat seinen Talisman nie wiedergesehen.

KURT KLEBERT

EINER VON UNS

Es ist mir immer etwas seltsam zumute, wenn ich einen Menschen aufsuchen soll, von dem ich nicht viel mehr weiß, als seinen Namen. Emil Ponleitner, ein Sportlehrer oder Rennfahrer, der das Augenlicht verloren hatte, das war alles, was ich wußte. Ich sollte zu ihm gehen und mit ihm über sein Leben und sein hartes Schicksal plaudern. Schon am Weg zur Mühlgasse machte ich mir allerlei Gedanken; aber in mir konnte kein richtiges Bild entstehen. Nur zu einer Erkenntnis kam ich immer wieder: Es muß grausam und unendlich hart sein, mitten im blühenden Leben das Augenlicht zu verlieren und in das Reich der Dunkelheit verbannt zu werden. Es gibt kein Entfliehen, keine Versicherung kann davor schützen, wenn diese furchtbare Geißel zuschlägt.

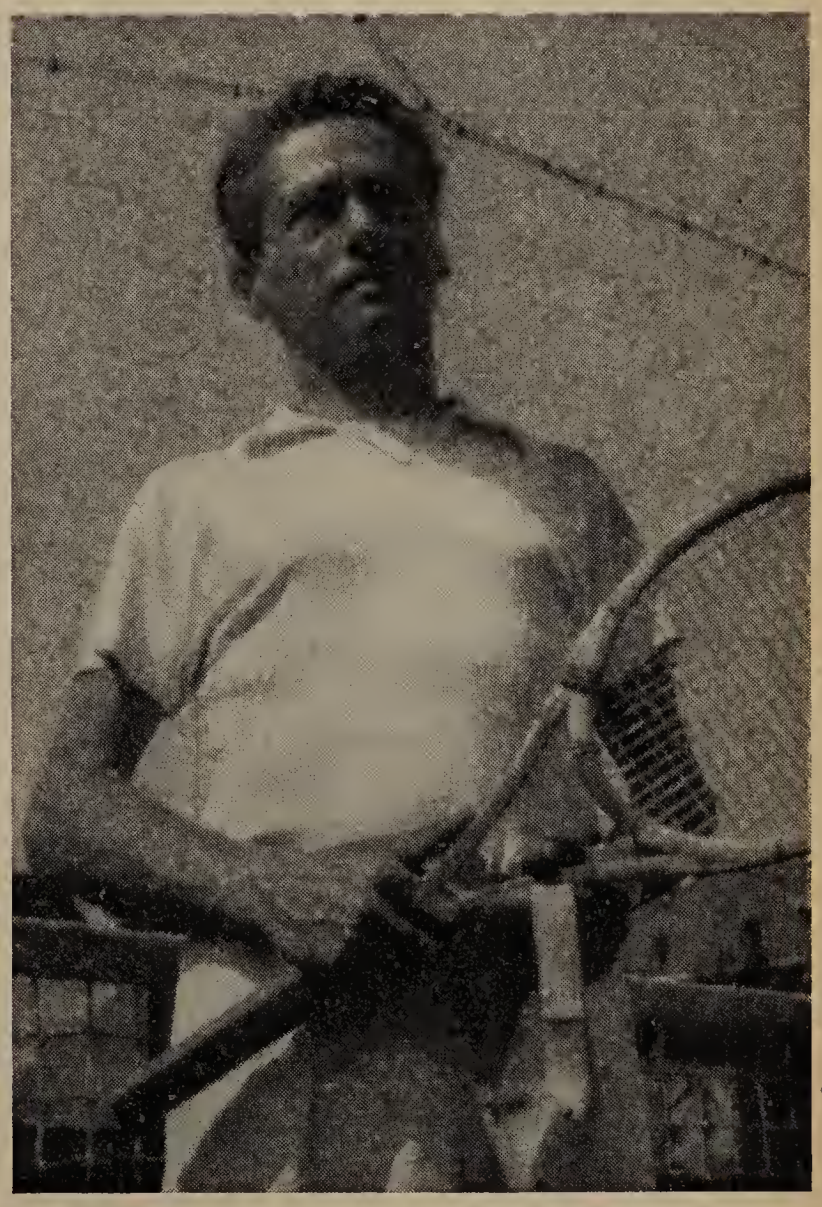
Versunken in solche Gedanken stand ich plötzlich vor Tür Nummer 6. Nach kurzem Läuten wurde geöffnet, kaum war ich im Vorzimmer, da drang das Geräusch von Sägen, Raspeln und Hämmern an mein Ohr. ,,Ach, Sie haben Handwerker im Haus, da störe ich sicher.“ — ,,Nein“, meinte die Frau, die mir geöffnet hatte, ,,es ist nur mein Mann, der einen Bücherschrank für unseren Sohn bastelt. Bitte, kommen Sie weiter.“ Ich ging in ein Zimmer, aus dem die für das Tischlerhandwerk charakteristischen Geräusche kamen. Da stand ein Mann, umgeben von Werkzeugen. Rechts von ihm lagen Bretter und Brettchen verschiedener Größe.

,,Ja, Herr Ponleitner“, rief ich, ,,was machen Sie denn da!“ — ,,Das ist meine Freizeitbeschäftigung. Gehen Sie mit meiner Frau in das andere Zimmer. Sie wird Ihnen inzwischen manches erzählen können. Ich muß jetzt noch die zwei Teile zusammenleimen und komme dann gleich.“

Wir ließen den munteren Amateurtischler allein und in einem geräumigen Wohnzimmer nahmen wir Platz. Die Frau des Hauses wußte von vielen Dingen zu erzählen, vor allem von ihren eigenen Sorgen und Nöten. ,,Es war damals für uns eine harte Zeit“, sagte die Frau.

Da trat Herr Ponleitner in das Zimmer. Er verströmte den Geruch von Hobelspänen und Leim. ,,Ja, es war wirklich für uns eine harte Zeit“, sagte der jugendlich aussehende ehemalige Sportlehrer, ,,als ich, ein Mensch, der mit den Augen die Sonne trank, in das ewige Dunkel verbannt wurde.“ Ein bitteres Lächeln umspielte seine schmalen Lippen. Herr Ponleitner nahm mir gegenüber Platz, er erzählte aus seiner Jugend, aus seinem Berufsleben. ,,Mein Leben war schön, aber hart. Für mich gab es nur eines: den Sport in seinen verschiedenen Disziplinen.“

,,War der Sport“, so fragte ich den mit glanzlosen Augen mir gegenübersitzenden Menschen, ,,für Sie Vergnügen oder Beruf?“ Herr Ponleitner fuhr sich mit der rechten Hand über das Gesicht, fast schien es, als bekämen seine matten Augen wieder ein Leuchten. ,,Der Sport“, sagte er ,,war mein Beruf, aber ihn betrieb ich mit Vergnügen. 1922 beendete



Aus glücklichen Tagen

Die Gattin liest vor

ich meine Schulzeit. Ich wollte Kunstgewerbler werden, aber mein Onkel, ein Fuhrwerksbesitzer, vermittelte mich auf den Trabrennplatz in der Freudenau." — „Waren Sie sehr glücklich über diese erzwungene Lösung?" — „Es war eine andere Welt, eine Welt, die wohl wenige kennen, eine Verbundenheit zwischen Mensch und Tier, wie sie sonst selten zu finden ist. Wir, die mit den Pferden beschäftigt waren, hatten unser Quartier bei den Stallungen, in unserer Ruhezeit hörten wir ihr Scharren und Wiehern. Das Leben der Tiere war mit dem unseren verbunden."

Herr Ponleitner lehnte sich zurück und machte eine längere Pause, seine Gedanken weilten wohl in der Vergangenheit. „Um halb vier Uhr in der Früh begann praktisch der Dienst. Wir mußten ausreiten und dann die Pferde pflegen. Um zehn, halb elf war unser Morgendienst beendet." — „Was haben Sie dann gemacht?" — „Wir haben uns ein wenig ausgeruht und sind dann", der Sportlehrer lächelte vergnügt, „wenn wir wußten, daß es zu Hause etwas Gutes gibt, zu unseren Angehörigen auf ein Mittagmahl gefahren. Um vier Uhr nachmittags wurden die Pferde wieder von uns betreut, dann hatten wir frei. In der Freudenau verlebte ich sechs Jahre. Sie gehören zu den schönsten meines Lebens, dann aber wechselte ich zum Tennissport über."

Ich unterbrach Herrn Ponleitner: „Wieso hat es Ihnen ausgerechnet der Tennissport angetan?" — „Als Schüler war ich schon bei einem Tennisklub Balljunge. Ich wurde als Hilfstrainer an der Wirkungsstätte meiner Jugend verpflichtet, aber mit der Freudenau war ich noch weiterhin verhaftet. Erst 1931 übersiedelte ich endgültig als Haupttrainer auf den Tennisplatz. Im Frühjahr, Sommer und Herbst war ich Tennistrainer, im Winter unterrichtete ich den jungen Nachwuchs der Eisläufer und spielte selbst in einer Eishockeymannschaft."

„Was machten Sie in Ihrer Freizeit?" erkundigte ich mich unvermittelt. „Mein früherer Hang zum Kunstgewerbe war trotz meiner vielseitigen sportlichen Betätigung nicht in mir erstorben. Ich malte, modellierte und schnitzte Krippenfiguren aus Holz. Mein Onkel hatte sich mit diesen Dingen befaßt und meine Neigung zum Künstlerischen war bestimmt durch ihn weitgehend angeregt worden."

„Könnten Sie mir einige dieser Arbeiten zeigen?" ermunterte ich den künstlerischen Sportler. „Fast alles ist durch Bombeneinwirkung verloren gegangen" sagte er traurig und zeichnete mit dem schmalen Mittelfinger der linken Hand eine Figur in die Luft, die nicht zu enträtseln war. Ich wollte Herrn Ponleitner wieder aufmuntern und begann ein neues Thema.

„Sie haben doch während Ihrer Trainertätigkeit bestimmt sehr interessante Begegnungen gehabt." — „Ach ja, vor allem waren es junge Damen aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten, die ich im Tennissport unterwiesen habe." — „Und wer", fragte ich, „hat es von Ihren Schülern zu Rang und Namen gebracht?" — „Einer, der Edi Herzig, er ist österreichischer Profimeister geworden."

„Haben Sie früher Verbindung mit nichtsehenden Menschen gehabt?" — „Nein, ich habe fast nie einen Blinden gesehen, denn mein Leben verbrachte ich auf Tennis- und Eislaufplätzen." — „Ich", mischte sich Frau Ponleitner ins Gespräch „habe als junges Mädchen öfter einen blinden Mann über die Straße geführt." — „Was haben Sie sich dabei gedacht, hat er Ihnen leid getan?" — „Es war für mich nicht befremdend, ich habe ihm gerne geholfen, ich habe ihn nicht bedauert; er war doch wie alle anderen Menschen, nur hatte er nichts gesehen."

Herr Emil lächelte tiefgründig und wandte das Gesicht seiner Frau zu. „Ja, du warst sehr tapfer, als es mich ereilt hat. Es war für dich eine harte Zeit. Aber wie schwer ich gelitten habe, als ich merkte, daß mein Sehvermögen unaufhaltsam immer weniger wurde, das hast du nicht gewußt. Ich trug es ganz allein in mir." — „Die Erinnerung, Herr Ponleitner",

sagte ich aufmunternd, ,,die Erinnerung muß Ihnen auch in dieser schweren Zeit viel gegeben haben. Die Gedanken an die vielen jungen hübschen Damen, zu denen Sie doch immer so galant waren." — ,,Mein Gott, das waren Zeiten." — Ponleitner machte mit der Hand eine Bewegung als wollte er einer imaginären Partnerin einen Ball zuwerfen.

,,Die Zeit ist dahin, und 1955 habe ich es zum erstenmal gemerkt. Ich habe den Ball nicht mehr so sicher gegeben, und meistens mit dem Rand vom Schläger genommen. So ist es eine Zeit gegangen und dann hieß es Abschied nehmen vom Tennisplatz, vom Sport und vom Glanz der strahlenden Natur."

Selbst ergriffen von dieser Wehmut drehte ich meine Zigarette unruhig zwischen meinen Fingern hin und her. Ich wollte doch einen Menschen aufrichten und ihm Kraft und Mut für sein jetziges Leben im Dunkel geben. ,,Aber Herr Ponleitner", sagte ich mit künstlich aufgelockerter Heiterkeit, ,,Sie lassen sich nicht unterkriegen und fabrizieren in Ihrer Freizeit manch nützliche Dinge für Ihre Wohnung."

Seine Frau bestätigte dies mit einem liebevoll zärtlichen Lächeln. ,,Was machen Sie außerhalb Ihrer Freizeit?" — ,,Geschirrabwaschen, Aufräumen und alles, wobei ich halt mithelfen kann." Herr Ponleitner rieb sich die Hände und machte ein vergnügtes Gesicht. Ich hatte ihn wieder in ein anderes Gedankenfeld hinübergeführt, in sein jetziges Leben, in die Berufung, für seine Frau und seinen Sohn zu sorgen.

,,Sie wollen und können ohne Tätigkeit nicht sein, helfen im Haushalt und basteln, aber es gibt doch sicherlich auch für Sie Stunden der Einsamkeit", bemerkte ich, während ich mich verabschiedete. ,,Ja", sagte Herr Ponleitner, während er meine Finger zwischen seinen schmalen Händen hielt, ,,Ich hätte halt gern ein Tonbandgerät."

Der Blinde macht sich im Haushalt nützlich

Ein sportlicher Händedruck und ich ging, gedankenschwer und zufrieden. Vielleicht könnten Sportler oder ein Sportverband ihrem ehemaligen Kollegen, der während seiner Berufsausübung das Augenlicht verloren hat, helfen und mit einem Magnetophon Licht in sein Dunkel spenden.

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN" BETRÄGT:

Jahresabonnement	S 50.—
1/2-Jahresabonnement	S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

KARIN RÖTZER

Der erste Kuß

Es war einer jener hellen Morgen voll Duft und Milde, wie sie uns nur der hohe Sommer hinzuzaubern vermag. Um und überall herbsüße Luft, blanker Sonnenschein über taufrischem Grün und hoch oben im fernen Blau jubelnder Lerchen Sang.

Da hielt es mich nicht länger mehr im engen Gemäuer meiner Behausung und ich lief mit eilenden Schritten und ungestümen, wilden Herzens hinaus auf die Terrasse in meinem Garten, der voll bunter Blumen stand.

Aber heute trugen mich meine Wünsche weiter hinaus, über den kleinen, silbernen Bach, zur großen Wiese, auf der Gräser und Blüten hochstanden und im leichten Morgenwind leise zitternd Tauperle um Tauperle zur Erde herniederrieseln ließen.

Am anderen Ende der Wiese, ganz drüben, beginnt der Wald mit seinen hohen, alten Bäumen: Fichten, in deren verzopftem, grauem Geäst taunasse Spinnweben im Sonnenstrahl funkelten, daß es aussah, als wären es unendlich weiche, hauchdünne Feenschleier, in die man unzählige Brillanten gesät hatte; hellgrüne Lärchen, in deren feinem Gezweig Scharen übermütiger, winziger Hänflinge ihr munteres Wesen trieben, und höher oben Föhren. Föhren mit rotbraunen, zerscharteten Stämmen, die Äste verrenkend und weit hinausragend ins Leere zerklüfteter Abgründe.

Der Wald tritt allmählich zurück und der schmale, steil aufsteigende Bergsattel hebt sich aus dem niedergeduckten Gehölz ins Freie und wird zuletzt zum leeren, blanken Gestein.

Dort oben, knapp vor dem Absturz, hoch über Äckern und Wäldern, dem Irdischen beinahe fern, ließ ich mich niedersinken, um mit ausgebreiteten Armen und weitgeöffneten Augen dem Schöpfer all dieser Herrlichkeit in frommer Andacht meinen Dank darzubringen.

Mein Blick folgte sehnsüchtig den duftigen Wölkchen, die, weißen, stolzen Segeln gleich, durchs blaue Himmelszelt zu schweben schienen, und es war, als irrte meine Seele mit ihnen ins Unendliche, ins Nichts. Es war ein Schwirren um mich — das mag wohl das Flimmern des hohen Sommermittags gewesen sein.

Da plötzlich fühlte ich etwas auf meiner sonnenheißen Wange krabbeln. Ich wagte es nicht, mich zu regen. Dicke, wuselige Beinchen kletterten nach einigem Besinnen unbeholfen weiter, rasteten wieder ein kleines Weilchen, und mit einem Male tastete sich ein Rüsselchen vorsichtig in meine leichtgeöffneten Lippen.

Ich sah, wie zwei große, tiefblaue Flügel über mir zitterten, dann mußte ich die Augen schließen vor innerer Glückseligkeit, denn die kleine, unsäglich zarte Berührung brachte mich in Erregung, als fühlte ich alle Wonnen eines ersten, scheuen Kusses. Küß mich noch einmal, lieber Falter, wünschte ich heimlich, und vorsichtig versuchte ich, durch die Wimpern zu blinzeln. Leise bebend aber glitten die samtweichen Flügelchen auf und nieder, und leicht und flüchtig, wie ein loser Gedanke, flog der blaue Falter über mich hinweg, den Hang hinab — dem Walde zu.

Ich sah ihm nach und blieb noch lange in Gedanken versunken still liegen, bis ein kühler Windhauch mich aufrüttelte. Immer wieder in diesem Sommer trieb mich die Sehnsucht zum kahlen Fels am Bergsattel; meinen blauen Falter aber sah ich nie wieder.

Mag sein, daß in den vielen Jahren meines Daseins mich mancher Sommertraum mitriß in alle Himmel, mich manche Empfindung beseligt, mancher Sturm gerüttelt haben mochte, so bleibt doch die kleine Idylle jenes Hochsommermittags meine schönste Erinnerung, und der kleine, hauchzarte Kuß meines blauen Falters meines Lebens erster und reinster Kuß!

DIE TUGEND

Die erste Tugend heißt Geduld!
Übst du sie nicht, bist du wohl schuld,
Wenn's nicht nach deinem Willen geht,
Ein Hemmnis oft im Wege steht!

Es komme alles wie es mag:
Geduld führt immer an den Tag,
An welchem du erkennend siehst,
Daß alles seinem Zweck zufließt.

LEO SONNWALD

FRANZ S. GSCHMEIDLER

GIRARDI

Zur Zeit, da Girardi, der populärste Komiker des Wiener Theaterlebens, seine Glanzzeit hatte, gab es einen Schauspieler, er hieß Rauch, der fähig war, Girardi geradezu lebensecht zu kopieren.

Rauch nutzte das aus. Er hausierte alle Provinztheater ab und gastierte dort in den Rollen Girardis und erntete Lorbeeren des Triumphes. Das war in Theaterkreisen allgemein bekannt.

„Ja sag'n S', was dulden S' denn das?" fragte ihn einmal ein Kollege. „Der Rauch schmückt sich dauernd mit fremden Federn und steckt a Menge Geld ein." — „Na wenn schon", lachte Girardi. „Lassen S'n in Gottsnamen. Der is eh gstraft g'nug."

„Wieso? Das versteh i net", meinte verwundert der Interpellant. „Na schaun S'", Girardi verzog sein Gesicht zur Grimasse. „Der Rauch kopiert mich jetzt schon drei Jahr'. 's erste Jahr aus lauter Verehrung. Im zweiten Jahr, um damit Geld zu verdienen. Und jetzt tuat er sich nix als giften, weil ich so red' wia er."

In Ischl, dem von Kaiser Franz Joseph als Sommersitz gewählten Kurort, gastierte Girardi am dortigen Theater und trieb sich gern auf der Esplanade herum. Häufig saß er in einem kleinen Weinlokal, bevor die Vorstellung begann, um in Stimmung zu kommen. Denn Komiker sind meist schwermütige Naturen. War es doch auch Nestroy, der erst auf der Bühne sein ungezügeltes Naturell zeigte.

Ohne es zu merken, hatte sich Girardi in dem Weinlokal auf den Hut eines jungen Mannes gesetzt, der sich lang nicht getraute, den gefeierten Künstler darauf aufmerksam zu machen. Nach einer halben Stunde näherte er sich endlich dem Tisch Girardis, blieb höflich grüßend stehen und sagte: „Bitte, Herr von Girardi . . ."

„Ja, was is's?" knurrte Girardi, der eben in eine Zeitung vertieft war, ungehalten über die Störung. „Entschuldigen Sie vielmals", stotterte der junge Mann. „Aber Sie haben Ihna auf mein Hut g'setzt." — „Ja, was? Wollen S' denn schon gehen . . .?"

Ein schöner Tag im Blindenaltersheim

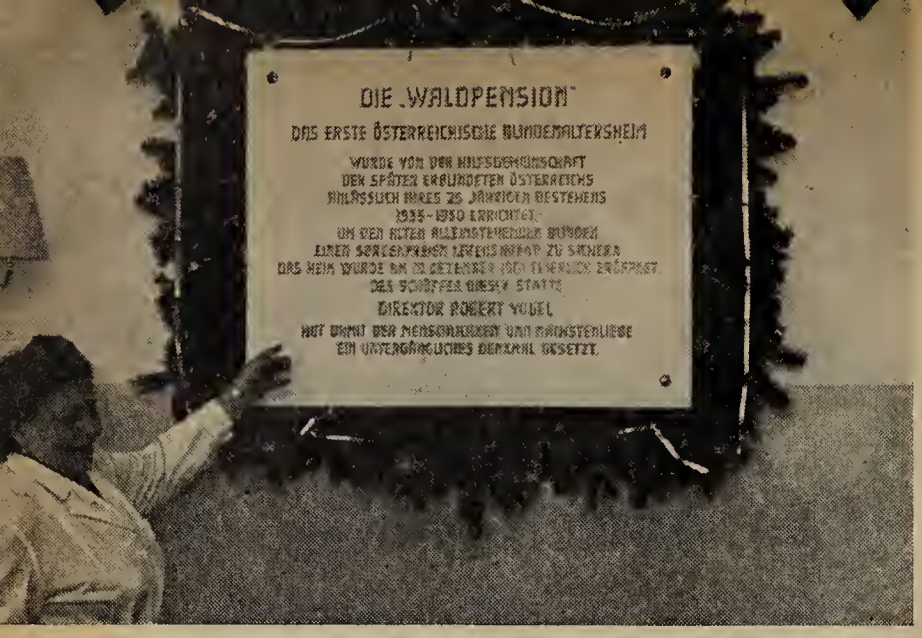
Obwohl es am 18. März in der Niederung trüb und nebelig war, kam der erste der beiden Autobusse, welche an diesem Tage eine Besichtigungsfahrt nach Hochegg unternahmen, nach ausgezeichneter Fahrt und bei strahlendem Sonnenschein bereits um 10 Uhr vormittag vor der „Waldpension" an.

Allerbeste Stimmung herrschte bei den Wiener Freunden und sogleich wurden sie von Obmann Vogel zu einem Rundgang durch das Haus eingeladen. Alles wurde so deutlich erklärt und geschildert, daß sich auch die vollblinden Teilnehmer eine gute Vorstellung von der zweckmäßigen Einrichtung dieses ersten österreichischen Blindenaltersheimes machen konnten. Da gab es ein Staunen und Bewundern!

Um ungefähr 11 Uhr traf der zweite Autobus mit den Besuchern aus St. Pölten ein, worauf sich alle Gäste in der Vorhalle einfanden, um einem feierlichen Akt beizuwohnen. Die Leitung der Hilfsgemeinschaft

Sehende und blinde Freunde der Hilfsgemeinschaft kamen am 18. März mit einem Sonderautobus nach Hochegg bei Grimmenstein, um das erste österreichische Blindenaltersheim „Waldpension" zu besichtigen. Allen Teilnehmern wurde dieser Tag zu einem unvergeßlichen Erlebnis und sie versprachen, dieses Werk echter Nächstenliebe immer und nach besten Kräften zu fördern.

Photo Heinz Vogel



Im Rahmen einer schlichten Feier fand am 18. März in Anwesenheit vieler Freunde der Hilfsgemeinschaft die Enthüllung einer in der Vorhalle des ersten österreichischen Blindenaltersheimes „Waldpension" angebrachten Erinnerungstafel statt. Die langjährige Mitarbeiterin des Schöpfers dieser Stätte wahrer Menschlichkeit, Maria Klinka, richtete an die Festteilnehmer herzliche Worte und dankte allen gutherzigen Menschen, die zum Entstehen dieses Heimes beigetragen haben.

Photo Heinz Vogel

hatte nämlich beschlossen, in der Vorhalle des Heimes zur bleibenden Erinnerung an seine Errichtung eine Marmortafel anbringen zu lassen. Noch war die Gedenktafel verhüllt, als Obmannstellvertreter Franz Pechar das Wort ergriff, um in einer kurzen Ansprache die Motive in Erinnerung zu bringen, welche die Hilfsgemeinschaft und vor allem den Schöpfer dieser Stätte wahrer Menschlichkeit veranlaßten, alle Kräfte einzusetzen und alle Schwierigkeiten zu überwinden, um dieses Heim erstehen zu lassen. Er dankte Direktor Vogel für seine unermüdliche Arbeit zum Wohle aller Blinden und wünschte den jetzigen und künftigen Bewohnern dieses Heimes Glück und Zufriedenheit.

Als der Sprecher das verhüllende Tuch entfernte und damit die Gedenktafel für enthüllt erklärte, ergriff der Vorsitzende der Hilfsgemeinschaft, Obmann Robert Vogel, das Wort und wies auf die große Bedeutung dieses Heimes und vor allem auf die Notwendigkeit seiner Errichtung hin. Er dankte den Mitarbeitern, die ihn bei seinen Bemühungen unterstützten und vergaß nicht, der österreichischen Bevölkerung für die nie versiegende Bereitschaft, der Hilfsgemeinschaft bei ihren guten Bestrebungen beizustehen, herzlichst zu danken.

Einer der Besucher las für die anwesenden Blinden den Text der Tafel. Hierauf öffneten sich die Türen zum Speisesaal, um die inzwischen schon hungrig gewordenen Besucher aufzunehmen.

Die in der modern eingerichteten Elektroküche zubereitete Mahlzeit schmeckte ausgezeichnet. Das schöne, sonnige Wetter ausnützend, begaben sich viele der Besucher nach dem Essen auf einen Spaziergang in die Umgebung des Heimes.

Nachdem die Freunde aus St. Pölten den Rundgang durch das Haus, wieder von Kollegen Vogel geführt, gemacht hatten, trafen sich alle Besucher im großen Aufenthaltsraum, wo Kollege Anton Bauer mit seinem Akkordeon aufspielte und Kollege Georg Handelsberger aus St. Pölten Heiteres zum besten gab. Um 16 Uhr gab es dann noch einen kleinen Imbiß zur Stärkung für die Reise und eine Stunde später verabschiedeten sich die Besucher, nachdem sie sich in das Gästebuch eingetragen und der Heimleitung auch einen Geldbetrag zur weiteren Ausgestaltung dieses, wie sie sagten, einmaligen Heimes übergeben hatten. In fröhlicher Stimmung ging es wieder nach Wien oder St. Pölten und die Passagiere der beiden Autobusse wurden nicht müde, immer wieder von dem Gesehenen zu plaudern.

So ging ein schöner Tag zu Ende, der allen, die ihn miterlebt haben, wohl unvergeßlich bleiben wird.

MISSVERSTÄNDNIS OHNE NACHTEIL

Anny, zu ihrer Freundin Helly, die gerade vor dem Spiegel einen neuen Hut probiert: „. . . Du mußt doch zugeben, daß mir der neue Hut von Otto wunderbar zu Gesicht steht."

Helly: „hm — dieser Deckel . . .?"

Anny: „Wie bitte?"

Helly: „Ich sagte, ich meinte — das heißt . . ."

Anny, die scheinbar erst jetzt begriffen hatte, was Helly gemeint haben konnte: „Ach so, du meinst Ekel; ja — das dachte ich auch, aber dann hat er ihn mir doch gekauft!"

ETTA HIRSCH

Wer war Hufeland?

Er war ein Arzt, den die „Idee des Lebens" beherrschte und nicht das Faktum der Krankheit, der sich in seiner „Makrobiotik" genannten Lehre mit der Kunst beschäftigte, das menschliche Leben durch gesundheitsfördernde Verhaltensweisen zu verlängern. Seine Lehre war etwas Neues, ein geradezu unerhörter Gedanke. Karl August von Weimar wandte sich seinem Staatsminister Goethe zu, in dessen Freitagsgesellschaft im Herbst 1792 ein junger Medikus solche Ansichten vortrug, und bemerkte: „Der Hufeland paßt zu einem Professor, ich will ihn nach Jena versetzen."

Und das geschah. Der Hofmedikus und praktische Arzt in Weimar, *Dr. Christoph Wilhelm Hufeland*, geboren zu Langensalza in Thüringen am 12. August 1762, wurde nicht herzoglicher Leibarzt wie sein Vater und der Großvater. Er bestieg um Ostern 1793, noch nicht einunddreißig Jahre alt, den Katheder der Universität, von wo ihn der Vater im dritten Semester weggenommen hatte, um ihn nach Göttingen zu schicken. Damals war dem jungen Studiosus der Übergang aus der strengen, zielbewußten Fuchtel des häuslichen Instruktors in die Zügellosigkeit des akademischen Lebens von Jena nicht bekommen. „Ich muß Göttingen den Dank zollen, daß es Grund zu meiner ganzen Wissenschaftlichkeit gelegt hat", bekannte Hufeland in seinen Lebenserinnerungen.

Trotz seiner Jugend verfügte Hufeland über eine für einen praktischen Arzt ungewöhnliche Gelehrsamkeit und über eine für einen Universitätsprofessor ungewöhnliche praktische Erfahrung mit Kranken aller Art und aller Stände. Denn der erblindete Vater hatte den einundzwanzigjährigen Doktor der Medizin unmittelbar aus dem Hörsaal nach Weimar gerufen, damit er unter seiner Leitung die ausgedehnte Stadt- und Landpraxis des hochangesehenen Leibarztes der herzoglichen Familie übernehme.

Der Sohn hatte sich dieser Aufgabe gewachsen gezeigt. Goethe, Herder und Wieland, die Herzogin-Mutter und die Frau von Stein gehörten ebenso zu seinen Patienten wie die Armen der Stadt und die Bauern im Thüringer Wald.

Hufeland kam aber auch mit einem festen Ziel nach Jena. Er wollte als Arzt vorbeugend wirken, indem er den gesunden Menschen vor Krankheit schützte. Er lebte ganz in der humanen Gedankenwelt des klassischen Weimar und des klassischen Jena. Die Professoren Fichte und Schiller und später die Professoren Schelling und Hegel gehörten zu seinem Freundeskreis. Sein Blick weitete sich mit seiner Aufgabe. Mit seinem „Guten Rat an Mütter, über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren" wurde er 1795 zu einem Pionier der modernen Kinderheilkunde. Und als im Jahr darauf die „Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" im Druck erschien, sah er sich plötzlich berühmt. Das Buch wurde ein medizinisches Volksbuch und in alle europäischen Sprachen, ja sogar ins Chinesische übersetzt. Da Hufeland in seinen Vorlesungen alle Teile der Medizin zu behandeln vermochte, ist es nicht verwunderlich, daß auch das „Journal der praktischen Heilkunde", das er 1795 gründete — es ist das älteste deutsche medizinische Fachblatt —, zusammen mit der wenige Jahre später begründeten „Bibliothek für praktische Heilkunde" sowohl für die Ausbildung des ärztlichen Nachwuchses wie für die Fortbildung älterer Ärzte unentbehrlich wurde.

Rufe aus Kiel und Leipzig, aus Petersburg und Pavia lehnte Hufeland aus Anhänglichkeit an seine Universität ab. Erst als er im Jahre 1798 plötzlich auf dem rechten Auge erblindete und sich dadurch in seiner Forschungstätigkeit ernstlich gehemmt sah, nahm er den wiederholten Antrag des Königs von Preußen an, als Königlicher Leibarzt, Direktor des Collegium medicum und Erster Arzt der Charité nach Berlin zu kommen.

Ohne seine schriftstellerische Tätigkeit einzuschränken, widmete sich Hufeland mit einzigartiger Energie den vielseitigen praktischen und organisatorischen Aufgaben in der neuen Umgebung. Sich entfalten und segensreich wirken konnte er freilich erst, als nach dem preußischen Zusammenbruch beherzte Patrioten in allen Zweigen der Verwaltung im Geiste des Freiherrn vom Stein mit der gesellschaftlichen Rückständigkeit aufzuräumen begannen.

Hufeland übernahm im Jahre 1810 als Staatsrat im Ministerium der Medizinalangelegenheiten die Neuordnung des völlig zerrütteten Gesundheitswesens und gehörte zu Humboldts Mitarbeitern bei der Gründung der Universität Berlin. Er wartete ihre Eröffnung nicht ab, sondern errichtete die erste Poliklinik für unbemittelte Kranke und baute als erster Dekan mit erstaunlichem Weitblick die medizinische Fakultät auf. Gleichzeitig schuf er die Medizinisch-Chirurgische Gesellschaft, die später nach ihm Hufeland-Gesellschaft genannt wurde, mit der Aufgabe, der Klärung ärztlicher Lehrmeinungen und dadurch der Gesundheit des Volkes zu dienen. „Hufeland", so urteilt ein Fachhistoriker unserer Tage, „gehört zu jener kleinen Gruppe von Ärzten, denen unstreitig das Verdienst zukommt, zum ersten Male das Wissen um ein gesundheitsgemäßes Leben ins Volk getragen zu haben."

Sein Augenleiden zwang ihn zur Aufgabe seiner umfangreichen privaten Praxis. Umso freier wurde er für den selbstlosen Dienst am gesunden Menschen. „Verhüten ist besser als heilen" war der Grundsatz seiner vom höchsten Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Kranken, der Gesellschaft und der Wissenschaft getragenen und von echter Humanität beseelten Tätigkeit.

Hufeland war mehr als ein Arzt und mehr als ein Pionier der Volksgesundheit: Er war ein Volkserzieher im besten Sinne des Wortes. Das seltene Ansehen, das er genoß, beruhte nicht nur auf seiner Gelehrsamkeit und seinem verdienstvollen Wirken. Es beruhte nicht weniger auf seinem sittlichen Ernst und seinem männlichen Mut. Es gehörte im Zeitalter der Reaktion Charakterstärke dazu, die Erhebung in den erblichen Adelsstand mit der Begründung abzulehnen, er müsse die gesellschaftliche Berechtigung des Geburtsadels verneinen. Und wie Hufeland seine Einkünfte als Professor restlos seiner Stiftung zur Unterstützung notleidender Ärzte und mittelloser Hinterbliebener von Kollegen zuführte, so scheute sich der nahezu siebzigjährige Leibarzt des Königs von Preußen durchaus nicht, dem unterdrückten Gefühl der Besten seines Volkes unerschrockenen Ausdruck zu geben.

Gegen den Einspruch der reaktionären Minister rief Hufeland im Jahre 1831 alle freiheitlich gesinnten Deutschen öffentlich zur Unterstützung der Griechen in ihrem Freiheitskampf gegen die Türken auf. „Eine Angelegenheit ist es," so schrieb der aufrechte Menschenfreund kurz vor seinem Tode am 25. August 1836, „die mich noch auf meinem Sterbebette erfreuen wird, bei der ich ganz unverdient und, so unbedeutend ich war, dennoch ein recht wirksames Werkzeug zur Hilfe und Rettung wurde."

DR. ROBERT SCHEU

DER SCHMUTZIAN

Lieber Doktor Eisert, geben Sie mir einen Rat. Ich habe unter dem Zwang besonderer Umstände einen unvorteilhaften Vertrag abgeschlossen und möchte jetzt gern auf eine anständige Weise herausrutschen. Laut Abkommen vom Jahre 1934 bin ich verpflichtet, einem Herrn Adolf Hartel das Vorkaufsrecht auf eine Realität einzuräumen, falls ich sie innerhalb einer gewissen Zeit verkaufen sollte. Sobald ich einen seriösen Antrag erhalte, bin ich gehalten, jenen schriftlich von dem Inhalt eines solchen in Kenntnis zu setzen. Er hat sich dann binnen einer Frist zu entscheiden, ob er von seinem Recht Gebrauch machen will oder nicht. Fällt seine Entscheidung bejahend aus, so ist im voraus auch schon der Kaufpreis bestimmt mit 500.000 Schilling. Nun habe ich alle Ursache den Vertrag zu bereuen, denn soeben ist mir ein Kaufantrag von einer andern Seite gemacht worden, die mir 600.000 Schilling anbietet. Das bedeutet, unter Umständen beinahe einen sicheren Verlust von beinahe 100.000 Schilling. Was soll ich tun, wie komme ich aus dem Vertrag heraus? Ich bitte um einen guten Tip, Herr Doktor. Sind Sie sicher, daß der Hartel von dem Vorkaufrecht Gebrauch machen kann und will? Das zwar nicht, aber ich mag es nicht riskieren. Spielen Sie mit offenen Karten: eröffnen Sie dem Hartel, daß Sie ein solches Anbot bekommen haben, und bieten Sie ihm im voraus einen Teil des Nutzens als Abstandsgeld an.

Bei seiner hervorragenden Geschäftstüchtigkeit habe ich dann mit Sicherheit zu ge-

wärtigen, daß er mir den ganzen Nutzen nimmt, mit der Drohung, sich dazwischen zu werfen, und sich den Verzicht mit dem höchsten erreichbaren Betrag abkaufen läßt. Darin besteht ja seine Schlauheit. Er hat sich mit diesem Abkommen im voraus einen Teil des Nutzens gesichert. Gehe ich aber darauf nicht ein, so kauft er einfach das Objekt und bietet es dem neuen Bewerber an, ja er ist sogar in der Lage es früher zu verkaufen, und erst hinterher zu kaufen mit sicherem Nutzen.

Sehr richtig, aber warum haben Sie einen solchen Vertrag gemacht, der Sie in die Hand eines solchen Partners gibt? Es war eine notwendige Konzession, die ich aus andern Gründen machen mußte. Heute benötige ich nicht Vorwürfe, sondern Vorschläge! Warum haben Sie übrigens eine so schlechte Meinung von dem Hartel? Er wird doch als sehr anständiger Kaufmann beschrieben, wenn auch schrecklich pedantisch und engherzig.

Eben das! Von seiner Engherzigkeit werde ich Ihnen gleich einen Begriff geben. Eine nette Probe. Eine mir befreundete Dame erzählte mir erst kürzlich, was ihr mit dem Mann begegnet ist. Sie war im Ausland und hatte eines Tages eine wichtige und dringliche Sache in ihrem Wohnort abzuschließen, für welche der Hartel befugt und bevollmächtigt war. Sie schickt in aller Eile einen Bericht, expreß wohlgemerkt, samt Unterlagen an Hartel; eine dicke schwere Sendung, der man schon von außen das Gewicht ansieht. Nun hatte sie in der Überstürzung die Sendung um eine Kleinigkeit unterfrankiert. Und, was glauben Sie, geschieht? Dieser Pfennigfuchser verweigert die Annahme! Die Dame bekommt die Retourkutsche erst volle vierzehn Tage später zurück, wo die Gelegenheit und Sache längst verpaßt ist. Die Dame hat sich grün und blau geärgert über diese Schikane. Stand doch ihr Name klar und deutlich auf dem Kuvert zu lesen!

Später hat Hartel erklärt, es sei ein Prinzip in seiner Kanzlei, jeden schlecht frankierten Brief erbarmungslos zurückzuweisen. Er sehe nicht ein, wie er dazu komme, die Liederlichkeit seiner Parteien zu unterstützen. Er mache das schon aus erzieherischen Gründen!

Halt! Eine Eingebung! Sind wir denn mit Blindheit geschlagen? Passen Sie auf! Sie, gerade Sie, können von dieser Unmanier den schönsten Gebrauch machen! — Ha, ich

Anläßlich der am 19. Dezember 1961 erfolgten feierlichen Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes in Hochegg bei Grimmenstein hatte Obmann Robert Vogel Gelegenheit, mit Ministerialrat Dr. Vlach vom Bundesministerium für Inneres ausführlich über die vielfältigen Probleme des Blindenwesens zu sprechen.

ahne! Ich soll die bewußte Meldung von dem Kaufanbot termingemäß erstatten, aber das Schreiben mangelhaft frankieren, damit er es zurückschickt. Ungelesen natürlich! — Erraten! Aber versäumen Sie ja nicht, sich die ordnungsmäßige Absendung vorerst bescheinigen zu lassen, den Brief zu kopieren und die Expedition zu protokollieren! Dann werden Sie verreisen, so daß die Retoure Sie erst nach Ablauf der Frist erreicht. In der Zwischenzeit schließen Sie ab.

Herrlich, das machen wir. Aber die Frage ist, ob der Empfänger nicht berechtigt ist, die Sendung abzulehnen? Das schon, aber er tut es auf seine eigene Gefahr. Die Zumutung, ein Strafporto von einigen Groschen auszulegen, ist keine solche, daß sie die ganze Mitteilung zu einem nichtigen Akt machen würde. Sie sind außer Obligo. Es darf nur niemand wissen oder nachweisen können, daß Sie die Zurückweisung arglistig provoziert haben.

Das Experiment wurde also gemacht. Der Absender malte seinen Namen hausgroß auf das Kuvert und schrieb noch obendrein „DRINGLICH“ und „PERSÖNLICH“

DAS KAPITAL IN DER ZINSENFORMEL

Ich bin der größte Faktor in des Bruches Zähler,
am Zinsfuß weiterwachsend mit der Zeit.
Erhaben schreit' ich über Berg und Täler
und denke mir, der unterm Bruchstrich tut mir leid!

Doch sieh! Jetzt dividiert man mein Gewicht
durch Hundert,
da ward ich plötzlich schlank wie Gras und
Binsen!
Und was mich dabei wütend macht und wundert,
ist dies: von nun ab trennt man mich in Stamm
und Zinsen!

DR. KARL KAINRATH

darauf, allerdings in der Erwartung, den Empfänger damit nicht rühren zu können. Dann frankierte er mit einem minimalen Manko und sandte es expreß ab.

Das Schreiben langte also ein. Die Kanzlistin wurde aufmerksam und meinte: Sollen wir den Brief nicht doch ausnahmsweise öffnen? Es heißt doch „dringlich" und „persönlich!" Strafporto vierzig Groschen! — Nichts da! Geht zurück! Merken Sie sich, Fräulein Rosa, folgende Regel. Wenn jemand eine Mitteilung als dringlich bezeichnet, so ist diese es in der Regel nur für ihn selbst, selten auch für den Empfänger. Und wenn der Weyringer zerplatzt, der Brief wird nicht angenommen!

Alles klappte auch sonst wie geplant. Hartel tobte. Er behauptete Vertragsbruch und überreichte Klage. Indem er behauptete, das Schreiben sei nie an ihn gelangt. Es sei nur ein Versuch mit untauglichen Mitteln unternommen worden, ihn zu verständigen. Das Mißlingen des Versuchs falle dem Absender zur Last. Ja, er wagte sogar dem Verdacht Ausdruck zu geben, der Absender habe auf seine notorische Schäbigkeit spekuliert.

Was ist jetzt Rechtens? Hat Hartel das Reklamationsrecht verwirkt? Muß Weyringer seinen guten Glauben oder Hartel seine Arglist beweisen? Eine juristische Frage. Uns interessiert an der Geschichte die Moral und die lautet: Man soll die Schmutzerei nicht zu weit treiben . . .

Das Erholungsheim Harmonie

In neuem Glanze wiedercrstanden, grüßt es die erwarteteten Sommergäste und Urlauber.

AUGUSTE G. JÄHNE

Der Blinde und die Sängerin

Der blinde Hermann Löhrhoff saß in seinem Stuhl. Der Kanarienvogel sang aus voller Brust. Die alte Uhr tickte die Stunden ab und von weither tönte das Lied eines von Hof zu Hof ziehenden Leierkastenmannes. Die Fenster standen offen und das Summen der Bienen war deutlich zu hören. Die Hündin Muscha lag zu Füßen des Blinden und schlief. Eine fast feierliche Ruhe herrschte. Die alte Frau, die Hermann Löhrhoff den Haushalt führte, mochte wohl zu einem kleinen Plausch zu der Nachbarin gelaufen sein, oder vielleicht machte sie Besorgungen. Sonst sagte sie immer Bescheid, wenn sie die Wohnung verließ, heute schien sie es vergessen zu haben. Möglicherweise hatte sie auch nicht stören wollen.

Ein heller, wundervoller Sonnentag schien es zu sein, dachte der Blinde und lauschte. Er mußte ja alles durch den überaus feinen Gehörsinn wahrnehmen. Ein ergebenes Lächeln stand um den schön geschnittenen Mund. Kriegsblind! Es war ein hartes Geschick, aber Hermann Löhrhoff trug es mit Fassung. Nur seine Bücher vermißte er, seine vielen wissenschaftlichen, wertvollen Bücher. Sie standen in den Schränken, unbenützt, betrauert.

Wenn mir jemand vorlesen würde! hatte er einmal gedacht. Dann hatte er mit seiner Wirtschafterin darüber gesprochen, und sie hatte sich dazu bereit erklärt. Aber es war kein Genuß für ihn, sie haspelte die Sätze hastig herunter, vielleicht weil sie fürchtete, ihn zu langweilen. Der Blinde hörte es sich eine Weile an, dann quälte es ihn, und er bat Frau Mahnert aufzuhören. Sie war wahrscheinlich beleidigt. Er lauschte ihr nach, als sie leise das Buch zuklappte und davonging.

Gut, daß er wenigstens seine Musik hatte! Das hob ihn über Stunden hinweg, über so viele, viele einsame Stunden. Musik tröstet einsame Seelen. Er erlebte diese Wohltat in ihrer ganzen Größe. Und unter seinen Händen sang und rauschte der Flügel.

Daß er den Flügel hatte! Er stammte noch von den Eltern, wie die ganze Einrichtung. Er war der einzige Sohn gewesen. Der Vater war schon viele Jahre tot. Die Mutter war ihm während des Krieges gefolgt. Es war gut, dachte Hermann Löhrhoff, daß sie nicht hatte zu erleben brauchen, daß er, ihr einziges Kind, blind und hilflos heimgekehrt war. Für ihn wäre es ein Gottessegen gewesen, wenn er die Mutter noch bei sich gehabt hätte.

Die Kaffeezeit war längst da, und Hermann Löhrhoff wartete noch immer auf seine Wirtschafterin. Wo blieb sie nur? Die Totenstille in der Wohnung fing an, ihn zu peinigen. Sonst hatte er von der Küche her ab und zu mal ein Klappern gehört. Und längst schon hätte der würzige Kaffeeduft die Wohnung durchziehen müssen.

„Muscha!“ — Die Hündin stand auf. Mit schönen, großen, klugen Augen blickte sie auf ihren Herrn. „Muscha, geh das Weiblein suchen!“ — Muscha ging zur Tür, klinkte sie auf, schritt hinaus. Gleich darauf bellte Muscha kurz hintereinander dreimal. Das hieß: Ein Unglück!

Hermann Löhrhoff erhob sich und ging mit sicheren Schritten zur Tür. Dann durchquerte er den Korridor. Der Hund gab Laute, dicht vor ihm. Und plötzlich stieß der Fuß des Blin-

KREUZWEG

Christus, kreuzbeladen, stöhnend,
Schleppt' nach Golgatha sich hin,
Und die Menge, ihn verhöhnend,
Spie ihn an und schmähte ihn.

„Seht! Ein König mit der Krone!“
Schrien sie: „Wie sie ihn schmückt!“
Denn sie hatten ihm zum Hohne
Dornen auf das Haupt gedrückt.

Durch den Staub der steilen Gasse,
Schmachtend in der Sonne Glut,
Beute der verhetzten Masse,
Ausgeliefert ihrer Wut,

Blutend, das Gewand in Fetzen,
Trieben ihn die Häscher fort;
Durft' sein Kreuz erst niedersetzen
An der Richtstatt düstrem Ort.

HERR! Du hast dein Kreuz getragen,
Nicht gezögert, nicht geschwankt!
Sei dafür an allen Tagen
Und aus tiefster Seel' bedankt!

JOHANN THIEM

Wenn der bekannte blinde Pianist Konrad Kecler am Flügel ist, dann wissen seine Zuhörer, daß ihnen allerbeste Kunst geboten wird.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

den gegen etwas, was am Boden lag. Löhrhoff bückte sich. Da lag die alte Frau, still und schon ganz kalt. Ein schneller, schmerzloser Tod hatte sie von allem Erdenleid erlöst. Hermann Löhrhoff bat die Nachbarin, alle Schritte für ihn zu erledigen. Mit neugierigen Augen blickte sie sich in der Wohnung um. In den nächsten Wochen übernahm es die Tochter der Nachbarin, ihm die Wohnung in Ordnung zu halten und für ihn zu kochen.

Muscha knurrte, wenn sie das Mädchen nur spürte. Da aber der Herr jedesmal sagte: „Sei still, Muscha, es ist gut!" so beruhigte sich die Hündin anscheinend. Aber sie lag mit wachen Augen auf der Lauer. Und als eines Tages das Mädchen einen hübschen silbernen Aufsatz mitnehmen wollte, riß das Tier sie zu Boden. Bis zur Korridortüre hatte Muscha die Diebin gelassen, dort hatte sie sie gestellt.

Hermann Löhrhoff kam hinzu, er hatte es klirren gehört. Er bückte sich und fand den alten Silberaufsatz, den seine Mutter so sehr geliebt hatte. Bestehlen wollten sie ihn, ihn, den blinden, hilflosen Mann! Empört wies er der Diebin die Tür. Und dann streichelte er Muscha. Was nun? Er konnte doch nicht allein bleiben, er mußte jemand haben, der sich um ihn kümmerte.

Am selben Nachmittag klingelte es. Er ging, um zu öffnen. „Guten Tag! Ich bin Irma Gerlingsen, Sängerin. Ich wohne hier im Haus und habe Sie oft spielen hören. Würden Sie mich zu meinem nächsten Konzert begleiten, Herr Löhrhoff? Mein ständiger Begleiter, Professor Dodelt, ist gestorben. Ihnen könnte ich mich schnell anpassen." Eine wundervolle weiche Stimme sprach die Worte. Der Blinde lauschte beglückt.

Und diese wunderbare Stimme blieb in seinem Leben. Irma Gerlingsen wurde seine Frau, weil sie ihn liebte. Sie las ihm aus seinen Lieblingsbüchern vor, sie musizierte mit ihm, und wenn sie einmal ein Konzert gab, dann stand auf dem Programm: Am Flügel begleitet von ihrem Gatten Hermann Löhrhoff.

Hermann Löhrhoff aber hatte sofort, als er zum ersten Male die warme, zärtliche Stimme gehört, gewußt, daß diese Stimme einem edlen, guten Menschen gehörte. Denn Muscha hatte sich wie toll gebärdet vor Freude. Als sei ein lang entbehrter, geliebter Mensch endlich heimgekommen. Und Muscha war doch sonst so mißtrauisch gegen Fremde. Hermann Löhrhoff war nie mehr allein. Eine gute, edle Frau umsorgte und liebte ihn. Die Hündin Muscha aber bewachte beide.

ESTHER RUNGALDIER

Ich hörte Lotte Lehmann

Mein großes Glück war, daß ich eine reiche Taufpatin hatte, die mich überdies noch sehr ins Herz geschlossen hatte. Viele herrliche Kunsterlebnisse verdanke ich ihr, die ich sonst gewiß nicht in so reichem Maße hätte genießen können, denn meine Eltern waren wohl sehr kunstsinnige, aber keineswegs wohlhabende Menschen. Besagte Taufpatin war die Schwester meiner Mutter und kam fast jeden Tag zu uns zu Besuch.

„Kinder", sagte sie eines Tages zu mir und meiner Schwester, „morgen könnt ihr mit Onkel und mir in die Oper kommen. Wir haben eine Loge, da ist Platz auf dem Rückenbankerl — es ist die Premiere der neuen Strauss-Oper!" — Wir befanden uns mitten

in den Kriegsjahren des ersten Weltkrieges, aber das Hinterland lebte noch in einiger Ordnung.

Aufgeregt und voller Freude erschienen wir am besagten Abend und nahmen rückwärts in der Loge unsere Plätze ein. Der Zuschauerraum war voll. Man gab zum ersten Male „Ariadne auf Naxos". In einer großartigen Besetzung. Selma Kurz sang die Zerbinetta, Maria Jeritza die Titelrolle, Aagard Oestwig den Bacchus und als Debutantin stand ein neuer Name auf dem Programm: Fräulein Lotte Lehmann.

Als sie im Vorspiel erschien, dieser Inbegriff einer zärtlichen, idealistisch veranlagten und von edlem Künstlertum erfüllten Persönlichkeit, war man vom ersten Augenblick an beeindruckt und bezaubert durch das hervorragende, ausdrucksvolle Spiel der Künstlerin. Und welch eine Stimme! Ein einziger Wohllaut, ein Klang voll Wärme und Süßigkeit! — Die Aufführung, von Franz Schalk geleitet, war geradezu vollendet, und am anderen Tage waren die Zeitungen voll von enthusiastischem Lob über die neue, wunderbare Sängerin. Meine Tante, selbst eine sehr musikalische Frau und passable Sängerin, frohlockte: „Da haben wir endlich eine jugendlich dramatische Sängerin, bei der eine selten schöne Stimme mit einer großartigen Gestaltungskraft vereinigt sind!"

Eines Tages, wir saßen gerade bei der Jause, erschien ganz unvermutet meine gute Tante und erzählte voll Begeisterung: „. . . ja, und denkt euch, was ich noch am gestrigen Tag erlebt habe! Ihr wißt doch, daß ich am Semmering war, wo ich meine kranke Stieftochter besucht hatte. Und als ich am Abend in den Zug steige, da war er so überfüllt, daß man im Korridor kaum vorwärts konnte. Ich zwänge mich bis zum Klappsessel des Schaffners durch. Auf diesem sitzt eine junge Dame, die sich aber sofort erhebt, als sie mich mit meinen grauen Haaren und mit meiner ganzen Leibesfülle erblickt, und bietet mir den Platz an. Ich blicke sie an, sehe die herrlichen, blauen Augen, die Grübchen in den Wangen, die prachtvollen Zähne, die hohe Gestalt . . . Da dämmert mir etwas: ‚Sind Sie nicht Fräulein Lehmann, das neue Mitglied unserer Oper?' Bescheiden bejahte die junge Sängerin." Ein Gespräch über Kunst, Musik und unsere Oper begann, das sich bis zum Bahnsteig in Wien fortsetzte, und das mit einer Einladung für Fräulein Lehmann in das gastlich-vornehme Haus meiner Taufpatin endete. Und damit begann eine herzlich-intime Freundschaft, die die große Künstlerin mit meinem Onkel, dem hervorragenden Menschen und Musiker, und seiner Gattin jahrelang verband.

Den darauffolgenden Sommer verbrachte die Künstlerin in unserer schönen Familienvilla, in der herrlichen Umgebung Wiens. Dort wohnten wir alle, Eltern, Taufpaten, Kusinen und Gäste. Lotte Lehmann bewohnte den obersten Stock der geräumigen Villa und hatte das Zimmer mit dem wunderbaren Fernblick. Wir Backfische, die Schwester, die Kusinen und ich, waren eifrig bedacht, der Künstlerin alle nur möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Wir waren eifersüchtig, wen sie wohl mit Gespräch und Freundlichkeit auszeichnen werde. Wir stritten ununterbrochen, wer neben ihr bei Tische sitzen werde, und es gab ihretwegen öfters Zank und Tränen. Aber sie, die Bescheidene, hatte von all dem keine Ahnung. Sie ging mit ihrer Mutter, die auch zu Gaste war, mit meiner Mama und mit der Tante im Walde spazieren und ruhte viel, studierte Rollen und sammelte Kraft für das anstrengende nächste Spieljahr. In ihrem

SCHNEEGLÖCKCHEN, WEISSRÖCKCHEN!

Du zartes Schneeglöckchen,
du weißes Samtröckchen,
du hast uns den Frühling gebracht!
Du schliefst in der Erde,
da rief dein Gefährte:
„Vorbei ist die finstere Nacht!
Komm, Glöckchen, erwache,
da drunten am Bache,
da sprudelt das Wasser so hell.
Ein Gräslein schon sprießet,
es hat mich gegrüßet,
komm, Glöckchen, erwache nun schnell!"
„Wir wollen nun läuten
und künden mit Freuden:
Der Frühling, der Frühling ist da!"
„Und Wiese und Garten
soll froh ihn erwarten,
erwache und sieh, er ist nah!"

Schneeglöckchen, Weißröckchen,
komm, läute dein Glöckchen,
daß lieblich dein Rufen erschallt!
Wir hören so gerne
von nah und von ferne,
wie klar es im Walde verhallt!

TRAUDE SINGER

großen Zimmer war der Flügel aufgestellt, und sie konnte dort üben.

Ich war damals ein romantisches Wesen, studierte Gesang und schwor mir, so fleißig und ernst zu arbeiten, um einmal auch so weit zu sein wie dieses unvergleichliche Vorbild. Und wie glücklich konnte ich sein, wenn ich in den Nachmittagsstunden auf der Kiesterrasse saß, die duftenden Rosen ringsum, eine blühende Sommerpracht; und aus dem offenen Fenster klang Lotte Lehmanns Gesang — sie übte. Ich war wie verzaubert. Ich sah sie vor mir in all den Rollen, von denen sie mir erzählt hatte, die sie alle studiert hatte und noch studieren werde. Die „Manon" und die „Pamina", die „Färberin" und die „Frau Fluth", die „Elsa" und die „Gräfin" und das holde „Evchen"! Wie stolz und selig war ich, als ich ihr einmal ein Lied vortragen durfte. Und da sagte sie: „Du hast ja ein reizendes Stimmchen. Sei nur recht fleißig, und wenn du brav bist, will ich mal ein wenig Duett mit dir singen!" Und richtig, sie sang eines Tages ein kleines Mendelssohn-Duett mit mir und äußerte sich lobend über meine Musikalität. Wir Mädel beteten sie alle an. Freilich hatten wir allen Grund dazu, denn sie war nicht nur der neue, aufgehende Stern an unserem Opernhimmel, sie war auch eine hervorragende Frau mit den höchsten künstlerischen und menschlichen Qualitäten. Ihre malerischen und schriftstellerischen Talente mußte sie damals zugunsten der Bühne zurückstellen. Aber es ist ja bekannt, daß sie nach Beendigung ihrer Bühnenlaufbahn größte Erfolge mit schriftstellerischen und graphischen Arbeiten hatte.

Von einer vorbildlichen Bescheidenheit, liebte sie es schon damals nicht, im grellen Lichte der Öffentlichkeit zu stehen, und die begeisterten Kritiken machten sie manchmal beinahe verlegen. Wenn wir alle im Garten Spiele arrangierten oder im Grase lagen und tratschten, beteiligte sich „Lotte", wie wir sie alle zärtlich-intim nannten, gerne ein wenig. Aber in das schöne Bad ging sie für unseren Begriff viel zu wenig — zu unserem größten Kummer. Heute verstehe ich ihre damalige Zurückhaltung sehr gut, denn sie mußte auf diese kostbare Stimme gut achtgeben.

Dann kam die Übersiedlung nach Wien und das Studium. Ich durfte Lotte in ihrer schönen Wohnung im dritten Bezirk besuchen und ging fast täglich in die Oper. Meist am Stehplatz, aber auch oft auf Lottes Dienstsitzen mit ihrer Mutter oder ihrem Bruder. Ich sah und hörte sie ungezählte Male. Immer schöner, immer großartiger wurde ihre Stimme. Wer sie je gehört hat, behält dieses einmalige, edle Timbre im Ohr!

Oft saß ich auch — mit anderen „Verehrerinnen" — in Lottes Garderobe, und wir durften, bevor wir auf unsere Plätze stürmten, zusehen, wie sie sich für den Auftritt ankleidete und schmückte. Sie hatte wenig Lampenfieber und war überhaupt so diszipliniert, daß man kaum ahnen konnte, wie nervös und sensibel diese Frau war. Wundervoll sah sie aus in ihren Kostümen! Die hohe, schlanke Gestalt, die leuchtenden, blauen Augen, die schimmernden Zähne boten eine überaus reizvolle Bühnenerscheinung. Und wie köstlich war es, wenn sie, zu den Abendgesellschaften meines Onkels geladen, mit feinem Humor von dem gewaltigen Opernbetrieb erzählte, von den Kollegen, vom lustigen Leo Slezak, der ihr mit seinen tollen Witzen das Ernstbleiben so schwer machte, vom bierfreudigen Richard Mayr, dem grandiosen „Ochs" aus dem Rosenkavalier, und von anderen Kollegen und Kolleginnen. Niemals hatte sie ein böses Wort oder ein hartes Urteil, und sie war, trotz der ewigen Intrigen und Klatschaffären, die ein großer Kunstbetrieb unvermeidlich mit sich bringt, eines der beliebtesten Mitglieder des berühmten Ensembles. Im Jahre 1938 verließ sie Österreich für immer. Die Gründe sind bekannt. Wir aber lieben sie alle, und niemand, der sie einmal sah und hörte, wird sie vergessen!

NACH DEM REGEN

Nun hat der Himmel ausgeweint — In Tränen
hinströmt er dunkler Schwere Übermaß;
er blickt wie einer, der sich will versöhnen
dem Leid, von dem er noch nicht ganz genas.

Noch schimmern ihm die tränenfeuchten Wangen,
noch zuckt, umschleiert, ihm der nasse Blick,
doch floß ihm hin in Tränen Schmerzens Bangen —
Schon gibt die Brust den Atem leicht zurück.

So hebt, eratmend, sich zu lichtern Höhen
der taubengrauen Wolken leichter Flug —
Nicht länger tief gebückt — Sie wollen gehen —
Es wird schon heller — Weinens ist's genug.

G. M. ARTHUR

Ein Reigen des Frohsinns

Frohsinn und Entspannung — diese beiden Kraftquellen sind für jeden Menschen notwendig, in besonderem Maß aber für die Blinden. Ein Sehender vermag es sich naturgemäß kaum vorzustellen, welch hohe Anforderungen das heutige Alltagsleben mit seinem Gehaste und seiner Übermotorisierung an unser Nervensystem zu stellen pflegt.

Eine der besten Ausgleichsmöglichkeiten für diese seelisch-körperliche Überforderung besteht in der regelmäßigen Teilnahme an Veranstaltungen, die neben echter Volkskunst Witz und Heiterkeit zu bieten verstehen. Als ein solcher Reigen des Frohsinns erwies sich auch der letzte Bunte Nachmittag, den die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten ihren trotz schlechten Wetters sehr zahlreich erschienenen Freunden darbot.

In gewohnt launiger Weise begrüßte Kollege Robert Vogel die Gäste, um hierauf über bemerkenswerte Fortschritte der Organisation zu berichten. Kollege Konrad Kecler leitete mit seinen ausgezeichneten Klaviervorträgen das künstlerische Programm ein. Eine wahre Sensation bildete das Auftreten der bekannten und beliebten Wiener Singgemeinschaft und Spielmusik unter der hervorragenden Leitung von Frau Professor Gretl Stürmer. Diese Darbietungen sind wirklich als volkstümliche Kunst im schönsten und erfreulichsten Sinne des Wortes anzusprechen; sie wurden mit jubelndem Beifall bedankt. Wie sehr Emmerich Arlett, der Meister des Wiener Humors, die Hilfsgemeinschaft schätzt, beweist die Tatsache, daß er, obwohl erst seit einigen Stunden aus London zurückgekehrt, uns dennoch mit seinen unnachahmlichen Vorträgen erfreute. Am Flügel erwies sich Emmerich Arlett jun. als großartiger Begleiter. In dem auch im Ausland bestens bekannten Saxophonvirtuosen Professor David Mathé lernten wir einen Stern erster Größe kennen. Vor allem die hinreißend gespielte Blumenarie von Bizet fand besonderen Anklang. Sehr hübsch gestaltete die Sängerin Jona Endres einige nach feinsinnigen Gedichten von Herta Jahn von Franz Schwabel gemütvoll vertonte Lieder. Auch die heiteren Vorträge des Alt-Wiener Duos Schmid-Kramer wurden mit viel Lachen und Beifall aufgenommen — als ihr „Flügeladjutant" verdient Kapellmeister Fritz Linhar erwähnt zu werden.

Wie immer erwarb sich Professor Franz Dechantsreiter mit der Zusammenstellung des Programmes große Verdienste. Seine Conference und seine Vorträge von besinnlicher und heiterer Lyrik und Prosa erzielten einen nachhaltigen Eindruck. Welche geistige Leckerbissen erwarten uns wohl das nächste Mal?

MARCELLA D'ARLE

Die Stadt der verborgenen Schönheiten

Jede Zivilisation baut sich ihre Schönheit nach eigenen Gesetzen; wir Europäer erschaffen sie aus Stein, unsere Kirchen, unsere Paläste, unsere Denkmäler. Amerikas Schönheit besteht aus Licht; jeder Abend wird zu einem Meer von bunten Straßen — rot, gelb, blau, violett — und die nüchternen, schmucklosen Städte blühen zu feenhaftem Leben auf.

Die Schönheit der arabischen Welt aber wird durch das bunte Leben geschaffen, das in seinen Straßen arbeitet und träumt, kauft und verkauft — und stirbt.

So sind Damaskus und Marrakesch die schönsten Städte der ganzen arabischen Welt, vielleicht deshalb, weil — sie keine Prunkgebäude aufweisen können. Natürlich hat auch die arabische Kultur großartige Paläste, Moscheen und Festungen geschaffen, doch hauptsächlich in Spanien, also in der europäischen Welt, und in Kairo, unter indischem Einfluß. In der Urheimat des Islams aber herrscht das ungeschriebene Gesetz: die Schönheit gehört unter den Schleier, sie darf sich dem Vorübergehenden nicht enthüllen. Dieselbe Sucht, die den Araber zwingt, das Gesicht seiner Frauen zu verbergen, läßt ihn eifersüchtig alles Schöne bedecken, das sein Geist, das sein Fleiß erschaffen hat. Jede echte

Man hätte im Festsaale des Schwechater-Hofes eine Stecknadel fallen hören können, so mäuschenstill war es bei den herrlichen Saxophonvorträgen von Prof. David Mathé beim letzten Unterhaltungsnachmittag der Hilfsgemeinschaft. Besonders entzückt waren die Zuhörer von der virtuos vorgetragenen Blumenarie aus „Carmen" von Bizet.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

arabische Stadt gleicht einer gezimmerten Kiste, in deren Innern alle möglichen Schätze verborgen liegen. Keine Gärten, keine Fontänen in diesen Straßen, nur kahle, fensterlose Mauern.

Jede Stadt ist ein Spiegel der geheimen Tugenden und Fehler ihrer Menschen; so ist auch Damaskus — Esch Schamu, diese wahrhaftig arabische Stadt — seltsam widerspruchsvoll. Nie werde ich müde, durch diese Straßen zu wandern, zwischen diesen Menschen, die ich liebe, obwohl ich sie nie wirklich verstehen werde. Warum bietet mir jeder Händler, gleich, ob ich kaufe oder nicht, eine Tasse guten Kaffees, einen Tropfen kostbaren Parfüms, um dann mit ganzen Kräften um zehn Piaster zu kämpfen? Warum versuchen die Kinder, mir verfallene Lotteriebilletts zu verkaufen, aber wenn ich meine Handtasche irgendwo vergesse — womöglich mit meiner ganzen Barschaft —, bringen sie sie mir treulich nach. Diese Stadt ist merkwürdig, gastlich und gleichzeitig geizig, vornehm und gerissen.

Die Sonne steht hoch und brennt heiß. Ein tiefes, angenehm dunkles Tor ladet mich gastlich ein, einzutreten. Ich wundere mich, denn solche Gebäude sind in Europa meist hermetisch verschlossen. Ich befinde mich nämlich vor dem großen Männergefängnis! Ich trete ein, schreite über Treppen und Korridore, bis ich zu einer kleinen Terrasse komme. Jetzt liegt der große, steinerne Hof des Gefängnisses zu meinen Füßen und ich sehe, wie die Sträflinge hin und her laufen, sprechen, gestikulieren, lachen, fluchen. Sie sind ebenso bunt und farbenfroh wie die Männer draußen, Turban und Tarbusch, Kaftan, Galabia, Maschlach . . .

„Die Orientalen vertragen alles", erklärt mir ein junger Franzose, der plötzlich an meiner Seite aufgetaucht ist, „Hunger, Durst, ja sogar Einzelhaft, nur keine Sträflingsuniform. Jeder ist stolz auf seine Tracht . . ."

Meine Anwesenheit ist von den Gefangenen bemerkt worden. Fast alle haben ihren Rundgang eingestellt und sehen traurig zu mir hinauf. Einige rufen mir etwas zu, das ich nicht verstehe. Die Schildwache fordert mich auf weiterzugehen. Wieder gehe ich an den verschleierten Frauen vorbei, die durch die Gitter mit ihren Gefangenen sprechen, steige die gewundenen Treppen herab und durchquere einen kleinen Hof. So stehe ich im Freien und nehme meine ziellose Wanderung wieder auf. Ein Zuckerwarenhändler gibt mir von seinen duftenden Süßigkeiten. Aus seinem dunklen,

Bei sehr vielen Veranstaltungen der Hilfsgemeinschaft hat Kapellmeister Prof. Fritz Linhar schon mitgewirkt und sich die große Sympathie seiner Zuhörer erworben.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

winzigen Laden ruft mich ein alter Kurde an, um mir seine orientalischen Parfüme anzubieten. Ein einziger Tropfen einer dunklen Flüssigkeit, den er auf meinen Arm gießt, sättigt die Luft mit dem Duft von Ambra . . . Eine verschleierte Frau öffnet in diesem Augenblick eine kleine Pforte, durch die eine Oase von Grün sichtbar wird. Mein Blick bewegt sie, und sie lädt mich ein, einzutreten. Das Becken der Fontäne im kleinen Hof ist aus blauen Majoliktafeln, und eine alte Palme spiegelt sich darin.

Die Frau hat ihren Schleier gehoben und hat jetzt ein Antlitz, ein Alter, einen menschlichen Blick. Sobald wir uns aber dem Ausgang nähern, senkt sie schnell und instinktiv den Schleier herab. Und so gehe ich weiter durch die Straßen, ohne Ziel. Da ist ein großer Palast, mit zwei Stockwerken, der riesig erscheint unter den kleinen Häusern um ihn herum. Kaum habe ich einen neugierigen Blick darauf geworfen, so fordert mich der Portier schon auf, einzutreten.

Ich gehe durch den gemeinsamen Innenhof und gelange durch eine kleine Türe in die Gemächer der Frauen. Groß, ruhig, heiter, mit hohen Palmen, eine blauen Fontäne und einem Mosaikfußboden ist dieser Harem in dem unbekannten Hause. Ein weißer Pfau krächzt mich feindlich an. Auf einem bunten Diwan neben der Fontäne liegt eine Angorakatze, die mich einen Augenblick mit ihren gelben Augen anschaut, um sie dann gleichgültig wieder zu schließen. Aus der Palme, an der rotbraune Datteln hängen, klingt das Zwitschern der Vögel.

Immer weiter, ohne Ziel . . . Hier ist die Moschee der Omajaden, mit ihrem großen, rechteckigen Hof in einfachen und reinen Linien. Der uralte Stein ist sanft und kühl unter meinen nackten Füßen. An den Brunnen nehmen die Gläubigen ihre Waschungen vor, die ihnen die tiefe Weisheit Mohammeds vorschreibt, knien nieder, beugen sich und erheben sich wieder, wie der Ritus gebietet. Erstaunlich ist die tiefe Kenntnis, die der Prophet vor 1300 Jahren vom menschlichen Körper und seinen Bedürfnissen hatte. Er machte aus dem Tag des Gläubigen ein Vorbild dessen, was man heute hygienisches Leben nennt. So kommt es, daß im Gegensatz zu vielen anderen Religionen hier die Menschen am längsten leben, die am strengsten die rituellen Vorschriften befolgen. Die Knieübungen und die anderen Bewegungen, die bei den fünf täglichen Gebeten vorgeschrieben sind, erhalten die Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des Körpers, ohne ihn zu ermüden.

Dieselbe tiefe Kenntnis des menschlichen Organismus hat den Prophet bei den Vorschriften geleitet über die Befreiung von der Pflicht des Gebetes: Krankheit, lange Reisen usw. Gewiß hieße es, eine Religion wie den Islam verkleinern, wenn man sie nur von dieser Seite betrachtet. Aber immerhin ist auch diese Seite des Studiums wert.

Es ist die Stunde des Gebetes. Alle knien nieder, beugen sich zur Erde, erheben sich wieder, das Antlitz nach Mekka gewendet. Der vom Sonnenuntergang gerötete Himmel vergoldet die großen Springbrunnen der Moschee. In den Gäßchen erlischt langsam das Leben. Hie und da arbeitet ein Tischler noch an einer Stuhlleiste. An einem roten Pantöffelchen bringt ein Handwerker noch die letzten Verzierungen an. Aber die meisten Läden sind geschlossen. Die Dunkelheit senkt sich langsam über die Straßen von Damaskus, diese orientalischen Straßen voller Widersprüche, habgierig und großherzig, voll Tätigkeit, voll Faulheit, voll Prunk, voll Elend: Orientstraßen.

Mitgliederaufnahme

Der Vorstand der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs macht darauf aufmerksam, daß jeder Blinde, der noch keiner Interessenorganisation angehört, Mitglied werden kann. Für die Mitgliedschaft bei der Hilfsgemeinschaft ist nur der medizinische Nachweis der Blindheit maßgebend. Parteizugehörigkeit, Weltanschauung und Religion oder Beruf sind gleichgültig.

Blinde Kollegen, die bereits einer Blindenorganisation angehören, mögen sich im Falle ihres Übertrittes zur Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs mit dem Vorstand telephonisch (35-36-81 Serie), brieflich oder mündlich in Verbindung setzen. Der Mitgliedsbeitrag pro Jahr beträgt 20 Schilling.

Eine große Leistung

Die Redaktion von „Unser Schaffen" hat ihr Redaktionsmitglied Kurt Klebert beauftragt, in einem Gespräch mit dem Vorsitzenden der Hilfsgemeinschaft der Später Erblindeten Österreichs, Robert Vogel, einige Auskünfte über dessen Wirken einzuholen.

Immer wieder plaudert man gerne mit ihm, denn sein unerschütterlicher Optimismus und sein Glaube an das Gute im Menschen überträgt sich leicht auf seine Gesprächspartner. Man schöpft aus den Plaudereien mit dem Vorsitzenden der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs auch stets neue Kraft für seine eigene Arbeit.

„Sie würden schon bald einen Hubschrauber brauchen, nicht wahr?" begann ich diesmal, denn man kann wirklich von Glück reden, wenn man den leitenden Direktor der Betriebe der Hilfsgemeinschaft einmal in seinem Wiener Büro antrifft und mit ihm ein wenig über seine Arbeit und auch über seine weiteren Pläne sprechen kann. „Vorläufig", meint der Befragte, „geht's noch per Bahn oder mit unserem Kombiwagen. Es ist wahr, man muß überall dahinter sein, alle Arbeiten in unseren Heimen überwache ich am liebsten selbst, weil ich dann sicher bin, daß alles, was getan wird, zweckmäßig und auf die Bedürfnisse der Blinden ausgerichtet ist.

Es ist jetzt mehr als zwei Jahre her, daß wir den Privatbesitz ‚Waldpension' in Hochegg erworben haben und nach einer verhältnismäßig kurzen Zeit gehört dieses Heim bereits zur selbstverständlichen Einrichtung des österreichischen Blindenwesens."

„Wie lange stehen Sie nun schon an der Spitze der Organisation, lieber Kollege Vogel?" — „Geschäftsführer in der Verkaufsabteilung bin ich schon seit 1948 und dem Vorstande gehöre ich seit der Wiederaufnahme der Tätigkeit der Organisation, ebenfalls seit 1948 an."

„Sie waren doch, wie wir einmal in ‚Unser Schaffen' lesen konnten, Schuhverkäufer, als Sie noch gut gesehen haben?" — „Das stimmt und ich habe damals natürlich noch nicht daran gedacht, einmal mit den Blinden und dem Blindenwesen in eigener Sache in Berührung zu kommen. Das ist aber schon lange her, denn ich bin im 19. Lebensjahr erblindet und wenn ich Professor Safar, dem berühmten Augenarzt begegne — der kürzlich seinen 70. Geburtstag feierte — da bedauert er es immer wieder, daß mir damals v 34 Jahren in der Klinik von Professor Meller, wo selbst als Assistent tätig war, nicht geholf werden konnte."

Es läutet das Telephon! Direktor Vogel gre nach dem Hörer. „Aber ja, liebe Frau Re melden Sie sich nur ruhig für den ersten Turn unserer diesjährigen Erholungsaktion an. We ich Ihnen sage, daß wir bis dahin eingerichtet se werden, können Sie sich darauf verlassen. — D ist aber nett von Ihnen, daß Sie auch ein wer bei der Aufbringung der benötigten Geldmit mithelfen wollen. Kommen Sie, bitte, zu mir u wir werden alles besprechen. Seien Sie nur oh Sorge, ich weiß, wie notwendig Sie und alle ande ren diese wenigen Wochen der Erholung bra chen. Also, auf Wiederhören."

„Das Vertrauen", meint Kollege Vogel, „welch mir von den Mitgliedern und von vielen Blinde freunden entgegengebracht wird, ist mir erns Verpflichtung, ich muß alles daran setzen, mi dieses Vertrauens immer würdig zu erweisen."

„Sie sagten, daß Sie seit 1948 dem Vorstan der Hilfsgemeinschaft angehören?"—„Ja, dama war der Gründer und erste Obmann Jakob Wal mein Vorgänger und Lehrmeister, an der Spit der Hilfsgemeinschaft." Robert Vogel wird etw ernster. „1952, es war anfangs September, tr uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Bo schaft, daß das Herz des bedeutendsten Vo kämpfers der Blinden zu schlagen aufgehört hatt Wie ich, erblindete auch Jakob Wald im jugen lichen Alter. Zu seiner Zeit waren die Leben bedingungen viel schwerer und sehr bald e kannte er, daß die Blinden nur etwas erreiche können, wenn sie bereit sind, die Gestaltung ihr Schicksals in eigene Hände zu nehmen. Er grü dete den Bund der später Erblindeten Österreich dessen geistige Erbin im Jahre 1935 die Hilf gemeinschaft der später Erblindeten Österreic wurde.

Vielen Spätererblindeten hat Jakob Wald d Umschulung in den von ihm in der Österreichische Blindenindustrie geschaffenen Werkstätten e möglicht. Und manche von ihnen verdanken dem großen Wegbereiter, daß sie sich einen An spruch auf Invaliden- oder Altersrenten erwerbe konnten. So sind sie nicht an Almosen ang wiesen."

Neugierig fragend unterbreche ich den Spre-
er: ,,Und Jakob Wald würde sich nicht wenig
uen, könnte er sehen, wie sein Werk nicht nur
alten, sondern in den inzwischen verstrichenen
n Jahren weiter ausgebaut wurde." — ,,Für
ch ist dieser edle Mensch nicht tot, denn sein
ist ist immer mitten unter uns und nicht selten
ge ich mich bei schweren Entscheidungen, wie
rde er, der an Erfahrungen so reiche, entschie-
haben." — ,,Ihre Pietät, lieber Kollege Vogel,
d der Hilfsgemeinschaft bestimmt zum Segen
n und immer bleiben. Das wünschen wir alle
n Wohle aller Blinden. Und wie traten Sie,
llege Vogel, das Erbe an?"

,Am 13. September fiel mir dann die schwere
fgabe zu, im Namen der Blindenschaft und
ch in meinem Namen Abschied zu nehmen
m väterlichen Freund und unermüdlichen
mpfer für die Verbesserung der Lebensbe-
gungen aller Nichtsehenden. Wir gelobten sein
erk zu erhalten und weiter auszubauen, zum
ohle und Segen der Blinden. 1951 hatten wir
s Erholungsheim ,,Harmonie" in Unterdam-
ch erworben und es mußte noch zweckent-
echend ausgestaltet werden. Für mich war dies
es neu, mein Vorgänger hatte über gute Er-
rungen verfügt, denn er hatte schon 1927 das
ndenerholungsheim in St. Georgen am Reith,
Ybbstal, eingerichtet."

,Jakob Wald würde sich wohl freuen, wenn
die beiden Heime der Hilfsgemeinschaft sehen
nnte und er wäre bestimmt stolz auf seinen
chfolger", werfe ich ein. — ,,Mir hat die Arbeit
m Wohle meiner blinden Freunde immer viel
eude gemacht. Kummer und Schwierigkeiten
gißt man doch mit der Zeit und übrig bleiben
Werke, durch welche den unverschuldet ins
glück geratenen Menschen doch etwas Er-
chterung gebracht werden kann."

An dieser Stelle wird unser Gespräch wieder
rch einen Anruf unterbrochen. Direktor Vogel
pt ab und ich höre: ,,Ja, lieber Herr Direktor,
Montag beginnen die Maler in der Harmonie
t ihrer Arbeit, und wenn alles gut geht, werden
zeitgerecht mit der Einrichtung des Erholungs-
mes beginnen können. Meine Schicksalsge-
rten freuen sich ja schon sehr darauf, auch
uer einige Wochen im Kreise ihrer Freunde
bringen zu können."—,,Ich werde morgen bei
nen vorbei kommen." — ,,Auf Wiederhören
nn bis morgen!"

Direktor Vogel setzt sich wieder an den Tisch
d ich frage ihn, ob ihm die Wiedereinrichtung

Obmann Robert Vogel spricht vor den im Speisesaal des Blindenaltersheimes Waldpension anwesenden Festgästen über die Motive, welche zur Errichtung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes geführt haben.

des Blindenerholungsheimes nicht übermäßige Sorgen macht und wieso es eigentlich dazu gekommen ist.

,,Unser Erholungsheim ist vor allem wegen des Fehlens einer Zentralheizung ein Sommerbetrieb, obwohl es genug Interesse bei unseren blinden Freunden gäbe, auch während der Wintermonate etwas Erholung und Entspannung zu haben. Als wir nun im Herbst einen Teil der ‚Waldpension' ausgestaltet hatten, fehlten dort noch die Möbel. Diese, sagte ich mir damals, stehen ungenützt im Erholungsheim ‚Harmonie' und warum sollten wir nicht wenigstens vorläufig das Altersheim damit einrichten. So kam es, daß eines Tages einige Möbeltransportwagen bei der ‚Harmonie', vorfuhren und alles, was nicht niet- und nagelfest war, aufluden und nach Hochegg bei Grimmenstein führten."

,,Nun war das Erholungsheim leer und ein Teil des Altersheimes eingerichtet", warf ich ein. ,,So war es!" — ,,Und glaubten Sie daran, daß es Ihnen bis zum Frühjahr gelingen würde, das Erholungsheim wieder einzurichten?" — ,,Ja, denn ich wußte, daß wir, wie schon früher mit der Hilfe einiger Unternehmungen und der nie versiegenden Hilfsbereitschaft der österreichischen Bevölkerung rechnen können. Immer wieder habe ich auch mit unseren Mitgliedern gesprochen und ganz offenherzig unsere Probleme und Schwierigkeiten behandelt, die es gemeinsam zu überwinden galt."

,,Es hat sich vieles im Leben der Blinden verändert, seitdem Sie vor nunmehr 10 Jahren an die Spitze der Hilfsgemeinschaft berufen wurden, nicht wahr?" — ,,Das kann man wohl sagen.

Es war eine stürmische, kampferfüllte Zeit, denn die österreichischen Zivilblinden konnten sich nicht mehr länger damit abfinden, daß man sie als zweitrangige Bürger behandelte und ihnen wesentlich schlechtere Lebensbedingungen zumutete als den in Ausübung des Kriegsdienstes erblindeten Kameraden. Durch das entschlossene und einheitliche Auftreten aller Zivilblinden, durch die gemeinsamen Bemühungen des Österreichischen Blindenverbandes und der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs konnten gesetzliche Ansprüche erwirkt werden, die man wenigstens als eine gute Grundlage bezeichnen konnte. Zur Unterstützung unserer Bemühungen und um uns für die breite Öffentlichkeit ein Sprachrohr zu schaffen, haben wir uns 1955 zur Herausgabe von ‚Unser Schaffen' entschlossen."

„Ich bin glücklich", unterbrach ich, „daß ich seit einigen Jahren an dieser wertvollen Monatsschrift ebenfalls mitarbeiten und auf diese Weise zur Erreichung des gesteckten Zieles beitragen kann."

„Unser Schaffen", setzt der verantwortliche Herausgeber Direktor Vogel fort, „erfreut sich eines sehr großen, stets wachsenden Leserkreises und sehr gerne stellen namhafte österreichische und ausländische Schriftsteller und Wissenschaftler ihre Beiträge zur Verfügung."

„Was betrachten Sie bei der Erfüllung der Aufgaben, die Sie sich doch schließlich selbst und freiwillig gestellt haben, als das Schwerste?" erkundige ich mich, „denn ich kann es mir nicht vorstellen, daß alles so leicht geht, auch wenn der für das Geschick der Organisation Verantwortliche so einfach über alles spricht und tut, als ob alles selbstverständlich wäre."

„Es betrübt mich, daß unsere ehrlichen und doch der Allgemeinheit dienenden Bemühungen so wenig Verständnis bei öffentlichen Stellen finden. Unsere Einrichtungen, wie Erholungsheim oder Altersheim, sind doch nicht nur für jene Menschen bestimmt, die bereits zu der Familie der Blinden gehören, sondern auch für jene Menschen, die heute oder morgen erblinden werden, denn Erblindungen werden sich nie ganz verhindern lassen, wenngleich viele Ursachen, die früher einmal zur Erblindung geführt haben, heute nicht mehr bestehen. Warum müssen wir uns also immer wieder an die Gutherzigkeit der sehenden Mitmenschen wenden? Ist es nicht bitter genug, wenn ein Mensch das Unglück, hat zu erblinden, muß er dann noch zum Bettler werden?"

„Sie haben wirklich recht, lieber Kollege Vogel, und ich meine, daß es in einen sozialen Wohlfahrtsstaat gar nicht mehr hineinpaßt, daß die Schaffung von Sonderheimen für Blinde eine Sache der privaten Wohltätigkeit bleiben muß." — „Wir müssen viel Geduld aufbringen", erwiderte der immer optimistische Direktor. „Es wird bestimmt eine bessere Zeit kommen, wo man auch mehr Verständnis für die Blinden beweist und wo es nicht mehr notwendig sein wird, daß sie um jede kleine Verbesserung auf sozialrechtlichem Gebiet einen jahrelangen Kampf führen müssen. Es wird dann auch nicht mehr vorkommen, daß Blinde bei der Benützung der Wiener Straßenbahn gewissermaßen als Strafe, weil sie erblindet sind, zwei Fahrscheine statt eines lösen müssen."

„Glauben Sie, daß mit der Schaffung des viel besprochenen Rehabilitationsgesetzes für Körper- und Sinnesbehinderte eine fühlbare Erleichterung gebracht werden kann?" — „Ich glaube schon", meinte Obmann Vogel, „vorausgesetzt, daß man die Betroffenen zur Ausarbeitung des Gesetzes heranzieht und daß man ihnen auch ein gewisses Mitspracherecht bei der Ausführung der gesetzlichen Bestimmungen zusichert."

Von Obmann Robert Vogel sicher geführt, fühlen sich auch die vollblinden Gäste im Blindenerholungsheim „Harmonie" sehr wohl.
Zwei holländische Schicksalsgefährtinnen verbringen im Erholungsheim der Hilfsgemeinschaft ihre Ferien.

Pressebild-Agentur Cerny

„Ist die Hilfsgemeinschaft, gestützt auf ihre Erfahrungen, ebenfalls bereit, bei der Schaffung dieses Gesetzes und seiner Ausführung mitzuarbeiten?“ — „Ja, das ist sie ganz gewiß und wir haben diese Bereitschaft auch öffentlich zum Ausdruck gebracht.“

„Ich glaube, lieber Kollege Vogel, daß wir jetzt Ihre knapp bemessene Zeit schon zu lange in Anspruch genommen haben. Es freut uns immer wieder, wenn wir aus den Gesprächen mit Ihnen feststellen können, daß Sie von Ihrer großen Begeisterung für die Sache der Blinden nichts eingebüßt haben und daß Sie in Ihrem unerschütterlichen Optimismus so fest davon überzeugt sind, daß es allen Blinden einmal wirklich gut gehen wird und daß sie aller blindheitsbedingten Sorgen enthoben, sich als wertvolle und gleichwertige Bürger fühlen werden.“

„Ja, ich bin fest davon überzeugt, daß diese Zeit kommen wird. Aber die Verbesserungen der Lebensbedingungen der Blinden werden nicht von selbst kommen, es wird an uns, an unseren zähen Bemühungen liegen, wie weit es uns gelingen wird, immer größere Kreise der Bevölkerung für unser Wollen und Streben zu gewinnen. Die uns heute helfen, müssen das aus der Erkenntnis tun, daß sie auch einmal das mitgenießen können, wozu sie uns jetzt verhelfen. Die Blindheit kann überwunden werden, wenn als erste Voraussetzung dazu die wirtschaftlichen Belastungen beseitigt werden.“

„Lieber Direktor, ich wünsche Ihnen zu Ihrer weiteren Arbeit für Ihre Schicksalsgefährten das Allerbeste, viele Erfolge und Fortschritte. Ich glaube, daß alle gutgesinnten Menschen Sie bei Ihrer Tätigkeit für die Allgemeinheit unterstützen werden.“ Das Telephon läutete, doch diesmal verabschiede ich mich vorher. Ein kräftiger Händedruck ist uns Beweis, daß wir einander gut verstanden haben und in gemeinsamer Anstrengung weiter den Weg zu unserem Ziele gehen werden.

LESERBRIEFE

„Wir gratulieren zu der großen sozialen Errungenschaft der Eröffnung Ihres Heimes und wünschen Ihnen für Ihre zukünftige Arbeit viel Erfolg. Wir hoffen, daß es Ihrer segensreichen Tätigkeit gelingen wird, noch weitere Blindenheime zu schaffen. Bei dieser Gelegenheit danken wir für die Zusendung von ‚Unser Schaffen‘.“ *GYULA und IDA LAPIDES*

„. . . Ich freue mich, Ihr Lesermitglied zu bleiben. Ich ersuche, mir einen Erlagschein zukommen zu lassen. Ich freue mich ehrlich, gerade Ihrer Organisation weiter angehören zu können und spreche Ihnen meine aufrichtigste Bewunderung aus für das, was Sie geschaffen haben. Es ist erstaunlich, mit welcher Tatkraft und mit welchem Optimismus Sie an die schwierigsten Probleme und Projekte herangehen und wie Sie sie meistern. Hut ab vor solch einer Tüchtigkeit. Ich muß Sie, sowie ich einige Veranstaltungen hinter mir habe — wo ich meine Gedichte spreche — kennenlernen. Solche Persönlichkeiten wie Sie, sind selten. Es gibt schon tüchtige Menschen, aber die sind zumeist nur für sich selbst tätig und nicht wie Sie für die Erblindeten. Ich gratuliere herzlichst zur Eröffnung des Blinden-Altersheimes, Sie haben damit eine annerkennenswerte, soziale Tat vollbracht; und wirklich, keiner weiß, ob er sie nicht eines Tages selber segensreich empfinden wird.

Indem ich Ihnen persönlich und Ihren treuen Mitarbeitern alles Gute weiterhin wünsche, grüße ich Sie herzlichst.“ *MARIA ZWINZ-BREYER*

„Vielen Dank für die anerkennenden Worte, die ich gestern, an dem Tage meines 75. Geburtstages, erhalten habe. Ich werde immer eine Freundin für die Blinden bleiben, bin nur eine Rentnerin, aber man muß auch den Blinden helfen.

Ich war voriges Jahr 10 Monate mit einem Herzleiden im Spital und nun bin ich wieder zu Hause. Als Dank, daß mir der liebe Gott so halbwegs die Gesundheit wiedergegeben hat, habe ich für das Altersheim für Blinde eine Geldspende geschickt.

Auch die Zeitschrift ‚Unser Schaffen‘ lese ich gerne, denn es ist viel Interessantes darin zu lesen.“ *ALBERTINE N.*

„Schönen Gruß — und bitte, einige Erlagscheine hätte ich gerne. Ich möchte ab und zu eine Spende für das Blindenaltersheim einsenden. Ich vergönne es den bedauernswerten alten Menschen, wenn sie einen sorglosen Lebensabend erleben dürfen. In ‚Unser Schaffen' stand zu lesen: Ein Blinder will nicht taub sein, doch besser als das Blindsein, denn ein ertaubter Mensch kann es durch intensives Ablesen vom Mund soweit bringen, daß man seine Taubheit kaum noch bemerkt. Allerdings gibt es für ihn keine Musik, dafür aber recht viel Schönes zu sehen, wenn er offenen Auges herumspaziert. Ein blinder Mensch wird niemals die Schönheit der Welt erfühlen können, wenn er z. B. im Frühling eine Reise in ein anderes Land (Italien) unternimmt. Auch zu Hause kann er vom wunderschönen Frühlingserwachen nichts wahrnehmen. Für ihn ist die wärmende Sonne und die laue, gutriechende Luft der Frühling.

Ich bewundere die blinden Frauen, die ihre Hausarbeit ganz allein verrichten. Es gehört schon immens viel Fingerspitzengefühl dazu, um alles recht gut und richtig zu erledigen. Nun meinerseits vergönne ich allen alten Blinden dieses schöne Altersheim vom ganzen Herzen."

ANNA S. WIEN 16

HEINZ REIN

NUR HERR MENZEL BLIEB ERNST

Fräulein Wagner pflegte sonst ohne viel Umstände das Büro zu betreten. An diesem Tage jedoch verhielt sie ein paar Sekunden, ehe sie nach der Klinke faßte. Sie zupfte erst ihre Kostümjacke zurecht, warf den Kopf in den Nacken und hüstelte sich die Kehle frei, dann öffnete sie die Tür und ging in das Büro hinein, nicht wie sonst, mit ruhigem, festem Schritt, nein, sie bemühte sich beschwingt zu gehen, und sie sagte ihr „Guten Morgen" nicht leise und verdrossen, sie rief es laut und beinahe fröhlich in den Saal hinein.

Dann setzte Fräulein Wagner sich an ihren Platz und begann, die Papiere zu ordnen, aber sie war nicht ganz bei der Sache. Immer wieder hob sie den Blick und sah verstohlen in die Gesichter der Kollegen, und wenn sie ihn wieder senkte hatte sie ein Lächeln geerntet. Fräulein Wagner war es nicht mehr gewohnt, daß man sie anlächelte, sie war ein älteres, ein spätes Mädchen, und sie sah auch so aus, schmucklos, unscheinbar, ein wenig verbittert, wenigstens hatte sie das bisher von sich selber gemeint. Seit einer Stunde etwa war sie allerdings der Ansicht, sich unterschätzt zu haben und zu selbstbescheiden gewesen zu sein, denn . . .

Ja, seit sie am Morgen aus der Haustür getreten war, hatte sie nur in lächelnde Gesichter gesehen, und es war gar kein Zweifel, daß man sie, das ältliche Fräulein Wagner, anlächelte. Es gibt ja so Tage, an denen das Lächeln sozusagen im Wetterbericht steht, Tage mit seidenweicher Luft oder mit weißem Watteschnee, aber es war gar nicht ein solcher Tag. Ein unangenehmer Wind fegte um die Ecken, in kurzen Abständen regnete es immer wieder, und die Sonne war hinter dichten Wolken verborgen, am Wetter lag es also nicht, daß Fräulein Wagner überall nur Lächelaugen und Lächelmünder sah. Sie nahm dieses Lächeln entgegen, ungläubig wie ein überreich beschenktes Kind, und sie lächelte verlegen zurück. Vielleicht sah sie an diesem Tage besonders gut aus und sehr jung? Fräulein Wagner hatte sich, was dieses anging, zwar schon ziemlich lange selbst aufgegeben, aber es erwies sich, daß es dazu noch viel zu früh gewesen war.

Auch im Büro lächelten die Kollegen. Nur Herr Menzel blieb ernst. Er saß hinter seinem Schreibtisch, schrieb und rechnete, und er sah zu ihr hinüber oder er hob den Kopf unter ihrem Blick, aber er lächelte nicht wie die anderen, er blieb ernst und mitunter, ja mitunter schien er sogar unwillig zu sein, unwillig darüber, daß die anderen lächelten. Fräulein Wagner war böse auf Herrn Menzel, eigentlich mehr traurig als böse, daß Herr Menzel ihr das Lächeln nicht gönnte oder es den Kollegen verdachte, denn er war der einzige Mann im Büro, der ihren Jahren wenigstens einigermaßen entsprach und der Verständnis dafür zu haben schien, wie schwer es für ein ältliches Mädchen war, im Leben und in einem Büro zu bestehen, das mit jungen und jüngeren Männern besetzt war.

Fräulein Wagner fühlte, wie heftig ihr Herz schlug, daß ihr das Blut zu Kopfe stieg, daß ihre Hände leicht zitterten und eine wohlige

Schwäche durch ihren Körper rieselte. Seit Jahren hatte sie diese Empfindung sie nicht mehr befallen, jedenfalls nicht im Zusammenhang mit Männerlächeln und in Gedanken an Männer überhaupt. Fräulein Wagner war der Meinung, längst darüber hinaus zu sein, aber es war doch nicht an dem, sie fühlte es ja, und das Lächeln, das von allen Seiten auf sie zukam, bewies ja wohl . . .

Fräulein Wagner geriet in einen Taumel des Entzückens, und sie nahm das Lächeln nicht mehr nur entgegen, sie begann nun auch, Lächeln auszuteilen. Fast hatte sie verlernt, wie man Männern zulächelte, und sie lief schnell in die Garderobe und lächelte ein paarmal in den Spiegel, zuerst ein wenig verzerrt, aber dann hatte sie sich freigelächelt, und sie begann, ihr Haar zu kämmen. Dabei entdeckte sie, daß ein Mimosenzweiglein sich in ihrem Haar verfangen hatte. Fräulein Wagner liebte Mimosen, sie bewahrte sie zu Hause in vielen Vasen auf. Wie war das Zweiglein in ihr Haar gekommen? Fräulein Wagner wußte es nicht, und es interessierte sie im Augenblick auch nicht. Sie lockerte das straff hinter die Ohren gekämmte Haar, daß es zu einer weichen Welle würde, dann musterte sie sich im Spiegel und fand, daß es zwar recht vorteilhaft aussah, daß ihrem Gesicht jedoch noch etwas fehle. Sie überlegte eine Weile, und dann wußte sie es.

Sie verließ das Gebäude, suchte rasch eine Parfümerie auf und kaufte ein paar Dinge, die sie noch nie benutzt hatte und von deren Handhabung sie nur wenig wußte, aber sie gab das natürlich nicht zu, sie wählte schnell und mit gespielter Sicherheit und kehrte in die Garderobe zurück, fuhr sich mit dem Lippenstift über die schmalen, blassen Lippen und tupfte ein bißchen Puder und sehr viel Wangenrot ins Gesicht. Fräulein Wagner fand sich sehr verändert, fast fremd, aber hübsch. Ganz sicher war sie ihrer Sache allerdings nicht. Sie bedurfte noch der Bestätigung.

So war sie doch einigermaßen beklommen, als sie in das Büro zurückkehrte. Sie versuchte, eine gleichgültige, unbeteiligte, überlegene Miene aufzusetzen, als sie an ihren Platz ging. Sie spürte es ganz deutlich, alle Köpfe wandten sich ihr zu, alle Blicke schossen auf sie zu, eine große Überraschung bereitete sich auf. Für ein paar Sekunden war es ganz still im Büro, aber dann . . .

Frau Maria Stradner ist trotz Blindheit und ihren 76 Jahren eine tüchtige Hausfrau. „Die große Wäsche gebe ich außer Haus, die kleine besorge ich, so gut es eben geht, noch selbst."

Photo Cerny

O nein, es war kein bewunderndes „Ah'", kein „Donnerwetter!" und kein „Wer hätte das gedacht!", das sie vernahm, es war ein unterdrücktes Kichern, ein Prusten, ein Schnauben, das in ihre Ohren wehte, und plötzlich floß das alles in ein schallendes Lachen zusammen, ein unbändiges Lachen, es überschwemmte das Büro, es brandete an den Fenstern und den Wänden empor und es bohrte sich tief in Fräulein Wagners empfindsames Gemüt. Sie saß hoch aufgerichtet da in diesem Meere von Gelächter, ihre Augen irrten im Büro umher, und sie sah nur offene Münder, aus denen das Lachen quoll, Körper, die sich vor Vergnügen krümmten und bogen und schüttelten, und Hände, die vor Lust auf die Tische trommelten.

Fräulein Wagner drängte die Tränen zurück, die in ihr aufstiegen, ihr war zumute, als müßte sie sterben, in den Wogen dieses Gelächters ertrinken. Da erblickte sie Herrn Menzel. Herr Menzel lachte nicht, er saß mit

MEMORARE . . .

Zeigt sich geizig oft das Leben
Mit der Freuden hellem Born,
Wend nicht haßerfüllten Blickes
Dich von ihm in blindem Zorn!
Zeige stets ihm unverdrossen
Heller Augen froh Gesicht,
Gib ihm, ohne zu verzagen,
Deiner Seele reiches Licht.
Aller Liebe, die du selber
In das Leben trägst hinein,
Schenkt der Herr ein Widerstrahlen
Selbst in manchen Leides Qualen,
Er, der Liebe schuf und Sein.

ADELE ZAUNEGGER

ernst gefaltetem Gesicht an seinem Schreibtisch und blickte unmutig, ja, drohend auf die Lacher. Als er Fräulein Wagners hilflose, ratlose, gedemütigte Augen auf sich gerichtet sah, da lächelte er. Vorhin, als alle gelächelt hatten, das ältliche Mädchen mit den Mimosen im Haar ausgelächelt hatten, wie sie jetzt mit einem Male wußte, da war er ernst geblieben, aber jetzt lächelte er, beruhigend, trostreich, weise, und er rief: „Ruhe!"

Das Lachen brach nicht sogleich ab, es ebbte jedoch merklich zurück und verlief sich schließlich. Fräulein Wagner war unterdessen hinausgegangen, hatte in der Garderobe den Puder, das Wangenrot und den Lippenstift aus ihrem Gesicht fortgewischt und kam dann wieder, gefaßt, erhaben, entschlossen. Sie nahm ihren Platz ein, als wäre nichts geschehen, und sah zu Herrn Menzel hinüber, verstehend, anerkennend, und er nickte ihr dabei zu, gar nicht einmal so unmerklich. Fräulein Wagner fühlte sich getröstet, und jetzt gestattete sie sich auch ein paar Tränen.

Professor Nicholas Sounderson

Aus der Zeitschrift „The New Beacon", bearbeitet von ERNST KOTOVSKY

Für jede blinde Person, die den Grad eines Universitätsprofessors erlangt, ist dies eine ganz besondere Auszeichnung. Diesen Grad erreichte Nicholas Sounderson, obwohl er nicht imstande war, selbst zu lesen; er lebte nämlich lange vor der Zeit, da man Bücher in Punktschrift übertragen konnte.

Im Januar 1682 in Thurlestone bei Peniston, in Westyorkshire geboren, verlor Nicholas Sounderson sein Augenlicht im Alter von einem Jahr durch Blattern. Schon im ersten Knabenalter entwickelte er jedoch eine derartige Intelligenz, daß sich seine Eltern entschlossen, ihn nach Peniston in die Schule zu schicken, welche damals eine Schule für sehende Kinder war. An dieser Schule erwarb er sich, dank seiner eigenen Fähigkeiten und der Aufgeschlossenheit der Lehrer für seinen besonders gelagerten Fall, alsbald so umfassende Kenntnisse in Griechisch und Latein, daß er auch nach Verlassen der Schule seine Studien in diesen Sprachen fortsetzen konnte. Es wird berichtet, daß Sounderson sich im Laufe der Zeit so grundlegende Kenntnisse in Griechisch aneignete, daß es ihm ohne weiteres möglich war, die Originaltexte von Euclid und Archimedes, welche ihm vorgelesen wurden, zu übersetzen. Mehr noch als seine Begabung für Sprachen entwickelte sich jene für Mathematik und Naturwissenschaften. Seine Fähigkeiten auf diesem Gebiet wurden entdeckt, als ihn sein Vater, knapp nach der Schulentlassung, mit den Grundbegriffen des Rechnens vertraut machte. Nicholas war schon nach kurzer Zeit imstande, Rechenaufgaben, in denen bedeutende Summen enthalten waren, zu lösen und selbst großangelegte Kalkulationen auszuarbeiten. Diese Aufgaben mußte er natürlich ausnahmslos durch Kopfrechnen bewältigen.

Im Alter von 18 Jahren wurde Sounderson in Algebra und Geometrie unterwiesen. Seine Lehrer in diesen Fächern nahmen großen Anteil an seiner Begabung, suchten ihn in jeder Weise weiterzubilden indem sie ihm wiederholt theoretische Werke über Mathematik und Geometrie vorlasen und erläuterten. Es währte nicht lange und Nicholas hatte seine Lehrer im Bezug auf Fachkenntnisse bereits überflügelt. Das versetzte ihn in die Lage, auch hervorragende einschlägige Werke zu studieren.

Seine große Stunde schlug, als er 25 Jahre alt war. Ein Freund, der an der Universität Cambridge studierte, schlug Nicholas vor, auf Grund seiner außergewöhnlichen Begabung gleichfalls diese Universität zu beziehen. Dieser Vorschlag fand freudige Zu-

stimmung von seiten Nicholas, dem, nach Erledigung der nötigen Formalitäten, von der Universitätsbehörde sogar ein Wohnraum auf dem Territorium des College zugewiesen wurde.

Nach einigen Semestern intensiver Studien gab sich der wissensdurstige Blinde jedoch noch nicht zufrieden. Sein sehnlichster Wunsch war, das ihm eigene Wissen anderen zu vermitteln und der zuständige Dekan gestattete ihm, Vorlesungen über Mathematik und einige einschlägige Fächer, wie Astronomie, Hydrostatik, Mechanik und Schallehre zu halten. Er hielt auch Vorträge über die Lehren Newtons, und zwar mit dessen persönlicher Zustimmung. Newton hatte Sounderson gelegentlich kennengelernt und von diesem Zeitpunkt an verband die beiden eine aufrichtige Freundschaft. Ein Beweis dafür, daß, nachdem der Professor für Mathematik emeritierte, er als der geeignetste Bewerber um dessen Nachfolge vorgeschlagen wurde. Sounderson besaß jedoch keinen Akademischen Grad und jeder Kandidat für den Posten eines Universitätsprofessors mußte einen solchen erlangt haben. Man beschloß also, an Königin Anna mit der Petition heranzutreten, Sounderson durch königliches Dekret den Titel eines Universitätsprofessors zu verleihen. Der Petition, welche 1711 eingebracht wurde, gab die Königin noch im gleichen Jahre statt.

Nachdem er zwölf Jahre in einem der Universität gehörenden Objekt gewohnt hatte, gründete Sounderson einen eigenen Haushalt und heiratete die Tochter des Pfarrers eines benachbarten Dorfes. Er hielt nach wie vor Vorlesungen von sieben bis acht Stunden täglich. Seine Vorträge waren auf die Hörerschaft von derart nachhaltiger Wirkung, daß ihn ein Zeitgenosse als Professor bezeichnet, der, selbst des Augenlichtes beraubt, andere *sehen* lehrte. Wie berichtet wird, beherrschte er nicht nur seine Wissenschaft, sondern verstand es auch, diese Wissenschaft an andere weiterzugeben. Er verfaßte wissenschaftliche Werke von Bedeutung, die er von Freunden zu Papier bringen ließ.

Der Höhepunkt seiner akademischen Laufbahn war wohl der Besuch König Georgs II. in Cambridge (1728). Bei dieser Gelegenheit war es ein besonderer Wunsch des Königs gewesen, mit dem ungewöhnlich talentierten Blinden zusammenzutreffen. Sounderson erschien vor der Majestät im Akademischen Senat und promovierte bei dieser Gelegenheit zum Doktor der Rechtswissenschaften.

Ungefähr fünf Jahre später überredeten ihn seine Freunde, die Zahl seiner Vorlesungen zu verringern, um sich der Vorbereitung einiger seiner Werke für die Veröffentlichung widmen zu können. Vor seinem Tode (1739) gelang es ihm noch, sein bekanntestes Werk: „Grundzüge der Algebra" zu vollenden. Auf seinen Wunsch wurde er unter der Kanzel der Kirche zu Boxworth, dem Heimatort seiner Frau, beigesetzt. Seine Grabstelle existiert noch bis auf den heutigen Tag.

Sein Werk über Algebra, welches einen Lehrgang, beginnend mit den Anfangsgründen, darstellt, wurde 1740 veröffentlicht. Das Werk enthält auch die Biographie von Nicholas Sounderson, welche von einem seiner Mitarbeiter an der Universität verfaßt wurde. Eine Kopie dieses Werkes existiert im British Museum und eine in der Universitätsbibliothek Cambridge. Letzteres Institut besitzt auch eine Kopie des nachgelassenen Werkes über die Fliehkraft, welches 1756 veröffentlicht wurde. Sein Porträt befindet sich im alten Gebäude der Universität Cambridge. Es wurde 1718 von einem Zeitgenossen gemalt und 1828 der

BLINDE KINDER

müssen mit besonderen Methoden erzogen werden. Die Pädagogik zielt dabei darauf hin, den Kindern Selbstbewußtsein und Sicherheit zu geben, was der beste Weg ist zur Überwindung des Dunkels der Blindheit. Auch die Hilfsgemeinschaft schlägt den gleichen Weg ein, wenn es gilt, den später Erblindeten wieder auf den Weg zu helfen.

Universität zum Geschenk gemacht. Es wird berichtet, daß Sounderson außer seinen überragenden geistigen Fähigkeiten auch beträchtliche Begabung und Neigung zur Geselligkeit besessen hat, obwohl er zeitweise sehr zurückgezogen gelebt haben soll. Er war sehr musikalisch, beherrschte ausgezeichnet das Flötenspiel und es wird berichtet, daß er über ein besonders gut ausgeprägtes Tastgefühl verfügte. Als ihm beispielsweise einmal einige Stücke Edelmetall vorgelegt wurden, konnte er ohne weiteres feststellen, welches echt und welches falsch war, trotzdem die Differenz im Aussehen der Stücke derart gering war, daß kurze Zeit vorher ein sehender Fachmann beinahe einem Betrug zum Opfer gefallen wäre.

In Anbetracht der vielen Talente, über die Sounderson verfügte, ist es nicht überraschend, daß sich sein Ruf auch nach Übersee verbreitete und 1749 ihm der bekannte französische Essayist Denis Diderot einen erheblichen Teil seiner Abhandlung über die Blinden widmete.

*

Möge dieser Beitrag beweisen, daß es auch in Zeiten, die weit vor unserem Jahrhundert liegen, einem Blinden bei entsprechender Begabung möglich war, ein erfülltes Dasein zu fristen und der Welt zu beweisen, zu welchen Leistungen er imstande sein konnte.

ANTON PAUK

Michael, der Erzbengel

Ministranten sind ohne Zweifel Gottes kostbarste Lieblinge. Wie die Engel befinden sie sich in seiner unmittelbaren Nähe.

Leider aber ist es nur sehr bekannt, wie sich die rauchfaßschwingenden und Blasbalg tretenden Engel gelegentlich als recht verteufelte Engel gebärden. Doch, das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man daran denkt, was nicht schon im Himmel alles möglich war, obwohl die Engel damals keine blitzenden Augen besaßen, um neugierig den Kopf überallhin zu drehen, nur nicht zum Altar, und keine juckenden Hände, um anzugreifen, was Gott und die Mesner verboten hatten.

Ministranten, die andächtig ihren Altardienst verrichteten, sind den schönen und verklärten Engeln bei der himmlischen Anbetung zum Verwechseln ähnlich. Staunen durchschauert das gläubige Volk, wenn sie, in strahlende Engelsgewänder gekleidet, unter brausendem Orgelklang, in nicht endenwollender Zahl durch die Kirche nach vorne zum feierlichen Hochamt einziehen.

Ministranten sind von solch ausgesuchter Begabung, daß sie mühelos dem Priester beim Meßopfer lateinisch antworten können, aber wieder nicht ganz so gerieben, um Luzifer in seinen Verführungskünsten gleich zu durchschauen. Schrecklich, wenn nun der große Drache, der vom Himmel gestürzt wurde, und die alte Schlange, die den Namen „Teufel" und „Satan" trägt, sich schamlos unter die Ministrantenschar mischt, um den Gottesdienst zu stören.

Meßbuben sind meistens Spitzbuben. Mitunter stürzen sie unversehens und ungewollt in des Teufels aufgerissenen Rachen. Der verwirrt sie, läßt sie verschlafen oder zu spät kommen und in den erhabensten Augenblicken unaufmerksam und verspielt sein.

Er zwickt und zwackt sie an den Beinen oder an der Nase, so daß sie über den Teppich stolpern und mit dem Meßbuch hinfallen. Er stößt sie kräftig in die Seite, daß sie an der falschen Stelle laut mit der Glocke läuten oder schusselig Kerzenleuchter umwerfen, Weinkännchen zerbrechen und Weihrauch verschütten, just dann, wenn keiner mehr im Vorrat ist.

Es ist schlimm, wenn Leviathan, der sich „Windende", der Boshafte, oder „Fitzliputzli", der Lustige, der Witzbold, in einen Ministrantenbuben fährt und ihn mit Beschlag belegt. Schlimmer, wenn dieser Ministrant Michael heißt und einmal Priester werden will. Aber Michael wußte oft selber nicht, wie es geschehen konnte, daß er auf die ausgefallensten Einfälle kam, gerade wenn sein Herz fromm sein wollte.

So zum Beispiel hielt er eines Sonntags vor dem Gottesdienst in der Sakristei das Aspergil, den Weihwedel, der freilich schon längst reparaturbedürftig war, in Händen. Er hatte so lange daran herumgeschraubt, bis die Borsten locker geworden waren. Als nun

Michael mit dem Pfarrer zum Altar ging, während die Gläubigen in den Bänken sich ehrfürchtig erhoben, reichte er den Weihwedel in die Hand des Pfarrers. Ahnungslos steckte ihn dieser in seiner robusten Art kräftig in das geweihte Wasser, dann drehte er sich dem Volke zu und schritt durch den Mittelgang zur Besprengung. Bei seiner weitausholenden schwungvollen Geste flogen die vollgesogenen Borsten ausgerechnet dem Dorfwirt mitten ins Gesicht, von dem der Pfarrer einmal gesprächsweise hatte durchblicken lassen, er, der Dorfwirt, könne wie unser Herr auch etwas verwandeln, aber nicht Wasser in Wein, sondern Wein in Wasser.

Wie sich nun über besagtem Wirt das geweihte Wasser ergoß, machte sein Gewissen einen Ruck und beim schallenden Gelächter der Gemeinde meinte er eine deutliche Anspielung des Pfarrers zu entnehmen, ihn als Weinpantscher bloßzustellen. Demonstrativ verließ er die Kirche. Der Pfarrer solle sich gefälligst einen anderen Himmelsträger für nächsten Fronleichnam suchen, ließ er ihm ausrichten.

Nach dem Asperges begab sich der Pfarrer auf die Kanzel, zur Predigt. Wie prachtvoll gewachsene Engel schritten ihm die Ministranten voran. Michael, der würdigste unter ihnen, öffnete ihm mit einer Verbeugung die Kanzeltür.

Der Vorfall mit dem Weihwasserwedel hatte den Pfarrer doch mehr erregt, als er sich eingestehen wollte. Hocherhobenen Hauptes begann er die Verkündigung des Wortes Gottes. Dann rügte er manche Unarten der Gemeinde beim Gottesdienst, ihre Unpünktlichkeit und die gähnende Leere des Klingelbeutels. Er kam auch auf den Teufel zu sprechen, der das Wort Gottes aus den Herzen der Menschen reißt. „Der Teufel hat Macht in der Welt", polterte er los. „Widersteht ihm, noch habt ihr nicht bis aufs Blut widerstanden. Was Gott sagt, gilt nichts, was der Teufel sagt, hat Ansehen und Gewicht. Was habt ihr schon für Gott getan?"

Da denkt Michael an die gute Tat von gestern, wo er dem Mesner geholfen hatte, ein frischgewaschenes Kanzeltuch aufzuspannen, statt zum Fußballmatch zu gehen. Daß er dabei nicht ohne eine gewisse Absicht etliche spitze Reißnägel auf der Kanzelbrüstung liegen ließ, hat er schon wieder vergessen.

Der vollblinde Sportler Arnhold Lehmann aus Frankfurt/Oder holte sich bei den Deutschen Versehrten-Mehrkampf-Meisterschaften 1961 den Meistertitel im Vierkampf.
Sein neuer deutscher Rekord im Weitsprung aus dem Stand mit 2,63 m und Kugelstoßen mit 9,88 m sicherten ihm den Sieg. Photo: Heinz Vogel

Und nun erging das Gericht über die Ministranten. Er habe schon oft dumme Ministranten gehabt, aber so dumme noch nicht. Er werde ihnen die Dummheiten beim Zusammenläuten und beim Konfiteor gründlich austreiben. Er werde von nun an einen Spiegel beim Altar anbringen lassen, damit er sich nicht lange umdrehen müsse, um den Rädelsführer zu erwischen. Es kam zum Höhepunkt der Predigt. Und als der Pfarrer auf die Kanzelbrüstung und ausgerechnet gleich auf die drei bloßliegenden Reißnägel schlug, wußte nachher niemand mehr von den Zuhörern zu sagen, war es ein allzu lautes, kräftiges Amen oder bereits eine unterdrückte, schmerzdurchbebte Verwünschung.

Was Eulenspiegel unter Blindenfürsorge verstand

Als nun Eulenspiegel das eine Land heraufwanderte, das andere hernieder, da kam er zu einer Zeit wieder gen Hannover und trieb viel seltsame Abenteuer. Da ritt er einmal vor das Tor eine Ackerlänge Weges spazieren, da begegneten ihm zwölf Blinde.

Als nun Eulenspiegel zu ihnen kam, da sprach er: ,,Woher, ihr Blinden?" Die Blinden standen still und hörten wohl, daß er auf einem Pferd saß, und meinten deshalb, es wäre ein ehrlicher Mann, und zogen ihre Hüte und Kappen ab und sprachen: ,,Lieber Junker, wir sind in der Stadt gewesen, da war ein reicher Mann gestorben, dem hielt man ein Seelenamt und gab Spenden, und es war grausig kalt." Da sprach Eulenspiegel zu den Blinden: ,,Es ist gar kalt, ich fürchte, ihr frieret euch zu Tode, sehet her, hier habt ihr zwölf Gulden, gehet wieder in die Stadt, nach der Herberge, woher ich geritten komme — dabei sagte er ihnen das Haus — und verzehret diese zwölf Gulden um meinetwillen, bis diese Winterkälte hinweg ist und ihr vor Frost wieder wandern könnt." Die Blinden standen und neigten sich und dankten ihm fleißig; und es meinte jeder Blinde, der andere hätte das Geld, und der andere meinte, der dritte hätte das Geld, und der dritte meinte der vierte hätte das Geld, und so weiter, so daß der letzte meinte, der erste hätte es. Also gingen sie in die Stadt in die Herberge, wo sie Eulenspiegel hingewiesen hatte.

Als sie nun in die Herberge kamen, sprachen diese Blinden alle, daß ein guter Mann wäre zu ihnen geritten und ihnen zwölf Gulden um Gottes willen gegeben hätte, die sollten sie um seinetwillen verzehren, bis der Winter hinweg wäre. Der Wirt war gierig nach dem Geld und nahm sie für zwölf Gulden an und dachte nicht darauf, daß er sie gefragt hätte und nachgesehen, welcher Blinde die zwölf Gulden hätte. Er sprach: ,,Ja, meine lieben Brüder, ich will euch gütlich tun." Er schlachtete und hackte und kochte den Blinden und ließ sie zehren so lange, bis ihm dünkte, daß sie zwölf Gulden verzehrt hätten. Da sprach er: ,,Liebe Brüder, wir wollen rechnen, die zwölf Gulden sind beinahe verzehrt." Die Blinden sagten ja, und jeder sprach den anderen an, wer diese zwölf Gulden hätte, damit er sie herausgäbe und den Wirt bezahlte. Der eine hatte die Gulden nicht, der andere hatte sie auch nicht, der dritte auch nicht, der vierte desgleichen, und der letzte hatte ebenso wenig wie der erste die zwölf Gulden. Die Blinden sagten das und kratzten die Köpfe, denn sie waren betrogen; der Wirt desgleichen. Der saß da und gedachte: ,,Verlierst du sie nun, so wird deine Kost nicht bezahlt, und behältst du sie, so fressen und zehren sie noch besser und haben doch auch nichts, und du bist in zweien Schäden", und sperrte sie hinten in den Schweinestall und schloß sie da ein und legte ihnen Stroh und Heu vor.

Eulenspiegel gedachte, daß es sollte an der Zeit sein, daß die Blinden das Geld verzehrt hätten, und verkleidete sich und ritt in die Stadt zu diesem Wirt in die Herberge. Als er nun in den Hof kam und sein Pferd in den Stall binden wollte, da sah er, daß die Blinden in dem Schweinestall lagen. Da ging er in das Haus und sprach zu dem Wirt: ,,Herr Wirt, was für einen Grund habt Ihr, daß die armen Blinden so in dem Stall liegen? Erbarmt es Euch nicht, daß sie essen sollen, wovon ihnen Leib und Seele wehe tut?" Der Wirt sprach: ,,Ich wollte, sie wären wo alle Wasser zusammenkommen (d. h. im Meere), und mir wäre meine Kost bezahlt", und sagte ihm die ganze

DICHTUNG

Dichten heißt, ein Hochbild schaffen
Statt des Trugbilds Lügenfetzen.
Dichten heißt, Begriffe raffen,
Die dem Denken Schranken setzen.
Dichten heißt, den Ausdruck straffen,
Und des Geistes Klingen wetzen.
Dichten heißt, mit solchen Waffen
Streiten, ohne zu verletzen,
Und wo immer Wunden klaffen,
Sie mit Balsamsäften netzen.

Sprache gestalten, das heißt dichten,
Heißt am Tuch der Wahrheit weben,
Heißt erfüllen alle Pflichten,
Die den Menschen höher heben.
Dichten heißt, sich selber sichten,
Um dem Selbst sich hinzugeben.
Heißt, das Zeitliche vernichten,
Um im Ewigen zu leben.
Dichten heißt, die Anker lichten,
Segel setzen, meerwärts streben.

HEINZ APPENZELLER

Geschichte, wie er von den Blinden betrogen wäre. Eulenspiegel sagte: „Wie, Herr Wirt, können sie keinen Bürgen bekommen?“ Der Wirt gedachte: „O, hätte ich jetzt einen Bürgen!“ und sprach: „Freund, könnte ich einen sicheren Bürgen bekommen, den nähme ich an und ließe die unseligen Blinden laufen.“ Eulenspiegel sprach: „Wohlan, ich will die ganze Stadt umhören und sehen, daß ich Euch einen Bürgen verschaffe.“

Da ging Eulenspiegel zu dem Pfarrer und sagte: „Mein lieber, trauter Herr Pfarrer, wollet Ihr tun wie ein guter Freund? Da ist mein Wirt, der ist in dieser Nacht vom bösen Geist besessen worden und läßt Euch bitten, daß Ihr ihm den wollet beschwören.“ Der Pfarrer sagte: „Ja, gern, aber Ihr müßt einen Tag oder zwei harren, solche Dinge darf man nicht übereilen.“ Eulenspiegel sagte darauf: „Ich will gehen und seine Frau holen, daß Ihr es zu ihr selbst sagt.“ Der Pfarrer sagte: „Ja, lasset sie herkommen.“

Da ging Eulenspiegel wieder zu seinem Wirt und sprach zu ihm: „Ich habe Euch einen Bürgen verschafft, es ist Euer Pfarrer hier, der will Euch dafür aufkommen und Euch geben, was Ihr haben wollt, drum lasset Eure Frau mit mir gehen, er will's ihr zusagen.“ Der Wirt war willig und froh und sandte seine Frau mit zu dem Pfarrer. Da hub Eulenspiegel an: „Herr Pfarrer, hier ist die Frau, saget ihr nun selbər, was Ihr mir saget und mir gelobet habt.“ Der Pfarrer sagte: „Ja, meine liebe Frau, verziehet einen Tag oder zwei, so will ich ihm helfen.“ Die Frau sagte ja und ging mit Eulenspiegel wieder nach Hause und sagte das ihrem Hauswirt. Der Wirt war froh und ließ die Blinden gehen und sagte sie ledig. Eulenspiegel aber begab sich auch fort.

Am dritten Tage ging die Frau hin und mahnte den Pfarrer um die zwölf Gulden, die die Blinden verzehrt hätten. Der Pfarrer sagte: „Liebe Frau, hat Euch Euer Hauswirt so geheißen?“ Die Frau sagte ja. Der Pfarrer sprach: „Das ist der bösen Geister Eigenschaft daß sie Geld wollen haben.“ Die Frau sprach: „Das ist kein böser Geist, bezahlet ihm die Kost.“ Der Pfarrer sagte: „Mir ist gesagt, Euer Hauswirt sei besessen mit dem bösen Geist; holet mir ihn, ich will ihm davon helfen mit Gottes Hilfe“. Die Frau sagte: „Das pflegen Schälke zu tun, die Lügner sind, wenn sie bezahlen sollen. Ist mein Hauswirt von dem bösen Geist besessen, so sollst du das heute noch empfinden.“ Und sie lief nach Hause und sagte das ihrem Wirt, was der Pfarrer gesagt hätte. Der Wirt rüstete sich mit Spießen und mit Hellebarden und lief nach dem Pfarrhof zu. Der Pfarrer ward das gewahr und rief seine Nachbarn zur Hilfe und segnete sie und sagte: „Kommet mir zu Hilfe, meine lieben Nachbarn, sehet dieser Mensch ist besessen von dem bösen Geist.“ Der Wirt sagte: „Pfaff', bedenke und bezahle mich!“ Der Pfaffe stand und segnete sich. Der Wirt wollte nach dem Pfarrer schlagen. Die Bauern kamen dazwischen und konnten sie nur mit großer Not von einander bringen. Und so lange es währte, daß der Pfarrer lebte, mahnte der Wirt den Pfarrer um die ganzen Kosten. Und der Pfarrer sprach, er wäre ihm nichts schuldig, sondern er wäre besessen von dem bösen Geist, er wolle ihm bald davon helfen. Das währte so lange sie beide lebten.

Heute bist du glücklich, kannst noch helfen! Weißt du schon, was morgen ist?

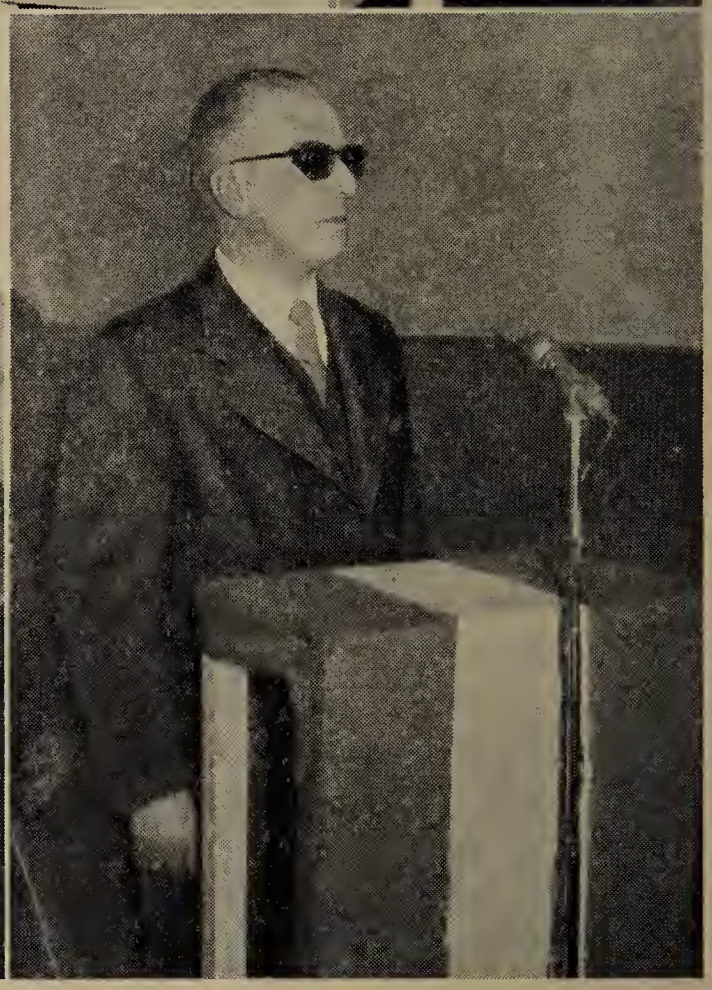
Wer in der angenehmen Lage ist, den Blinden zu helfen, soll dies aus Dankbarkeit tun, daß ihm das harte Los dieser unverschuldet ins Unglück geratenen Menschen erspart geblieben ist. Alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, wie Nähstube. Erholungsheim und Altersheim werden von Menschen in Anspruch genommen, die sich einmal ihres vollen Sehvermögens erfreuen durften. Das Sehen kann man ihnen nicht mehr geben, aber die helfende Hand wollen wir ihnen reichen, damit sie trotz Blindheit auch froh und glücklich werden können.

Wir erbitten auch Ihre Hilfe, lieber sehender Mitmensch, damit wir unsere Heime weiter ausgestalten können.

Erholungsheim
„HARMONIE“
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„WALDPENSION“
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

Österreichs erstes Blindenaltersheim



Links oben: In Hochegg bei Grimmenstein ist es auch im Winter schön gewesen. Wenn die Gäste nach einem erfrischenden Spaziergang wieder in die wohlige Wärme der „Waldpension" zurückkehren, dann fühlen sie erst so recht, wie gut die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs für sie sorgt.

Links unten: Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat gute Freunde und diese kommen gerne in die „Harmonie" und in die „Waldpension", um sich gemeinsam mit den Blinden an diesen wertvollen Einrichtungen zu erfreuen. Erst im näheren Umgang mit den Blinden wird den Sehenden so recht bewußt, welch kostbarer Schatz ihnen mit dem vollen Sehvermögen gegeben ist, und sie werden sich immer mehr ihrer selbstverständlichen Verpflichtung bewußt, den Blinden zu helfen.

Rechts oben: Die Arbeit in der modernst eingerichteten Elektroküche des Blindenaltersheimes „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein ist für die dort Beschäftigten ein wahres Vergnügen. Es lohnt sich, einmal einen Ausflug nach Hochegg zu machen, um dieses schöne Heim, diese Stätte der Geborgenheit, diese Insel der Liebe zu besichtigen.

Rechts unten: Kollege Hans Thiem, Telephonist bei der WIEN-FILM Gesellschaft trug im Rahmen der feierlichen Eröffnung des Blindenaltersheimes ein von ihm verfaßtes, den alten Blinden gewidmetes Gedicht vor. Photo Pressebild-Agentur Cerny

NELLY LIA BAYER

Rosen im Garten

In diesem Frühjahr wartete Brigitte vergeblich auf das Blühen ihrer Rosen. Mit Liebe und Sorgfalt waren sie gepflanzt worden, in einer Zeit jungen Eheglückes. So klein auch das Anwesen war — ein Gärtlein und darin ein bescheidenes Häuschen — es hatte Raum geboten für tiefes Menschenglück.

Das Rosenspalier aber war Brigittens besonderer Liebling, den sie sorgsam betreute und um so mehr als Vermächtnis ihres Mannes liebreich hütete, seitdem ihr vor kurzem die traurige Gewißheit geworden war, daß er aus russischer Gefangenschaft nie mehr wiederkehren würde.

Und nun schienen auch die lieben Rosen erstorben, erfroren wohl in diesem unwirtlichsten Winter. Ringsumher hatte sich zaghaft und spät der Garten mit frischem Grün geschmückt, aber an den Rosen wollte keine Spur erwachenden Lebens sich zeigen. Braun und kahl standen sie im erblühenden Lenz.

Nun geschah es, daß Brigitte, die in ihrem Häuschen ein kleines Korrespondenzbüro eingerichtet hatte, bei einem Geschäftsgang in die Stadt von einem fremden Mann angesprochen wurde. Erstaunt maß sie den unbekannt Scheinenden, der da abgerissen und verhärmt aussehend vor ihr stand und ihr mit einem traurigen Lächeln die Hand entgegenstreckte.

„Frau Brigitte, haben auch Sie mich ganz vergessen?“ — sagte der Mann. Da erkannte sie ihn an der Stimme und dem treuherzigen Blick seiner Augen. Es war ein Freund und Kriegskamerad ihres Mannes. Aber ach! Wie hatte der Ärmste sich verändert!

„O Ernst, Sie!“ rief Brigitte halb erschreckt und dennoch beglückt in dem Gedanken, Näheres über das Ende ihres Mannes erfahren zu können. „Seit wann sind Sie denn wieder hier? — Gewiß können Sie mir manches von Otto erzählen? — Waren Sie nicht bis zuletzt mit ihm beisammen?“ — „Ich bin erst kürzlich hier eingelangt,“ antwortete Ernst, „und zu erzählen gibt es mancherlei, aber das läßt sich nicht mit wenigen Worten und nicht auf offener Straße abtun.“

„Natürlich nicht,“ bekräftigte Brigitte. „Kommen Sie, besuchen Sie mich — heute — morgen — sobald Sie können!“

So fügte es sich, daß Ernst und Brigitte einander bald im traulichen Wohnstübchen gegenüber saßen und über den Toten sprachen, der in fremder Erde seine Ruhestätte gefunden hat. Tiefes Schweigen folgte dem Bericht des Mannes, eine trauervolle Stille, in der Brigitte ausgiebig von ihrem Taschentuch Gebrauch machen mußte.

„Und nun erzählen Sie mir von sich,“ begann sie nach längerer Pause wieder das Gespräch. „Wie und wo leben sie? — Haben Sie eine Anstellung gefunden? — Wie geht es Ihrer Frau?“ — „Der Fragen viele“, sagte der Mann, wobei ein bitteres Lächeln den kummervollen Ausdruck seines Gesichtes noch verschärfte, „meine Wohnung fand ich nicht mehr — ausgebombt! — Meine Frau ist weggezogen, hat vor fünf Jahren meine Todeserklärung erwirkt, geheiratet und ist bereits Mutter von zwei Kindern, anscheinend restlos glücklich. — Mein mutmaßlicher Tod hat keine Lücke in ihr Leben gerissen. — Meine einstige Anstellung — du lieber Gott, Sie wissen ja, daß man uns Spätheimkehrer nicht eben freudig erwartet hat! Was soll ich Ihnen sagen, auch da habe ich keine Lücke zurückgelassen, der Mensch ist so leicht ersetzt. —

WENN EIN MENSCH DICH KRÄNKT

Wenn ein Mensch Dich kränkt,
geh weise vorbei,
er kennt nicht Dein Königreich.
Wo die Liebe wohnt,
ist ewiger Mai,
und darum sei es Dir einerlei,
weil die Gottheit in ihr thront.

Sie läßt Dich nicht fallen,
stehst Du allein,
sie führt Dich die eigenen Wege.
Die hellen Dein Sein,
wie kostbarer Wein,
weil Kraft ihrem Wollen entströmt.

Wenn ein Mensch dich kränkt,
geh stille vorbei,
er kennt nicht die eigene Welt.
Wo die Liebe wohnt,
wo die Gottheit thront,
da geht die Kränkung vorbei.

KLÄRE MARIA KLAR

ANTON BRUCKNERS HEIMGANG

Du tauschtest nun dein hartes Leben ein
Für jene Ruhe, die des Glückes voll,
Und deine Seele, nie vertraut dem Groll,
Tritt lächelnd wie ein Kind ins neue Sein.

Geblendet noch von Himmels Glanz und Schein,
Umtönt ein Orgelrauschen wundervoll
Dich, dessen Herzen überreich entquoll
Stets neuer Sang, trotz der Verkanntheit Pein.

Dein Auge, welches Gottes Hauch berührt,
Darf jetzt erkennend und beseligt schauen,
Daß es umsonst nicht war dein ringend Bauen,

Und daß dein Werk des Ruhmes Lorbeer ziert
Und daß es jene, die sich ihm vertrauen,
Hin vor den Thron des Allerhöchsten führt.

YVONNE BLAUENSTEINER

Augenblicklich wohne ich im Obdachlosenheim und greife da und dort zu, wie es sich eben ergibt. Auf Rosen gebettet bin ich nicht — mein Äußeres sagt Ihnen genug!"

„Ernst! Kommen Sie zu mir", rief Brigitte impulsiv. „Sie waren Ottos Freund, Sie haben mit ihm das Letzte und Schwerste geteilt, mein Häuschen ist klein, aber für den Freund meines Mannes soll es an Raum nicht fehlen. Außerdem, Sie waren doch Buchhalter, können Maschineschreiben, es läßt sich wohl auch eine Beschäftigung für Sie bei mir finden!"

Als Ernst nach einigen Stunden ernsten Beratschlagens, von Brigitte geleitet, das Vorgärtlein durchschritt, blieb er vor dem Rosenspalier stehen und schüttelte erstaunt den Kopf. „Warum tun Sie das nicht weg?" fragte er. „Die Rosen sind doch erfroren!" — „Ach nein", fiel Brigitte ihm rasch ins Wort, „ich gieße täglich mit lauwarmem Wasser, habe den Wurzeln frische Erde und Kunstdünger gegeben und hege immer noch die Hoffnung, daß meine Rosen sich wieder erholen! — Sie lächeln, Sie finden es vielleicht kindisch, albern von mir — es waren meine Lieblinge, ich kann und will es nicht glauben, daß sie nimmer blühen sollen!"

„Uns allen hat der Frost des Lebens Blüten zerschlagen", sagte der Mann hart und mit zusammengebissenen Zähnen. „Blüte und Glück sind tot, für Sie, für mich — für Ihre Rosen!" „Nein, nein, sagen Sie es nicht, ich will es nicht wahr haben, es ist ein so zarter feiner Hoffnungsfaden, der mein Herz mit diesen Rosen verkettet. In Tagen des Glückes sind sie gepflanzt worden. Wenn sie wieder blühen, dann kann auch in mein Leben vielleicht noch ein Sonnenstrahl der Freude fallen!"

Ernst hörte Brigitte schweigend zu. Sein Blick glitt wieder über die kahlen Rosenstämmchen. „Vor allem müssen Sie die völlig dürren braunen Stämme abschneiden", sagte er. „Da keimt nichts mehr. Ob unten am Ansatz noch Leben nachkommt — ich glaube es nicht, immerhin eine Möglichkeit. Die Stämme sind Vergangenheit, nur in der Wurzel kann noch Zukunft verborgen liegen. — Sie wissen, daß ich selber — damals — wann? — vor einem Menschenleben — einen Garten hatte und mich in freien Stunden gern mit Blumenzucht beschäftigte. Wenn Sie wollen, werde ich die Rosen fachgemäß beschneiden."

Es erwies sich bald, daß Ernsts Mitarbeit im bescheidenen Korrespondezbüro wertvollen Auftrieb zu geben vermochte. Er beherrschte Fremdsprachen und man konnte den Betrieb ausgestalten und erweitern. Die Rosen waren beschnitten worden und wurden sorgsam gepflegt, aber kein frischer Trieb wollte sich zeigen. Das Frühjahr brachte auch nur selten einen warmen Sonnentag, dafür kalte und wilde Stürme.

Der Sommer hatte bereits seinen Höhepunkt erreicht, da blieb Brigitte eines Tages wie gebannt vor den Rosen stehen, bückte sich um besser sehen zu können, wollte ihren Augen nicht glauben und fühlte ihr Herz in freudigen Schlägen pochen. Ja, es gab keinen Zweifel, da, an dem einen Stöckchen brach ein zarter grüner Trieb durch, und auch dort, an einem zweiten klopfte das Leben an die Pforte!

„Ernst, Ernst", rief sie atemlos, „kommen Sie — kommen Sie schnell — die Rosen leben!" Da stand nun der Mann neben ihr, in dessen Erscheinung, Blick und Gehaben auch schon ein Auftakt sich geltend machte. Mit weichem Griff faßte er Brigittens Hand und schaute schweigend nieder auf das holde Wunder, das da vor ihnen erstand.

Die Hände der beiden Menschen umschlossen einander inniger und fester, ihre Blicke trafen sich und Ernst sagte leise, kaum hörbar: „Glaubst du nicht, Brigitte, daß es auch in unserem Leben noch eine neue, eine zweite Zeit der Blüte geben könnte?"

ROSE PERZ-SCHÖNEGGER

Aus dem Seelenleben der Blinden

Ungleich verteilt sind des Lebens Güter
unter der Menschen flüchtig Geschlecht
— aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
(*Schiller*)

Je größer die körperliche Behinderung eines Menschen ist, je mehr ein Mensch physisch leidet, desto erhabener und größer — wenigstens in gewissen Stunden — ist sein seelisches Erleben, die Sehnsucht nach dem vollkommenen Freiwerden, ich möchte sagen, die Sehnsucht nach Erlösung von seiner körperlichen Haft. Dann ist sein Ich vollkommen erfüllt vom innerlichen Schauen und Erleben, die Konzentration, das Wachsen und Reifen seiner Empfindungen — seiner seelischen Kräfte, die er mehr als die anderen Menschen braucht, um den Ausgleich mit seiner Umwelt zu schaffen. Gleich einem dunklen Strom umfließt uns die Leidenschaft, der Verzicht; denn alle sind wir Gefangene unseres eigenen Ichs. Die Welt ist eine Hexenküche, mögen wir auch mit Feigheit sie umschleichen oder aber mit Kraft und Energie versuchen, uns frei zu machen; wir sind in sie hineingebannt — Narren oder Weise.

Die Seele oder der Glaube allein, der wie eine Fackel in uns brennt und auflodert, wenn tiefstes, reinstes Empfinden sie durchglüht — ist es, die uns heraushebt aus der Qual des Alltags. Das haben die Blinden den anderen voraus; inneres Schauen, Erleben — groß im Schmerz — so auch in der Freude und Liebe. Sie empfinden tiefer, aber größer ist auch ihr Leid.

Das Primäre ist für viele Menschen das Leben — nicht aber für sie, die physisch hinausgeführt werden, empor zur Licht — zur Vollendung. Menschlichkeit und Liebe wird von dem heutigen Zeitgeiste nur zu oft vergessen und verdrängt — und große Empfindungen — das sich Ausschöpfen, die ein gesteigertes Ausmaß an innerlichem Schauen erfordert — sinken zurück, ohne gereift zu werden; weil in einem realistischen Zeitalter leben die Menschen ohne Idealismus. Sie kommen kaum zum Bewußtsein des Daseins, zum Erkennen des wirklichen Sinns des Lebens.

Ich bin in meiner Tätigkeit als Vortragende mit vielen Blinden in Berührung gekommen; habe sie erlebt in ihren Tiefen, erkannte ihr reiches Innenleben und war von ihrer Vielfalt und Seelengröße erbaut. Es war, als kleidet sie alles in Poesie. Da ihr Empfindungsleben tiefer und intensiver ist — trifft sie auch der Schmerz, das Leid doppelt. Alles Häßliche, Brutale — Unschöne, was wir in unserem Leben schauen, gleitet an ihnen ab. Sie haben einen anderen Maßstab für das Leben. Uns mangelt es oft am Erkennen. Unsere Sinne sind nur geschärft für Äußerlichkeiten — deshalb geht den Menschen vieles Wertvolle und Schöne verloren.

Ganz verfehlt wäre es, die Blinden zu bemitleiden, was sie ja auch grundsätzlich ablehnen. Sind sie doch in vieler Hinsicht reicher und größer in ihrem Innenleben als wir anderen.

Noch schwerer als die Blindheit selbst wird oft die Untätigkeit empfunden, zu der man durch diese Behinderung verurteilt würde. Langsam, aber immer mehr kommt der Neuerblindete aber dahinter, daß ihm noch andere Sinnesorgane geblieben sind, die ihm die Möglichkeit geben, verschiedene Bastelarbeiten auszuführen.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

„Amor fati" — mutiges Ja-Sagen zum großen Leben und zum eigenen Dasein mit seinen Schmerzen"—; sagt Nietzsche, und das sagen sie sich auch. Ziehen wir doch das Fazit über das menschliche Leben. Wir alle werden im Alter hilflos wie Kinder — nur mit dem Unterschied, daß sie das Leben ausgeschöpft und im Geiste erlebt — viele von uns, aber vorbeigelebt — vielleicht gar nicht zum Bewußtsein des innerlichen Erlebens gekommen sind. Welches Leben war dann reicher und vollkommener — das innerlich erschaute und erfühlte Leben, oder das vorbeigelebte?

Mit diesen Darlegungen, meine ich nicht nur Blinde, sondern alle nach menschlichem Maß Mühseligen und Beladenen, die sich zwangsläufig durch ihre Ausnahmestellung unter den Menschen in sich selbst zurückziehen und das Leben von ihrer Warte betrachten. Es ist ein Hinüberschauen in die Weite und Höhe — wo sie auch die giftigen und bösen Pfeile der Menschen nicht erreichen; denn sie stehen über diesen — die nur die Maske eines Menschen tragen, aber — so weit entfernt davon sind, daß sie eigentlich bedauernswerter sind als die Blinden — die körperlich Behinderten — die wahre Größe in sich tragen — denn sie wurden erquickt durch geläuterte Menschlichkeit von jenen, die sie mit wahren Gefühlen umgeben.

ROBERT KNOTEK

SPRACHKRÜCKEN

Jede Zeit hat die Sprache, die sie verdient, das Pathos oder die Dürre, den Schwulst oder eine vermeintliche Sachlichkeit. Unsere Zeit, die sich, zumindest in sogenannten kultivierten Gegenden, durch den Zeitmangel der in ihr Lebenden auszeichnet und sich also ad absurdum führt, liebt in der Schrift- und Umgangssprache nicht nur die Abkürzuugen, sondern auch das Uniforme, den Gebrauch von allgemein geläufigen Floskeln, die jemand glücklich oder unglücklich erfindet, womit er den andern das Nachdenken erspart, ähnlich wie wir mit Hilfe von Maschinen rechnen oder in Fahrzeugen aller Art den Gebrauch unserer Beine verlernen.

Natürlich gab es in jeder Epoche Modewörter, Ausdrücke, die gewissen Ständen oder Berufsgruppen eigentümlich waren und sie von andern unterschieden und wenn es nur Brocken fremder Sprachen waren, lateinische oder französische oder spanische, slawische oder hebräische, um in unseren Landen zu bleiben.

Mit dem Verwischen der Standesunterschiede und dem „Einbruch" neuer Auffassungen und Lebensformen sind die Sprachkrücken Allgemeingut geworden, die, wenn sie allzu häufig gebraucht werden, nicht nur Gedankenarmut, sondern auch Mangel an Sprachgefühl verraten.

Vom „Sport-Jargon" angefangen, werden solche Wörter „rasant" übernommen, wobei „rasant" mißverstanden wird, denn das Wörtchen stammt aus der Ballistik und bedeutet „in flacher Bahn", aber es macht sich gut, wenn es mit rasend verwechselt wird, weil es ähnlich klingt. Rasant scheint dabei ein Wechselbalg aus rasend und brisant zu sein.

Genau so geht es uns mit dem Herrn „Sowieso", der aus der Kasernenhofsprache kommt und eigentlich ein Herr „Soundso" sein sollte, also einer, der irgendwie heißen mag, was sich sowieso versteht.

Übrigens werden solche Ausdrücke nicht verwendet, sie „stehen in Verwendung", weniger bei Leuten, die Abkürzungen, sondern bei jenen, die Umwege lieben, für die etwa das hübsche „von Seiten" ein wahrer Leckerbissen ist. Es wird nicht von gewissen Leuten, sondern von „Seiten gewisser Leute" viel gegen das Amtsdeutsch eingewendet. Schon der selige Wustmann wetterte in seinen „Sprachdummheiten" gegen die Registerarien der Amtspersonen, mit den Sprachkrücken aber befaßte er sich noch wenig. Heute kommen die Minister und viele andere neben ihnen „auf einer Ebene" und die Fachleute auf einem „Sektor" zusammen und versuchen über den „neuralgischen Punkt" hinwegzukommen, den es übrigens überall gibt, nicht nur in der Weltpolitik oder im Straßenverkehr, sondern überall, wo etwas nicht zusammengeht. Seltsamerweise läßt sich dieses Gebilde, das demnach eine Ausdehnung haben muß, auch

„entschärfen". Vor dem „neuralgischen Punkt" muß man aber noch den „Engpaß" passieren, ein großartiges Verlegenheitswort für viele Möglichkeiten.

Dem Hang zur Weitschweifigkeit kommen Bildungen wie „anmieten" statt mieten, „verdemütigen" statt demütigen oder „ausspenden" statt spenden entgegen. Der Amerikanismus hat uns nicht nur den Kaugummi, sondern auch den „Bestseller", den „Gag", den „Slogan", die „Story", den „Slang" und das „Comeback" beschert. Schüchtern schließen sich das „Team", „Teamwork" und die „Standardausführung" an. Sie geben ihrem Benützer den Nimbus der Bildung. So braucht er dann nur „auf die Tube zu drücken" um „einmalig" oder „hintergründig" in das gegnerische „Nervenzentrum" zu treffen.

Der Erfindung ist keine Grenze gesetzt und Ausdrücke wie „Lieschen Müller zuliebe", „Autosalat", „Ski-As", „Film-As" usw. werden so oft gebraucht, bis sie „lapidar" geworden sind. Der Leser bekommt davon eine leichte „Schlagseite" und wundert sich nicht mehr, wenn er auf die schwer genießbare Bildung „Tragischkeit" stößt. Endlich einmal kein „Klischee" stellt er fest. „Es hat sich herausgebildet", belehrt man ihn. Er ist „voll und ganz" davon überzeugt und bemüht sich nun, mit den zeitgenössischen Autoren „Tuchfühlung" zu halten, denn dies alles ist so „einmalig", daß er es auf Schritt und Tritt wiederfindet. Zuletzt schimpft er sogar über den Haarspalter und Individualisten, der sich hier lustig machen möchte. Getrost, der Schulmeister liebt seine Sprache und hofft, daß sie auch ohne Sprachkrücken reicher werde. Man braucht ihm nicht zu sagen, daß die „gute alte Zeit" vom Schubert-Franzl bis zum Strauß-Schani vorbei ist.

EIN FRÜHLINGSTRAUM

Der Mai entschwand mit seiner Blüte
Still über Nacht, ich merkt' es kaum,
Vorüber war, was liebend glühte,
Vorbei so wie ein Frühlingstraum.

Ich mußte lange mich besinnen —
Und hab' auch lange nachgedacht;
Jedoch die Zeiten, sie verrinnen,
Die Freude mir und Glück gebracht.

Nur wie ein Lied aus fernen Tagen,
So klang es lieblich durch den Raum,
Von Melodien hold getragen —
Vorbei, so wie ein Frühlingstraum.

Ja, Blüten hat die Welt getragen,
Auch ich trug sie, doch merkt' ich's kaum;
Denn immer stiller mußt' ich klagen:
Vorbei, so wie ein Frühlingstraum.

Fast will der Wahnsinn mich erfassen,
Doch tapfer wehrt sich mein Geschick,
Denn was ich wollte, muß ich lassen,
Und sei's im letzten Augenblick.

Und still mich die Gedanken bringen
Hinaus zum moosig Waldessaum,
Wie wundervoll die Vöglein singen:
Vorbei, so wie ein Frühlingstraum.

CARL HERRMANN

Hoffnung für Gichtkranke

Die Auffassung, daß Gicht etwas Seltenes sei, beruht wohl auf einer alten medizinischen Überlieferung. Nach einer festverwurzelten Anschauung lieben Gichtkranke die Tafelfreuden im Übermaß. Aber man hat beobachtet, daß auch einfach lebende Menschen von dieser Krankheit befallen werden.

Nach einem Festessen, bei dem schwerverdauliche Speisen und starke Getränke gereicht wurden, können Gichtanfälle auftreten. Aber das kann auch infolge akuter Infektionen, seelischer Erschütterungen oder der Unbilden der Witterung geschehen. Eine maßgebliche Rolle spielt der Erbfaktor. Es gibt Familien, in denen Gicht erblich ist, und aus unbekannten Gründen sind die Männer unter ihren Opfern in der Überzahl. Man entdeckte vor vielen Jahren, daß mit der Neigung zu diesem Übel fast ausnahmslos eine Störung im Stoffwechselhaushalt verbunden war — im Blutserum fand sich eine ungewöhnlich hohe Menge Harnsäure. Der Organismus des Gichtkranken erzeugt also übermäßig viel Harnsäure. Wie erklärt sich nun, daß es den Ärzten immer noch so schwer fällt, die gichtische Arthritis einwandfrei festzustellen, obgleich die Symptome eines akuten Anfalls so eindeutig sind und ihre Überprüfung durch

den Harnsäuretest möglich ist? Eine Erklärung liegt vielleicht in der nach wie vor vertretenen Auffassung, das typische Zeichen dieser Erkrankung seien die „Tophi", die unförmigen Gichtknoten, die sich häufig an den Gelenken des Gichtkranken bilden. Zum größten Teil bestehen diese Knoten aus massiven kristallinischen Ablagerungen der überschüssigen Harnsäure im Körper. Hat der Patient keine Knoten, so wird die Vermutungsdiagnose oft nicht in Betracht gezogen. In Wirklichkeit jedoch treten die Knoten erst in einem späten Stadium des Leidens auf, nachdem die Kranken schon jahrelang an Gicht gelitten haben, die man fälschlich für eine andere Form von Arthritis gehalten hatte.

Bei akuten Gichtanfällen bewährt sich das Colchicin, ein Alkaloid aus dem Samen der Herbstzeitlose, die schon seit Jahrtausenden gegen Gicht angewandt wird. Trotz allem sind der Wirkung des Colchicins Grenzen gesetzt. Es stoppt zwar den akuten Gichtanfall, ohne ihn jedoch ein für allemal auszuschalten. Vor zehn Jahren wurde nun das chemische Produkt Benemid entwickelt. Mit Colchicin kombiniert und gewissenhaft nach Vorschrift eingenommen, setzt es die Zahl der akuten Anfälle erheblich herab. Welche Wohltat Benemid für den Gichtkranken bedeuten kann, kam rein zufällig ans Licht. Chemiker hatten es auf synthetischem Wege hergestellt, ohne dabei an die Gicht zu denken. Seine besondere Eigenschaft lag darin, daß es Penicillin für längere Zeit im Körper der Patienten festhielt und so dessen Wirkung verlängerte. Dann entdeckte man sozusagen nebenher, daß Benemid in kleinen, gezielten Dosen den überschüssigen Harnsäuregehalt des Blutserums herabsetzte.

Gichtspezialisten gaben ihren Patienten das altbewährte Colchicin, um die akuten Anfälle abzukürzen, und das neuentdeckte Benemid, um den Harnsäurespiegel zu regulieren. Die beiden Medikamente werden zusammen verabreicht und müssen, wie Insulin bei Zuckerkrankheit, zeitlebens genommen werden. Die Wirkung von Colchicin und Benemid setzt nicht gleichzeitig ein. Colchicin schlägt den akuten Anfall in Stunden oder wenigen Tagen nieder, Benemid dagegen senkt den überhöhten Harnsäurespiegel ganz allmählich. Zu den großen Wohltaten des Benemids gehört auch, daß es aus den Gichtknoten die Harnstoffkörper wegschwemmt und so diese Verunstaltungen mildert, gegen die bis dahin das Messer des Chirurgen die einzige Hilfe war.

JOSEF GABRIELLI

Eine fatale Verwechslung

Frau Hartmann, von welcher in dieser Geschichte die Rede sein wird, war die Witwe eines sehr reichen Hamburger Großkaufmannes, die sich, nachdem sie viele Jahre das Geschäft ihres Mannes nach dessen frühzeitigem Tode tatkräftigst weitergeführt hatte und es dann ihrem einzigen Sohn übergeben hatte, zur Ruhe gesetzt.

Sie blieb zwar noch eine Weile in dieser Hafenstadt, doch da der Sohn inzwischen auch geheiratet hatte, sich aber nach wie vor wie ein Muttersöhnchen benahm, immer noch an ihrem Kittel hing und mehr bei ihr als wie zu Hause bei seiner Frau anzutreffen war, so daß sich dadurch, wie es die kluge und welterfahrene Frau voraussehen mußte, ein schmerzlicher Ehekonflikt zwischen ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter anbahnen mußte, machte sie, um demselben vorzubeugen, kurzen Prozeß. Sie siedelte nach Österreich um und erwarb hier im herrlichen Salzkammergut, für das sie stets eine besondere Vorliebe hegte und sich unzählige Male darin als Sommergast aufhielt, eine alte, palastartige Villa mit einem dazugehörigen alten Park. Dieses Haus ließ sie, Geld genug stand ihr ja zu diesem Zwecke zur Verfügung, derart renovieren, daß dasselbe nach Beendigung der Adaptierungsarbeiten wie ein wahres Schmuckstück in der Gegend eingebettet erschien.

Die alte Dame ließ es sich auch nicht nehmen, den Park so viel es nur ihre Kräfte erlaubten, selbst zu betreuen. Da ergab es sich, daß ein Mann, der in ihrer Nähe wohnte und beinahe täglich an ihrem Haus vorüberging, sehr oft stehen blieb, ihr interessiert bei der Arbeit zuschaute und mit ihr gelegentlich einen Plausch anhub. Dieser Mann war aber, obwohl er kaum etwas über vierzig Jahre zählte, schon in die Rente gegangen, nicht etwa, weil er von einem schweren Leiden be-

fallen wurde, das ihn zwang seinen Beruf vorzeitig aufzugeben, sondern weil er sich immer, wo er nur konnte, von der Arbeit drückte. Auch hier hatte er es meisterhaft verstanden, solange zu marodieren und zu markieren, bis er es erreichte, daß man ihn in den Ruhestand versetzte.

Steingruber, so hieß dieser Mann, war aber das, was man im Volksmund eine müde Hacke nennt, ein Schwadronierer und ein arger Kritikaster auch noch dazu. Wenn er anfing zu reden, hörte er nicht so bald auf, rühmte sich und prahlte fortwährend mit seinen Kenntnissen, seinen Fähigkeiten und seinen Leistungen, während er das, was die anderen Leute taten, scharf unter die Lupe nahm, tadelte und verurteilte.

Frau Hartmann hörte sich seine Ausführungen stets gelassen und belustigt an, höchstens, daß sie ihn hie und da, wenn er zu stark auftrug, auf seinen Platz verwies. Als ihr jedoch einmal Steingruber den Antrag machte, ihn für die Arbeit im Park und Garten anzustellen, und dabei prahlerisch hervorhob, sie könne sich keinen besseren und geeigneteren Menschen dazu finden, verlor sie doch endlich die Geduld. Sie fuhr ihn scharf an: ,,Erstens arbeite ich selbst gerne im Park und Garten, um mir die Zeit zu vertreiben, um mir meine Gesundheit zu erhalten. Zweitens, wenn ich mir schon jemand dafür nehmen sollte, dann bestimmt nicht Sie, denn Sie können sonst nichts als reden und wieder reden. Aber die Arbeit haben Sie nicht erfunden und weichen ihr im weiten Bogen aus."

Diese zu aufrichtigen Worte verstimmten und beleidigten den Schwadroneur derart, daß er nunmehr an Frau Hartmann kalt vorüberging, ohne ihr den gewohnten Gruß zu entbieten, geschweige denn, noch bei ihr stehen zu bleiben und sich mit ihr, wie früher, zu unterhalten.

Eines Sommertages aber, es war mittlerweile sehr heiß geworden, stand die Dame in ihrem Garten, mit einer Männerhose und einer Arbeitsbluse angetan und einen sombreroartigen Hut auf dem Kopf und spritzte mit einem Wasserschlauch die Beete an der Hauswand. Sie kehrte der Straße den Rücken, als Steingruber wieder einmal gemütlich vorbeischlenderte, die ungewohnte Gestalt im Garten eingehend musterte und ihr dann zurief: ,,He du Landsmann, hat sich die alte

„Mein liebes, gutes Tier, bei dir darf ich vergessen, daß mir ein grausames Geschick die Kraft des Sehens genommen hat. Du spürst aber meine Liebe und ich will gerne für dich sorgen."
Ja, auch Frau Schallmayer hat nie daran gedacht, den Lebensabend ohne den kostbarsten Besitz, den ein Mensch haben kann, die gesunden Augen, verbringen zu müssen.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

Urschel doch noch entschlossen jemanden anzustellen?" — ,,Ja!" antwortete die Dame mit verstellter, männlicher Stimme. ,,Woher bist du denn?" — ,,Nicht von dieser Gegend!" — ,,Und was zahlt sie dir?" — ,,Hab' das noch gar nicht ausgehandelt!" — ,,Schön dumm von dir, daß du das nicht getan hast, die wird dich schon drankriegen, das garantier ich dir. Übers Ohr wird sie dich hauen, dieses schmutzige und geizige Weibsbild. Mich hätte sie auch gern haben wollen, aber ich bin ihr nicht auf den Leim gegangen!"

Da wurde es Frau Hartmann doch zu dumm, sie drehte sich mit einem Ruck um, und schaute den verblüfften und unverbesserlichen Lumpen nur mit einem einzigen scharfen Blick an. Eine Entgegnung war nicht nötig und sie hätte dieselbe auch nicht anbringen können, denn Steingruber blieb zwar im ersten Augenblick zur Salzsäule erstarrt stehen, eilte aber dann fluchtartig davon und machte seit diesem Zwischenfall einen großen Bogen um die Villa der Frau Hartmann!

Blaue Wunder im Wienerwald

Von den Wiesen des Wienerwaldes steigt nach den vielen Gewitterregen eine dunstige Glashausluft auf. Üppiger denn je hat sich die Blütenpracht auf dem wasserdurchtränkten Wiesenboden entfaltet, die Sterne der Gretchenblume erreichen mitunter die Größe von Gartenmargueriten, zu Scharen steht die schlanke, hohe Spirea, die weiße Palme des Wienerwaldes, und neigt ihre majestätischen Blütenwedel über die kleinen, bunten Schwestern der Wienerwald-Wiese.

Blumenwiesen sind auch Schmetterlingswiesen. Fast jede Blüte hat ihren flügelglänzenden Bewerber, denn ein gutes Falterjahr war auch stets ein gutes Brutjahr für die Schmetterlinge, deren viele den westlichen Wienerwald wegen seiner Feuchtigkeit bevorzugen. In den Waldstraßen haben die Wagen wiederholt ihre Radspuren zurückgelassen und förmliche Geleise in den weichen Flyschboden eingegraben; wie in kleinen Flußläufen hält sich darin das Wasser und gewährt den Faltern auch noch zur Zeit der Trockenheit ein willkommenes Ruheplätzchen.

An diesen typischen, tiefdurchfurchten Waldstraßen der Westbahnstrecke, wie sie zum Beispiel im Laaber Steig schon die Tiergartenmauer entlangziehen, an den Wald- und Landstraßen der Wien, des Tullnerbaches und im Pfalzautal, bin ich schon als Kind mit meinem Schmetterlingsnetz gesessen und habe dort die kleinsten Wunderdinge der Natur beobachten gelernt. Außer dem Schillerfalter, der manchmal wie ein violetter Blitz auftaucht, schlemmen die weniger seltenen Schmetterlinge an den Straßenpfützen. Nach Regengüssen kommen die Eckfalter in größerer Anzahl: das Tagpfauenauge, der kleine und der große Fuchs, die man schon von weitem an dem unruhvollen Auf- und Zuklappen ihrer Flügel erkennt. Auch der schöne Trauermantel holt sich an der Weglache „Benzin" für seine Weiterreise. Geht man die Straße entlang, dann kann es geschehen, daß man eine geruame Zeit auf Schritt und Tritt von einem wanderlustigen Falter begleitet wird, der sich immer wieder nippend und wippend an dem feuchtschimmernden Wagengeleise vor einem niederläßt, um gleich wieder wie wegweisend voranzufliegen.

Auch heute irrlichtert wieder eine bunte Falterwelt auf den Wegen des Wienerwaldes. An einer Pfütze, die ich mit einem kleinen Schritt übersetze, haben hunderte von Bläulingen ihr Mikroklima gefunden. Ihr Spiel erfreut auch meine entomologisch unbelasteten Wanderkameraden, weil das Blaue gemeinhin beliebt ist, und die Farbe der Himmelsbläue, wie sie die meisten ihrer Art auszeichnet, im besonderen. „Kannnst du glauben," frage ich einen aus unserer Gesellschaft, „daß der schwarze Falter da und daß dieser knallrote, kleine Kerl, auch zu den Bläulingen gehört?" Nein, das glaubt kein Laie, außer vielleicht ein Farbenblinder. Aber es ist doch so. Und ich muß deshalb mehr von der Schmetterlingsfamilie der Bläulinge erzählen, die, über alle Weltteile verbreitet, über dreizehnhundert Arten umfaßt und die heuer den Wienerwald wieder in einer Unzahl von Arten und Varietäten belebt und bereichert.

Den „ehrlichen Namen" geben der Bläulingsfamilie in erster Linie die Männchen, deren Oberseite wirklich schön blau ist, während sich die meisten Weibchen mit einem schlichten, dunkelbraunen Gewand begnügen müssen. Sie sind aber häufig an der Wurzel blaubestäubt oder weisen wenigstens einen blauen Schimmer auf. Die Männchen locken nicht nur mit lebhaft gefärbtem Kleid! Zur Zeit der Liebe entwickeln sie einen berauschenden Duftstoff und machen den Weibchen somit im wahrsten Sinne des Wortes

Dreizehn Millionen Blinde

Nach Feststellungen der Weltblindenorganisation gibt es 12,75 Millionen Blinde in der Welt. Von ihnen leben allein in Asien 9,6 Millionen, von denen 3,7 Millionen auf Indien und China entfallen. Verhältnismäßig groß ist auch der afrikanische Anteil. In Asien und Afrika entfallen auf 100.000 Einwohner 750, in Europa 114 Blinde.

„einen blauen Dunst" vor. Die Bläulinge sind unter den Schmetterlingen der Wienerwaldwiese so zahlreich wie unter den Vögeln die Sperlinge, und sie ercheinen uns besonders zutraulich, da sie, wie die meisten „flatternden" Schmetterlinge sehr leicht zu fangen sind. Oft haben wir in der Abenddämmerung, wenn sie schlaftrunken auf den Blüten der Wiese hingen, die seidenblauen Falter wie reife Beeren von den Skabiosen und Espasetten gepflückt, und noch ehe sie aus ihrem Traumzustand erwachten, konnten wir die reizende Flügelzeichnung auf ihrer Unterseite studieren, die vielen schwarzen Punkte und licht geringelten Augenflecke, die roten Korallenschnüre der Randbinde des Argusbläulings und die grünsilbernen Randflecke des Silberauges. Auch die temperamentvollen, feuerfarbenen Vettern der Bläulingsfamilie, der Feuervogel und der Dukatenfalter und die verschiedenen Spielarten der violetten Bläulinge verharren zutraulich auf der Hand.

Was ein guter Falter werden will, muß rechtzeitig dazuschauen. Denn schon die kleine Bläulingsraupe führt einen harten Kampf ums Dasein, nicht jede ist unter einem günstigen Stern geboren. Nahrungsschwierigkeiten beeinträchtigen ihr Wachstum und somit die Entfaltung zu einem schönen Schmetterling. Die Zeit des Schlüpfens, Feuchtigkeit und Trockenheit, Kälte und Wärme, beeinflussen das Werden des Falters während seiner Verpuppung. Alles, was der Schmetterling während seiner Metamorphose erfährt, drückt sich in seinem Äußeren aus, wie das Menschenschicksal auf der reifen Stirn. Am Ende des Puppenzustandes bilden sich die Farben, schon schimmert es blau durch die Puppenhülle. Außer den durch Zeit und Raum, durch Klima und Nahrung bedingten Standortsvarietäten, kommt es durch die Paarung verschiedener Bläulingsrassen zu neuen Kombinationen, zu Bastardierungen von ungewohnter Vielfalt.

Eine Wolke trunkener, spielender, flatternder Kleinwesen aus blauem Seidenstaub wirbelt unter unseren Tritten von der Straße auf, begleitet uns über die Wiese. Wer auf seinen Hülsenpflanzen im Garten eine kleine, grüne Bläulingsraupe findet, lasse sie leben. Denn auch in einem Schmetterlingsjahr wie das heurige, fügen uns unsere saphirenen Wienerwaldfreunde keinerlei Schaden zu. Mit ihrem kurzen Lebens- und Liebesglück dienen sie einen Sommer lang nur der Freude und der Schönheit.

FRAGE NICHT!

Wozu lebe ich?
Frage nicht, lebe!
Wo ist das Ziel?
Grüble nicht, gehe!
Welches ist der rechte Weg?
Stehe nicht, wandere!
Wozu bin ich geschaffen?
Zu leben, zu arbeiten.
Welches ist der Lohn?
Das Leben selbst, die Arbeit selbst.
Welches ist die rechte Arbeit?
Die du gerade tust.
Wie soll ich sie tun?
Mit Mut und Kraft.
Und wenn sie nicht gelingt?
Arbeite mit doppelter Kraft.
Und wenn ich zweifle?
Dann erst recht.
Wenn ich müde bin?
Auch dann.
Wo ist der Lohn?
In dir.
Wer sieht, was ich tue?
Gott.
Wer hilft mir?
Du selbst und Er.
Werde ich mein Ziel erreichen?
Frage nicht, arbeite!

G. PRANTL

Muttertagsfeier der Hilfsgemeinschaft

So wie alljährlich findet auch in diesem Jahr die Ehrung blinder Müttes durch die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs statt. Am Sonntag, den 13. Mai 1962, treffen sich alle im Schwechaterhof, Wien III., bei der Muttertagsfeier. Gutes Programm und nettes Beisammensein. Gäste willkommen! Garderobe frei.

WELTMILCHTAG 1962

„Milch hat Vorrang" — unter diesem Motto steht heuer in Österreich der Weltmilchtag, den wir am 24. Mai begehen werden.

Verfolgt der Weltmilchtag im allgemeinen den Zweck, daß er die Völker der verschiedenen, an ihm teilnehmenden Staaten daran mahnt, daß sie auf Milch und Milchprodukte in ihrer Ernährungsweise nicht vergessen mögen, weil Milch gesund ist, so will der diesjährige Weltmilchtag diese Bedeutung der Milch für die Volksgesundheit dadurch noch besonders herausstellen, daß er ihr in der Reihe unserer gewohnten Nahrungsmittel den Vorrang zuerkennt. Diese klare Betonung ist keine einseitige Stellungnahme etwa einer Gilde eingeschworener Milchapostel, sondern das einwandfreie Ergebnis praktischer Erfahrung und wissenschaftlicher Erkenntnis. Jahr für Jahr bringt uns die einschlägige Literatur die Resultate milchwissenschaftlicher Forschung auf dem Ernährungssektor, die teils neue Zusammenhänge und Ausblicke erschließen, teils mit Vorurteilen und überholten Meinungen aufräumen, die noch da und dort wuchern, wo man es eigentlich kaum mehr vermuten sollte.

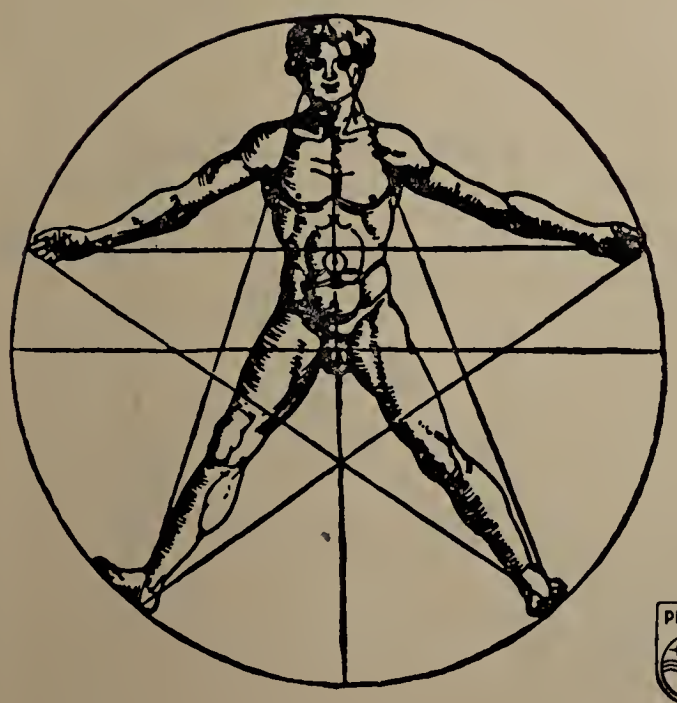
Alle diese Dinge sich gerade am diesjährigen Weltmilchtag ins Gedächtnis zu rufen und diesen Überlegungen internationale — oder besser, übernationale — Bedeutung beizumessen, hat seine gute Begründung. Gerade die sich anbahnende engere wirtschaftliche Zusammenarbeit der europäischen Länder, in Gruppen von teilnehmenden und assoziierten Staaten, wird die menschliche Gesellschaft vor Aufgaben stellen, die nur mit Spitzenleistungen aller irgendwie im Wirtschaftsprozeß stehenden geleistet werden können. Dazu braucht es vor allem gesunder Menschen und vielleicht noch nie war der alte Menschheitswunsch, daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohne, so sinnvoll, wie gerade heute. Erst kürzlich hat der Österreichische Gewerkschaftsbund in einer offiziellen Aussendung auf gewisse bedenkliche Konsumentwicklungen, insbesondere bei den Getränken, hingewiesen, die eine schwere, gesundheitliche Gefahr bedeuten. Das möge insbesondere der Jugend zu denken geben, die einmal Träger einer glücklichen Zukunft sein soll, die sie sich selber baut. Es gibt, Gott sei Dank, dazu hinreichende Vorbilder auf allen Gebieten. Und sehen wir zu, was alle diese Leistungsmenschen, in den Fabriken, an der Werkbank, im Konstruktionsbüro, am Volant der Kraftwagen und — nicht zuletzt — bei allen Arten sportlicher Betätigung, so aktionsbereit hält: wir werden immer wieder auf die Milchtrinker stoßen, auf Menschen, in deren Ernährung die Milch Vorrang hat.

Diese Vorrangstellung der Milch kraft ihres harmonisch ausgeglichenen Gehaltes an Nähr- und Wirkstoffen zur Erhaltung und Entfaltung unserer körperlichen, besonders unserer nervlichen Struktur, kommt ihr aber auch in gleicher Weise in ihrer Funktion als Schutznahrungsmittel zu. Und das ist in unserem atomaren Zeitalter von besonderer Wichtigkeit. Angesichts der ungeklärten Aspekte, zu welchem Ende die Versuchsserien in der Atmosphäre noch führen werden, gehört es mit zu den Aufgaben auch des diesjährigen Weltmilchtages, ebenso eindringlich auf den Vorrang der Milch als Schutznahrung infolge ihres natürlichen Kalziumgehaltes hinzuweisen. Auch die Eigenschaft als Schutznahrungsmittel hat die einschlägige Fachwissenschaft in der letzten Zeit in einer Reihe von Publikationen erwiesen. Es wäre sehr verfehlt, diese Hinweise unbeachtet zu lassen. Darum soll uns der Weltmilchtag, wechselseitig, von Mensch zu Mensch, von Land zu Land, von Volk zu Volk in der Überzeugung bestärken: „Milch hat den Vorrang!" *Dr. S*

ABONNIEREN SIE „UNSER SCHAFFEN"!

Es ist die Frage, ob sich Herz und Verstand im Lebensrhythmus unserer Tage zu einer schöpferischen Einheit verbinden können. Ein Weltkonzern hat es bewiesen: 190.000 Menschen in 53 Ländern sind in einer festgefügten Arbeitsgemeinschaft verbunden, die in ihrem Streben nach Fortschritt und letzter technischer Perfektion einen Begriff für unbedingtes Vertrauen geschaffen hat:

PHILIPS



Hans Schaumberger

PHILIPS

Delial

BAYER

Reizvoll samtne

Sonnenbräune

Creme · Öl · Fettfrei · Sonnenmilch
Sprüh · Super-H für Hochgebirge

Auch für die empfindlichste Haut!

„Man bräunt schneller mit **Delial!**“

CARA

Kredite für Waren aller Art

BIS 24 MONATSRATEN
WIEN VII, MARIAHILFERSTR. 120

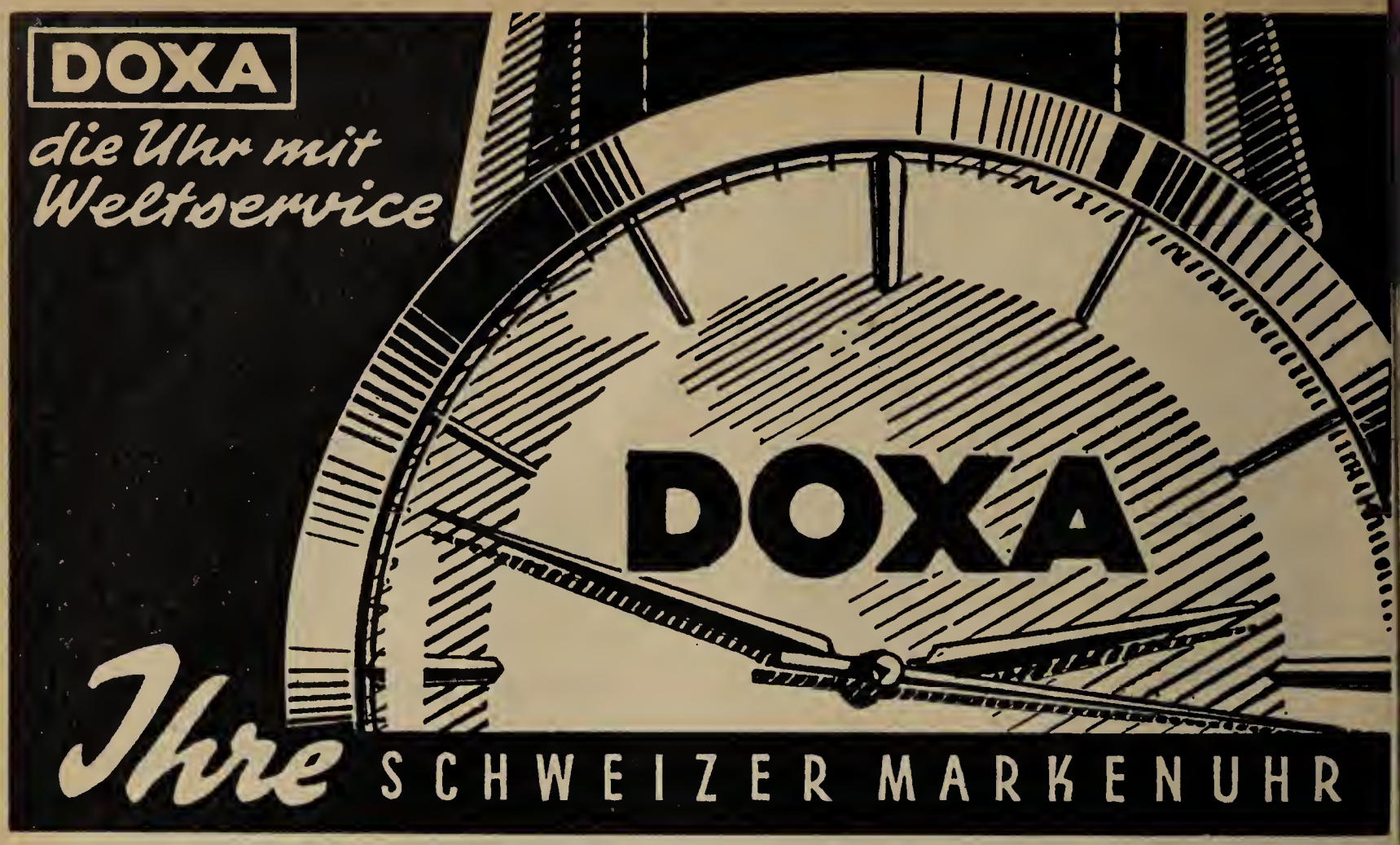
IN DEN
CÖC-U. GEWA-KAUFHÄUSERN UND IM **KONSUM**

Jeder Blinde, der in der großen Verkaufsvermittlung

„Die Chance“

etwas einkauft oder einbringt,
verlange **Blindenbetreuung!**

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz/Donau, Bahnhofplatz 1a



FAHRSTÜHLE
KAUF und MIETE
Bildkatalog gratis
INSTITUT BSTÄNDIG
Wien I. Freyung 5
63 73 05 63 14 36
Alleinvertrieb für Österreich

Wir empfehlen den Lesern unserer Zeitschrift
den Ankauf
von Brennmaterial bei der Kohlengroßhandlung
STOCKINGER & CO.
WIEN II. NORDBAHNHOF, WAAGHAUS 3
55 1 3 64
(Besonders günstiger Sommerrabatt,
auch Teilzahlungsmöglichkeit)

In allen Geldfragen
dient, rät und hilft....
ZENTRALSPARKASSE
DER GEMEINDE WIEN
49 ZWEIGANSTALTEN

Eigentümer und Herausgeber: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XX. Treustraße 9. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

In dieser Nummer — 48 Seiten

H. Tichy, Dr. L. Ring, Prof. Dr. H. Nüchtern, F. X. Hollnsteiner

UNSER SCHAFFEN

PREIS S 5.—
DM 1.—, sfr 1.—

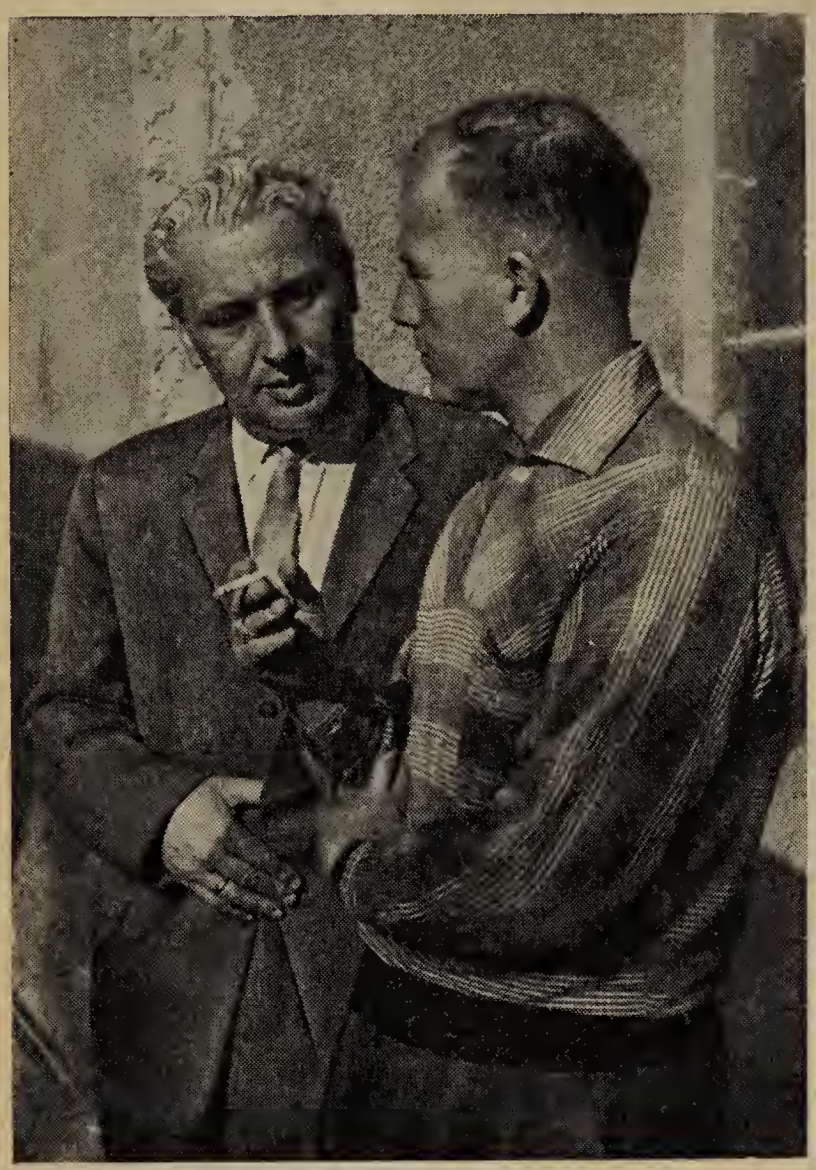
AUS DEM INHALT:

Willenskraft und Zusammenarbeit
Über die Brille
Geheimnisdunkle Liebe
Aus dem engl. Blindenwesen
Wiedereröffnung der Harmonie
Der verlorene Katalog
Angebissen
Lied vom blauen Vögelein
Josef Howarth
Traum . . . Schaum

HEFT 6 · 7. JAHRGANG
JUNI 1962

GERARD LAP (Rotterdam)

Was Willenskraft und Zusammenarbeit vermögen



Obmann Robert Vogel im Gespräch mit Gerard Lap aus Rotterdam. Der holländische Schicksalsgefährte kam kürzlich nach Österreich, um die Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft, wovon er schon so viel Gutes gehört hatte, aus eigner Erfahrung kennenzulernen und die Probleme des Blindenwesens beider Länder zu besprechen.

Photo Heinz Vogel

Vor einigen Jahren begegnete ich meinem Schicksalsgefährten Robert Vogel anläßlich des Internationalen Esperantistenkongresses in Mainz. Er lud mich ein, einmal nach Österreich zu kommen, um das Blindenwesen seiner Heimat kennenzulernen. In diesem Frühling nun erinnerte ich mich wieder dieser freundlichen Einladung und einige Tage vor Ostern reisten meine Frau und ich nach Wien.

Unser österreichischer Freund hatte in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" bereits alle Vorbereitungen für unseren Osterurlaub getroffen und uns zuerst zum Besuche der „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein eingeladen. Meine Frau und ich waren von dem herzlichen Empfang nicht weniger beeindruckt, als von der Einrichtung dieses ersten österreichischen Blindenaltersheimes.

Wir staunten über die zweckmäßige Ausgestaltung aller Räume und waren begeistert von den schönen, sonnigen Terrassenzimmern. Es ist in diesem Hause alles sauber und gut für die besonderen Bedürfnisse der alten Blinden eingerichtet.

Bereits der erste Abend brachte ein gemütliches Beisammensein mit den österreichischen Freunden. Direktor Robert Vogel war bei dieser Unterhaltung ebenfalls anwesend. Er begrüßte mit herzlichen Worten seine holländischen Gäste und die Herren Professor Hanausek und Professor Singer sowie die Schriftstellerin Yvonne Blauensteiner als tatkräftige Mitarbeiter der Hilfsgemeinschaft. Es berührte uns ganz besonders, daß zwischen Robert Vogel und seinen Kollegen und Kolleginnen von der Hilfsgemeinschaft und den Dauergästen der „Waldpension" ein so inniger Kontakt besteht. Er singt, lacht und scherzt mit ihnen, hat für jeden ein liebes Wort und alle schätzen und verehren ihn.

Wir fragten uns immer wieder, woher der gute Geist der Freundschaft und Harmonie kommt, wie wir ihn in dieser Gemeinschaft angetroffen haben; woher die Energie kommt, welche solche Leistungen wie die Schaffung von Einrichtungen dieser Art ermöglicht. Es ist gewiß die beseelende Kraft und die mitreißende Begeisterung des Präsidenten der Hilfsgemeinschaft, welche zu diesem Ergebnis beiträgt.

„Die österreichische Bevölkerung hilft uns immer wieder gerne", erzählte uns Direktor Robert Vogel im Verlaufe einer Führung durch das Haus, wobei wir uns überzeugen konnten, daß hier die modernsten technischen Mittel zur Anwendung gebracht wurden. „Denn das, was wir hier geschaffen haben, ist

ABONNIEREN SIE
„Unser Schaffen"

schließlich ein Werk wahrer Menschlichkeit und das Resultat der Zusammenarbeit sehender und blinder Menschen", sagte er.

Ein besonderes Lob möchten wir dem neuen Heimleiterehepaar von Hochegg, Herrn und Frau Schrammel, zollen. Diese beiden braven Menschen sorgen mit bewundernswertem Eifer und Hilfsbereitschaft für die ihnen anvertrauten alten, alleinstehenden Blinden, die sich unter ihrer Obhut wirklich geborgen fühlen können. Auf uns als Holländer machte die Umgebung des Heimes und die köstliche Luft der Nadelwälder einen wunderbaren Eindruck. Es muß wahrlich schön sein, in diesem Heim, trotz Blindheit, alt zu werden.

Gerard Lap verbrachte, von seiner Frau begleitet, einige Zeit in Österreich und zeigte vor allem für die beiden Heime der Hilfsgemeinschaft großes Interesse und Bewunderung.

Photo Heinz Vogel

FRIEDERIKE SPERL

BLUMENGEFLÜSTER

„Du darfst mich nicht immer so bewundern", sagte die Kornblume und ihre zarten blauen Blätter wiegten sich in stolzer Hoheit. Ein bißchen beschämt ob dieser Ermahnung, ließ der Mohn seine wunderschönen roten flachen Schalenblätter fallen und träumte vor sich hin. — Es entrang sich ein leiser Seufzer seiner kleinen Blütenbrust und mit tiefer Wehmut in der Stimme sagte er: „Weißt Du, liebe Kornblume, es gab eine Zeit, da wuchsen unsere Vorfahren genauso in den Ährenfeldern — die dem Sommer entgegenreiften wie wir heute — und doch war es damals anders.

Auch wir stehen in unseren schönsten Farbenkleidern, wenn sich der Mittsommer nähert, wenn das große Fronleichnamsfest kommt. Doch vor Jahren, da kamen kleine Kinderfüßchen leise herangetrippelt und pflückten uns. Sie holten uns fort von dem heißen Herzen der Mutter Erde, das ganz zerklüftet war und sich nach den erlösenden Tränen des Regens sehnte." — „Ach ja, meine kleine Kornblume", sagte der rote Mohn, „damals wurden wir gemeinsam zu lieblichen Kränzchen gewunden und auf schöne blonde oder dunkle Lockenköpfchen gesteckt! Es wurden auch unsere Blütenblätter zerpflückt und in feine Körbchen gelegt — auch Frau Margerite mischte sich in unser stilles Familienleben und nur selten wurden wir von der Königin der Blumen — der stolzen Rose — am Henkel des Körbchens gekrönt.

Dann wurden wir von zarten Kinderhänden vorsichtig und leise auf den Boden der Straßen verstreut, durch die der Herr des Himmels — von hohen Priesterhänden in goldener Monstranz — getragen wurde. Lange war der Zug der frommen Frauen und Männer und ihre Lieder drangen bis an die weißen Schäferwölkchen empor."

Andächtig hörte die kleine Kornblume zu, und müde von den Erinnerungen ließ der blutrote Mohn seine Blätter fallen. Eine Stille des Schweigens trat ein! — Heiß brannte die Junisonne auf die Felder hernieder und plötzlich sprach die blaue Blume: „Lieber Freund, laß uns Abschied nehmen, bald kommt unsere Stunde, in welcher der Traktor des zwanzigsten Jahrhunderts über uns hinwegzieht und uns zerbricht!" „Ja, ja", sagte der rote Mohn, „darin gleichen wir den Menschen, heute sind sie noch voll des Lebens und des Schaffens, und morgen hat sie schon der Tod geholt, in ein unbekanntes Land . . . Ob dort wohl auch Korn- und Mohnblumen blühen?"

HERBERT TICHY

Tiere in den Tropen

Unser Freund und Mitarbeiter Dr. Herbert Tichy, der weltweit bekannte Asienforscher und Schriftsteller, feierte kürzlich seinen fünfzigsten Geburtstag. Der Autor stellte uns einen Abschnitt seines Buches „Menschenwege — Götterberge" (Wollzeilenverlag Wien) zur Verfügung.

DIE REDAKTION

Als ich 1936 allein mit dem Motorrad durch Afghanistan und Indien fuhr, war die Witterung so günstig, daß ich kaum jemals ein Zelt aufstellen mußte; ich konnte mich neben der Straße auf die Luftmatratze legen und einschlafen. Ich glaube, es gibt nichts Schöneres als dachlos und zeltlos zu schlafen. Oft war ich sogar zu faul, die Matratze aufzublasen, dann spürte ich unter mir die Erde oder die Steine. Neben einer gewissen Unbehaglichkeit, besonders wenn die Steine kantig waren, vermitteln sie das Gefühl der absoluten Geborgenheit — ein weiches Bett konnte einem genommen werden, aber Steine waren überall und Besitz auch des Ärmsten. Möglicherweise schwärmte ich auch nur und meine Gefühle entbehrten jeder realistischen Grundlage. Wenn, so hatten mich die Sterne dazu verleitet, die eine solche Nacht viel schöner machten als es je eine Nacht im schönsten Luxuszimmer sein kann.

Doch auch diese Nächte waren nicht ohne Sorge. An Diebe oder Räuber dachte ich selten, aber man hatte mich vor Schlangen gewarnt und mir ein Mittel gegen sie empfohlen: eine gewöhnliche Schnur, die man tagsüber um den Körper gewickelt tragen müsse, damit sie menschlichen Geruch annehme. Abends knotet man die Schnur zusammen und legt sie im Kreis um seine Lagerstatt. Die lokalen Fachleute sind überzeugt, daß jede Schlange, die nachts unterwegs ist, an der Schnur mit dem eigenartigen Geruch innehält und sich wieder entfernt. Ich weiß nicht, ob diese Theorie auch nur eine Spur von Wahrscheinlichkeit enthält — vielleicht haben Schlangen gar keinen Geruchssinn —, jedenfalls war ich damals sehr darum bemüht, der Schnur möglichst viel von meinem persönlichen Geruch mitzuteilen und legte jeden Abend den Kreis. Es ist mir auch keine Schlange nahe gekommen. Ob die Schnur dabei eine Rolle spielte oder ob es in der Umgebung vielleicht gar keine Schlangen gab, kann ich nicht sagen.

Aber andere Tiere gab es, gegen die auch die bestpräparierteste Schnur keinen Schutz darstellte. Davon konnte ich mich unter dem Sternenhimmel einer anderen Gegend überzeugen. Es war in Afrika. Wir — George, seine Frau, ein Freund und ich — machten Ferien an der Küste des Indischen Ozeans, ungefähr dort, wo Italienisch-Somaliland und Kenia sich treffen. Dieses Gebiet ist nicht sehr abwechslungsreich — das Auge hat die Wahl zwischen einem armseligen Buschwald, Himmel und Meer. Ein geeigneter Platz für unser Standquartier fand sich erst spät abends, und es stand nicht mehr dafür, ein Zelt aufzuschlagen. Wir verschoben diese Arbeit auf den nächsten Tag, ließen die Autos beladen stehen und stellten unsere Campingbetten in den Sand. Es war friedlich, aber nicht still, wir hörten die Brandung am nahen Ufer.

Nachts wurde Georges Frau unruhig und weckte uns. Ein Tier sei um die Betten herumgeschlichen, behauptete sie. George, der eine lange Fahrt hinter sich hatte, murmelte

RUF DER MUSE

Wenn Du einsam bist,
Dich die Welt vergißt,
enteile ihr.
Denn bei mir allein
wirst Du glücklich sein,
das glaube mir.

Was man „Glück" so nennt,
Wie die Welt es kennt,
ist nicht bei ihr.
Was die Sehnsucht singt
Dir Erfüllung bringt,
das — schenk ich Dir!

ILSE WICHEREK

Planung + Einrichtung kompletter Küchen
FRED BLUMAUER · WIEN I. GRABEN 20
Telephon: 63 83 12 und 63 81 17

etwas von „Schakal vielleicht, weibliche Hysterie“ und schlief weiter. Nach einiger Zeit wiederholte seine Frau ihr Anliegen und George, vermutlich weniger aus Überzeugung als um ihr rechtzugeben, sagte „gut, gut“. Er befestigte den Schenkel einer frisch geschossenen Gazelle an einen Busch, setzte sich in seinen Jeep und stellte ihn so, daß die Scheinwerfer den Köder grell beleuchten konnten. Wir anderen schliefen wieder ein. Zwei rasch aufeinanderfolgende Schüsse weckten uns. Wir hörten gerade noch einen dumpfen Fall, dann sagte George: „Es war ein Löwe.“ Er hatte im Jeep auf den freßlustigen Schakal gewartet und, als er die entsprechenden Geräusche hörte, die Scheinwerfer aufgedreht und auch schon geschossen.

Da lag nun der Löwe. Kein besonders furchterregendes Exemplar, ein ziemlich magerer und mähnenarmer Küstenlöwe, aber immerhin ein Löwe. Wir gingen, ohne Georges Leistung eigens hervorzuheben, wieder zu Bett, denn wir waren sehr müde. Am Morgen sahen wir an den Fußspuren im Sand, daß der Löwe ein paarmal um unsere Betten getrottet war, auf denen wir halbnackt und ungeschützt geschlafen hatten. George verlor kein Wort der Entschuldigung an seine um soviel wachsamere Gattin. Das Tier wurde gehäutet und wir begannen unsere Ferien, ohne ein zweitesmal von einem Löwen gestört zu werden.

HANS LANTSCH

Wissenswertes über die Brille

Da sehr viele Menschen Brillenträger sind oder eines Tages werden, lohnt es sich, den kleinen „Sehapparat“ einmal zu betrachten.

Schon im 13. Jahrhundert wurden Linsen für vergrößernde Zwecke hergestellt. Sie wurden gefaßt und wahrscheinlich auf die Schrift gelegt, wodurch die erhaben geschliffenen Linsen die Schrift größer erscheinen ließen. Aus alten Überlieferungen und Gemälden ist ersichtlich, daß damals aber auch bereits Linsen mit einem Stiel im Gebrauch waren. Die Linse wäre also die erste Brille. Allerdings hielt man sie nicht unmittelbar vor das Auge, sondern zwischen Auge und Schrift. Später verdoppelte man die Linsen, so daß jedes Auge mit einer Linse bewaffnet war und ein beidäugiges Sehen zustande kam.

Die ersten Linsen wurden aus Bergkristall gefertigt. Die Glasfabrikation war zu jener Zeit nicht in der Lage, reines weißes Glas herzustellen. Bald gelang es aber, weißes, klares Glas in Schmelzöfen zu erzeugen. Die Linsenfabrikation nahm bald einen großen Aufschwung.

Zugleich entstanden Fassungen für die Gläser in mannigfaltiger Art. Man stellte aus Eisen, Horn, Schildpatt, Gold und Silber sogenannte Nietbrillen her. Sie wurden über die Nase gehalten, so daß die Gläser dicht am Auge lagen. Das Halten der sogenannten „Nasenreiter“ war natürlich beim Lesen lästig. Findige Köpfe schufen daher bald Brillen, die in Leder gefaßt waren und ein kleines Riemchen zum Befestigen am Ohr oder um den Kopf besaßen. Die Befestigungsart wandelte sich jedoch laufend. Der Metallrahmen kam auf; er wurde mit einer Klemmfeder versehen und um die Stirn geklemmt. Aber auch diese Stirnreifenbrillen trugen sich alles andere als angenehm. Immer mehr kam man zu der Erkenntnis, daß Nase und Ohren geeignet sind, die Brille zu halten, und so entwickelte sich allmählich die Fassungsform, welche im Grundprinzip auch heute noch der Träger der Gläser ist.

Anfangs lagen die Brillen infolge ihrer Plumpheit schwer auf der Nase, und die ziemlich groben Ohrbügel mögen dem Träger

manches Wundsein verursacht haben. Heute gibt es keine Brille, die nicht den anatomischen Verhältnissen angepaßt werden könnte. Somit ist die Gewähr eines leichten Sitzes gegeben.

Um die Jahrhundertwende erfreute sich die sogenannte Klemmerbrille allgemeiner Beliebtheit. Sie hatte keinen Ohrbügel, sondern am Nasensteg Klemmfedern. Naturgemäß verursachte der Federndruck auf die Nase beim Träger ein Unbehagen, oft stellten sich auch kleine Hautverletzungen ein. Die Mode hatte jedoch um diese Zeit auch die Kneifer mit eingeschlossen. Die unter dem Namen Fingerklemmer, Spiralklemmer, Hautklemmer Sportklemmer usw. laufenden Sehhilfen galten als besonders „vornehm". Daher trug man sie ohne Rücksicht auf den Druck, den sie auf die Nase ausübten.

In den letzten Jahrzehnten hat sich auf dem Gebiet der Brillenoptik ein gewaltiger Umschwung vollzogen. Heute werden die Brillen nach höchsten wissenschaftlichen Erkenntnissen hergestellt und ständig weiterentwickelt. Physiologisch zweckmäßigste Gläser sowie eine den anatomischen Verhältnissen gerecht werdende Fassung berücksichtigt auch die kosmetischen Belange. „Für das Auge ist das Beste gerade gut genug" heißt der Leitspruch.

Die Brille gibt den Sehhilfebedürftigen die volle Leistungsfähigkeit ihrer Augen wieder oder steigert die Sehkraft auf das höchstmöglichste Maß. Allerdings verlangt eine Brille auch eine gewissenhafte Pflege. Sie ist vor jeder Beschädigung zu schützen; dazu dient auch ein passendes Etui. Das Putzen der Gläser muß unbedingt mit einem weichen Brillenputztuch erfolgen. Leider kann man immer wieder beobachten, daß irgendein Tuch zur Reinigung benutzt wird. Einmal ist es das Handtuch aus Leinen, eine Ecke des Arbeitskittels, ein Taschentuch und anderes mehr. So nimmt es kaum wunder, daß auf den Gläsern bald ein ganzes Netz feinster Kratzer entsteht. Das Sehen wird dadurch natürlich erheblich beeinträchtigt.

Mit größter Sorgfalt werden die Gläser in den Schleifereien auf winzigste Fehler überprüft. Doch diese Mühe wird schlecht belohnt, wenn dann der Träger der Brille die Pflege der Gläser vernachlässigt. Jeder Optiker ist gerne bereit, über die richtige Behandlung der Augengläser Auskunft zu geben. Weiche Putzläppchen und auch Speziallösungen für die Reinigung sind für wenig Geld bei ihm zu haben. Wer seine Augen schonen und pflegen will, der schone und pflege auch seine Brille.

Konzert Ella Kastéliz-Rudolf Schwenzer

Ein weise aufgebautes Programm, meisterhaft von der großen Geigerin und ihrem kongenialen Klavierpartner gestaltet, ließ einen Konzertabend erstehen, den keiner der zahlreichen Besucher vergessen wird. Nicht auf Effekt kommt es der genialen blinden Künstlerin an, sondern auf ernsten Dienst am geliebten Werk.

Ob Ella Kastéliz eine diskordierte biblische Sonate von H. I. F. Biber, eine Mozartsonate — hier dem trefflichen Spiel des Pianisten Rudolf Schwenzer ein besonderes Lob — oder die auf sinnliche Klangwirkung und gewaltige dramatische Steigerung angelegte A Dur-Sonate von Josef Marx bringt — es ist immer der gleiche demütige und doch auch wieder heroische Wille, dem Werk zu dienen. Fast zu zart und mimosenhaft erklangen die vorklassischen Biber-Sonaten, doch so, daß man die innige, schlichte Frömmigkeit dieses Meisters aus dem 17. Jahrhundert wiedererlebt. Dafür gab die pastose Sonate von Josef Marx Ella Kastéliz Gelegenheit, ihre außerordentliche violintechnische Meisterschaft brillieren zu lassen.

Das sowohl kontrapunktisch komplizierte, wie auch konzertante Werk wird von der Meisterin so packend und fast zigeunerhaft interpretiert, daß der Zuhörer verblüfft aufhorcht und durch ihre geigerische und musikalische Hochleistung fasziniert wird. Man vergißt, daß es sich hier um eine nicht sehende Künstlerin handelt, an welche die Rezeption einer durchaus nicht immer melodischen Fugenstimme höchste Gedächtnisanforderungen stellt. Schöner und packender konnte man sich die Wiedergabe der Marxsonate nicht vorstellen, als in der einhelligen Zusammenarbeit von Ella Kastéliz und Rudolf Schwenzer.

Der stürmische und nicht enden wollende Beifall nötigte der Künstlerin als Zugabe ein konzertantes Menuett des anwesenden Altmeisters Josef Marx ab, welcher gleichfalls Gegenstand großer Ovationen war, und den Künstlern in warmen Worten dankte. Es war ein triumphaler Abend.

DR. LOTHAR RING

Das Glück der Tänzerin

Sie war die reizendste und die jüngste aller Balletteusen, die das Wiener Theaterpublikum in dem Ballett „Psyche" von Hilverding als Trägerin der Hauptrolle entzückte. Mit solcher Leichtigkeit, mit solcher Anmut und Grazie hatte man zuvor noch niemals eine Balletteuse über die Bühne schweben gesehen. Und darum dankte ihr das Publikum auch mit einem Beifall, der zu orkanartiger Stärke anschwoll und die kleine Künstlerin beinahe in Angst versetzte. Aber ein herzhaftes Wort des Ballettmeisters und sein beifälliges Kopfnicken erfüllten sie mit neuem Mut, und so war sie schon wieder mit einigen graziösen Sprüngen vor die Rampe geeilt, um ihren Bewunderern mit einer Kußhand für den Beifall zu danken. „Bravo, Violette!"

Die Menge berauschte sich beinahe an dem Duft und der Grazie dieses blumenhaften Namens. Aber es war keine Französin, die man grüßte, sondern die Tochter des herrschaftlichen Bediensteten Johann Veigel, die sich, der Mode der damaligen Zeit entsprechend, französisiert, mit Fug und Recht Violette nannte.

Das Publikum des theresianischen Wien vergötterte sie, der Adel stritt sich um die Ehre, sie in seinen Salons zu empfangen und der ruhmgekrönte Prinz Eugen von Savoyen ließ keine seiner Soireen vorübergehen, ohne daß Violette seine Gäste durch ihre anmutigen Solotänze erfreut hätte.

Violette vereinigte zugleich mit der Kunst des Tanzens einen hohen Grad von Schlagfertigkeit, der sich darin kundgab, daß sie, noch ein halbes Kind, den allzu galanten Haushofmeister des Prinzen Eugen, einen liebeheischenden, älteren Venezianer, mit einem ausgiebigen Backenstreich in seine Grenzen zurückwies. Der ungarische Dichter Baron Ladislaus Amadé huldigte ihr mit den Worten: „Mein Fräulein, Ihr Tanz hat heute mehr Unheil angerichtet als einst der Tanz der Salome; durch diesen verlor nur ein einziger seinen Kopf, während ihn heute alle Anwesenden verloren haben!"

Mit zwanzig Jahren hatte sie es bereits zur ersten Primaballerina der Wiener Bühne gebracht und einen Antrag nach London, wo sie ein Gastspiel absolvieren sollte, erhalten. Violette nahm diesen Antrag an, begab sich, gardiert von einer befreundeten Familie, nach der Hauptstadt des britischen Weltreiches und wurde von dem neuen Direktor des Drury-lane-Theaters engagiert. Auch dort vermochte sie das Publikum hinzureißen und ihre Schönheit und ihr Talent zu glanzvoller Wirkung zu bringen.

Es war begreiflich, daß auch die Männerwelt in den Bann ihrer Persönlichkeit geriet. Unter ihren Bewunderern befand sich ein Lord Huntington, der die Kühnheit besaß, der jugendlichen Tänzerin einen sonderbaren Antrag zu stellen. Er sagte ihr nämlich in einem Schreiben eine monatliche Rente von fünfzig Guineen zu für den Fall, daß sie weiter den Weg der Tugend wandle. Sollte sie aber von diesem Pfade zu seinem Gunsten abirren, so wollte er sich verpflichten, diese Summe auf das Zehnfache zu erhöhen. Empört wies die junge Tugendheldin auch diesen allzu galanten Kavalier in die Schranken.

TRAUM UND GLEICHNIS

Und aus dem Schilf erhebt sich schon der Morgen
sein Blick grüßt freundlich das wachsende Licht;
noch bleibt des Tages Kern uns tief verborgen.
Birgt Glück er oder bittren Verzicht?

Ich stehe an das Flusses Wellenschäumen.
Das Ufer jenseits lockt — es prangt und blüht.
Es drängt mich, zu erreichen ohne Säumen
dies Land, wo Glanz aus tausend Farben sprüht.

Doch wie ein Raubtier springt mich an ein Zagen:
Gewalt des Sturmes riß die Brücke fort —
wie soll ich mich hinüberwagen
nach meiner Sehnsucht lang gesuchtem Hort?

Da aber steht urplötzlich Einer mir zu Seite,
nimmt einem Engel gleich mich in die Hut;
und sieh, in seinem sieghaften Geleite
bezwinge ich die aufgewühlte Flut.

Nun ruh ich aus in der Erfüllung Stille —
wie strömt doch Kraft durch mich gleich einem Lebenstrank.
Verlaß mich nie, o Starker du, mein Wille,
heb auf mein Herz, da es zur Tiefe sank!

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

BLINDENPLASTIK

Der blinde Bildhauer Dario Malkowski überrascht immer wieder durch die treffsicheren und lebenswahren plastischen Arbeiten. Auf der Abbildung sein Werk „Arbeitende Menschen".

Höher und höher stieg der Ruhm der schönen Künstlerin, die in Lord und Lady Burlington die selbstlosesten Beschützer und zugleich ein zweites Elternpaar gefunden hatte. Burlingtons stellten ihr den Antrag, die Bühne zu verlassen und sich ihrer einzigen Tochter als Gesellschafterin zur Verfügung zu stellen. Es war dies die später zu Berühmtheit gelangte Herzogin von Devonshire.

Violette fühlte sich in dieser neuen Rolle anscheinend sehr wohl. Sie vermißte nicht den Ruhm der Bühne und den Beifall der Zuschauer, aber ein anderes machte ihr Kummer — ein Geheimnis, das sie tiefst in ihrem Herzen barg und das mehr und mehr ihr ganzes Wesen erfüllte. Dies in einem Grade, der allmählich ihrer Schönheit, ja sogar ihrer Gesundheit gefährlich zu werden begann. Vergebens versuchten die berühmtesten Ärzte Londons, sie von diesem Übel zu heilen, ihre Mühe blieb unbelohnt. Das Leiden Violettens hatte allerdings mit der Medizin sehr wenig zu tun — es gab nur einen, der sie davon hätte befreien können, und dieser eine war kein Arzt, sondern ein Schauspieler. Und zwar war es der berühmteste von ganz London, ja vielleicht der ganzen Welt, Violettens früherer Direktor David Garrick. Als erster war es Lady Burlington gelungen, der jungen Wienerin das Geheimnis ihrer Liebe zu entreißen. Darauf ließ der Lord den Künstler kommen und bewarb sich bei diesem für seine „zweite Tochter", wie er Violette nannte, um dessen Hand.

Garrick fiel die Zustimmung zu diesem ehrenvollen Antrag nicht schwer. Schon lange hatte ihn Violettens Liebreiz entzückt und gefesselt, aber er hatte nicht den Mut gefunden, um ein Mädchen zu werben, das die Heiratsanträge der reichsten und vornehmsten Kavaliere des Landes bisher verschmäht und abgelehnt hatte. Und so wurde dann am 22. Juni des Jahres 1749 das Wiener Veilchen mit dem großen Schauspieler und Theaterdirektor David Garrick in London getraut. Die jungen Eheleute verkehrten in der besten Londoner Gesellschaft und zu ihren Gästen zählte unter anderen auch der große Philosoph Jean Jacques Rousseau.

In den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts erbaute sich Garrick in Hampton einen herrlichen Landsitz, der in der Folge durch seine Shakespeare-Erinnerungen Berühmtheit genoß. Garrick starb im Jahre 1780 zu London und wurde in der Westminsterabtei nahe dem Denkmal des großen Dichters beigesetzt. Violette überlebte ihren Gatten um 42 Jahre und starb fast als Hundertjährige in dem Lehnstuhl Shakespears, während ihre Vorleserin eine Szene aus „Hamlet" rezitierte.

KINDERMUND

Meine vierjährige Nichte Ingrid ist ein riesiges Schleckermäulchen. Als wir kürzlich den Christkindlmarkt besuchten, gab es bei einem sogenannten „fahrenden Zuckerbäcker" türkischen Honig und Zuckerflaum zu kaufen.

Ingrid entschloß sich auf meine Frage, was sie denn lieber haben möchte, für den „Flaum", der auf einem Stäbchen, wie ein Bauschen weißer Wolle auf einem Spinnrocken, aufgesteckt war.

Ganz begeistert nahm das Kind das Zuckergespinst entgegen, schleckte daran und sagte: „Ui, fein, ich habe gar nicht gewußt, daß die Wolken so süß sind..."

ETTA HIRSCH

Einer Schwester Dank

Es war der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs möglich, seinem Mitglied Frau Anna Oppitz, das sein Leben in Elend und Not fristete, wirksam zu helfen.

Frau Maria Baumann, Mitglied der Hilfsgemeinschaft, entschloß sich, ihren Lebensabend im ersten österreichischen Blindenaltersheim, in der „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein zu verbringen und so wurde ihre Wohnung frei. Das Wiener Wohnungsamt zeigte besonderes Verständnis für den Wunsch von Frau Baumann, ihre Wohnung wieder an einen blinden Menschen weiterzugeben und verfügte die Einweisung unseres Mitgliedes Anna Oppitz. Unser Kollege, Franz Pechar, Obmannstellvertreter der Hilfsgemeinschaft, betrieb die „Aktion" für die blinde Kollegin.

Wir möchten an dieser Stelle im Namen der Betroffenen dem zuständigen Herrn Stadtrat von der Gemeinde Wien wie seinen Beamten unseren herzlichsten Dank für die große Hilfsbereitschaft und für die menschliche Handlungsweise aussprechen.

Nachstehend bringen wir ein Gedicht zum Abdruck, das uns Frau Anna Oppitz eingesandt hat.

War ein bitterböses Ringen
Und die Tage grau und kalt.
Waren Jahre zu bezwingen
Ohne Stütze — ohne Halt.

Ohne Wohnung, — ohne Bleibe,
Blind und krank und obdachlos.
Kaum das Nötige am Leibe —
Ach, wie war der Jammer groß.

Riß die Ohnmacht mich auch nieder,
Bäumte ich mich dennoch auf.
Kämpfte mich durchs Dasein wieder,
Wahrlich — ohne Wohlstandsbauch.

Jahre kamen — Jahre gingen,
Reihten sich zur Ewigkeit;
Doch das Glück kann man nicht zwingen
Und so blieb die Bitterkeit.

Als ich nicht mehr weiter konnte —
Eines Tages war's so weit,
Weil ich auf der Straße wohnte
Und so riesengroß mein Leid!

Grad in diesem Augenblicke
Fühlte ich der Brüder Hand,
Haltgebietend dem Geschicke,
Das so drohend vor mir stand.

Nicht waren's jene, welche sehend,
Glücklich durch das Leben gehn,
Auf des Berges Gipfel stehend,
Weit ins Tal hinuntersehn.

Hört! — Es waren meine Brüder,
Meine Schwestern — blind wie ich!
Schritten Sehende vorüber —
Doch die Blinden — sahen mich!

Darum will ich heut — wie gestern,
Stets zur Hilfsgemeinschaft stehn
Und mit meinen Brüdern — Schwestern,
Helfend — kämpfend — weitergehn!

ANNA OPPITZ

Die Blindheit fragt nicht nach Weltanschauung, Parteizugehörigkeit, Glaubensbekenntnis oder Abstammung

Sie erfaßt den Reichen wie den Armen, und kümmert sich auch nicht um die Hautfarbe.

Jeder, aber, der erblindet, braucht die Hilfe seiner sehenden Mitmenschen. Hilf darum, lieber sehender, glücklicher Mitmensch, und frage auch du nicht nach mehr als darnach, ob dein leidgeprüfter Bruder, deine notleidende Schwester deine Hilfe brauchen.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat sich die schöne Aufgabe gestellt, jedem Erblindeten Helfer und Wegbereiter zu sein. Wer die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten unterstützt, handelt richtig.

Bitte, unterstützen Sie mit ihren Spenden unsere Gemeinschaft, damit wir unsere Einrichtugen erhalten und immer weiter ausbauen können.

Erholungsheim
„Harmonie"
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„Waldpension"
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

RUDI PENSSLER-BEYER

Harmonie in der „Harmonie“

Fünf Freunde des Allgemeinen Deutschen Blindenverbandes in Begleitung ihrer Ehefrauen waren es, die sich im Juli 1961 am Dresdner Hauptbahnhof trafen, um mit dem „Vindobona“-Expreß die Fahrt nach Wien anzutreten. Dort wurden sie von österreichischen Freunden begrüßt und waren bald in Unterdambach in der „Harmonie“ angekommen, dem Blindenerholungsheim der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.

Schon der Empfang machte dem Heim, seiner Leitung und seinen übrigen Gästen alle Ehre. Von der guten Unterbringung, der vorzüglichen Kost, der unermüdlichen Fürsorge des Heimleiter-Ehepaares und seiner Mitarbeiter sowie der betonten Freundlichkeit und dem Humor der übrigen Gäste konnte man sich bald überzeugen. Das herrliche Wetter, die Liegewiese beim Heim und die ausgedehnten Spaziergänge durch die Ausläufer des Wienerwaldes waren so recht geschaffen für Erholung und Entspannung.

An einigen Abenden hatten unsere Freunde Gelegenheit, das Wiener Lied und den Wiener Humor kennenzulernen. Höhepunkte des dreiwöchigen Aufenthaltes waren ein Tagesausflug nach Wien mit seinen Sehenswürdigkeiten und ein anderer nach Mariazell (Steiermark) mit dem Bergsee am Erlauf und der Fahrt mit dem Sessellift auf die Gemeindealp (1632 m hoch) sowie die Fahrt ins Burgenland mit der Besichtigung des im Ausbau begriffenen Blindenaltersheimes „Hochegg“ bei Grimmenstein. Selbstverständlich unterhielten sich die deutschen und österreichischen Freunde in ernster und heiterer Weise über die verschiedensten Fragen und Interessengebiete, so daß ausreichend Gelegeneheit für einen regen Gedanken- und Erfahrungsaustausch gegeben war.

Alles in allem kann festgestellt werden: Mit der gleichen Freude und Zufriedenheit mit der die österreichischen Freunde in den Blindenkurheimen der DDR weilten, erlebten unsere Mitglieder dankbaren Herzens das Bestreben der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, ihren Mitgliedern und Gästen Tage der Erholung und Erbauung zu bieten. Wieder einmal wurde bestätigt, daß der internationale Erholungsaustausch dazu beiträgt, Urlaubsfreude und zugleich Schaffenskraft für die weitere Arbeit zu vermitteln, über die Grenzen hinweg Freunde zu finden, die Verständigung der Blindenorganisationen untereinander zu fördern und damit der Völkerfreundschaft zu dienen.

Blinde in aller Welt

USA

Trotz der vielen erblindeten Männer und Frauen in den Vereinigten Staaten, stehen ihnen die Tore der Schulen erst seit ungefähr zweihundert Jahren offen. Das Jahr 1832 war der Wendepunkt; damals wurden zwei Schulen für die Blinden eröffnet: eine in New York, die andere in Boston. Heute trägt jeder Bundesstaat die Verantwortung für die Erziehung seiner blinden Kinder. Viele Blinde beiderlei Geschlechts besuchen heute die allgemeinen Colleges und Universitäten. An den staatlichen Universitäten genießen sie kostenlosen Unterricht und eine Anzahl privater Stiftungen verteilt Stipendien an blinde Studenten.

Den Hauptbeitrag zur Erziehung und Ausbildung von Blinden leistete der Franzose Louis Braille im 19. Jahrhundert mit der Erfindung des plastischen Lesesystems. Das neue Lesesystem öffnete auch den Blinden in den Vereinigten Staaten eine Welt. Bücher, Zeitschriften und Zeitungen wurden unter Anwendung dieses Systems gedruckt. Schulbücher in Braille-Schrift ermöglichen es den blinden Studenten, sich ein Wissen anzueignen, das bis dahin nur Menschen

mit gesunden Augen zugänglich gewesen war. Auch ein Blinder kann studieren und ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft werden. Eine große Auswahl an Lesematerial in Braille-Schrift steht den Blinden Amerikas zur Verfügung.

Trotz der vielen Vorteile der Braille-Schrift ist diese jedoch nicht imstande alle Probleme der Blinden zu lösen. Viele Leute verlieren das Augenlicht erst in späteren Lebensjahren und mindestens die Hälfte aller Blinden in den Vereinigten Staaten hat das Alter von 65 Jahren überschritten. Um den Bedürfnissen „Später Erblindeter" Rechnung zu tragen, zieht die amerikanische Blindenstiftung das sogenannte „sprechende Buch" vor. Die Idee des „sprechenden Buches" stammt von Robert B. Irwin, der sie im Jahre 1934 dem Kongreß der Vereinigten Staaten unterbreitete. Seit diesem Zeitpunkt wird vom Kongreß jährlich ein Fonds zur Verfügung gestellt, der die Verteilung der „sprechenden Bücher" durch die Kongreßbibliothek an die Blinden ermöglicht.

Die „sprechenden Bücher" bestehen aus Serien von Schallplatten. Sie umfassen Unterhaltungslektüre, Poesie, Religion, Staatswissenschaften, Geschichte, Philosophie, Tagesereignisse, Kunst und Wissenschaft.

Welchen Nutzen diese neuartigen Methoden dem Blinden bringen können, ist an Hand eines Beispieles zu erkennen. Frau Irene Kitchen aus dem südwestlichen Staate Neu-Mexiko, die ihr Augenlicht als Krankenpflegerin der Luftwaffe im Krieg verlor, studierte im Neu-Mexiko State Teachers College, einer Lehrerbildungsanstalt. Sie benützte das Radio und die „sprechenden Bücher", um sich jenes Wissen anzueignen, das sie normalerweise aus gedruckten Werken hätte erwerben können. Ein Tonaufnahmegerät — wie es gewöhnlich in Büros zum Aufnehmen von Diktaten verwendet wird — wurde ihr zur Verfügung gestellt, und Frau Kitchen benützte es im Unterricht zur Aufnahme der Vorträge, die sie dann später abspielen ließ.

Heute sind den Blinden neue Hoffnungen gegeben. Vor allem aber ist die Gemeinschaft selbst zur Erkenntnis gekommen, daß sie auf die Fähigkeiten keines ihrer Kinder verzichten darf. Auch ein Blinder kann studieren und ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft sein.

Asien — Afrika

In Beirut wurde ein Übereinkommen getroffen in bezug auf eine einheitliche Blindenschrift für den Mittleren Osten, Südasien und Afrika. Fünf Millionen Blinde werden sie benutzen. Dieses Alphabet, das unter der Schirmherrschaft der UNESCO ausgearbeitet wurde, und zwar von den Abgeordneten von elf verschiedenen Ländern, soll an die Stelle von etwa zwanzig Systemen von Blindenschrift treten, die zur Zeit in den genannten Teilen der Erde im Gebrauch sind. Das Alphabet ist in stärkstem Maße dem Braille-Alphabet angepaßt. Die Symbole der Blindenschrift entsprechen den phonetischen Gegebenheiten in den asiatischen und afrikanischen Sprachen. Zusätzliche Symbole wurden für das Arabische, das Hindostanische und das Malaiische geschaffen. Alle Sprachen, die in Asien gesprochen werden, können in das neue Alphabet übertragen werden, mit Ausnahme derjenigen Sprachen, deren Schrift sich aus Begriffs- und Wortbildzeichen zusammensetzt, wie das Chinesische, das Japanische und das Koreanische.

England

Die englische Augenärztin Prof. Norman Ashton und Dr. I. M. Duguid haben in den Eingeweiden von Hunden und Katzen einen Rundwurm mit der Bezeichnung Toxocara canis entdeckt, durch den bis jetzt 10 Kinder ein Auge verloren haben. Der Parasit lebt hauptsächlich im Magen und Dünndarm und kommt häufig bei Hundewelpen bis zum Alter von 8 Wochen vor, die als Zwischenwirt dienen. Aus den Eiern dringen wurmähnliche Larven in den Blutkreislauf, wandern in die Leber, die Lunge, das Gehirn und verursachen unter anderem Lungen- und Hirnhautentzündungen. Dringen sie ins Auge, entsteht eine Entzündung, die zur Netzhautablösung und Erblindung führt. Entwickelte Würmer können durch Erbrechen oder durch

die Losung ausgeschieden werden, gelangen auf und in die Erde und durchlaufen über einen Warmblüter als Zwischenwirt ihren Entwicklungskreislauf von neuem. Ihre Lebensfähigkeit ist sehr groß und daher die Gefahr nicht zu unterschätzen, die bisher in Westeuropa unbekannt war. Die Diagnose der Erkrankung ist außerordentlich schwierig und zeitraubend, da zumeist ein Verdacht auf einen Tumor oder andere Ursachen besteht. Ein Mittel dagegen ist unbekannt. Prof. Ashton empfiehlt, Hundewelpen bis zum Alter von 8 Wochen regelmäßig einer Wurmkur zu unterziehen, wenn Kinder im Hause sind, die gerne mit Hunden spielen.

Die britische Rundfunkgesellschaft BBC begann mit zwei neuen Sprachkursen, „Französisch für Anfänger" und „Deutsch für Anfänger". Dies ist an sich keine sensationelle Nachricht, denn Sprachkurse gehören, ebenso wie die im Zusammenhang damit herausgegebenen Sprechhefte, zu den regelmäßigen Sendediensten der BBC. Sehr interessant und aufschlußreich ist hingegen die Mitteilung der BBC, daß diese Hefte in zunehmendem Maße von Blinden verlangt werden. Dies kommt daher, daß die Hefte der beiden neuen Kurse, genau so wie die vorhergegangenen während der letzten fünf Jahre, auch in Blindenschrift gedruckt werden. Das für diese Veröffentlichungen verantwortliche „National Institute for the Blind" gibt bekannt, daß seine Sprachhefte in Blindenschrift weiter verbreitet sind als Romandrucke in Braille.

Grönland

Es gibt derzeit ca. 60 Blinde in Grönland, und ihre Lage ist nicht gut, da die dänische Gesetzgebung für Invalide nicht für Grönland gilt. Diese Blinden können z. B. keine Tonbänder oder andere Blindenbehelfe bekommen, wie es im Mutterland der Fall ist. Deshalb hat der Dänische Blindenverband beschlossen, sich der grönländischen Blinden anzunehmen. Es werden im Lande eigene Tonbandstationen eingerichtet, die ersten 20 Tonbandbücher in grönländischer Sprache wurden hingebracht. Bekannte Schauspieler sprechen die Tonbandbücher für die grönländischen Blinden.

Norwegen

Jede Woche verlieren zwei Norweger ihr Augenlicht, im Laufe eines Monats sind es acht neue Blinde, erklärt eine statistische Untersuchung im Lande. Und jährlich werden zwischen 20 und 40 Blinde in die Industrie als Arbeiter eingereiht. Derzeit arbeiten ca. 400 Blinde, darunter 100 Frauen in Industriebetrieben. In Oslo allein gibt es in 56 Unternehmungen beschäftigte Blinde. Immer mehr setzt sich in der Industrie die Erkenntnis durch, daß die blinden Arbeitskräfte zuverlässig und pflichteifrig sind. Wie gut sich blinde Industriearbeiter ihrem Arbeitsprozeß anzupassen vermögen, zeigt die Unfallstatistik. Sie zeigt bei den Blinden auf Null. Manche Blinde sagen: „Wir haben ein wichtiges Sinnesorgan bereits verloren, mehr zu verlieren, können wir uns nicht leisten."

Bearbeitet von ING. RUDOLF SCHOLZ

Sommerfest in Unterdambach

So wie schon seit einer Reihe von Jahren findet das traditionelle Sommerfest der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs auch diesmal wieder im Erholungsheim Harmonie statt. Sie fahren mit der Westbahn bis Neulengbach-Markt und haben von dort direkte Autobus- oder Taxiverbindung ins Heim. Es wird diesmal viele Belustigungen, gute Unterhaltungsmusik und eine Tombola mit wertvollen Preisen geben. Für ein Büffet ist gesorgt. Bitte merken Sie sich als Datum der Unterhaltung vor: **Sonntag, den 1. Juli 1962!**

HERBERT STRUTZ

Geheimnisdunkle Liebe

Es war an einem Freitag und die Sonne zeigte schon fast die Mittagsstunde an, als ich mit dem Verwalter des Gutes Herrenschlag auf dem Birkenberg, dessen Grund noch zum Gut gehört, Rast hielt. Der Verwalter hatte mir die Linie, nach welcher die neue Wasserleitung gelegt werden sollte, gezeigt, die Quellen, die seichten Gräben, die überbrückt werden mußten, und nun saßen wir hier, besprachen nochmals, was zu geschehen hatte und was für den Bau vorbereitet werden sollte und überließen uns schließlich einem ziemlich willkürlichen Gespräch, wie es aufzukommen pflegt, wenn man sich nichts mehr Besonderes zu sagen hat.

Obwohl ein leichter Wind über den Hügel strich, umhüllte uns die Frühjahrssonne mit ihrem warmen goldenen Mantel, die Birken wehten wie zarte grüne Schleier in der sanften Paßmulde des Berges, der Safran blühte bereits in der Wiese, die ein breiter und wohlgepflegter Weg in zwei Hälften teilte, so daß sie, rechts und links bis zum Walde ansteigend, den Eindruck erweckte, als trüge der Berg grüne Flügel auf seinem Rücken, die eben ausruhten, während die Mittagsstille groß und heilig die Landschaft überfriedete und jenseits in einer Einbuchtung des Waldes ein Haus noch seinen Winterschlaf zu halten schien. So meinte ich es wenigstens.

Die Fensterläden waren geschlossen, der Mauerbewurf bröselte an manchen Stellen von den Wänden herab und vor die Tür war ein schwerer Eichenbalken gelegt und mit zwei Schlössern gesichert. Das Ungenützte des Hauses, das unbewohnt zu sein schien, wunderte mich ein wenig, doch meine Gedanken hätten sich weiter mit ihm nicht befaßt, wenn ich nicht entdeckt hätte, daß sich in den Blumenkasten unter den Fenstern des ersten Stockes einige Gefäße mit frisch blühenden Topfpflanzen befanden. Bei genauerem Hinsehen merkte ich überdies, daß die Fensterläden gar nicht lange geschlossen gewesen sein konnten: kein Staub war an ihnen, kein Spinnengewebe. Ich drückte darum dem Verwalter meine Verwunderung aus, und so erfuhr ich nun eine Geschichte, die so seltsam klang, daß ich sie bis heute — es sind seitdem Jahre vergangen — nicht vergessen konnte. Das Wahre der Erzählung wurde mir später noch durch andere Leute bestätigt.

„Sie müssen wissen," sagte der Verwalter, ein wenig trocken beginnend, sich jedoch immer mehr in Wärme redend, „daß dieses Haus der eigentliche Gutssitz sein sollte. Was sie früher unten sahen und was wir als Gut Herrenschlag bezeichnen, das sind nur die Wirtschaftsgebäude, die der Vater des jetzigen Besitzers um seinen Bauernhof errichten ließ. Freilich wohnt auch der jetzige Gutsherr dort, aber das ändert nichts an der Sache und nimmt dem Haus da drüben nicht seine Bestimmung.

Es heißt, daß es von unserem Herrn erbaut wurde, als er in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahr stand. Damals stattete er es mit allen Dingen aus, die in jener Zeit als vornehm galten. Er ließ die Wände mit Holz verschalen, mit Leder- und Tuchtapeten bespannen, schaffte schwere, wunderbare Hängeleuchter

---

„Viel Freude erlebe ich an meinem Vogerl", denkt unsere blinde Freundin, Frau Karoline Kesz. „Wenn mir auch mit der Erblindung die Möglichkeit genommen wurde, die Farbenpracht und alle anderen Herrlichkeiten in der Natur wahrnehmen zu können, so kann ich mich mittels meines guten Gehörs doch an den Tönen, an dem lieblichen Singen und Zwitschern der Vögel, an dem Zirpen der Grillen und schöner Musik erfreuen.
Viele Menschen gehen aber achtlos an den vielfältigen Schönheiten der Schöpfung vorbei, und ihnen möchte ich immer wieder zurufen: Erfreut euch doch an allem, das ihr mit eigenen Augen wahrnehmen könnt, denn wie rasch kann es damit vorbei sein."

Photo Pressebild-Agentur Cerny

FRÜHLINGSGRUSS

Schneeglöckchen, Schneeglöckchen,
läutest du schon?
Hör' dich von ferne her klingen.
Will uns dein feiner, verlockender Ton
Kunde vom Frühling schon bringen?

Drunten am Bache, da starrt noch das Eis,
spiegelt das Himmelsgrau wieder.
Wirbelnd noch tanzen vereinzelt und leis
Flocken zur Erde hernieder.

Aber da sprießt es und grünt es empor
aus der erwachenden Erde,
ragt aus dem Schnee und dem Eise hervor,
träumt, daß es Frühling schon werde.

Sturm noch und Winde, sie gehen dahin
über die grauweißen Felder,
jagen die Wolken, die nah'n und entflieh'n,
brausen durch rauschende Wälder.

Aber es kündet den Frühling uns an
dennoch Schneeglöckchen, das zarte,
ist wie der Mensch einem Licht aufgetan,
der sich ein Hoffen bewahrte.

Schneeglöckchen, Schneeglöckchen,
künde vom Licht
und dem Erwachen der Erde!
Sonne, die strahlend das Dunkel durchbricht,
will, daß es Frühling nun werde!

TRAUDE SINGER

---

an, die er vom Schloß Ebenhausen erstand, und führte aus der Stadt einige Wagen uralter, geschnitzter Möbel her, wie sie zuvor von den Landsleuten nie gesehen worden waren. Geradezu die Einrichtung eines Schlosses . . .

Die Bediensteten sagten „Unser Herr will heiraten". Und es hatte seine Richtigkeit mit dieser Mutmaßung, die nur heimlich von Mund zu Mund ging. Denn der Herr war streng, verschlossen und rügte das Geschwätz der Leute, obwohl er damals zugänglicher und freundlicher war als sonst. Wiewohl man den Zusammenhang des Hausbaues mit der Absicht des Herrn, eine Ehe zu schließen, bereits ahnte, erregte es dennoch einiges Aufsehen, als eines Tages ein Reisewagen mit einer älteren Dame und einem Fräulein am Gut eintraf. Der Bau stand fertig da und das Fräulein Angelina war die Braut. Sie ging mit ihrer Mutter in das Haus und der Herr kam stolz und warm heraus, hieß den Kutscher die Koffer hineinschaffen und lächelte glücklich. Er ließ an diesem Abend das Gesinde leben: es gab Braten und Wein, und die Knechte machten Musik.

„Wer das für möglich gehalten hätte," sagte der alte Melker, der die Kühe versorgte. Und mitten in den Tanz hinein sagte der Kutscher: „Sie hat so sonderbare Augen . . . Sternblumenaugen . . ."

Da stand plötzlich der Herr in der Stube und fragte, ob es nicht an der Zeit wäre, schlafen zu gehen? Seine Augen glänzten.

Alle hatten geglaubt, er wohne bereits im neuen Haus. Aber dort schaltete einstweilen das Fräulein mit seiner Mutter. Noch um Mitternacht sah der Jäger, der von der Pirsch heimkam, Licht in den Fenstern und den Schatten Angelinas auf den Vorhängen. „Sie ist schön und frisch," sagte er. Und dann sagte er außerdem: „Bezaubernd".

Es war ein neues Wort, das nun die Runde machte. Der Jäger, der etwas von Frauen verstand, hatte es beschworen. Ich war damals noch klein und begriff nicht viel davon. Bezaubernd, ja . . . So sagte man.

Später wurde erzählt, der Herr sei in jenen Nächten oft hinaufgegangen, nur um den Schatten seiner Braut im Fenster zu sehen. Er wagte nicht, zu so vorgeschrittener Stunde bei ihr noch einzutreten. Er war ein verschlossener Mann. Und Angelina war sein Herz.

Dann ließen sie sich im nahen Kirchspiel aufbieten, und jeder ging hin, um es zu hören. Der Pfarrer verkündete Florian Westkamp und Angelika Wolfram, zwanzig Jahre alt und von dort und dort. Wer Einspruch erheben wollte, sollte sich melden. Doch der Herr nannte sie Angelina. Sie trug immer ihren Federnhut in der Hand, damit es jeder sehe, daß sie ein Fräulein sei, ihr hellblondes Haar zeigte im Sonnenlicht goldene Fäden, und manchmal blieb sie stehen und griff sich ans Herz. „Was hast du?" fragte dann der Herr besorgt. Ihr Gesicht wurde ganz weiß, sie schlug die Augen groß auf. Aber hernach sagte sie: „Es ist nichts. Das macht nur die Freude."

Damals standen die Rosen groß und blutrot an den Stöcken und es verging kein Tag, an dem sie nicht vor einem Strauß stehen blieb und ihr Gesicht in den dunklen Duft hineinlegte. Denn Sie müssen wissen, daß Rosen ihre Lieblingsblumen waren. „Rosen und

Zinnien . . .“, sagte sie zum alten Gärtner, der ihr versprach, im nächsten Jahre auch Zinnien zu züchten. Er führte am Hochzeitstag drei Karren mit Rosen in das Haus, der ganze Weg duftete davon.

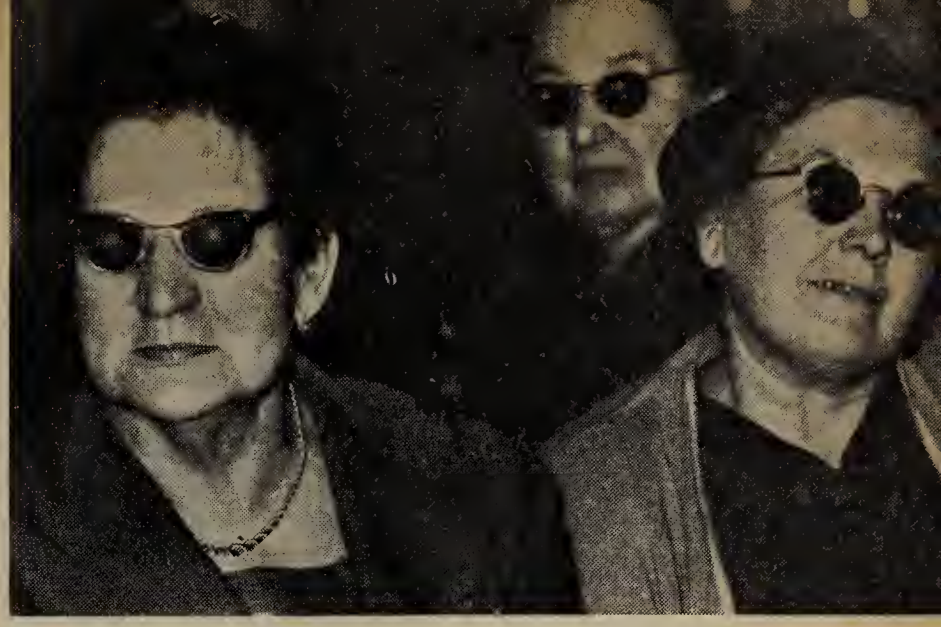
Freilich der Garten war bald öd und leer, aber der Herr der sonst immer gegen das Pflücken der Blumen war, schwieg. Er trug an diesem Tage einen dunklen Gehrock, einen hohen glänzenden Hut, klopfte sich mit den weißen Handschuhen erregt auf die Finger und wartete im Wagen vor dem Haus auf die Braut. So etwas hatte man noch nicht erlebt. Diese Pracht!

Angelina trat ganz in Weiß aus der Tür, um ihre blasse Stirne war ein Schleier geknüpft, weiße Myrten hingen ihr bis auf die Schultern ihre Wangen hatten rote Flecken, und die Leute riefen: ,,Hoch!“ Da stand der Herr auf, obwohl es gar nicht ihm gegolten hatte, half ihr in den Wagen und dankte. Jeder konnte sehen, daß Angelina silberne Schuhe trug. ,,Das ist die neue Art“, flüsterte der alte Gärtner und wischte sich Tränen der Rührung aus den Augen.

Dann wurde das Haus mit Kerzen an goldenen Armen beleuchtet, obwohl es heller Tag war, und die Rückkunft der Festgäste von der Trauung abgewartet. Sie verzögerte sich ein wenig, denn Angelina war in der Kirche vor Erregung in einer kleinen Bewußtlosigkeit zusammengesunken. Trotzdem ging hernach alles glatt bis zur Tafel. Rosenduft flutete aus den Fenstern des Hauses. Der Herr hielt eine große Rede, sagte das wäre sein bestes Jahr, sein Besitz sei gesegnet und Segen sei auch über seinem Herzen, das Gesinde zeche der Braut zu Ehren vor der Tür und Gott ist groß und allmächtig. ,,Mein Leben hat nur das eine Ziel und den einen Sinn — dich!“ schloß er und erhob sein Weinglas. Da legte Angelina ihren Kopf an die Seite, griff sich mit beiden Händen an die Brust, lächelte und wurde weiß wie ein Engel. Ja, wie ein Engel . . .

Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Es ergab sich alles aus ihrem schwachen Herzen, das an der Freude zerbrach. Angelina! — Sie war das große Glück meines Herrn und sein wilder Schmerz . . . Sie wurde in den Brautkleidern bestattet. So, wie sie war . . .

Seitdem ist das Haus verschlossen. Das heißt: jeden Freitag kommt der Herr und



Die Bezirksgruppe Meidling der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat einige sehr tüchtige Mitarbeiterinnen. Dieses Bild zeigt links Frau Valerie Mayer und rechts Frau Katharina Schulz.
Frau Mayer war vor ihrer Erblindung Postbeamtin. Frau Schulz war im Gastgewerbe tätig. Beide Kolleginnen entfalten eine sehr rege Tätigkeit und bemühen sich, trotz Blindheit für andere, schwächere Blinde, das Bestmögliche zu leisten. Sie besuchen die von ihnen betreuten Blinden und helfen, wo sie nur können.
Ein gutes Wort, ein guter Rat, und manchem verzweifelten Neuerblindeten kann wieder Hoffnung und Mut geschenkt werden.
So finden sich die Blinden wie in einer großen Familie in der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs zusammen und arbeiten an der Gestaltung ihres Lebens.
Sie sind aber auch für die jetzt noch Sehenden tätig, denn es kann keiner wissen, ob er nicht auch eines Tages die Früchte der Arbeit dieser tapferen blinden Frauen genießen wird. Darum soll jeder, der dazu in der Lage ist, mithelfen und die Blinden bei ihren guten Bemühungen unterstützen!

Photo Pressebild-Agentur Cerny

verweilt eine Stunde in den Räumen, die da hinter den verschlossenen Fensterläden liegen. Früher kam er zu Fuß, in der letzten Zeit aber fährt er mit dem Wagen. Außer ihm darf niemand das Haus betreten. Einmal bat ich ihn, er möge wenigstens gestatten, daß wir die Blumen durch die Fenster in die Blumenkasten stellen. Doch er verwehrte es mir, und so geschieht dies auch weiter von außen mittels einer Leiter. Es ist zwar umständlich — doch was soll ich tun? Seine Erinnerungsstätte heimlich aufschließen?

Nur ein einziges Mal geschah es noch, daß ein zweiter Mensch das Haus betrat. Das war, als der Herr einen ganzen Vormittag den Wagen warten ließ. Da ging der Kutscher ihm nach und fand ihn bewußtlos an der Tafel sitzend. Er sah aber auch — es war der ehe-

malige Hochzeitskutscher —, daß alles seit jenem verhängnisvollen Tag unverändert und unberührt geblieben war. Am Tisch stand das alte Geschirr, in Gläsern und Vasen steckten die Rosen, zu schwarzen Knospen verdorrt, und auf einem Bett im Schlafzimmer lag, in aller Eile dorthin gestreut, Angelinas großer Federnhut. Seitdem ist auch der Kutscher ein stiller und nachdenklicher Mensch geworden — wie sein Herr . . . Sehen Sie, dort kommen sie . . .“

Der Verwalter deutete durch die Birken. Da rollte ein altmodisches Gefährt heran und hielt vor dem Haus. Der Kutscher kroch mühsam vom Bock und half einem Greis aus dem Wagen. Dann setzte er sich im Schatten der Pferde ins Gras, während der andere, auf einen Stock mit einem Elfenbeingriff gestützt, gebückt und langsam dem Haus zuschritt, seinen großen glänzenden Hut auf eine Stufe vor der Tür legte, und nachdem er den Eichenriegel ein wenig umständlich entfernt hatte, im dunklen Flur verschwand. „Jetzt besucht er seine Vergangenheit“, sagte der Verwalter geheimnisvoll. Ich nickte.

Tief dunkelte der Schatten des Hauses auf der Wiese. Der Frühlingswind füllte warm die Bergmulde, strich über die weichen Birkenzweige und bewegte die schlanken weißen Stämme sanft hin und her. Und aus dem flimmernden Himmel flatterte plötzlich ein verfrühter, toderkorener Schmetterling.

P. R. LANG

AMORE

Am Kai von Sorrent stand ein Italiener und weinte in den schönsten Tonarten seiner Muttersprache. Gelegentlich hielt er inne und sah einem Schiff nach, das mit halber Kraft in die offene See hinausfuhr. Das vergrößerte aber nur seinen Schmerz; aufheulend krümmte er nach diesen Abschiedsblicken seinen schönen Oberkörper, als könnte er so seinem leidenden Herzen eine ruhigere Lage schaffen.

Er tat mir leid, dieser romantische Verführer, der nun selbst von der Liebe Leid so hart angepackt wurde. Ich trat zu ihm und legte ihm begütigend die Hand auf die zuckende Schulter. „Wollen Sie etwas mit mir trinken, Signor? Das hilft!“ Sein Kopf fuhr herum. Aus rabenschwarzen Augen schoß er giftige Blicke auf mich ab. „Was“, schrie er, „ich trinken, wo große Liebe meiner Leben futsch, weg? Ich armes Spaghetti werden nie mehr etwas trinken können!“ Abschiedsblicke, Krümmen, Heulen, alles wie zuvor.

Ich ging. Ehrlicher Schmerz läßt sich nicht teilen. Am Abend aber traf ich ihn in einer lauschigen Cafeteria wieder; seine Linke umfaßte eine Chiantiflasche, seine Rechte die Taille einer blonden Urlauberin. Na ja, dachte ich und ging schmunzelnd weiter, so sind sie eben, die Italiener: schnell im Schmerz, schnell in der Liebe.

Das Schiff mit der blonden Urlauberin aber dürfte nur für 24 Stunden in Sorrent vor Anker gegangen sein, denn am Morgen stand der Liebeshungrige schon wieder von Schmerz geschüttelt am Pier und heulte einem langsam in See stechenden Schiff nach. Zwischen zwei Tränenstößen entdeckte er mich in böser Haltung neben sich, ließ sich aber in keiner Weise in seinem Schmerz stören.

Wo traf ich ihn am Abend wieder? Erraten! In einer lauschigen Cafeteria, Chianti links, Blondina rechts. Und wo traf ich ihn am Morgen wieder? Nochmals erraten! Schmerzverkrümmt und heulend am Kai. Man kann auch im Süden nicht immer und überall in südländischen Maßstäben denken. Ich trat zu ihm, boxte ihn recht unsanft in die Seite und sagte: „Sie sind mir vielleicht ein feiner Kavalier! Jeden Abend eine neue Braut und jeden Morgen dasselbe Theater!“ — Er, Blick bei Schiff: „Oh, ich armes Spaghetti!“ — „Da“, rief ich mit zorniger Stirnader, „da kommt doch schon das nächste Urlauberschiff In knapp einer Stunde wird es hier anlegen, und dann . . . na, Sie wissen schon!“

Da wies zuerst seine Rechte auf das abfahrende, dann seine Linke auf das ankommende Schiff. „Und in der Zwischenzeit, Signor?“ brach es qualvoll aus ihm. „Und was macht armes Spaghetti in der Zwischenzeit?!“ Sprach's und setzte sein Konzert wieder fort.

Die Harmonie in neuem Glanze

Links oben: Ein Zweibettzimmer im neueingerichteten Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach bei St. Christophen.
Der Hilfsgemeinschaft stehen bei Bewältigung ihrer großen, der Verbesserung der Lebensbedingungen der Blinden dienenden Aufgaben keine öffentlichen Mittel zu Verfügung. Alles wird ausschließlich aus jenen Mitteln finanziert, welche die gutherzige österreichische Bevölkerung als Spenden, sei es zu Neujahr, zu Ostern oder zu Weihnachten zur Verfügung stellt.

Rechts oben: Die neue Leiterin des Blindenerholungsheimes „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach, Frau Handelsberger, die Nachfolgerin von Frau Maria Klinka, kocht auch selbst und sorgt in jeder Weise, daß sich ihre Gäste sehr wohl fühlen.

Links unten: Auch der Speisesaal, ein wichtiger Bestandteil des Wohlbefindens der Urlauber, erstrahlt in neuem Glanze. Neu gemalt, mit neuen modernen Möbeln versehen, vermittelt er ein Gefühl des Wohlbehagens.

Rechts unten: Am 4. Mai fuhr ein Lastauto nach dem anderen bei der „Harmonie" vor, um die Möbel für die Wiedereinrichtung des Blindenerholungsheimes zu liefern. Ohne die großzügige Hilfe und das besondere Entgegenkommen der Wiener Möbelfabrik wäre die Neueinrichtung dieses für die Blinden so wertvollen Heimes wohl ein Wunschtraum geblieben.

Photo Heinz Vogel

PATRICK O'DONOVAN

Aus dem englischen Blindenwesen

In Großbritannien erblinden jährlich etwa 12.000 Menschen. Drei Viertel davon haben die Altersgrenze von 65 Jahren bereits überschritten und ihr hartes Los ist erträglicher. Die übrigen aber sind Opfer von Betriebs- und Verkehrsunfällen, Menschen, die durch Krankheit ihr Augenlicht verloren, oder blindgeborene Kinder.

Auf dem Gebiet der Blindenfürsorge sind etwa 200 freiwillige Organisationen sowie Regierung und Kommunalbehörden tätig. Die wichtigste dieser Organisationen ist das 90 Jahre alte Royal National Institute for the Blind (RNIB). Dieses unterhält in allen Teilen Großbritanniens Schulen und Zentren, die der Ausbildung von Blinden dienen. In Torquay (Devon) und in Bridgnorth (Shropshire) beipielsweise werden Neuerblindete umgeschult. Hier lernen sie, sich mit der Umwelt auszusöhnen. Viele der Leiter und Lehrer sind selber blind. Die mehrmonatigen Kurse haben natürlich unterschiedliche Ergebnisse: Manche Blinde werden immer stark unter ihrem Handikap leiden, einige können begrenzte Tätigkeiten aufnehmen, andere aber vollwertige Arbeit leisten.

Wer nur teilweise arbeitsfähig ist, arbeitet häufig in einer Blindenwerkstatt. Dort ist er vor dem Tumult der konkurrierenden Industrie sicher; sein Lohn ist subventioniert, er selber ist zu etwas nütze und braucht nur zum Teil die Blindenfürsorge in Anspruch zu nehmen.

Wieder andere machen eine weitere Schulung mit. Sie können das Ausbildungszentrum der Regierung in Letchford (Hertfordshire) besuchen, wo Blinde zumindest für gewisse handwerkliche Arbeiten angelernt werden. In Marylebone (London) werden Blinde zu Physiotherapeuten ausgebildet — ein Beruf, der von jeher dem Blinden zugänglich war. In London gibt es außerdem auch Schulungszentren für Bürokräfte und Telephonpersonal. Auf diese Weise finden alljährlich etwa 50 Blinde eine Stellung in der britischen Industrie. Die Leichtindustrie bietet die geeignetsten Arbeitsmöglichkeiten für blinde Männer. Hier können sie Druck- und Stoßpressen, Drehbänke und Bohrmaschinen betätigen. Natürlich arbeiten sie mit besonderem Werkzeug.

Will das RNIB einem Blinden eine Stelle vermitteln, sucht ein sogenannter „Placement Officer" den Personalchef des Werks auf, um mit ihm über die Einstellung zu verhandeln. Häufig werden starke Zweifel ob der Tauglichkeit eines blinden Arbeiters geäußert, die aber schnell beseitigt werden, sobald der „Placement Officer" die exakte Arbeit eines Blinden an einer Maschine demonstriert, denn diese Stellenvermittler sind selber blind. Erklärt sich ein Werk zur Einstellung bereit, führt ein besonderer Trainer den Blinden in die neue Tätigkeit ein und macht ihn mit dem Gelände der Fabrik und seinem Arbeitsweg vertraut. Danach wird der Blinde allein mit seinem neuen Leben fertig. Das RNIB bleibt in Kontakt mit den Männern, die es in Fabriken untergebracht hat. Hält es ihre Arbeit für unzureichend, werden sie abberufen. Die Richtlinien des RNIB sind strenger als die der Arbeitgeber. Obwohl britische Großunternehmen verpflichtet sind, drei Prozent ihrer Arbeitskräfte unter Körperbehinderten auszuwählen, nimmt das RNIB diesen Vorteil nicht wahr, sondern es besteht darauf, daß sich seine Arbeiter ihre Plätze im freien Wettbewerb verdienen.

DIE MUTTER

Es folgt mein Schatten dir
seit deinem Anbeginn.
Wo immer du auch weilst
begleitet dich — mein Sinn.
Wenn weite Fernen trennend
zwischen uns sich ziehn,
dann weißt du nicht mein Kind,
wie nah ich bin . . .
Mein Herz schlägt nur für dich
in Freude, Schmerz und Leid —
und nichts kann je uns trennen —
nicht — in Ewigkeit.
Und gehe ich von Dir,
aus deinem Sein,
ich bin um dich,
und nie bist du allein.
Rufst du in tiefster Nacht
mein Kind nach mir —
vertrau', verzage nicht —
ich bin bei dir . . .

ROSE PERZ-SCHÖNEGGER

Über 5000 Blinde haben vollwertige Beschäftigungen in der britischen Industrie — das ist der höchste Prozentsatz in der Welt überhaupt. Das britische Programm zur Schulung von Blinden und zur Forschung auf dem Gebiete der Blindenfürsorge ist umfassend und erfolgreich. Es wird nicht allein durch das Mitleid mit einem Mitmenschen gerechtfertigt, sondern durch die hervorragenden Ergebnisse, die bereits erzielt wurden.

NACHT

Stunden fallen, Wege enden.
Nacht, die dunkle, einsame Frau,
greift nach der Erde mit müden Händen
und löst ihren starren Bau,

daß sie erwacht wie eine Laute,
aus allen Tiefen dem Meister zu tönen,
der Leid verklärt zur Sternenraute,
um sich im Traum zu krönen.

ALFRED BUTTLAR MOSCON

Tonbänder als Liebesboten

Eines Abends saß ich gemütlich in meinem Zimmer und lauschte den Worten des Erzählers, die aus dem Magnetophon ertönten. Plötzlich klopfte es. Auf mein „Herein" betrat der 18jährige Peter, ein mir seit seiner Kindheit bekannter Bursche, sehr verlegen den Raum. „Das ist aber nett, daß du dich wieder einmal blicken läßt", begrüßte ich ihn. „Schießlos! Was führt dich zu mir?" Seine Mütze in den Händen knüllend, stotterte er: „Ich habe diesen Sommer ein Berliner Mädel kennengelernt und das hat mir jetzt einen Tonbandbrief geschickt. Darf ich diesen bei ihnen abhören, weil ich selbst kein solches Gerät besitze?" „Ja freilich", erklärte ich bereitwillig und schon legte ich die Spule auf. Alsbald erklang Käthchens Stimme. Sie berichtete, daß sich in der Industrieausstellung Gelegenheit geboten habe, einen Tonbandbrief abzusenden. Sofort habe sie an den schreibfaulen Peter aus dem Urlaub gedacht. Warum er denn nichts von sich hören lasse? Sie wolle in den nächsten Ferien mit ihrer Mutter nach Hallstatt kommen und bei seinen Eltern wohnen, um ihn und seine Familie richtig kennenzulernen. Er möge sie nicht länger auf Antwort warten lassen.

Ratlos starrte Peter vor sich hin. So ernst hatte er die Bekanntschaft nicht genommen. Schließlich fragte er: „Darf ich nächsten Samstag wiederkommen und ein Tonband mit der Antwort besprechen?" Belustigt sagte ich zu. Wie erstaunt war ich jedoch, als zur vereinbarten Zeit außer Peter auch Paul, sein mir unbekannter Freund, erschien, der ohne Schüchternheit mit wohlgesetzten Worten bat, auch einen Tonbandbrief absenden zu dürfen. Nun war guter Rat teuer, denn wir besaßen bloß ein verfügbares Tonband. Kurz entschlossen schnitten es die beiden Jünglinge auseinander. Ich lieh ihnen eine zweite Spule und somit war jeder mit dem notwendigen Material versorgt.

Mit ziemlichem Pathos sprach Paul seine etwas geschraubten Worte in das Mikrophon. Er wollte seine Elke, ein Mädchen aus Niederbayern, glauben machen, daß er schon bei der ersten Zusammenkunft erkannt hätte, daß sie die „einzig Richtige" für ihn sei, faselte noch etwas von der komischen Welt und anderen Unsinn. — Jetzt kam mein schlichter Peter an die Reihe. Aber statt sich seiner eigenen Ausdrucksweise zu bedienen, folgte er den bombastischen Tönen seines Freundes. Da wurde ich ehrlich böse. „Abgeschriebene Schularbeiten sind mir oft untergekommen, aber kopierte Liebesbriefe finde ich äußerst geschmacklos. Ihr haltet die armen Mädchen wohl nur zum Narren." Etwas niedergeschlagen änderte Peter den Entwurf seiner Antwort und sprach sie nochmals ins Mikrophon. Ich aber dachte: „Arme Mädchen, ihr habt die Sache zu ernst genommen, euren Partnern war sie bloß Scherz. Nehmt es nicht zu tragisch. Auch für euch wird der Rechte kommen!"

MELITTA ADLER

PROF. DR. HANS NÜCHTERN

Franz Grillparzer

Woher es wohl kommem mag, daß Name, Mensch und Erscheinung, daß Franz Grillparzers Leben und Werk so ureigen mit dieser Landschaft, ihren Menschen, dieser Stadt verbunden erscheinen wie sonst kein Schaffender seiner Zeit, vor ihm oder nach ihm? Fast sind Name und Mensch ein Begriff und eine Einheit geworden, wenn wir: Österreich sagen. Reichtum des Schöpfers, Sarkasmus des Spötters, Melancholie der Traurigkeit, Mißverstandenwerden und sich Abschließen vor der fremden Umwelt, höchstes und schönstes Erreichen, immer an der eigenen Hemmung leiden, die ein letztes Freuen versagt, das unendliche Gefühl, ein Wächter auf dem Turm bei Nacht zu sein, all dies ist Grillparzer und ist auch Eigenart des Österreichers, sein Leid und Los, und war doch so oft seine innerste Kraft.

Den jungen Mann trug die „Ahnfrau", die „Sappho" auf die Höhe des Erfolges. In der Vollkraft der Jahre traf der große Beilhieb, der Schaffen und dichterische Lebensfreude Grillparzers mit einem Schlag kappte. Sein Lustspiel „Weh dem, der lügt!" wurde ausgepfiffen, das traf ihn ins Mark! Vierunddreißig Jahre, bis zum Tod, schwieg der Dramatiker. Er wollte nichts mehr von der Welt, er war der Baum, der nicht mehr treiben mochte, dem die Blätter gleichgültig waren, dem es immer um die Kraft des ewigen Stammes ging und der darum am Ende seines Lebens, verbraucht und in seinem Tiefsten doch unverbraucht, wußte, wenn kommende Frühlinge und neue Tage kommen sollten, so war die Kraft gesparten Baumes, die er und sein Dichten gewesen, auch mit dabei, Sinnbild der alten Kraft dieser österreichischen Erde.

Im Bild dieses ewigen Baumes sieht Friedrich Schreyvogl den todnahen Dichter in seinem Roman „Grillparzer" (Paul-Zsolnay-Verlag), der in drei Büchern dieses große österreichische Leben umreißt. Es ist um Werke, die das Schicksal übergroßer Menschen nachgestalten, immer so eine Sache. Gerade bei Grillparzer ist die Gefahr groß. Sein Leben und Werk wären nichts für eilige literarische Hände. Dafür ist Mann und Schatten zu groß. — Schreyvogl hat schon lange vielleicht die Gestalt in sich getragen, schon im Johann Orth, der Vorform seiner „Habsburgerlegende", war die Gestalt des alten Hofrates, der gleichsam ein österreichisches Abbild Grillparzers ist. Man merkte damals schon, wie sich in Schreyvogl diese Gestalt und das Problem Österreich, das sich in dem beschworenen Schatten Grillparzers verbarg, zu gestalten begann. Wenn man Friedrich Schreyvogls frühere Werke betrachtet, so gab es manches, das etwa schnell geformt und fremd anmuten mochte. Dieser Roman ist das Werk eines Dichters und eines österreichischen dazu, dem es gelungen ist, dies große Symbol Grillparzer wirklich vor uns zu beschwören, ein Abbild des Ewigen zu geben, das in uns, die wir dieses Landes und Blutes sind, als heiliges Vermächtnis weiterlebt.

Drei Bücher sind es, die der Roman enthält, drei Wege sind es, auf die Schreyvogl zu Grillparzers einsamer Gestalt den Leser hinführt: den Dichter, den Beamten und Menschen seiner Zeit, der doch so vieles Zeitlose hatte, und den Grillparzer der Liebe und seines innerlichsten Menschentums. Der Dichter — hier folgt Schreyvogl dem durch die Entstehung der Werke gegebenen chronologischen Kreislauf. Eine Pflicht der Pietät erfüllt Schreyvogl, wenn er Josef Schreyvogel, dem Ahn und geistigen Mitschöpfer des

Obmann Robert Vogel dankt Frau Josefa Feit, einer guten Freundin und Helferin der Blinden.

Pressebild-Agentur Cerny

Burgtheaters, ein Denkaml setzt. Wie da der bis ins letzte mit dem Theater verwachsene Schreyvogel aus dem jungen, unsicheren Dichter Grillparzer die noch unklar im Gedanken vorliegende „Ahnfrau" herauspreßt, das ist ausgezeichnet gesehen; und fast noch größer und lebensechter ist die Szene, wo Schreyvogel, der vom Burgtheater durch eine Kabale Weggejagte, von Tod und Cholera bereits gezeichnet, den Plan einer großen Theaterzeitung entwirft, bei der alle unter verschiedenen Typenbegriffen mitarbeiten sollen und Schreyvogl unter dem Decknamen des „Stummen", über das Theater schreiben will. Während er noch spricht, da bricht das Fieber aus und am nächsten Tag ist der Schreyvogl zu all den Stummen hinübergesiedelt, denen die Welt nicht mehr wichtig ist, und auch das Burgtheater nimmer wichtig.

Das ist der Einfall eines Dichters, ebenso wie in der Szene, da Grillparzer bei Goethe in Weimar weilt, von dem ganzen Kreis der Goethe-Anbeter sich irgendwie zurückgestoßen fühlt, meutert und doch innerlich in tiefer Hemmung verehrungsvoll anbetet, zehnfach gedrückt durch die Anwesenheit der anderen allzuvielen. Da läßt Goethe den Österreicher am nächsten Abend allein zu sich laden. Grillparzer träumt, was jetzt, da kein störender Zeuge zwischen ihnen steht, alles Unerhörtes gesprochen werden soll, er geht bis zum Haus am Frauenplan, ein Fenster ist oben erleuchtet, Goethe ist sichtlich allein, er wartet auf ihn! Da kommt wieder die verfluchte Hemmung, als oben sich das Fenster öffnet und Goethe nach dem erwarteten Besuch Ausschau hält, duckt sich Grillparzer im Schatten, geht nicht hinein, eine große Gelegenheit ist endgültig versäumt. Ganz Weimar wundert sich, was es zwischen dem österreichischen Dichter und Goethe eigentlich gegeben haben mag? Dabei ist nichts anderes geschehen, als daß ein Mensch aus tiefer Liebe zu schweigsam und zu ängstlich war. Der Baum setzt die ersten bleibenden Einsamkeitsringe an und die Bänder um das Herz Grillparzers die springen nicht wie im Märchen, die werden im Lauf des langen Lebens nur immer eiserner und starrer.

So geht es dem Dichter, so geht es auch dem Liebenden. Ein Reigen schöner Frauen ist da, Braune, Blonde, Schwarze, eine ist darunter, die liebt den Grillparzer ganz groß, heiß und still, so daß sie gestorben ist, bevor er erfährt, wie tief ihn die schöne Marie Piqor geliebt. Und dann ist sie, die eigentliche, die ihm verbunden scheint wie ein Himmelskörper in seiner Bahn dem anderen, die ewige Braut, die Kathe Fröhlich, ewig gesucht und wieder gemieden. Ein Leben lang verbrennen die beiden Leutchen aneinander, lieben sich und können doch zueinander nicht finden. Die Jahre gehen vorbei, die Kathi wird gefährlich krank, der Grillparzer rennt wie ein Toller durch Regen und Schnee, kömmt heim, die Kathi erwacht nach der Krise und auf einmal sagen sich die zwei, die sich tiefer und inniger lieben als zur Zeit, da sie sich das Du von den Lippen küßten, wieder „Sie" zueinander, keiner versteht's und sie fühlen irgendwie glücklich, daß sie im Tiefsten doppelt zueinander gehören. Dann Jahre später, beide sind schon ganz grau und beide wohnen nebeneinander in derselben Wohnung in der Spiegelgasse, wenn auch die Tür hüben und drüben mit Kasten verstellt ist, da bringt die Kathi ihm zum Geburtstag ein kleines Büchelchen, das Ausgabenbuch von Grillparzers Mutter, das der Leopold Sonnleithner der Kathi aus dem Nachlaß der Mutter gegeben hat, sie soll

---

GOLGATHA

Christus, an das Kreuz geschlagen,
Litt unsagbar schwere Pein.
Da begann er zu verzagen
Und er klagt': „O Vater, mein!

Warum hast Du mich verlassen,
Deinen eingebornen Sohn?
Siehst Du nicht, wie sie mich hassen,
Töten unter Schmach und Hohn!

Nahen fühle ich das Ende.
Todesnacht mich schon umkreist;
Sterbend leg' in Deine Hände
Ich, O Vater, meinen Geist!

Als des Abends letzter Schimmer
Jäh versank in tiefer Nacht,
Schlug das Herz des Heilands nimmer,
Und das Opfer war vollbracht! —

Herr! Du hast den Tod bezwungen,
Von der Hölle uns befreit!
Dafür sei Dir Lob gesungen,
Bis in alle Ewigkeit!

JOHANN THIEM

GEWICHT DER WORTE

Welche Schwere haben wohl die Worte,
die im Lauf an uns gerichtet sind?
Schreiten sie mit Würde durch die Pforte
oder flattern sie einher im Wind?

Sind sie nichts als Unverstand und Lügen,
Ausdruck von Geziertheit, Haß und Wahn?
Sind sie Prahlereien oder Rügen
oder hängt vielleicht ein Herz daran?

So, als ob ein wägend Herz dran hinge,
das nur edlen Strebens sich erfreute;
so, als ob es um die Wahrheit ginge,
müßt es sein, daß man die Worte deute!

DR. KARL KAINRATH

es dem Grillparzer schenken — wann? An dem Tag, da sie ihn am liebsten hat . . . Und der Tag ist heut, wo der Grillparzer achtzig ist und sie eine alte Frau! Jeden Tag hat sie ihn lieber gehabt, bis heute.

Dann ist es soweit, daß das Leben nicht mehr weiter kann, und der Grillparzer stirbt. Altersschwäche mögen's die Menschen nennen, ein eiskalter Windhauch des Ewigen geht durch ein Zimmer und das lange Lebenslicht des Franz Seraficus ist erloschen. Das ist alles so einfach und mit tiefem Gefühl und doch so ohne Sentimentalität, die man den Österreichern immer so gerne ankreiden möchte, erzählt. Bleibt tief in der Erinnerung haften.

Und zwischen dem Lebensschicksal des Liebenden und des Dichters ist das Leben des Beamten und äußeren Menschen verlaufen.

Man wird Hofkonzipist, notabene X Vordermänner und Präterierungen, man spricht Sprachen und hat als Dichter was geleistet, aber die Stelle bei der Hofbibliothek kriegt doch wieder der andere und dann bewirbt man sich schließlich um das Amt des Direktors im Hofkammerarchiv. Bald wär's wieder so weit, daß die Stelle ein anderer kriegt, ein Herr Geist, und der Grillparzer wär fast schon wieder unten durch. Da macht irgendein allmächtiger Herr den Witz, daß scheinbar dem Antragsteller der Geist in der Registratur wichtiger sei als ein Kopf! Und damit ist dem Grillparzer die Stelle gerettet. Man kann doch nicht einen Menschen zu was machen, über dessen Namen schon vorher Witze gemacht werden. So wird also der Grillparzer Direktor des Hofkammerarchivs, warum? Weil er eigentlich seine Ruhe haben und weil er, nur scheinbar verdrossen und einsam, sich unter seinen Faszikeln den ewigen Göttern gemeinsam fühlt. Es bringt das Jahr achtundvierzig den Leopolds-Orden und einen schönen Becher der dankbaren Armee in Italien, denn das Gedicht an Radetzky hat gewirkt wie ein Bekenntnis zu Österreich, wie eine Armee und ein Sieg. Der Grillparzer dient schön aus, wird Hofrat, geht in Pension, ein Beamtendasein ist zu Ende, der Baum setzt immer weitere einsame Altersringe an. Kaiser Franz Joseph schickt zum Achtzigsten das Großkreuz des Ordens, das seinen Namen trägt, Max von Mexiko das des Guadeloupe-Ordens; und dann geht der Grillparzer, besternt und bebändert, zur Dankaudienz zum Kaiser in die Burg. Nur das Herz unter den Sternen ist müd geworden.

Er steht nun vor dem Kaiser, der Greis vor dem jungen Mann, der Dichter, in dessen Lade unveröffentlicht der „Bruderzwist in Habsburg" liegt, vor dem Träger der Hausmacht und der Krone. Die beiden verstehn sich irgendwie wunderbar, der unnahbare Kaiser Franz Joseph und der einsame Hofrat. Sie unterhalten sich über die Kraft des habsburgischen Hauses, sprechen miteinander von der Kraft des Sterbens, die in dem alten Haus ruht. Dann geht der Hofrat wieder heimwärts und stirbt bald darauf, wie wenn er selbst ein Stück Habsburg gewesen wäre — in der ganzen Kraft des Sterbens und dieses österreichischen Todes.

Der Baum wächst schön still nach innen: Laubwerk zum Abfallen gibt's genug. Stämme, die von der Ewigkeit wissen, wenige, aber die dauern! Dies Beharren im scheinbar Passiven des Widerstandes ist das Echtösterreichische an Schreyvogls Grillparzer-Roman und in diesem Verstehen und Verbundensein gleichen Stammes gewinnt man den alten grantigen Herrn Hofrat noch lieber, wenn er einem nicht schon ans Herz gewachsen wäre wie Fleisch von unserem eigenen Fleisch, Teil von unserem Teil und Abglanz von Gottes Liebe, die diesem Land so oft schon rettend und tröstend gegolten.

Darum ist auch der Schlußgedanke des Werkes schön. Da gräbt der alte Schliemann am Hellespont, als Assistenten einen öster-

reichischen Professor. Es kommt die Zeitung aus Berlin und in der steht, daß der Grillparzer gestorben ist. Der Schliemann, der alles liest, was mit Klassik zusammenhängt, hat vom „Vlies" bis zu „Des Meeres und der Liebe Wellen" und zur „Sappho" auch alles von Grillparzer gelesen. Aber er begreift nicht, daß der Tod eines Dichters den jungen Österreicher so zusammenreißen kann. Sind doch eben zu viel Athen und zu wenig Sparta diese Österreicher!

Und da sagt der Professor Schwarzinger aus Österreich, der den Grillparzer noch aus der Südsteiermark, aus Tüffer, gekannt hat, wo der Grillparzer den bösen Sturz getan hat, der ihm fast das Leben gekostet hätte, etwas Tiefes und Wunderbares, was den ganzen Inhalt von Schreyvogls Grillparzer-Roman glücklich zusammenfaßt und schließt. Der Schliemann hat es ja selber gefunden, daß die großen Städte der Welt nach der Zerstörung immer wieder auf demselben Platz gebaut werden: Babylon, Troja, Rom! „Das richtige und heilige Maß, durch das ein Ort zur Größe bestimmt wird, ändert sich nie, Grillparzer steht auf einem geistigen Ilion. Wer immer nach ihm dazugehört, wird auf seinem Platze bauen." — „Es gibt aber eine letzte Zerstörung Trojas, die bleibt", meint Schliemann, „wenn nun der Grillparzer doch von der Zeit zugedeckt wird?" — „Dann wird man ihn ausgraben", sagt der Professor Schwarzinger, „und dann wird er noch einmal eine andere Zeit erfüllen, auch wenn alles, was um ihn war, für immer verschüttet bleibt."

Das ist der österreichische Gedanke in Schreyvogls Buch, das von der ewigen Auferstehung des Geistes und dieses Landes kündet.

Neue Hoffnung für Schwerhörige

Otosklerose ist eine Krankheit, die durch eine Verknöcherung der Gehörknöchelchen hervorgerufen wird. Bei diesem Leiden, das meist auf Vererbung beruht, kommt es allmählich fortschreitend zu einer Unbeweglichkeit des „Steigbügels", eines winzigen Gehörknöchelchens im Mittelohr, das normalerweise die Schallwellen zum Innenohr weiterleitet. Bei ungefähr einem Drittel aller Schwerhörigen liegt diese Krankheit vor. Sie beginnt meistens um das zwanzigste Lebensjahr und verschlimmert sich bei dem einen rascher, beim anderen langsamer. Für viele dieser Schwerhörigen kann eine Operation, Steigbügelmobilisation genannt, ein medizinisches Wunder bedeuten, bei anderen Formen der Schwerhörigkeit ist sie allerdings nutzlos.

Um Art und Ausmaß der Schwerhörigkeit zu bestimmen, müssen Luft- und Knochenleitung geprüft werden. Mit einem empfindlichen, elektronisch gesteuerten Gerät, dem Audiometer, kann man das Hörvermögen des Patienten in verschiedenen Tonhöhen und Lautstärken, die in Dezibel gemessen werden, feststellen. Wenn die Hörschwelle für Luftleitung unter der Normallinie liegt, die Untersuchung jedoch eine normale Knochenleitung ergibt, dann ist der Fehler aller Wahrscheinlichkeit nach im Mittelohr zu suchen. Wird nun eine Otosklerose diagnostiziert, so kann der Ohrenarzt versuchen, das Hörvermögen entweder durch eine das Mittelohr umgehende Operation zu verbessern oder aber dadurch, daß er die normale Beweglichkeit des Steigbügels wieder herstellt, der ja infolge der Schwingungsbehinderung die Schallwellen hemmt, statt sie weiterzuleiten. Die eine Art der Operation, die Steigbügelmobilisation, verlangt Fingerspitzengefühl, belästigt den Patienten aber nicht mehr als die Entfernung eines Weisheitszahns und gilt jetzt als Methode der Wahl, bevor der Arzt sich zu der größeren Fensterungsoperation entschließt. Ein erfahrener Ohrchirurg erlebt dabei nur selten Komplikationen. Sollte der Steigbügel wieder unbeweglich werden, so kann die Operation verhältnismäßig einfach wiederholt werden. Bei der Fensterung wird der unbewegliche Schalleitungsapparat des Mittelohres umgangen, indem ein neues Fenster im horizontalen Bogengang des Gleichgewichtsorgans des Innenohres angelegt wird. Bei richtiger Auswahl wird in ungefähr 80 Prozent der Fälle ein ausreichendes Hörvermögen erreicht. Diese Fensterungsoperation ist allerdings ein größerer Eingriff, der häufig Narkose erfordert und wegen der Eröffnung des Innenohres größere Risiken in sich birgt. Beide Operationen werden an den meisten großen Kliniken durchgeführt.

Auch heute können die Ohrenärzte weder mit Sicherheit einen Erfolg versprechen noch dafür garantieren, daß die Besserung der Hörfähigkeit anhält. Sie haben jedoch in den letzten zwei Jahrzehnten eindrucksvolle Fortschritte erzielt und neue Möglichkeiten gefunden, die den Schwerhörigen größere Hoffnungen eröffnen als zuvor.

Wiedereröffn

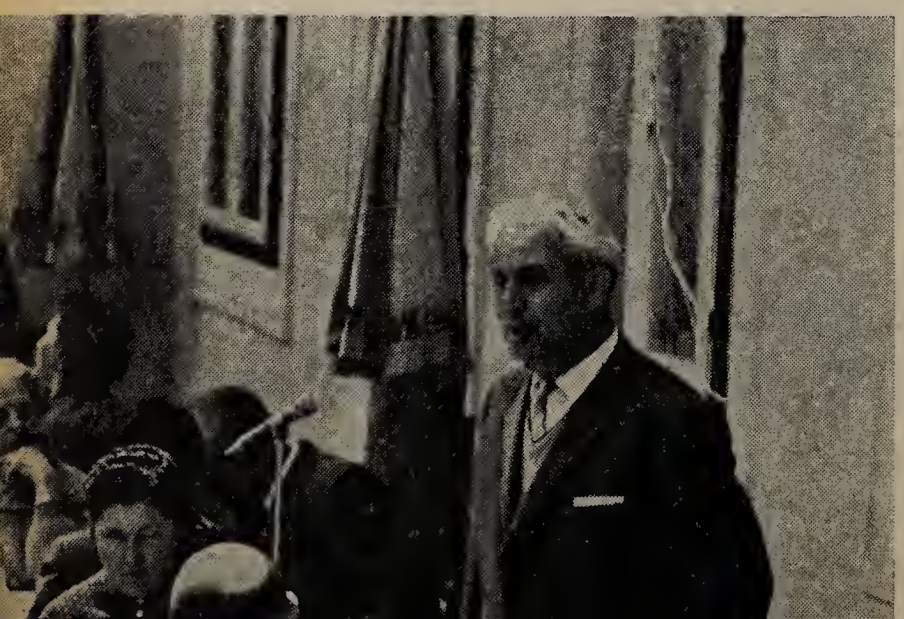
In Anwesenheit eines geladenen Kreises der Mitarbeiter, Freunde und Gönner der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wurde Sonntag, den 6. Mai 1962, das Blindenerholungsheim Harmonie in Unterdambach bei Neulengbach wieder seiner alljährlichen Benützung übergeben, nachdem es vollkommen neu adaptiert und eingerichtet worden war.

Ja, in dieser Harmonie herrscht nur Harmonie! Das war der allgemeine Eindruck, den man bei einer Führung, die Obmann Kollege Robert Vogel mit herzlichen Worten begleitete, empfand. Sehende und Blinde waren begeistert, in welch neuem Prunk das Heim erglänzte. Neue Möbel, alles neu gestrichen, modernste Einrichtung, um nicht zu sagen Komfort — zeigen dem Besucher, daß, wie Direktor Vogel es ausdrückte, „für den Blinden das Beste gerade gut genug ist". In einer Rekordzeit hatten hier Baumeister, Handwerker und Hilfskräfte ein Wunderwerk geschaffen. Man würde fast wünschen, daß Radio und Fernsehen einmal herauskämen und dieses Werk wahrer Nächstenhilfe der breiten Öffentlichkeit zuführten.

In seiner Begrüßungsansprache sagte Obmann Vogel unter anderem: „Dieses Heim dient einer besonderen Aufgabe, dient es doch der körperlichen und seelischen Erholung blinder Menschen. Betrachtet man die Geschichte des Heimes in den abgelaufenen elf Jahren, so zeigt sie ein Stück Blindengeschichte. In der Ausgestaltung der Harmonie zeigt sich die vollzogene Wandlung der Gesellschaft gegenüber den Blinden. Früher glaubten viele, der Blinde sei ein Ausgestoßener, für den das Übriggebliebene gerade gut genug sei. Heute sind sich die verantwortlichen Kreise in der ganzen Welt klar darüber, daß man dem Blinden das Leben erleichtern muß."

Anläßlich der Eröffnung der wiedereingerichteten „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach, fand eine kleine Feier statt, zu der sich sehende und blinde Freunde der Hilfsgemeinschaft eingefunden hatten.
Direktor Robert Vogel dankte allen Sehenden und Blinden, die in gemeinsamer Anstrengung und noch dazu in sehr kurzer Zeit die Neueinrichtung des Blindenerholungsheimes ermöglicht haben.

Photo Heinz Vogel



Die öffentliche Hand

Gesetzgeber und soziale Einrichtungen kommen immer mehr zum Schluß, daß Blinde wertvolle Menschen sind, für die gesetzliche Grundlagen zugunsten ihrer materiellen und kulturellen Selbständigkeit geschaffen werden müssen. Davon zeugen die verschiedenen Landesgesetze der Blindenhilfe, das geplante Behindertengesetz des Sozialministeriums usw. Auch die kürzlich vom Wiener Landtag beschlossene Erhöhung der Blindenbeihilfe auf 500 Schilling ist ein, wenn auch geringfügiger Schritt vorwärts auf dem Wege der Hebung des Lebensniveaus der Blindenschaft. Leider war es noch nicht möglich die Blindentätigkeit und die allgemeine Blindenhilfe auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und alle Stellen davon zu überzeugen, daß Tätigkeit für die Blinden im öffentlichen Interesse liegt. Daher ist auch dieses neue Werk in Unterdambach ohne Unterstützung der öffentlichen Hand entstanden. Es ist nur zu hoffen, daß Staat und Landesregierung einmal einen Blick hinaustun in die Harmonie, um zu sehen, was persönliche Initiative und Aufopferung vermögen.

Unsere Gönner

Das im Vorjahr eröffnete Blindenaltersheim in Hochegg bei Grimmenstein, das sich inzwischen zu einer geschätzten und beliebten Erholungsstätte, zu einem Gesundbrunnen entwickelt hat, stellte höchste Anforderungen an die Leitung der Hilfsgemeinschaft. Ein solches Heim gewissermaßen aus dem Boden zu stampfen, war kein Leichtes. Hier half die bewundernswerte Schaffenskraft des Obmannes Robert Vogel. Kurz entschlossen „ent-

er Harmonie

führte“ er eines Tages die gesamte Einrichtung von Unterdambach nach Hochegg und schuf dort das am 19. Dezember eröffnete Paradies für alte, alleinstehende Blinde. Für die Jüngeren aber, die die Erholung so dringend brauchen, weil das für sie eine Art von Rehabilitation darstellt, mußte die Harmonie raschest wieder hergestellt werden. Das aber wäre niemals ohne tatkräftige und weitgehende Hilfe der Freunde und Gönner der Hilfsgemeinschaft möglich gewesen.

Da fanden sich gute Freunde und Helfer. Die Wiener Möbelfabrik, unter der Leitung von Frau Zinterhof und Herrn Direktor Zakl, haben das Heim nach dem modernsten Stand eingerichtet. Diese zwei hochherzigen Blindenfreunde haben dadurch in der Tat bewiesen, wie selbstlose Hilfe aussieht. Ihnen gebührt ewiger Dank und höchste Anerkennung.

Um diese beiden edlen Menschen scharten sich bald ein Kreis von Architekten, Baumeistern und Handwerkern, die gewissermaßen im edlen Wettstreit danach eiferten, den Blinden ein gemütliches und gesundes Heim zu gestalten. Nicht vergessen sei in diesem Rahmen das Spenderwerk einiger allbekannter Firmen in Wien und Niederösterreich, die ebenfalls zum Gelingen beitrugen. Und am 4. Mai 1962 war es so weit, das Heim stand empfangsbereit.

Der Dank der Blinden

Obmann Vogel sagte zum Schluß: „Alle diese edlen sehenden Spender, die zum Gelingen des Werkes beigetragen haben, sind für immer in den Herzen der Blinden eingeschreint. Wir aber wollen unseren Dank dafür dadurch abstatten, daß wir weiterhin unsere ganze Kraft dareinsetzen, den Blinden zu helfen und weitere Werke der Blinden für die Blinden zu schaffen. Denn die Arbeit zum Wohle anderer ist das Schönste, was wir leisten können.“

Frau Maria Klinka sprach im Namen der ständigen Besucher der Harmonie Worte des Lobes und der Anerkennung für das Gelingen des neuen Werkes. „Ich war seinerzeit, bei der Erwerbung der Harmonie, die erste, die hier einzog. Viele Jahre habe ich als Heim-

Frau Zinterhof, Mitinhaberin der Wiener Möbelfabrik, verlieh in bewegten Worten der Freude ihres Unternehmens und aller dort Beschäftigten darüber Ausdruck, an der Wiedereinrichtung dieses Erholungsheimes für Blinde, einem Werke wahrer Nächstenliebe, mitgearbeitet haben zu dürfen.
„Wenn es uns gelungen ist, mit unserer Hilfe einen Beitrag geleistet zu haben, dann sind wir überaus glücklich und zufrieden.“ Photo Heinz Vogel

leiterin hier gewirkt. Meine vollkommene Erblindung macht diese Tätigkeit, die mir sehr ans Herz gewachsen war, unmöglich. Aber ich werde immer wieder hier sein. Die Neuausgestaltung der Harmonie ist ein großes Werk. Unser Kollege Vogel hat damit einen neuen Meilenstein in seinen Leistungen gesetzt.“ Kollege Franz Pechar, Obmannstellvertreter der Hilfsgemeinschaft würdigte die Verdienste der Schöpfer der Harmonie. „Die Leitung der Hilfsgemeinschaft ist stolz auf die Harmonie. Hier wurde ein schönes Resultat durch gemeinsame Arbeit blinder und sehender Menschen erzielt. Möge es auch weiterhin so sein. Vergessen wir aber auch nicht jene Menschen, die im Stillen für die gemeinsame Sache wirken.“ Schließlich ergriff noch Kollege Karl Vojir, Leitungsmitglied, das Wort und sagte, wie sehr die Harmonie den Blinden ans Herz gewachsen ist. „Sie wurde für uns eine zweite Heimat, ist es doch in Niederösterreich das schönste Heim. Wir wollen hoffen, daß dieses Heim vielen Blinden Erholung geben möge.“

Nach einem üppigen und mit viel Liebe zubereiteten Mittagessen — die neue Heimleiterin, Frau Handelsberger, hatte damit ihre erste „Prüfung“ gut bestanden — endete die Eröffnungsfeier. Ein schöner und erhebender Tag ging zu Ende.

DR. LUDWIG BERG

CARL JULIUS HAIDVOGEL

Der verlorene Katalog

Professor Sperling griff noch einmal sorgfältig alle Taschen seines Rockes ab. Mit schon fiebrigen Griffen stöberten seine Finger in der Aktenmappe, die er stets mit sich trug, aber außer der Zellophanhülle, in der verwahrt er sein Jausenbrot mitzunehmen pflegte, blieb ihm nichts in der zitternden Hand. Immer noch mit einem Schimmer Hoffnung eilte er ins Vorzimmer, wo sein Mantel hing; ja, er erinnerte sich jetzt mit zunehmender Deutlichkeit, daß er doch auf dem Heimweg in der Nähe der Schule nach dem Handkatalog gegriffen hatte, um in der Rubrik unter dem Namen eines Schülers — ja, Robert Kessler war es — noch eine Notiz anzubringen, und das Buch bei eiliger Überquerung der Straße in die innere Manteltasche geschoben hatte. Aber auch hier fuhr die Hand ins Leere. Der eisige Schreck, der sich ihm aufs Herz legte, sagte ihm mit lähmender Gewißheit, daß er den Katalog verloren hatte.

Das war nun freilich eine böse Sache. In dem in Maroquinleder biegsam gebundenen Buch — Sperling hielt viel darauf, Bedeutsames in Kostbares gehüllt zu tragen —, in dieser ansehnlichen Sammlung von dokumentarischem Wert standen die Namen seiner dreißig Schüler verzeichnet, und mit seinem Gedächtnis für Namen war es nicht mehr am besten bestellt. Aber dieser Verlust eines teuren Gegenstandes, einer kaum entbehrlichen Gedächtnisstütze, ließ sich am Ende verschmerzen und zur Not mit Hilfe des Bankspiegels wieder ersetzen. Was jedoch unwiederbringlich dahin war und ihn fassungslos machte, das waren die Eintragungen in den einzelnen Rubriken, die in ihrer Zahlenkürze apodiktisch vermerkten Noten, die unbestechlichen Zeugnisse vieler vorangegangener Prüfungen; und dies nicht allein. So wie Sperling seinen Schülern gegenüber ein unerbittlicher Richter war über alles, was schlecht oder auch nur unzulänglich schien, so wenig schenkte er sich selbst die Beweise seiner Handlungen. In stenographischen Notizen stand neben jeder Note auch die Begründung für den mathematischen Ausweis des Prüfungsergebnisses, der Steckbrief hinter angenommener Faulheit und Unwissenheit her, der ihm bei Konferenzen auch die Sicherheit eines abschließenden Urteils gab. Und was die Buchrubriken gleichsam zu Geheimfächern von höchster Vertraulichkeit machte: in jeder stand, präzise vermerkt, auch ein Leumundszeugnis über das sittliche Verhalten der Schüler, über die Anlage ihres Charakters und dessen wahrgenommener Verwilderung, ja Entartung.

Professor Sperling stand ratlos sinnend im Vorzimmer. Es gab ja wohl noch eine geringe Hoffnung: der Katalog konnte gefunden und im Fundamt abgegeben worden sein. Aber wer sagte ihm, daß der Finder gerade ein fremder, harmloser Passant gewesen sein mußte? Er glaubte noch, hinter sich die Glocke zu hören, die den Schluß des Unterrichtes ankündigte; Schüler der jüngeren Jahrgänge waren an ihm vorbeigelaufen. Wer durfte also nicht mit einiger, ja großer Sicherheit vermuten, daß ein Schüler, ja, einer seiner eigenen Klasse, das Buch gefunden hatte? Daß dieser es aufschlug und einer neugierigen Rotte um sich die Rubriken wies, den Schleier vor strengsten Geheimnissen zerriß und tri-

WEIHESANG

Herr, du bist groß, wir fühlen Deine Stärke!
Dein Atemhauch ist Sturm im Lenzesföhn,
wildbrausend über Gletschereis und Höhn,
Vernichtung bringend eitlem Menschenwerke.

Herr, Du bist wild in gnadenvoller Güte,
wenn arme Sünder reuig zu Dir flehn,
nicht eine einz'ge Seele läßt Du untergehn,
Dein Segen quillt wie Tau aus junger Blüte.

Dein Segen fließt uns zu wie Abendbrot
aus off'nen goldig weiten Himmelstoren,
wird wie der Sonnenglanz erneut geboren,
der strahlend alles Menschliche umloht.

O starker und doch milder Gott, wir fühlen
und neigen uns vor Deinem Angesicht:
Wäg unser Wollen, unsre Taten nicht,
damit wir staubbefreit vor Dir bestehen!

ANNA LAUBE

umphierend jedem sein Schuldkonto vor Augen hielt, mitsamt allem Drum und Dran, mit dem Blick in die Gemütskälte ihres Professors, als er die Noten mit Randbemerkungen versah? Und das Buch ging heimlich von Hand zu Hand, jeder schrieb sich daraus, was er brauchte, um es vor den Eltern daheim an die große Glocke zu hängen, damit sie um die Ungerechtigkeit, die Herzlosigkeit eines Mannes wüßten, der sich — und das ließ sich natürlich aus den Aufzeichnungen beweisen — als der ärgste Splitterrichter der Anstalt herausstellte. Nicht das Einzelne, aber die Summe aller gleichmäßig ausgefallener Randnoten mußte die Jungen und die Eltern gegen ihn entflammen. Die Waffen, die er gegen eine in seinen Augen verachtungswürdige Jugend geschmiedet hatte, waren ihm entrissen. Einer lauernden Macht, die ihn erbarmungslos ansah und ihre Rückendeckung hatte, stand er gegenüber, einer Bande von Verschwörern gegen seine Autorität, die ihm mit diesem Katalog abhanden gekommen war.

Ein lahmer Versuch, beim Fundamt noch zu retten, was zu retten war, blieb, wie erwartet, erfolglos. Nach einer schlaflosen Nacht betrat Professor Sperling mit dem Gefühl eines Geächteten die Schule, gewärtig, beim Öffnen des Klassenzimmers mit einem Indianergeheul aus dreißig Kehlen empfangen zu werden.

Indes, hinter der Klassentür war bloß das übliche Gemurmel zu hören, und als er sie langsam, zögernd öffnete, blieb es still in der Klasse. Es fiel ihm bloß auf, daß ein kleiner, blonder Bursche wie flüchtend vom Katheder sprang, und schon erhob sich alles schweigend wie ein Block von den Bänken.

Professor Sperling gab matt das Zeichen zum Setzen und stieg schleppenden Schritts auf das Katheder. Und da stand er plötzlich wie an die Bretter geheftet und spürte, wie ihm alles Blut zu Herzen schoß: auf dem Tisch, hinter dem Bankspiegel, lag ein kleines, in Leder gebundenes Buch — sein verlorener Katalog.

Sperling wagte nicht, die Augen zu heben; denn jetzt mußte ja die Abrechnung von denen da unten kommen. Nicht laut! Das war verpaßt oder berechnet. Oh, sie waren klüger, grausamer. Ein infernalisches Grinsen darüber, mit welchem Coup sie ihn überrascht und übernommen hatten, würde ihm entgegen-

VOR DEM SCHNITT

Durch die Felder geht ein Raunen,
Ahnungsvoll im Mittagswind
Wiegen sich die goldnen Ähren
Stolz und lächelnd, und sie sind
Todbereit nach jedem Atem,
Nehmen hin verzückt voll Staunen

Stunden, die sie noch durchträumen,
In der Sonnenglut gebleicht.
Und es weht ein heimlich Beten,
Das von Halm zu Halm sich schleicht,
Träumend trinken sie die Stille
Aus den lebensleeren Räumen.

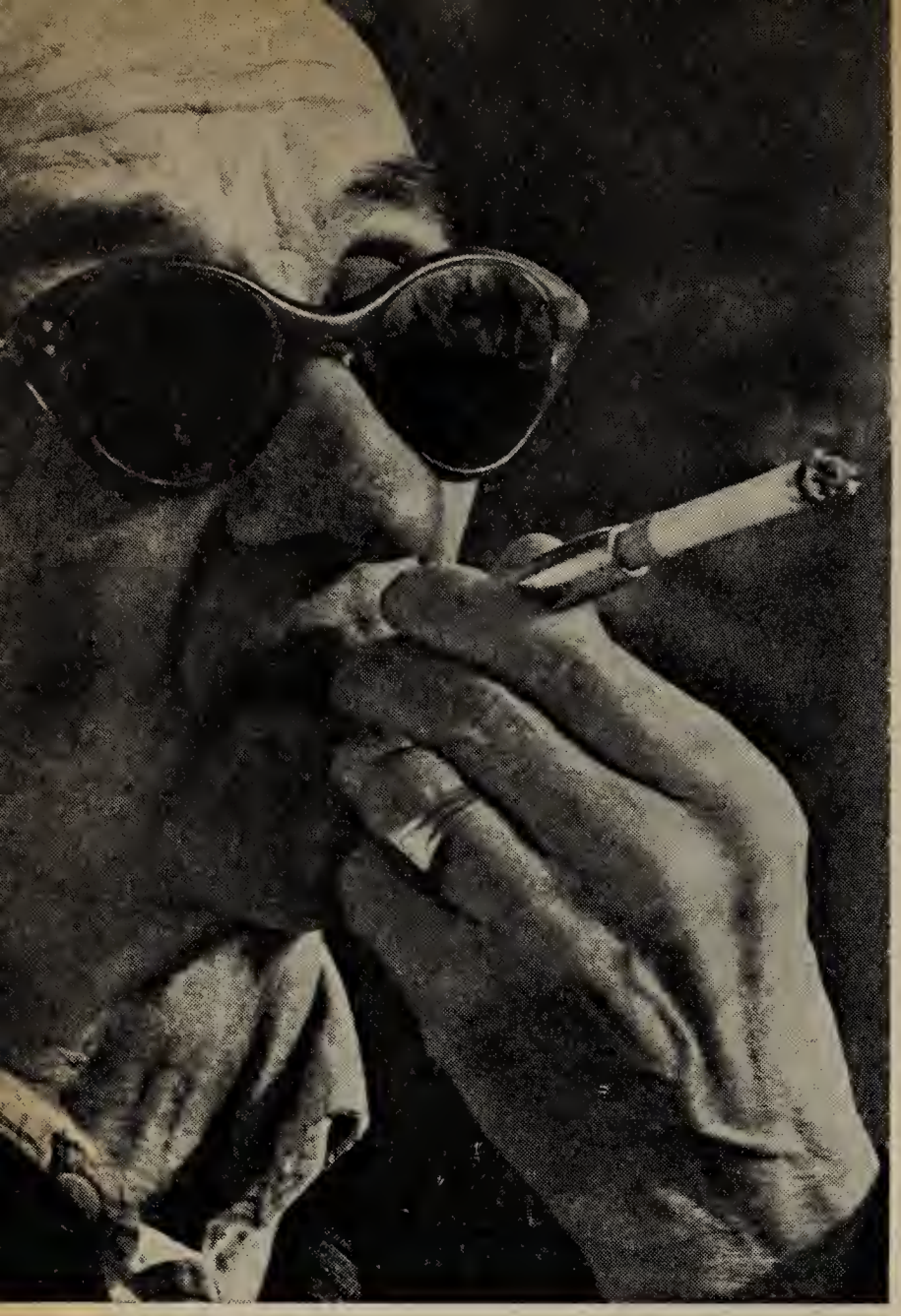
Und der Bauer geht vorüber,
Läßt durch seine grobe Hand
Einmal noch die Ähren gleiten,
Denkt dabei ans ferne Land,
Das einst ihn auch, gleich dem Korne,
Wohl ein Schnitter mäht hinüber.

KURT KLEBERT

schlagen. Wehte es ihm nicht schon wie heimlicher Triumph entgegen? Waren sie etwa nicht anständige Kerle? Sie hätten ja das Buch bei sich behalten können, ihn tagelang in Zweifel lassend, ob sie es entdeckt hätten oder nicht. Sie hatten es ja heimlich unter sich ausmachen können, wie sie es ihm am besten beibrachten, daß sie nun um seine ganze Verständnislosigkeit der Jugend gegenüber, um seine kaltblütige Strenge, seine erbarmungslose Art zu klassifizieren wußten. O nein, warten lassen konnten sie ihn nicht. Er hätte sich ja inzwischen wappnen oder vielleicht annehmen können, daß Buch sei irgendwohin in einen Müllkübel gewandert. Da, vor seiner Nase, stumm, ungeheuerlich stumm, sollte die Anklageschrift, vornehm in Maroquinleder gebunden, liegen. Und dreißig Ankläger saßen in den Bänken und lauerten.

Doch seltsam, als er den ersten unsicher schweifenden Blick in die Klasse warf, sah er nur die gleichen angespannten oder gelangweilten Gesichter wie immer, Burschen, die träge ihre Hefte aufschlugen und eine Gruppe um den kleinen Blonden, der vom Katheder gesprungen war, die neugierig etwas zu tuscheln hatte. Und nun erkannte er den Flüchtling. Es war Robert Kessler.

Professor Sperling nahm, den Katalog wie achtlos beiseite schiebend, am Tische Platz



Franz Mikulasek, ein langjähriges, treues Mitglied der Hilfsgemeinschaft, befindet sich seit einiger Zeit in der „Waldpension", dem Blindenaltersheim der Hilfsgemeinschaft, um dort, liebevoll betreut und aller Sorgen enthoben, den wohlverdienten friedlichen Lebensabend zu verbringen. Jetzt kann Vater Mikulasek wieder mit viel Vergnügen und echter Fröhlichkeit seine Zigarette rauchen und vielleicht tauchen manche schöne Erinnerungen an jene Zeit auf, da er noch jung und im Besitze des vollen Sehvermögens war. Er weiß, daß er sich auf die Hilfsgemeinschaft verlassen kann und daß diese große Familie auch ihn immer mit all ihrer Liebe und Fürsorge umgeben wird.

Photo Heinz Vogel

ERDENLEID

Weißt du wie es ist, einsam zu sein?
Deine Hände sie greifen ins Leere —
Die Nächte sind stumm, voll Qual und Pein,
Wo du verspürst des Daseins Schwere.

Du gehst deinen Weg, tust deine Pflicht,
trägst den Kopf hoch und lachst unter Schmerzen,
du wahrst das Gesicht, und zeigst es nicht
wie es aussieht in deinem Herzen.

ANNA PLÜMER

und sah eine Weile durchs Fenster. Die Hände, ineinander verkrampft, lagen vor ihm, ein leises Zittern schien sie zu bewegen. Er schien zu warten — auf den Ausbruch der Empörung da unten, die ihn wie eine Petarde erschüttern sollte. Eine unerträgliche Spannung lag im Raum, selbst die gewohnten wetzenden Geräusche in den Bänken waren verstummt.

Was nun? Eigentlich war heute Prüfungsstunde. Professor Sperling sah scheu nach dem Katalog, wagte es aber nicht, danach zu greifen. Er fürchtete, damit ein Signal zu geben, dem der allgemeine Aufruhr folgte, und er fühlte, heute wäre er dagegen machtlos. Denn heute waren die da unten in einen Bund zusammengeschlossen, geeinigt durch das gleiche Rachegefühl gegen seine dokumentarisch erwiesene, harte, ungerechteBehandlung. Und so begann er zum blinzelnden Erstaunen der Klasse ein wenig stockend und heiser einen Vortrag über die Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Das war so eine Art Schaudermär und Tatsachenbericht zugleich, so recht geeignet, Aufmerksamkeit und jugendliche Gemüter zu fesseln, abzulenken von Dingen, von Fragen, die unausgesprochen im Raume schwebten. Er kämpfte mit einem unsichtbaren Gegner, eine leise Angst im Nacken, er sprach ohne Pause, die ganze Stunde lang — nur manchmal abgelenkt, unterbrochen durch fragende, abschweifende Gedanken, bei denen Kessler eine gewisse Rolle spielte. Und man horchte, die Augen auf ihn gerichtet, aufmerksam, ohne Feindseligkeit, etwas Unbegreifliches malte sich in diesen Blicken von da unten herauf, und wie von einer furchtsamen Heiterkeit getragen, kamen mit dem Klingelzeichen die letzten Worte von Professor Sperlings Lippen.

Als die Schüler das Klassenzimmer verließen, trat Sperling an den kleinen Blonden heran und gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er ihn zu sprechen wünsche. Dann schloß er die Tür hinter den Letzten. „Sagen Sie mir jetzt aufrichtig," sprach er ihn, von einem plötzlichen Einfall getrieben, an, „Sie haben sich bei meinem Eintreten auf dem Katheder zu schaffen gemacht. Sie sind es am Ende gewesen, der meinen Katalog auf den Tisch gelegt hat?" — Kessler errötete und nickte stumm.

Professor Sperling hob schwer Atem. „Und — und — wer hat sonst noch in dem

Katalog gelesen?“ — „Sonst noch . . . ?“ Kessler schüttelte den Kopf. „Niemand.“ — „Sie haben keine Strafe von mir zu erwarten, auch wenn Sie die Wahrheit sagen.“

Etwas empörte sich in Kesslers Gesicht. „Ich allein hab' darinnen gelesen.“ — „So, Sie allein . . .“ kam es fast unhörbar von Sperlings Lippen. Ohne mit der Wimper zu zucken, sahen ihn zwei helle Jungenaugen mutig an. Und Sperling senkte den Blick. Er erinnerte sich plötzlich daran, daß er zuletzt noch in dem Katalog unter dem Namen Robert Kessler notiert hatte: Duckmäuser, unklarer, abseitiger, offenbar verschlagener Charakter . . .

Der Junge sprach die Wahrheit! Das war ihm mit erschütternder Gewißheit plötzlich bewußt geworden. Es bedurfte keiner weiteren Beweise. Eine Stunde lang war er mit seinem Vortrag über dem Schweigen der Klasse wie auf einem Seil dahinbalanziert. Es hätte nur eines Zeichens bedurft, und sie hätten ihn herabstürzen können. Herabstürzen müssen, wenn sie vom Inhalt des Buches gewußt hätten. Ihr Schweigen gab dem Robert Kessler recht und erlöste ihn, den Schuldigen.

Eine heftige Aufwallung seines Herzens verdunkelte seinen Blick. Er schloß einen Augenblick die Augen, dann reichte er Kessler die Hand. „Ich danke Ihnen“, sagte er leise und schob den Jungen sanft vor sich her und zur Tür hinaus. Bedurfte es noch der Frage, warum Kessler den andern nichts verraten hatte?

Professor Sperling begab sich wie nachtwandelnd ins Konferenzzimmer und schlug, neben dem Ofen Platz nehmend, den Katalog auf. Er zog seinen Crayon und durchkreuzte, ohne lange zu überlegen, die Rubrik Kessler mit zwei dicken Strichen. Und die anderen, sie, die nicht hineingesehen hatten, die sich nicht wehren konnten gegen seine harten Zensuren — sahen ihm nicht aus jeder Seite, die er langsam blätternd umschlug, ihre Augen entgegen, lustige, übermütige, lausbübisch blitzende Augen, in denen er jetzt vergebens nach Widersetzlichkeit, Verschlagenheit, dummdreister Frechheit und den anderen widerwärtigen Eigenschaften suchte, die sein altes, hartes Herz ihm ins Stenogramm diktiert hatte? Mit unerbittlichen Strichen hielt er Gericht, löschte er Anmerkung um Anmerkung, Note um Note, und da auf den Konten der Schuld schließlich kein Saldo mehr blieb, klappte er das Buch zu, öffnete die Feuertür des Ofens und übergab den Katalog gelassen und sühnebereit der läuternden Flamme.

TRÖSTLICHES

Der Kopf ist leer, das Auge matt,
Du bist schon vor der Mahlzeit satt.
Du streckst die Zunge aus dem Mund —
Und bist so ziemlich auf dem Hund,
Kaust resigniert die Unterlippe,
Der Arzt stellt Diagnose „Grippe“.
Verschreibt Dir eine Medizin,
Die einen Namen hat mit — „in“ —
Und die geschluckt — was sich versteht! —
Nicht macht, daß es Dir besser geht!
Jedoch sei nicht zu sehr erbost:
In allem Leid ein schwacher Trost
Sei Dir der Nachbar nebenan:
Denn der kommt sicher auch noch dran.

ILSE MARIA ENDO

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN“ BETRÄGT:

Jahresabonnement . . . . . S 50.—
1/2-Jahresabonnement . . . . . S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement . . . . S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . . S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

Blinde suchen und finden Entspannung

Die Unterhaltungsnachmittage, die die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs für ihre blinden und sehenden Freunde in regelmäßigen Abständen veranstaltet, sind nun schon zu einem Begriff geworden und erfreuen sich allergrößter Beliebtheit.

Professor Franz Dechantsreiter, welcher sich um die künstlerische Gestaltung dieser Unterhaltungsnachmittage annimmt und auch gelegentlich als Dichter und Conferencier in Erscheinung tritt, ist stets mit Liebe bei seiner Aufgabe und ist den Blinden längst ein lieber Freund geworden. Unermüdlich ist er bestrebt, jeder Veranstaltung der Hilfsgemeinschaft eine besondere Note zu geben. Dies fühlen auch die Blinden und danken ihm immer mit besonderer Aufmerksamkeit.

Kürzlich fand wieder so ein Unterhaltungsabend im *Schwechater Hof* statt. Es soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, daß Herr Stefan Varga, der Inhaber dieser Gaststätte, der guten Sache der Blinden damit dient, daß er ihnen den großen Saal gratis für Veranstaltungen zur Verfügung stellt.

Als Auftakt begrüßte Direktor Robert Vogel die erschienenen Gäste und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß so viele der Einladung gefolgt waren. In einer kurzen Ansprache berichtete er seinen interessiert zuhörenden Freunden über die Erfolge der letzten Wochen, sprach aber auch von den Schwierigkeiten, die immer wieder erwachsen, wenn größere Aufgaben, wie z. B. die Wiedereinrichtung der „Harmonie" zu bewältigen sind. Mit seinem unbesiegbaren Optimismus begeistert er stets seine Mitarbeiter. Obmann Vogel dankte an dieser Stelle den vielen Helfern und Gönnern der Hilfsgemeinschaft und nicht zuletzt Professor Dechantsreiter, der mit seinen Künstlern einen Teil dazu beiträgt, das Leben der Blinden schöner und lichter zu gestalten.

Im ersten Teil des Programms mit dem Motto „Was ewig zu uns spricht", lernten wir Frau Professor Beatrice Reichert und Fräulein Lisl Schreinzer, Cellovirtuosinnen, kennen, welche eine Sonate für zwei Celli vortrugen. Konzertmeister Jaro Schmid, Violine, begeisterte seine Zuhörer bis zur Ekstase. Seine Darbietungen: „Nocturno" von Chopin, „Introduktion und Czardas", sowie die Eigenkomposition „Tanzende Finger" waren meisterhaft in Ton und Technik. Mit angehaltenem Atem lauschten die Gäste und dankten dem Künstler mit nicht endenwollendem Beifall.

Was die Blinden mittels ihres Gehörs wahrnehmen können, macht ihnen ganz besondere Freude. Darum sind die Unterhaltungsnachmittage der Hilfsgemeinschaft auch vorwiegend auf die Vermittlung akustischer Eindrücke eingestellt.
Auch die meisterhaft vorgetragenen Trompetensolis N. Demmers fanden daher vor allem bei den blinden Zuhörern einen sehr guten Widerhall.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

Mit viel Heiterkeit und echtem Humor sorgten Mela Resch und Ernst Fröhlich für ausgezeichnete Stimmung im Schwechater Hof und ernteten, wie alle anderen Mitwirkenden, reichen Beifall.
Die Unterhaltungsnachmittage der Hilfsgemeinschaft im Schwechater Hof sind zu einer sehr beliebten Einrichtung geworden. Sehende und blinde Freunde kommen immer wieder gerne, um für einige Stunden Entspannung und angenehme Unterhaltung zu finden.

Anschließend gab Johann Thiem, ein blinder Geistig-Schaffender, einige von den Zuhörern sehr gut aufgenommene Proben seiner musischen Tätigkeit zum besten. Als Abschluß des ersten Teiles brachte Herr Demmer vom großen Wiener Rundfunkorchester einige Trompetensolis zum Vortrag, die besonders unsere auf akustische Eindrücke eingestellten blinden Hörer auf ihre Kosten kommen ließen. Kapellmeister Richard Schmiedberger begleitete die Künstler dieses Programmteiles auf dem Flügel.

Im zweiten Teil, der unter die Devise „Bunt und heiter" gestellt wurde, begrüßte uns Ernst Fröhlich als Conferencier. Mela Resch erfreute mit ihren unnachahmlichen Schnellsprechvorträgen und erntete reichen Beifall. Josef Wallner brachte einige nette Wiener Lieder zum Vortrag und wurde von Richard Schmiedberger am Klavier begleitet.

Die jüngeren Blinden kamen bei den modernen Musik- und Gesangsdarbietungen der Zwillingsbrüder Peter und Karl Mayer voll und ganz auf ihre Rechnung. Die beiden sympathischen jungen Menschen sparten nicht mit Zugaben, die immer wieder verlangt wurden. Die Doppelconference Mela Resch — Ernst Fröhlich bildete den Abschluß des Bunten Nachmittages. Die beiden Künstler riefen wahre Lachstürme hervor und wurden lebhaft akklamiert.

Alles in allem war es ein gelungener Unterhaltungsnachmittag und wir freuen uns schon auf die nächste Veranstaltung der Hilfsgemeinschaft.

Olga Takats

KLÄRE MARIA KLAR

Der edeldenkende Mensch

Lebt er noch auf unserer Welt, oder lebt er nicht mehr? Hat er überhaupt noch eine Berechtigung zu leben? Darüber kann es nur ein Ja geben, denn alles Positive wirkt fort im All für immer. Es wirkt aus sich selbst fort, denn alles Positive ist nicht dem Tode unterworfen, sondern lebt für alle Zeit. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß alles vergeht und nichts bleibt. Alles bleibt, ohne Ausnahme und bestimmt die Welt, in der wir leben und wirken, im Einzelnen wie in der Gesamtheit. Alles, was gedacht wird, ist, hat also seine Auswirkung und alles, was gesprochen wird, ebenso. Das All lebt. Es ist der Träger unserer Gedanken und wird es immer sein. Die Materie lebt wie alles lebt. Sie hat geistige Träger, die sie behüten oder zerstören, je nachdem. Der edeldenkende Mensch wirkt im All durchaus positiv, er hilft also, die Welt zu erhalten und arbeitet der Zerstörung entgegen. Zerstörung ist negativ, sie wird immer wieder durch den Aufbau abgelöst, denn der Mensch will weitergehen auf dieser Welt. Er hat die Berechtigung dazu, wenn er Gutes will, d. h. wenn es die Welt hebt und leichter macht. Alle sind Baumeister hier in dieser Welt und alle vermögen alles, im Guten wie im Bösen.

Der edeldenkende Mensch, mag er noch so im Verborgenen leben, wird mehr dazu beitragen, die Welt zu heben, als ein Mensch, der an der Zerstörung seine Freude hat, gleich ob im Kleinen oder im Großen. Gott hat uns viel gegeben auf dieser Welt, viel mehr, als wir heute erkennen. Denn geistige Kräfte liegen brach, weil sie der Mensch nicht erkennt und daher nicht nützt. Er wird aber erwachen und nicht untergehen. Und einmal wird er wissen, wer ihm geholfen hat eine Zeit zu überbrücken, die alles durch Krieg zerstören wollte für immer. Gott lebt und die Seinen auch. Sie wirken hier und drüben im gleichen Maße, denn in Gott gibt es keine Vergänglichkeit. Wir leben alle, ohne Ende, nur die Dimension ändert sich, um die Welt genesen zu machen.

DAS LICHT

Ach, aller Bücher Wust,
Er nützt dir nicht:
In deiner eignen Brust
Trägst du das Licht!

Du mußt durch deine Zeiten
Mit heißem Herzen gehn,
Dann wird dich fürder leiten
Der Sehnsucht Weltverstehn!

LEO SONNWALD

GRETE SCHOEPPL

ANGEBISSEN

Der Herr Assessor hatte niemals Zeit. Immer hatte er es riesig eilig. Er empfing fast nie Besucher, und wenn mal einer kam, dann sagte er todsicher: „Entschuldige mich, bitte, aber ich habe wirklich gar keine Zeit!" Er eilte dann fort zu irgend einer Besprechung, bei der er aber durchaus nicht so notwendig war wie er meinte, oder er hatte sich einen Stoß Akten aus dem Amt mit nach Haus genommen, an denen er nun emsig herumdokterte, schrieb, rechnete oder weiß der Himmel, was es da alles zu bearbeiten gab.

Die Besucher mußten dann mit seiner Mutter oder Schwester vorlieb nehmen, denn Frau hatte er noch keine, auch nur deshalb, weil er sich einfach keine Zeit dazu nahm. Wie hätte der allzu beschäftigte und daher etwas fahrige, nervöse, ruhelose Herr Assessor Leupold Zeit finden sollen, ein weibliches Wesen überhaupt anzusehen? Nur für eines nahm er sich in den letzten Wochen Zeit und da konnte er stundenlang sitzen und vor sich hinschauen: Wenn er am Bachrand saß und angelte . . .

Anfänglich hatte ihm der Arzt den Angelsport als Gegengewicht für sein hastiges, nimmermüdes Wesen verschrieben. Karl Leupold hatte sich diesem Rezept nur ungern gefügt, aber bald war das Angeln seine große Leidenschaft geworden. Es gab für ihn nichts Schöneres, als draußen unter den Weiden am Bache zu sitzen, die Angel mit dem Köder am Haken ins Wasser getaucht und still und geduldig zu warten, bis er einen Ruck oder dergleichen an der Schnur spürte, zum Zeichen, daß ein Fisch angebissen habe. Aber leider gab es da viele Täuschungen. Als er einmal glaubte, eine Forelle gefangen zu haben, war es ein Stück Holz, das sich in seinem Angelhaken verfangen hatte. Und dies war durchaus nicht der einzige Fall gewesen.

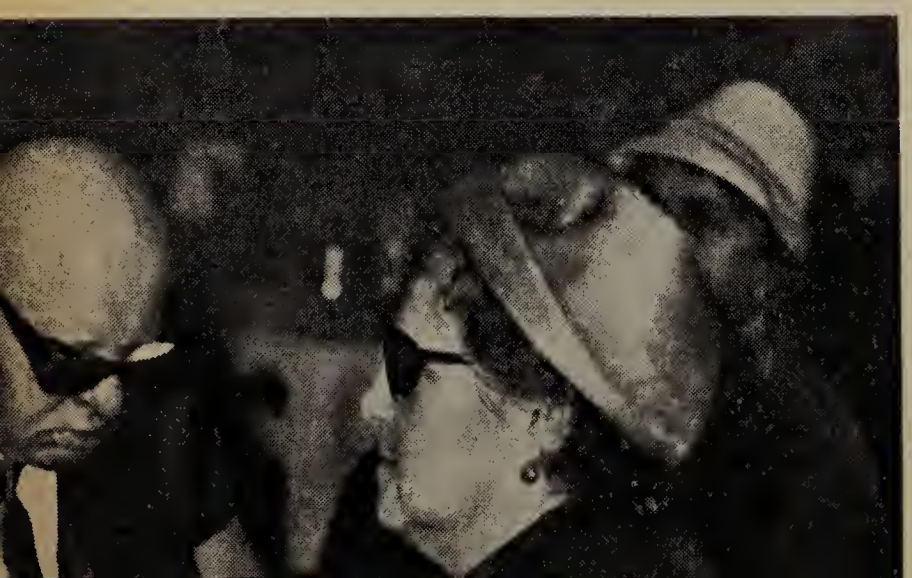
Ja, man hätte es eigentlich nicht für möglich halten können, daß ein Mensch wie der Assessor, der für nichts und niemand Zeit hatte, beim Angelsport so geduldig ausharren konnte, und dies sogar noch mit Leidenschaft und Lust. Karl Leupold war eben nicht tatsächlich mit Arbeit überbürdet. Das meiste machte er sich selbst. Er war ein Tüftler, ein Umstandsmaier, und eine Arbeit, die ein anderer in weitaus kürzerer Zeit erledigt haben würde, hielt ihn tagelang in Atem. Er hielt sich ferner für unentbehrlich, im Grunde aber war er genau so entbehrlich, wie dies durchschnittlich fast jeder Mensch ist. Dann nahm er sich noch dazu nutzlose Arbeiten vor, von denen jedoch nur er allein überzeugt war, daß sie unumgänglich notwendig waren. Daher seine Arbeitsfülle, und aus dieser wieder sein schusseliges, fahriges und nervöses Wesen.

Ja, so war der Assessor, nicht zuletzt stark zum Leidwesen mancher Weiblichkeit, und

---

Vor seiner Erblindung bekleidete unser Kollege Hans Kaspar ein hohes Amt in der Postsparkasse. — Mit seiner unbändigen Liebe für die Natur ging er immer offenen Auges durchs Leben und erfreute sich an den vielfältigen Schönheiten unserer wunderbaren Schöpfung. — Hat er es früher auch nur ahnen können, einmal in vorgerücktem Alter im Kreise der Blindenfamilie Aufnahme zu finden? — Mit seinen blinden Freunden nimmt er nun teil an den verschiedenen Veranstaltungen der Hilfsgemeinschaft und hat gelernt, seine Niedergeschlagenheit zu überwinden. Er kann wieder lachen!
Kollege Kaspar verbringt gerne einige Wochen im Blindenerholungsheim „Harmonie" oder in der „Waldpension" in Hochegg.
Wenn die Blinden auch aus verschiedenen Berufen und aus den verschiedenen Schichten des Volkes kommen, so haben sie doch das gemeinsam, daß sie versuchen wollen, möglichst viel aus dem Leben herauszuholen. — Das Sehen, dieser kostbarste Besitz ist verloren, für immer weg, doch vieles ist noch geblieben. Sollte nicht jeder, der das Glück hat, gesunde Augen sein eigen zu nennen, daran denken, wie schnell dieser Schatz dahin sein kann. Darum sollte sich jeder Sehende an dem Schönen freuen, das es in der Welt zu schauen gibt und auch immer daran denken, daß die Blinden auf die Hilfe der Sehenden nicht verzichten können.

Photo Pressebild-Agentur Cerny



vor allem von Helga Braun, die schon lange eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt hatte, natürlich ohne daß der Gegenstand ihrer Neigung von diesen Gefühlen auch nur die leiseste Ahnung hatte, geschweige denn, sie erwiderte. Ja, trotz seines fahrigen, nervösen Wesens besaß Assessor Leupold seine Vorzüge. Er war von einnehmendem Äußeren, sehr gebildet, hatte gute Manieren, und wenn er nur wollte, war er auch ein glänzender Gesellschafter.

Helga liebte ihn aufrichtig und war nicht gesonnen, es bei dieser einseitigen Liebe bewenden zu lassen, sie wollte vielmehr alles unternehmen, den Assessor auf sich aufmerksam zu machen und es so einzurichten, daß er ihre Liebe erwidern würde. In ihrem Interesse für alles, was Herrn Leupold betraf, war es ihr nicht schwer gefallen, daraufzukommen, wo und womit er in letzter Zeit seine Sonntage verbrachte. Sie atmete ordentlich auf, als sie erfuhr, daß er am Angelsport Freude und Interesse gefunden hatte; denn nicht mit Unrecht erhoffte sie von der Fischerei, der er sich verschrieben, Besserung seines nervösen Zustandes, der natürlich auch ihr nicht hatte verborgen bleiben können.

Ferner war sie eine große Naturfreundin und liebte besonders Gegenden, die von Wasserläufen, Seen oder Teichen belebt waren. Sie wußte auch, was für einen großen Einfluß die Natur auf die Menschen auszuüben imstande ist, und daß der Mensch in der Natur ein anderer ist als in den Städten, im Getriebe seines Arbeitsplatzes und der Hast des Alltags. Nichts lag näher, als daß sie eines Sonntags neben ihrem geliebten Karl, als dieser eben angelnd am Bache saß, auftauchte und dazu sagte: ,,Nein, aber solch ein Zufall, Herr Assessor, daß ich Sie hier treffe!“

Er aber winkte nach kurzer Begrüßung unwillig mit der Hand ab und meinte: ,,Bitte nicht laut sprechen, sonst beißen die Fische nicht an! Ich wünsche auch nicht abgelenkt zu werden, Fräulein Braun!“ Nun, das klang ja alles andere als hoffnungsvoll. Jedoch in demselben Maße Leupold bemüht war, beim Angeln Glück zu haben, wollte Helga alles versuchen, daß ihr der Fisch, den sie angelte, ins Netz gehen sollte.

,,Aber neben Ihnen sitzen darf ich doch, Herr Assessor?“ fragte sie schmollend. ,,Bitte, wenn es Ihnen nicht langweilig ist!“ — ,,Durchaus nicht. Ich möchte gar zu gerne sehen, wie Ihnen die Fische ins Garn gehen!“ — ,,Oh, da gehört viel Geduld dazu, bis auch nur einer anbeißt!“

,,Das merke ich!“ entfuhr es Helga unwillkürlich. Zu spät biß sie sich auf die Lippen. ,,Wie meinen Sie das, Fräulein Braun?“ — ,,Nun, ich denke, beim Angeln ist es meistens so!“ wich sie geschickt aus.

,,Das kann man eigentlich nicht sagen,“ versetzte er, ,,oder haben Sie noch nichts von Anglerglück gehört?“ ,,. . . und auch von Anglerpech!“ gab sie zu, wieder mit Beziehung auf sich selbst. ,,Ja, das habe ich!“ rief er verärgert, ,,denn wenn wir hier noch länger plaudern, wird sich überhaupt nichts an meiner Angelschnur rühren!“

Sie schwieg nun. Es war wirklich aussichtslos, diesen Angler angeln zu wollen. Ihn schien nur das zu interessieren, was an seine Angelschnur kam. Schließlich entfernte sie sich verärgert. Aber sie kam doch noch einige Sonntage, ihm beim Angeln zuzusehen. Sie schwieg meistens, weil er dies so wünschte, aber heute hatte sie wieder ein wenig geplaudert, und er hatte sie im Interesse des Anbeißens der Fische um Ruhe gebeten.

DES MÄDCHENS KLAGELIED

Durch die Bäume klinget leise
deine traurig sanfte Weise,
Mädchen, warum klagest du?
Deiner Seele Schmerzenstöne
dringen auch zu mir, du Schöne,
denn auch ich find' nimmer Ruh'.

Du besingst das einst erkor'ne
und nur allzubald verlor'ne,
schöne, traute Liebesglück;
fern im Echo hallen wider
deine tiefempfund'nen Lieder
aus der Einsamkeit zurück.

Diese klagenden Gesänge
sind mir wohlbekannte Klänge,
meines eignen Schicksals Lied;
mich hat auch das Glück betrogen
und ist fort von mir gezogen,
bin im Herzen krank und müd'.

Weihevoll hüllt nächt'ger Schleier,
wie zu einer Totenfeier,
alles in ein Dunkel ein;
deine Weise ist verklungen,
ist tief in's Herz gedrungen,
Mädchen, nun schläfst du auch ein.

FRIEDRICH MARIA WIESENBERGER

Da verließ sie mißmutig den Platz an seiner Seite, um sich weiter entfernt von ihm hinzusetzen. Dabei verlor sie einen ihrer hübschen, leichten Sommerschuhe, der sich selbständig machte und über die Böschung hinunterrollte, direkt in den Bach. Helga tat einen halbunterdrückten Aufschrei, den jedoch Leupold, obwohl er nicht allzuweit entfernt war, im Eifer des Angelns nicht hörte. Helga hatte sich noch nicht von ihrem Schrecken erholt — denn wie sollte sie um Gottes willen zu ihrem Schuh gelangen? Der Bach war an dieser Stelle ziemlich breit und der Schuh war nirgends zu sehen —, da ergriff Leupold eine fieberhafte Erregung, die Erregung des Anglers, wenn er fühlt, daß ein Fisch angebissen hat.

Es war klar: Jetzt war der große Moment da! Schon sah er im Geiste die herrliche Forelle an seiner Angel zappeln, als Lohn für die vielen Stunden geduldigen Harrens. Nach der Schwere an der Schnur mußte es eine ganz fette Forelle sein . . . Doch, was war das? Als er die Schnur aus dem Wasser gezogen hatte, baumelte graziös ein niedlicher Damenschuh an dem Köderhaken. Obwohl Leupolds Enttäuschung groß war, mußte er doch zugeben, daß es ein sehr zierlicher Damenschuh war, der da an seiner Angel hing. Und da ihn nun einmal alles, was an seine Angelschnur kam, mit Ausnahme von Holz, Abfall und dergleichen, nicht gleichgültig ließ, so konnte er dem hübschen Schuh sein Interesse nicht versagen. Ja, mit einem Male schoß ihm das Blut in die Schläfen, wenn er sich ausmalte, wie niedlich erst das Füßchen sein müßte, das in einen solchen Schuh hineinpaßte, und alles übrige, was zu diesem Fuße gehörte!

Ja, ob man es nun glauben mag oder nicht, dieser Schuh an seinem Angelhaken hatte jählings sein Interesse für das andere Geschlecht geweckt. Und nun wußte er auch mit einem Male, wer solch ein Paar Schuhe an den Füßen hatte. Er blickte zu Helga hin. „Fräulein Braun, haben Sie nicht einen Schuh verloren?“ Ein Glück nur, daß ihm diese Gedankenverbindung noch eingefallen war, ehe er sich ganz in den Sturm seines jäh erwachten Gefühls verlor.

Helga war zu Tode froh, daß ihr Schuh gefunden worden war, und noch glücklicher über den feurigen Blick, mit dem ihr Karl den Findling überreichte. Er sah sie an, als sähe er sie zum erstenmal, und sie versäumte nicht, ihm mit leuchtenden Augen zu verstehen zu geben, daß auch er ihr nicht gleichgültig war, oh, aber schon gar nicht gleichgültig. Da der Schuh vor dem Anziehen in der Sonne trocknen mußte, hatten Helga und der Assessor Zeit, miteinander zu plaudern. Es störte ihn jetzt durchaus nicht mehr. Es gab sogar einen ersten Kuß . . .

„Und du bist wirklich nicht böse, Karl, daß es mein Schuh und nicht eine Forelle war, die an dem Angelhaken hing?“ — „Nein, wie könnte ich . . .?! Es war doch das süßeste Fischchen, das ich jemals hätte angeln können, sonst wäre ich, Narr, der ich bin, nein, der ich war, immer an dir vorübergegangen! Ich glaube sogar, daß ich anfangs nicht gerade höflich zu dir gewesen bin.“ — „Ach, laß das, das ist nun vorbei!“

Es kam eine herrliche Zeit für unseren Assessor, die Zeit der ersten Liebe! Da war alles noch einmal so schön, sogar das Fischen. Er angelte noch einmal so gern, wenn Helga neben ihm war. Und es ist nun schon einmal im Leben so: Wenn ein Mensch glücklich ist, fließt ihm das Glück nur so zu. Wenn sich früher kaum ein kleiner Fisch in seinem Angelhaken verfangen hatte, fing er nun manch schöne Forelle, und im nahen Teiche, wo er nun auch öfters seine Angel auswarf, fing er fette Karpfen, ansehnliche Hechte und Schleien, die seine Tafel und den Tisch seiner Braut bereicherten.

Sein fahriges, nervöses Wesen, sein Tüfteln und umständliches Arbeiten hat er ganz aufgegeben und war der liebenswürdigste und angenehmste Mensch geworden, den man sich nur denken konnte. Man konnte sagen, daß ihn der Angelsport zu seinem Besten gewandelt hatte.

Das Praktische

Tausendfach sind die Schritte zu den praktischen Dingen des Lebens. Tu auch sie mit Bedacht, erfüll' die Pflichten des Tages! Aber verirr' dich nicht im Labyrinth der Geschäfte! Denke daran: du bist ein Wesen höheren Geistes!

DR. FRANZ FRIEDLAENDER

GEBHARD KARST

Die Kindergärtnerin für das blinde Kind

Das blindgeborene Kind und jugendblinde Kind bedarf einer speziellen pädagogischen und schulischen Betreuung. Die Zahl der eigentlich blindgeborenen Kinder ist glücklicherweise sehr klein und die Zahl der bei der Geburt und in den ersten Lebensjahren erblindenden ist bei uns ebenfalls nicht mehr hoch.

Wie steht es bei uns mit der Erziehung des blinden Kleinkindes? Ich muß leider sagen, noch nicht zum besten. Es besteht die Gefahr, daß einerseits das blinde Kleinkind verwahrlost oder anderseits verhätschelt und verwöhnt aufwächst.

Viele Eltern betrachten es als ein großes Unglück, und die lieben Nachbarn unterstreichen diese Betrachtungsweise, ein blindes Kind zu haben. Dieses Unbehagen mit all seinen Folgen wirkt sich in der Erziehung des blinden Kindes sehr schlimm aus. Das Kind wird bemitleidet, wird beklagt. Die Tanten und Großmütter jammern. Diese üble Stimmung überschattet die Seele des Kindes.

Das Kind selbst würde aber die Blindheit oder die große Sehbehinderung überhaupt nicht als ein Unglück empfinden, und dabei darf man auch ruhig den Eltern sagen, daß es unter den heutigen Verhältnissen und bei einer wirklich christlichen Gesinnung gar nicht so schlimm ist, ein blindes Kind zu haben. Denken wir doch an die schönen Worte des Evangeliums: „An diesem Blindgeborenen sollen die Werke Gottes offenbar werden."

Unsere Blinden-Fürsorgerinnen leisten Aufklärungsarbeit. Nötig wären aber neben Fürsorgerinnen auch Kindergärtnerinnen, die gleichsam als „home-teacher" die Aufgabe der erzieherischen Anleitung der Eltern und die regelmäßige Betreuung der blinden Kleinkinder übernehmen würden.

Auch das sehende Kleinkind ist nicht ein ausgesprochenes Augenwesen wie der jugendliche und erwachsene Mensch. Es befühlt mit Händen und Mund die Gegenstände. Der Tastsinn entwickelt sich parallel zum Gesichtssinn. Auch Geschmack, Geruch und Gehör, sind nicht die Benachteiligten. Die Erziehung des blinden Kleinkindes trachtet darnach, die vier verbliebenen Sinne, Gehör-, Tast-, Geschmack- und Geruchssinn besonders gut auszubilden und zu schulen.

Ein blindes Kind wird sich, wenn es richtig angeleitet und freigelassen wird, sehr rasch in seiner Umgebung, auch in der weiten Umgebung zurechtfinden. Es lernt reden und singen wie ein sehendes Kind, es lernt spielen und gehen nach seiner Weise mit Hilfe des Tast- und Gehörsinnes. Das blinde Kind wird aber sehr oft in die Ecke gestellt; die Mütter sind zu ängstlich. Oft haben sie auch keine Zeit sich dem sehbehinderten Kinde besonders zu widmen. Die Geschwister lassen es stehen oder liegen und hüpfen ebenfalls davon.

Dabei könnte auch dieses Kind einen Kindergarten besuchen. Die Kindergärtnerin müßte nur ein besonderes Verständnis für das blinde Kind aufbringen. Es könnte auch mit seinen Geschwistern und allein, von einem bestimmten Alter an, weite Spaziergänge unternehmen.

Ich erinnere mich an einen Tierarzt, der einen geburtsblinden Sohn hatte. Er nahm

Immer mehr setzt sich der Gedanke durch, daß blinden Menschen am besten dadurch geholfen wird, daß man ihr Selbstbewußtsein stärkt und ihnen alle Wege ebnet, damit sie sich im Leben allein durchsetzen können. Das gilt ebenso für die Erziehung blinder Kinder, die von früh auf daran gewöhnt werden, sich so zu verhalten, wie es die vollsinnigen Kinder tun.

dieses kleine Büblein stets auf seine Arztvisiten mit. Der Kleine mußte bald neben ihm allein gehen. Bald kroch er auch unter Kühen, Geißen und Schafen herum. Er besorgte auch für seine Mutter Einkäufe, genau wie ein sehendes Kind. Und aus diesem Kleinen wurde später ein bewunderungswürdiger selbständiger Mensch. Er wurde Klavierstimmer, fand Weg und Steg zu seinen Kunden und pilgerte sogar mutterseelenallein von Heiden nach Maria Einsiedeln. Er war ein überaus fröhlicher, allzeit sangesfroher Mensch.

Nun ist es freilich möglich, auch Kinder vor dem schulpflichtigen Alter in eine Blindenschule zur Vorbereitung auf die wirkliche Schule zu geben. Natürlich müssen sie dann verhältnismäßig früh das Elternhaus verlassen.

CARL HERRMANN

Das Lied vom blauen Vöglein

Ich bin unsagbar müde heute, viel müder noch als sonst, wenn ich tüchtig geschafft und mich abgerackert hatte. Eine so schwere, seltsame Mattigkeit liegt mir im Blute, als wäre ich tausend Jahre lang bergauf gegangen; im mühsamen Keuchen mein Ziel versank, so daß ich statt der morgenroten Gipfel nur neue steile Wände schaue, tiefe Schluchten und drohende Hänge, grau, fahl, unheimlich, kaum bezwingbar. Endlich raffe ich mich gewaltsam auf. Nein, ich darf diese Lethargie nicht übermächtig werden lassen. Ich muß Sieger bleiben, mich erfrischen, stärken. — Mir ist, als wäre die sonst immer so schnell fließende Zeit gefroren, die Uhr steht still, ich bin in einer Zone, wo die Stunde nicht mehr gilt, gleichsam ihr Recht, ihr Fordern verloren hat. Leise surrt die Flamme des kleinen Kochers, den ich mir zum Tee-Bereiten angezündet hatte; vor mir die Teedose, aus dunklem, chinesischem Lack, mit den beiden blauen, feingefiederten Vögelchen, die auf weißschimmernden Blütenzweigen sich wiegen. Auch der Himalaya ist in die Dose gezeichnet, in Sonne und Schnee. Leise, leise sinken die Flocken vor dem Fenster draußen zur Erde nieder, es ist Advent. Mir fallen die Augen zu. Da, wie seltsam . . . eines der Vögelchen steigt aus der Dose, entfaltet die flimmernden Fittiche, schwebt auf mich zu und hebt ganz wundersam zu singen an: „Vergiß, Menschenkind", singt es, „vergiß der Erde Elend, der Erde Not! All dieses dauert nicht ewig! Das alles ist wie ein Traum, der im Morgen zerbricht, eine Wolke, die sich auflöst und verschwindet.

Siehst du, diese Welt ist wie ein dunkler Wald, der zur Mitternacht durchschritten werden muß. Über den vielen Tausenden Wipfeln des Waldes leuchtet ein geheimnisvoller Stern! Wer Herz und Blick zu diesem Gestirn erhebt, kann nicht irregehen, kann sich im Dickicht der Welt nicht verlieren! Mit sanftem Licht erhellt ihm der Stern die Pfade, zieht ihn endlich aus dem Gewirr der Ranken heraus und er gelangt ins Freie. Alle aber, die sich dem Licht des Sternes verschließen und sich selbst leuchten wollen, sind in großer Gefahr, den Weg zu verlieren! — Aber ich wollte dir eine Geschichte künden von zwei Seelen, die einander im großen Walde, Welt genannt, begegnet, die den strahlenden Stern geschaut und das lange verlorene Eden wiedergefunden haben . . .

Vor vielen Jahrhunderten lebten im Lande der Mitte, nahe einem uralten Tempel, in der Stadt, da einst der große Weise Lao-Tse wirkte und in weißen Marmorbecken silberne Brunnen flüsterten, kleine Nachtigallen in den Blumen schluchzten und das Glockenspiel der Tempeltürme aus Porzellan seine Melodien den Winden preisgab, ein Mädchen und ein Knabe. Sie wuchsen gemeinsam auf, sprangen in den Wiesen umher, wanden sich Kränze, lernten und sangen. Nie sah man sie getrennt voneinander und alle Menschen meinten, in wenigen Jahren würde dies frohe, selige Leben in einer glücklich schönen Ehe weitergeführt. Allein es kam anders. Da viele wilde Tiere in dem großen Walde hausten, der an die Stadt der beiden grenzte, die den Einwohnern gefährlich wurden, entschloß sich später der Knabe, da er herangewachsen zum Jüngling, in die Wildnis zu ziehen und diesen Ungeheuern im Kampf zu begegnen, sie zu überwinden und dort, überall wo er einen Drachen erlegt, ein Feuer anzuzünden zum Zeichen, daß der Weg

frei wäre, der Weg, den alle, die zu jenem geheimnisvollen Sterne wollten, pilgern mußten. Erschüttert vom Elend seiner Brüder machte er sich auf zur Reise. Und da er Abschied nahm, und das Mädchen, die Schwester seiner Seele, bitterlich weinte, zu seinen Füßen sank und schluchzend bat: ‚Nimm mich mit! Ich will mit dir kämpfen!', antwortete er gar milde und traurig: ‚Es kann nicht sein, meine Schwester! Bleibe du hier und warte, denke an mich, bis ich komme! Ich werde wiederkommen. Da ich die Feinde des Waldes erlegt, kehr' ich zu dir zurück! Vergiß mich nie!' — Und sie reichten einander die Hände zum ewigen Bunde und wußten es beide, daß, was auch immer geschähe, sie nichts voneinander je trennen könnte, auch nicht der Tod, daß ihre Liebe, die vom Himmel gesegnete, alles kannte, nur kein Ende!

Und der Jüngling schritt in die Wildnis der Wälder, hoffend, sehnend, zu Taten gerüstet. Das hohe Licht seines Sternes strahlte ihm entgegen und sein Herz ward davon stark. Er kämpfte gegen die Drachen und hatte schon viele Feuer entfacht, um den Menschen zu künden, daß der Weg frei wäre . . .

Als er eines Tages ermüdet rastete, hörte er aus der Krone des Baumes, an dessen Stamm er sein Haupt lehnte, ein süßes Singen. Ein kleiner Vogel brachte ihm dies Lied dar: ‚Die Seele deiner Schwester ist dir nahe, näher als du ahnst, näher als du glaubst! Sie hat sich einem Strahl des geheimnisvollen Gestirns vermählt und begleitet dich in die Wildnis bis hin zur schweren Einsamkeit und letzten Verlassenheit! Sie küßt deine Stirne im Traum, sie behütet deinen Schlaf, sie segnet die Erde, die du beschreitest! Sie greift, wenn nötig, zur Schwinge und zur Flamme des Blitzes, um dich zu erreichen, zum Duft der Blumen und Bäume, dich zu erquicken, und zum Flüstern des kühlen Silbers der Quelle, um dich zu laben! Strebe immer heißer, immer stärker nach dem Stern, dann wird sie dein!'

Und der Jüngling lauschte dem Sang und er rang die Feinde nieder, und nimmermüde vollbrachte er Tat auf Tat. Als er endlich den Start erreichte, seines Lebens Kreislauf beendet war und seine Seele zur Heimat verlangte, da umfingen ihn weiche, warme Arme und eine milde Stimme drang an sein Ohr: ‚Willkommen, Geliebtester!' Er schaute Gott, und in Gott, die er geliebt und auf Erden ver-

Kürzlich trafen sich die jüngeren Mitglieder der Hilfsgemeinschaft, um in eingehender Aussprache die vielfältigen Probleme des Blindenwesens und seine Perspektiven für die Zukunft zu erörtern. Nach einem einleitenden Referat, gehalten von Obmann Direktor Robert Vogel, worin ein Überblick über die geschichtliche Entwicklung des Blindenwesens gegeben und die verschiedenen Möglichkeiten einer positiven Weiterentwicklung aufgezeigt wurden, beteiligten sich viele Anwesende an der Diskussion. Photo Heinz Vogel

lassen mußte, um gegen die Drachen des Waldes zu streiten.

Er ruhte an ihrer Brust und sie küßte seinen Mund wieder und wieder. Der Wald der Welt ist zu Ende gewandert! Wer die Welt und das Tier überwunden, ruht auf ewig in Gottes innerstem Lichtbereich!"

So drangen die Melodien des blauen Vögleins in mein Herz, und als es ausgesungen, schwebte es zurück auf den weißschimmernden Blütenast auf der chinesischen Dose. Ich erwachte und gedachte des steilen Weges. Wir sind nicht allein, da wir den Stern suchen und ausziehen, gegen die Drachen der Mitternacht zu streiten. Die Seelen aber, die wir lieben, weben in seinem Strahl eine kleine Weile . . . dann weicht die Wildnis und wir atmen im Licht des paradiesischen Eden, von dem wir doch alle herstammen.

DAS LEBENDIGE

Laß fallen das Schweigen in dich,
und du bist wie das Lied eines Hirten,
den der Ahnung Schwingen berührten,
daß sein Herz einer Harfe glich.

O Herrlichkeit des Inwendigen,
anfasse, erfülle, bewege auch mich!
Denn es neigt der Himmel sich nur dem Lebendigen,
über dem anderen wölbt er sich.

HANNS GOTTSCHALK

Josef Howarth, der blinde Herold von Oldham

So merkwürdig es anmuten mag; die einzige Statue in Großbritannien, welche mit einem Hut auf dem Kopf dargestellt ist, ist jene des blinden Joseph Howarth, der das Amt eines Herolds in der Stadt Oldham in Lancashire über 40 Jahre innehatte. Der blinde Joe, wie ihn seine Zeitgenossen freundschaftlich nannten, war derart beliebt und geschätzt, daß man nach seinem Ableben beschloß, ihm ein Denkmal zu errichten. Er wurde in seiner Amtstracht nachgebildet, zu welcher auch der Spitzhut gehört.

Joseph Howarth wurde in den Achtzigerjahren des 18. Jahrhunderts geboren; das genaue Datum seiner Geburt ist heute nicht mehr bekannt. Er war das Kind armer Eltern. Sein Vater war Hutmachergeselle, welches Gewerbe zu diesem Zeitpunkt in der Stadt Oldham gut florierte. Als Joe in das bildungsfähige Alter kam, konnten ihn seine Eltern in die Blindenschule Liverpool einweisen. Für die Kosten der Schulbildung kamen zum größten Teil Freunde der Familie auf. Die Blindenschule Liverpool war 1791 durch den blinden Dichter Edward Rushton gegründet worden. Blinde Menschen erhielten dort vorerst ihre Grundschulbildung und wurden sodann meist handwerklich geschult, auf daß sie sich später ihr Brot verdienen konnten. Diese Schule war die erste ihrer Art in England; ihr war ein Internat angeschlossen. Man hoffte, Joe würde gleich seinen Mitschülern ein Handwerk erlernen, doch zeigte er dafür wenig Neigung und Eignung. So nahmen ihn die Eltern aus der Schule, in der Hoffnung, es werde sich doch noch ein gangbarer Weg finden, um den begabten Knaben einer beruflichen Laufbahn zuführen zu können.

Es erwies sich auch bald, daß Joe über ein außerordentlich gutes Gedächtnis verfügte, welches ihm im späteren Leben sehr zustatten kommen sollte. Er interessierte sich sehr für Religion und beteiligte sich rege am Wirken

Blinde bei der Arbeit

In der Blindenanstalt Neukloster, Deutsche Demokratische Republik, leisten die Korbflechter wertvolle Arbeit.

Photo Heinz Vogel

Hier werden auch die für die Bürstenerzeugung benötigten Hölzer angefertigt. Mit großem Interesse gehen die österreichischen Gäste durch die sehr freundlichen, gut eingerichteten Werkhallen.

der Glaubensgemeinschaft der Methodisten, welcher er angehörte. Es wird erzählt, daß er ein Kapitel der Bibel nach einmaligem Anhören auswendig wiederholen konnte. Ehe Joe Herold in Oldham wurde, leitete er eine Laiengruppe seines Kirchensprengels. Als Leiter dieser Gruppe war er natürlich auch Laienprediger, welches Amt er nahezu 50 Jahre innehatte. Durch seine Predigten wurde Joe weithin bekannt und erhielt auch häufig Berufungen an andere Kirchensprengel.

Im Alter von 30 Jahren wurde Joseph Howarth zum Herold der Stadt Oldham ernannt. Wie berichtet wird, fand er sich auf seinen Dienstgängen überall in der Stadt allein zurecht und benötigte lediglich die Hilfe seines Gehstockes. Seine Pflichten als Ausrufer bestanden darin, der Bevölkerung der Stadt besondere oder wichtige Ereignisse, wie Versteigerungen, etc., zur Kenntnis zu bringen, indem er durch die Straßen ging, ein Glöcklein läutete und seine Verlautbarungen hersagte. Diese Verlautbarungen mußte er natürlich auswendig können, was ihm auf Grund seines hervorragenden Gedächtnisses nicht schwerfiel. Nur zu Verlautbarungen von Theateraufführungen war Joe nicht zu bewegen, da er als strenggläubiger Methodist solche Aufführungen mit seinen religiösen Anschauungen unvereinbar fand. Diese Art von Verlautbarungen zu machen lehnte er ab, obwohl sie ihm beträchtliche Einnahmen gebracht hätten.

Joe hatte der Bevölkerung u. a. auch das Ende einer Marktveranstaltung anzukündigen. Diese Obliegenheit führte er aus, indem er über den Marktplatz schritt und ununterbrochen seine Glocke ertönen ließ. Dann mußten die Händler ihre Waren zusammenräumen und der Marktplatz hatte noch vor Einbruch der Dämmerung gereinigt zu sein.

Um sich eine kleine Aufbesserung seines Einkommens zu verschaffen, verkaufte Joe bei größeren Veranstaltungen Erfrischungen oder sonstige Kleinigkeiten an die Zuschauer.

Joseph Howarth hatte das Amt des Stadtherolds über 40 Jahre bekleidet, als er am 17. Mai 1862 starb. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof von Oldham, es ist bis auf den heutigen Tag noch in würdigem Zustande, und kann besichtigt werden. Es wird ständig von der Friedhofsverwaltung betreut. Die Inschrift auf dem Grabstein berichtet in großen Zügen über das Leben und Wirken des Verblichenen, der als geachtetes Mitglied seiner Gemeinde bezeichnet wird.

So groß war die Achtung und Liebe, welche ihm seine Mitbürger entgegenbrachten, daß sich nach Joe's Tode die Stimmen mehrten, welche verlangten, die Gemeinde möge dem blinden Stadtherold ein Denkmal errichten. Ein entsprechender Beschluß wurde im Gemeinderat gefaßt und ein Bildhauer mit dem Entwurf des Monuments beauftragt. Um sich für seine Arbeit eine geeignete Vorlage zu verschaffen, lieh sich der Bildhauer ein Photo des Verstorbenen. Das Bild stellte Joe im Sonntagsstaat dar, das Gesangbuch in Händen. Der Photograph hatte jedoch auch noch ein anderes Bild abgenommen, welches Joe in seiner Berufstracht darstellt. Dieses fand der Bildhauer wesentlich origineller, da der blinde Herold von der Bevölkerung in seinem Amte häufiger gesehen worden war, als im Sonntagsstaat. So wurde nun letzteres Photo als Vorlage für das steinerne Monument benützt.

Das Standbild ist jedoch nicht der einzige Gegenstand, der uns an Joseph Howarth erinnert. Im Stadtmuseum von Oldham werden die Glocke und der Gehstock, welche er auf seinen Dienstwegen benützte, sowie ein Modell des im Park aufgestellten Standbildes aufbewahrt. Ein Tonkrug und ein Porzellantopf, welche beide Joe's Porträt zeigen, befinden sich gleichfalls in diesem Museum. Joseph Howarth, der blinde Stadtherold von Oldham, war zeitlebens ein geachteter Bürger, für den Blindheit kein Hindernis bedeutete, ein Leben in Arbeit als vollwertiges Glied der Gesellschaft zu führen.

Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von
ERNST KOTOVSKY

Kaufen Sie die

Blindenwaren der Hilfsgemeinschaft!

Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte Bestellung. Tel. 35 36 81

MARIA ZWINZ-BREYER

Traum . . . Schaum?

Ist ein Traum wirklich nur Schaum? Begibt sich im Schlaf in unserem Unterbewußtsein nicht etwas, das in direkter Beziehung mit unserem Wachleben steht? Tageseindrücke lassen ihren Niederschlag im Traum zurück, bevorstehende Tagespflichten werfen ihre Schatten im Traumleben voraus. Aber oft wird auch eine längst vergessene oder nie richtig ins Bewußtsein gedrungene Begebenheit erhellt, wie durch Scheinwerferlicht aus dem Dunkel gehoben und in das Licht des Erkennens gestellt. Auch in die Zukunft weisen so manche Träume, ja, ganze Erlebnisse mit allen Nebenumständen und Personen werden wie eine Fata morgana vor die Seele projiziert, um dann erst beim wirklichen Tagerleben als etwas Vorausgesehenes erkannt zu werden. Solche Träume sind allerdings sehr selten, aber Warnträume kommen viel häufiger vor als wir ahnen. Mit dem Instinkt, mit dem Tiere eine bevorstehende Gefahr wittern, kann auch das Unterbewußtsein des Menschen vor einer drohenden Gefahr warnen. Es gibt genug mehr oder weniger bekannte Fälle und fast jeder kann aus eigener Erfahrung welche hinzufügen. Freilich, oft werden sie nicht als solche erkannt und erst später in Beziehung gebracht, wenn es schon zu spät ist, sie zu beachten. Aber, ist es uns vom Schicksal vorbestimmt, etwas zu tun oder zu unterlassen, was uns das Unterbewußtsein befiehlt oder untersagt, dann werden diese rätselhaften Kräfte in uns mobil gemacht, die uns durch verschiedene Umstände, z. B. Krankheiten, auf jenen Weg zwingen, den uns das Unterbewußtsein befiehlt zu gehen.

So erging es mir einmal, als ich einen Warntraum nicht beachten wollte. Zur näheren Erklärung und zu besserem Verständnis muß ich vorausschicken: Ich lebte zur Zeit meines Traumes in einer lieblichen Kleinstadt Westdeutschlands und bewohnte im ersten Stock einer Villa, die mitten in einem ansteigenden Obstgarten lag, ein Zimmer. Eines der beiden Fenster ging auf eine verglaste Veranda, die aber nur vom nebenanliegenden „Tochterzimmer" durch eine Türe zu erreichen war. Da ich, selbst vom Bett aus, das an der gegenüberliegenden Wand mit dem Kopfende stand, eine herrliche Aussicht über die Dächer des Städtchens hinweg auf bewaldete Bergrücken hatte, schloß ich nie die Vorhänge dieses Fensters. Diesem direkt gegenüber war die Tür die auf den Gang führte. Im Zimmer neben der Türe befand sich der Lichtschalter, darunter der Ofen, anschließend das Nachtkästchen und dann das Bett.

Mir träumte nun, ich sei in diesem Zimmer, das ich ja tatsächlich bewohnte, und es sah haargenau so aus wie es in Wirklichkeit war, alles stand am selben Platz. Nur meine schon seit langen Jahren tote Mutter war bei mir, sie, die nie diesen Raum gesehen, geschweige betreten hatte. Es muß Schlafenszeit gewesen sein, denn wir trugen beide Nachthemden, lange, weiße Nachthemden. Wir standen bei der Türe, meine Mutter mit dem Gesicht dem Fenster, ich der Türe zugewandt. Das Licht brannte an der Decke. Plötzlich drehte meine Mutter den Schalter ab. Da die Nachttischlampe noch nicht brannte, wollte ich ihn abermals andrehen, doch meine Mutter fing meinen Arm auf und flüsterte: „Siehst du denn nicht?" und ich las in ihren Augen — es war Vollmond — Entsetzen. Ich drehte mich um und sah den Tod auf der Veranda stehen, direkt vor dem Fenster und auf uns beide hereinblickend. Er hatte einen weiten, schwarzen Radmantel um und einen weichen Schlapphut tief in die Stirne gedrückt. Aus dunklen Augenhöhlen starrte er uns an. Aber

DIE ZEIT . . .

Bald ist es ein Raunen
und bald ein Rauschen,
Bald Tosen und Hasten,
bald schweigendes Lauschen;
Ungreifbar, unhaltbar,
ein Strömen und Fließen;
Ein gütig Sich-Neigen und ein
Sich-Verschließen;
Ein Nach-uns-Langen,
uns beugend im Zwingen —
Bald wieder ein lächelndes,
leises Verklingen.
Doch nie und nimmer
ein bleibend Verweilen —
Ein ewiges Gleiten nur, ewig Enteilen.

ADELE ZAUNEGGER

trotz des ihn stark bedeckenden Hutes lag ein Schimmer des Mondlichtes auf den erhöhten Stellen des Knochenantlitzes. Umso dunkler traten die Höhlen, besonders unter den Backenknochen, hervor. Das Seltsamste aber war, daß die ganze Erscheinung, Radmantel und Hut, von einem handbreiten, blendendweißen, flimmernden Rand bedeckt war, als ob das Mondlicht um ihn webe oder Schnee dick auf ihm läge.

Ich hatte in Sekundenschnelle die ganze Erscheinung mit einem Blick umfaßt und zog meine Mutter an der Hand dem Bett zu, in der Empfindung, daß wir darin geborgen und gesichert seien. Ich war, als Ziehende, als erste beim Bett, schlüpfte hinein und wollte eben meine Mutter nachziehen, als der Tod mit einem Schritt im Zimmer stand, als ob es kein geschlossenes Fenster und keine Mauer gäbe, und mit 2—3 weiteren Schritten mitten durch Tisch und Stühle war er am Bett und legte meiner Mutter die Hand auf die Schulter. Sie sackte unter diesem Druck an der Bettseite zusammen und — ich erwachte, tiefst erschüttert, innerlich aufgewühlt.

Volles Mondlicht lag auf der Veranda — sie war leer. Ebenso das Zimmer. Der Vollmond, der gleißend am Himmel stand, beleuchtete alles mit beinahe Tageshelle. Besonders auf der Veranda lag ein Flimmern, daß ich die Erscheinung des Tods immer wieder vor mir sah. Der „weiße Tod", so hatte es mich schon bei seinem Anblick im Traume durchfahren. Und meine Mutter, die zu mir gekommen war, wollte sie mich warnen? Ich hatte nämlich vor, einen Skikurs für Fortgeschrittene mitzumachen, nicht so sehr des Kurses wegen, sondern um in die Berge zu kommen, der Arzt hatte mir Luftveränderung und Höhenluft angeraten. Und es gab in diesen ersten Nachkriegsjahren keine andere sichere Art, Unterkunft und Verpflegung zu bekommen. So hatte ich denn laut Prospekt die geforderte Hälfte des Gesamtbetrages für den Kurs samt Pension eingeschickt und hatte gerade am Tag vorher die Verständigung erhalten, daß ich vorgemerkt sei und die zweite Rate einzusenden hätte. Und das sollte nun morgen, das heißt, heute sein, denn es war längst Mitternacht vorbei. Dieser Traum

Die Waldpension – ein Blindenparadis!

Das Kochen in der neueingerichteten Elektroküche im Blindenaltersheim „Waldpension" macht der Köchin ein Vergnügen.

Die Blinden lieben ihre Heimat, sie lieben unsere herrlichen Berglandschaften, die Wiesen und Wälder. Der Wandersport macht den Blinden Vergnügen. Da lauschen sie dem Singen der Vögel, dem Summen der Insekten und dem Plätschern munterer Bächlein. Sie genießen die würzige Luft der Nadelwälder und spüren den Wind, der ihre Haut berührt. So erleben die Blinden die Natur auf ihre Weise und schenken ihr und allen ihren Wundern vielleicht mehr Aufmerksamkeit als die Sehenden, die oft genug achtlos an den vielfältigen Schönheiten unserer Schöpfung vorbeigehen. Die Umgebung der Waldpension ist herrlich.

Pressebild-Agentur Cerny

vom „weißen Tod" hatte also seine Bedeutung. Und auch die Worte meiner Mutter „Siehst du denn nicht?" waren eindeutig zu erklären. Und ich dachte gar an eine Warnung, die sie, auch schon nach ihrem Tode, meinem Bruder gab und die ihm das Leben rettete? Seltsamerweise auch vor dem „weißen Tod". Es war einige Wochen nach Mutters Tode. Mein Bruder war in die Bergwelt Österreichs gefahren und unternahm als ausgezeichneter Skiläufer seine Touren allein. Als er eben ansetzte, um einen Hang hinunterzuschwingen, hörte er sich bei seinem Vornamen rufen. Erstaunt blickte er ringsumher. Niemand. Er fuhr zur nächsten Wegbiegung zurück. Niemand. Da hörte er ein gewaltiges Brausen und Tosen. Entsetzt blickte er sich um. Und dort, wo er eben vorhin gestanden, den Abhang hinunter sauste eine mächtige Lawine. Er wäre mitten darin gewesen und der Schnee war im Februar schon schwer und matschig. „Es war Mutter, die mich gerufen hatte", sagte er mit dem Tone der Überzeugung, als er mir seine wunderbare Rettung erzählte.

Aber ich wollte nicht abergläubisch sein und vor allem nicht auf den ersehnten Skiurlaub verzichten. Und so zahlte ich am nächsten Morgen die zweite Rate für den Skikurs ein.

Als ich aus dem Postgebäude heraustrat, tropfte es von den Dächern. Föhn. Und die Sonne schien auch warm. Aber was, sagt nicht die Bauernregel, daß der Bär, der zu Maria Lichtmeß aus seiner Höhle kommt, wieder in sie zurückgeht, wenn schönes Wetter ist und es taut? Nur „wenn's zu Maria Lichtmeß stürmt und schneit, ist das Frühjahr nicht mehr weit". Und da heute Maria Lichtmeß war, konnte man also noch mit Winter rechnen. Und ganz sicher hoch oben in den Bergen! So getröstet, begann ich meine Vorbereitungen für den Urlaub. In einer Woche sollte er beginnen. Aber eine Unruhe war in mir und ein Gefühl, daß ich das alles ganz umsonst mache. Ich schrieb meine Stimmung dem Föhn zu und auch dem Traum. Und überdies fühlte ich mich nicht ganz wohl, darum wollte ich ja auch in die Berge. Aber abends, als ich mich auszog, mußte ich feststellen, daß ich Fieber hatte und ein Wimmerl, das ich schon morgens beim Waschen am Rücken fühlte, wuchs sich anscheinend zu einem Abszeß aus. Die folgende Nacht war sehr unruhig und morgens fühlte ich mich wie gerädert. Und der Abszeß war auch größer geworden. Na, ich hatte ja noch eine Woche Zeit und bis dahin wird das Zeug schon aufgegangen sein. Ich bekam Säckchen mit heißer Kleie aufgelegt; Schmerzen und Fieber wuchsen, mir wurde immer elender und ich sah meinen Skikurs langsam aber immer sicherer in Nebeln verschwinden. Dafür aber wurde das, was ich in meiner Ahnungslosigkeit Abszeß genannt hatte, immer größer und sichtbarer, es wurde ein Riesen-Karbunkel und am selben Tage, da ich hätte in die Berge fahren sollen, mußte ich ins Spital gebracht und operiert werden. Statt in Höhenluft und -sonne kam ich in Saugluft und künstliches Licht, in ein Bunkerspital, denn der Arzt hatte nach langem Mühen nur dort ein Bett für mich auftreiben können. Ich lag genau so lange, als der Skikurs dauerte, in diesem Bunker-Spital und sah es als Strafe für das Nichtbeachten der Warnung meiner Mutter an. Und wußte später, daß es zu meinem Besten gewesen war. Denn es hatte tatsächlich bei jenem Skikurs einen schweren Unfall gegeben. Ein Schneebrett war losgetreten worden und hatte mehrere Teilnehmer verletzt, zum Teil schwer. Seit damals schenke ich Träumen mehr Beachtung.

Mitgliederaufnahme

Der Vorstand der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs macht darauf aufmerksam, daß jeder Blinde, der noch keiner Interessenorganisation angehört, Mitglied werden kann. Für die Mitgliedschaft bei der Hilfsgemeinschaft ist nur der medizinische Nachweis der Blindheit maßgebend. Parteizugehörigkeit, Weltanschauung und Religion oder Beruf sind gleichgültig.

Blinde Kollegen, die bereits einer Blindenorganisation angehören, mögen sich im Falle ihres Übertrittes zur Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs mit dem Vorstand telephonisch (35-36-81 Serie), brieflich oder mündlich in Verbindung setzen. Der Mitgliedsbeitrag pro Jahr beträgt 20 Schilling.

FRIEDRICH KELLER

Buch wird Melodie

„Wozu brauchen Sie eigentlich eine Lesemaschine?“ fragte ich. „Es gibt doch ganze Bibliotheken von Büchern in Blindenschrift; und da sind doch auch die auf Schallplatten oder Tonband gesprochenen Werke!“

„Vor allem gibt es eine ganze Menge von Büchern, die weder in Blindenschrift erschienen noch auf Platten oder Tonband aufgenommen wurden. Was, wenn ich eines dieser anderen Bücher lesen will? Oder eine Tageszeitung? Oder wenn ich wissen will, wie hoch meine Gasrechnung ist? Wenn ich einen Brief lesen will? Muß ich, bloß weil ich blind auf die Welt kam, immer und ewig auf die Hilfe — auf die zugegebenermaßen stets sehr freundlich gewährte Hilfe — anderer angewiesen bleiben?“

Miß Mary Jameson, offensichtlich ein Mensch festen und sehr selbständigen Charakters, war fast empört über meine Fragen. Sie ist eine nicht mehr ganz junge Dame, die mich in ihrem gepflegten Kleinhaus in einer Londoner Vorstadt empfangen hatte, um mir ihr „Optophon“ zu zeigen. Das ist eine Lesemaschine, an deren Entwicklung zu einem für alle Blinden — für jung und alt, für Mann, Frau und Kind — brauchbaren Instrument sie seit Jahren mitarbeitet. Die Konstruktion geht auf das Jahr 1917 und auf Ideen des inzwischen verstorbenen Doktor Fournier d'Albe zurück. Gegenwärtig werden Geld und medizinische Beratung von St. Dunstans, dem britischen Institut für blinde Soldaten, hergestellt; und die wissenschaftlich-technische Arbeit leisten die Physiker und Elektroniker eines Unternehmens in Schottland.

Daß Roboter rechnen, Schlüsse ziehen, ja im Rahmen der ihnen erteilten Instruktionen sogar denken können, ist heute bereits selbstverständlich und alltäglich geworden. Daß sie aber auch Formen unterscheiden, Buchstaben erkennen, daß sie lesen können — das ist erst seit gestern. Und, ehrlich gestanden, sie können es noch nicht sehr gut, sie gehen sozusagen noch in die Volksschule . . . Keine der bisher existierenden Lesemaschinen kann zum Beispiel Handschrift lesen, selbst wenn sie ganz klar und deutlich ist. Und jede kann nur ganz bestimmte Arten von Druckschriften erkennen, keine kann etwa Fraktur lesen — was allerdings in den angelsächsischen Ländern auch viele Menschen nicht können.

Das Optophon verwandelt, wie sein Name andeutet, Buchstaben in Töne. — Miß Jameson und ihre Schüler lesen mit den Ohren! Die Maschine verwandelt eine senkrechte Linie in einen Akkord, eine schräge Linie in eine Melodie und eine geschwungene Linie in einen Akkord, der sich in glattem Übergang verändert. Jedes Schriftzeichen wird von sechs feinen Lichtstrahlen abgetastet, die entweder auf weißes Papier oder auf eine schwarzbedruckte Stelle fallen. Das Licht wird daher in verschiedenen Graden von

Blinder Arbeiter

Gewissenhafte Umschulung und Rehabilitation der Blinden findet in der Sowjetunion statt. Man legt Wert darauf, dem Blinden zur selbständigen Tätigkeit zu verhelfen. Tatsächlich gelingt es, Blinde auch zu komplizierten technischen Tätigkeiten umzuschulen.

AUF DEM BERGE

Weithin in blauende Fernen
Gipfel an Gipfel zu schauen!
Königlich ruhig gebreitet,
Herrliches Alpenland leuchtet:
Gletscher und Felsen und Wälder,
Tausendfach reizvoll gewandelt.
Hoch oben segelt ein Vogel,
Irgendwo kollert ein Stein ab,
Wolken verziehen geruhsam.
Wanderer lagern im Schatten,
Freudige Stimmen erklingen,
Volltönend Jodeln und Jauchzen.
Jodler, o heimelig-schlichte,
Ländliche Koloratur!

Warme, behagliche Hütte,
Rast und Erquickung der Müden!
Rund um den mächtigen Ofen
Wuchten die Tische und Bänke.
Von den gedunkelten Balken
Hängen noch Kränze von Festen.
Efeu umranket die Fenster,
Draußen verdämmert der Abend.
Drin aber dampfen die Schüsseln,
Klappern die steinernen Krüge.
Lachen und Schwatzen verstummen,
Wenn die Gesänge beginnen.
Jodler, o heimelig-schlichte,
Ländliche Koloratur!

FRIEDERIKE SCHNABL

Helligkeit reflektiert. Dieses verschieden helle Reflexlicht fällt auf Photozellen, die die Lichtenergie in elektrische Energie oder, anders ausgedrückt, Lichtschwankungen in Stromschwankungen verwandeln; und dieser elektrische Strom schwankender Spannung wird wie in jedem Rundfunkempfänger zur Steuerung eines dynamischen Lautsprechers verwendet oder Kopfhörern zugeleitet.

Die sechs Lichtstrahlen, die übrigens der 6-Punkte-Kombination der Brailleschrift analog sind, entsprechen den Tönen g, c, d, e, b, und c der chromatischen Tonleiter; und zwar bringt der tiefste Ton, das g, zum Ausdruck, daß der abgetastete Buchstabe unter die Mittellinie reicht; die Töne c, d und e zeigen jenen Teil eines Schriftzeichens an, der der Mittellinie nahe liegt, während die Töne b und c (dieses c ist natürlich um eine Oktave höher als das andere) dem über die Mittellinie nach oben ragenden Teil des Zeichens entsprechen. Das „v" zum Beispiel hört sich genau so an wie es geschrieben wird: die Melodie schwingt von oben nach unten und wieder nach oben — e, d, c, d, e!

Miß Jameson nahm ein Buch und legte es aufgeklappt, mit der zu lesenden Seite nach unten, auf die Maschine, die mich dem Aussehen nach an einen alten Vervielfältigungsapparat erinnerte. Weil die Seite nach unten gekehrt ist, muß jede Zeile von rechts nach links gelesen werden. Dabei führt die linke Hand des Lesers die Antaststrahlen und regiert so die Lesegeschwindigkeit. Die rechte Hand dagegen verschiebt die Lichtquelle von oben nach unten, wodurch die Abtaststrahlen von einer Zeile zur nächsten geleitet werden. Und man kann selbstverständlich nach Wahl mit Kopfhörer oder mit einem Lautsprecher „lesen".

„Die erste Maschine, die ich ausprobierte", erzählte Miß Jameson, arbeitete noch mit Selenzellen. Die Töne waren sehr schwach, kaum zu hören. Und selbst nach einem ganzen Jahr der Übung konnte ich nicht schneller als ein Wort je Minute lesen." — „Müssen Sie jedes Wort Buchstabe um Buchstabe lesen oder können Sie aus dem Zusammenhang und nach dem Wortanfang auf das ganze Wort schließen?" fragte ich. „Und wie ist es mit den kleinen Wörtern, mit den Artikeln zum Beispiel? Können Sie die erkennen, ehe Sie zu Ende gelesen haben?" — „Ja, in vielen Fällen kann man aus dem Zusammenhang auf das ganze Wort schließen, das Tonbild der ersten zwei, drei Buchstaben kann das ganze Wort ins Gedächtnis rufen, und das gilt besonders für Artikel und manche Umstandswörter. Heute lese ich oft vierzig Wörter in der Minute — aber die Geschwindigkeit hängt unter anderem auch von der Klarheit und Lesbarkeit der Druckschrift ab."

Es gibt aber auch noch allerlei andere Schwierigkeiten. So ist es zum Beispiel nicht immer leicht, zwischen einer Drei und einer Acht zu unterscheiden: ein „o" hört sich oft ganz ähnlich an wie ein „v". Zeitungsdruck ist viel weniger sauber als Buchdruck und daher aus diesen Gründen, die mit dem gebrauchten Letterntyp zusammenhängen, noch schwer zu lesen. Aber Miss Jameson ist optimistisch, sie meint, diese und andere Schwierigkeiten würden bald überwunden und das Ziel bald erreicht sein: die Herstellung eines leicht zu handhabenden, billigen Optophons, das jeder Blinde erwerben und gebrauchen kann.

Aus „Arbeiterzeitung"

FRANZ XAVER HOLLNSTEINER

ILGA

Jetzt gehen wir wieder über den weichen Rasen. Es ist wohl ein wunderschöner Platz neben dem Golfhotel Igls in Tirol. Du sagtest es selbst, Ilga, und du kennst doch viele Plätze. Unser Weg führt nach dem Bergdorf Patsch. Wir schreiten durch den Lärchenwald. Die Stubaier Gletscher flimmern im strahlenden Sonnenschein.

Siehst du das Zuckerhütel und die glänzenden Gletscher? Und drüben der Habicht — auch ein mächtiger Dreitausender — und den Steinaltar der Serles? Ein weitumspannender Blick. Eben schwebt ein Wagen der Bergbahn hoch zum Patscherkofel, siehst du ihn, dort, Ilga? Den Kopf wirfst du in den Nacken, damit der zarte Schwung des Profils auffallender werde, und du trinkst die klare Bergluft. So unbefangen schreitest du über den Golfplatz und wiegst den Körper. Genau so unbefangen schreitest du durch den Tag. Unbefangen gehst du durchs Leben, als wüßtest du nichts darum.

So werde ich dich immer vor mir sehen, wenn ich an dich denke. Ein gutgewachsenes Mädchen in Hose, die hellen Haare flattern um die Stirn, in der Hand trägst du den Schläger und treibst den Ball achtlos vor dich hin. Weit — oft sehr weit. Ein Caddie hat es bei dir nicht leicht. Du legst weit vor. Aber du verstehst das Golfspiel; da gibt es keinen Ruff. Du spielst mit Geschicklichkeit, aber auch mit Liebe.

Eigentlich muß ich dir dankbar sein. Du hast mir gezeigt was Golf ist. Aber ich war auch ein gelehriger Schüler. Ich will dir auch keine Schande machen. Wie ein Kind könnte ich hersagen: Golf war ursprünglich ein Nationalspiel der Schotten. Nun soll es auch ein gesunder Volkssport werden. — Ein kleiner Ball wird geschlagen mit einer für jede Schlagart passend zu wählenden Keule. Man muß mit möglichst wenigen Schlägen — Einheiten — von einem besonders hergerichteten Abschlagplatz den Ball bis zu einem Rasenteppich — Grün — treiben. In dem befindet sich ein Hole, ein Loch, mit einem Fähnchen gekennzeichnet. 12—13 Löcher von 10 cm Durchmesser sind auf einem Platz. Es gibt kurze Abstände zu 70 Meter und lange bis 400 Meter. Die geringste Schlagzahl zur Erreichung des Zieles ist entscheidend. Durch Hindernisse wird das Spiel erschwert, je hügeliger das Gelände, umso reizvoller.

Du lächelst schmal. Nicht wahr, Ilga, das war eine tüchtige Antwort. Aber bist du nicht zu einsam, Ilga? Den ganzen Tag auf dem Golfplatz, bald Wiesbaden, Brioni, St. Moritz — und du schlägst den Ball und treibst ihn über das Grün. Allein mit den Bällen. Der Caddie — der kleine Kurt — der jetzt da vorne geht, zählt wohl nicht. So fährst du von einem Golfplatz zum andern. Aber der Sommer zieht vorbei. Willst du dann auch mit dem Ball allein sein? Das ist wohl einsam. Der Boden ist feucht und der Nebel hüllt alles ein. Es wird der Herbst bald da sein; hier im Gebirge vielleicht noch früher.

Heute bist du glücklich, kannst noch helfen! Weißt du schon, was morgen ist?

Wer in der angenehmen Lage ist, den Blinden zu helfen, soll dies aus Dankbarkeit tun, daß ihm das harte Los dieser unverschuldet ins Unglück geratenen Menschen erspart geblieben ist. Alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, wie Nähstube. Erholungsheim und Altersheim werden von Menschen in Anspruch genommen, die sich einmal ihres vollen Sehvermögens erfreuen durften. Das Sehen kann man ihnen nicht mehr geben, aber die helfende Hand wollen wir ihnen reichen, damit sie trotz Blindheit auch froh und glücklich werden können.
Wir erbitten auch Ihre Hilfe, lieber sehender Mitmensch, damit wir unsere Heime weiter ausgestalten können.

Erholungsheim
„HARMONIE"
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„WALDPENSION"
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

DEINE HÄNDE SOLLST DU FALTEN

Deine Hände sollst du falten,
wenn der Tag versank,
fragend, ob dein Müh'n und Walten
auch die Krönung fand.

Deine Hände sollst du falten,
wenn die Nacht beginnt,
daß sie frei von Traumgestalten
Dir die Ruhe bringt.

Deine Hände sollst du falten,
küßt die Nacht den Tag,
daß dein Werk dir wohlbehalten
auch gelingen mag.

Deine Hände sollst du falten,
lieber Mensch bedenk,
jeder Tag der dich erhalten,
ist doch ein Geschenk.

FRANZ ICHMANN

Warum treibst du den Ball so hastig an? Noch schreitest du über diesen gottbegnadeten Flecken Erde. Du bist kaum zwanzig Jahre. Ein sportliches Mädchen. Du schlägst den Ball kräftig und zielsicher über den Platz. Du weißt, alle jungen und alten Männer bewundern dich, jeder möchte dich gerne einmal begleiten dürfen. Du hast recht, Ilga, es kommt wieder ein Sommer und dann wirst du wieder Golf spielen und dann wirst du wieder eine kurze Spanne Zeit warten und es wird wieder Frühling und du kannst wieder über den Rasen schreiten, den Ball treiben.

Da hast du recht, Ilga, wenn du so denkst. Aber etwas übersiehst du, denn du kannst nicht mit der Zeit spielen — sondern die Zeit spielt mit dir. Schau, wie schnell die Zeit verflog, seit ich dir begegnete, mit dir das erste Wort sprach. Wie sind doch die Stunden immer zerronnen, wenn wir spielten. All deine Künste hast du mir gezeigt, alle Schlagarten und alle Tricks. Ich beobachtete dich mit Freude und Staunen.

So hat sich die Zeit erfüllt. Heute gehe ich vielleicht zum letzten Male mit dir über den Platz. Auf mich wartet schon der Wagen, es geht zurück zur Arbeit. Vielleicht sollte ich dich weiter begleiten, denn ich liebe dich. Aber wie moderne Menschen wollen wir uns nur zum Abschied die Hände reichen. — Warum siehst du mich so erstaunt an, Ilga? Schreite in deinem Leben auch weiterhin so unbefangen wie über diese Wiesen. Du wirst vielleicht auch manchmal an mich denken.

Du lächelst nicht? Wieder holst du aus zum Schlag. Bravo, Ilga! Das war ein richtiger Schlag. Nun hast du einen weiten Weg. Du stehst halb umgewandt, du zögerst noch. Glaube mir, ich verstehe dich, vielleicht zu gut . . .

Ilga schreitet langsam über die Matten den Lärchen zu. Sie schleudert den Ball immer weiter und weiter. Drüben glänzen die Stubaier Gletscher hell und klar. Ilga geht weiter — ein Mädchen spielt Golf.

Der Birkenbaum

Der Birkenbaum hatte seine weißen Arme so weit ausgestreckt, daß einige zart verzweigte Äste bis in mein Zimmer schauten. Jeden Morgen, wenn es hell wurde, waren sie es, die ich zuerst begrüßte und sie gaben mir nickend den Gruß zurück.

Als der laue Wind den Frühling ins Land brachte, pochten die kleinen Äste leise an mein Fenster und ließen mich die winzigen Blätter und anmutigen Kätzchen schauen.

Später dann, als es Sommer wurde, drängte der Birkenbaum die Äste weiter in mein Zimmer, und die Blätter, die mich grüßten, waren sattgrün und sonnentrunken. Und wieder später wurden die Birkenblätter gelb und erhellten, tröstlichen Lichtern gleich, das Grau des verhangenen Morgens.

Jetzt ist es Winter . . . Die gelben, tröstlichen Lichter sind erloschen und die kleinen Äste verwaist. Der Baum ist kahl und arm. Er weiß keine Freude, die er mir zwischen Traum und Wachen bescheren könnte und ich sehne mich vergebens nach Blüten und Farben. Darum halte ich die Augen lange geschlossen und blicke zögernd und freudlos zu den kleinen Ästen. Und so bleibt es jeden Morgen, viele, viele Tage.

Doch einmal, da faßt ein Staunen mich an, ein Freuen, denn lieblich wie mit Blüten übersät, lächeln die Äste im wunderfeinen Kleide silbrigen Rauhreifes. „Guter Baum", flüstere ich. „Guter, tröstlicher Bruder Baum . . ."

GERTA HARTL

Günstige Einkaufsmöglichkeiten bei:

Philipp Haas & Söhne

Ein Begriff seit 150 Jahren

Teppiche, Linoleum, Dekorations- und Möbelstoffe, Vorhänge, Steppdecken, Woll- und Flanelldecken, Kokosläufer, Matten und Tapeten

Zentrale: Wien I. Am Stephansplatz

Filialen: Wien 2. Taborstraße 21, 4. Rilkeplatz 1, 6. Mariahilfer Straße 75, 8. Alser Straße 21, 10. Viktor-Adler-Platz 4, 21. Brünner Straße 22, Wr. Neustadt, Neunkirchner Straße 24, Graz, Herrengasse 16, Linz/Donau, Schmidtorgasse 2, Wels, Bäckergasse 14, Salzburg, Münzgasse 4, Innsbruck, Museumstraße 12

Reizvoll samtne Sonnenbräune

Creme · Öl · Fettfrei · Sonnenmilch
Sprüh · Super-H für Hochgebirge

Auch für die empfindlichste Haut!

„Man bräunt schneller mit **Delial!**"

FAHRSTÜHLE
KAUF und MIETE

Bildkatalog gratis

INSTITUT BSTÄNDIG

Wien I. Freyung 5

63 73 05 63 14 36

Alleinvertrieb für Österreich

Jeder Blinde, der in der großen Verkaufsvermittlung

„Die Chance"

etwas einkauft oder einbringt, verlange **Blindenbetreuung!**

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz/Donau, Bahnhofplatz 1a

Schmoll Pasta

Lambarene — Unterdambach

Mehr als 5000 Kilometer voneinander entfernt liegen diese beiden Orte, und wer hätte es jemals für möglich gehalten, daß es zwischen ihnen zu einer Verbindung kommen würde.

Lambarene beherbergt das weltberühmte Urwaldspital des großen Menschenfreundes Dr. Albert Schweitzer. Er und sein Werk sind zu Begriffen geworden für jeden Menschen, dem die Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft nicht ein Lippenbekenntnis, sondern Herzenssache ist. Seit Jahren bestehen zwischen dem großen Helfer der Menschheit und der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs gute freundschaftliche Beziehungen, und diese fanden noch ihre besondere Bekräftigung, als Kollege Robert Vogel, der Vorsitzende der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten, im Jahre 1958 als Nächster nach Albert Schweitzer mit der Henry-Dunant-Medaille ausgezeichnet wurde. Wiederholt hat die Hilfsgemeinschaft in ihrer Monatsschrift „Unser Schaffen" das große Werk Albert Schweitzers gewürdigt und sich ihn zum leuchtenden Vorbild für ihr humanistisches Wirken gemacht.

Als am Montag, den 7. Mai 1962, der erste Turnus der diesjährigen Erholungsaktion angekommen war und sich für das mittägliche Empfangsmahl bereitmachte, traf in der „Harmonie" ein lieber Besuch ein und wurde von allen Anwesenden herzlich begrüßt. Frau Lotte Gerhold, die engste Mitarbeiterin des Urwaldarztes Dr. Albert Schweitzer, machte auf ihrer Fahrt nach Salzburg in Unterdambach halt, um persönlich die Grüße Albert Schweitzers zu überbringen. Im neu eingerichteten Speisesaal begrüßte Dir. Robert Vogel den hohen Gast und drückte in herzlichen Worten seine Freude über diesen Besuch aus. Er bat Frau Gerhold, für Dr. Albert Schweitzer die herzlichsten Grüße von seinen Freunden von der Hilfsgemeinschaft entgegenzunehmen und auch den blinden Brüdern und Schwestern im Urwald von den österreichischen Blinden liebe Grüße zu übermitteln.

Frau Gerhold dankte für die Begrüßungsworte und führte u. a. aus: „Dr. Schweitzer hat mich beauftragt, Ihnen seine Grüße zu überbringen. Er verfolgt mit großer Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse Ihre Bemühungen, das Leben der Blinden freudvoll zu gestalten. Dr. Schweitzer und auch wir, seine Mitarbeiter, haben großes Interesse für ‚Unser Schaffen', und wir erwarten das Eintreffen jeder neuen Nummer mit besonderer Spannung. Wir erfahren daraus, was die Hilfsgemeinschaft alles tut, und Dr. Schweitzer hegt große Bewunderung für ihren Obmann Vogel, der, obwohl selbst blind, alles tut, um seinen blinden Freunden zu helfen. Ich bin sehr beeindruckt von dem, was ich hier gesehen habe, und ich werde, wenn ich nach Lambarene zurückkehre, Dr. Schweitzer ausführlich über alles berichten. Bei nächster Gelegenheit, wenn mich meine Pflichten wieder einmal nach Europa und nach Österreich führen, möchte ich auch Ihr neues Blindenaltersheim in Hochegg bei Grimmenstein kennenlernen.

Dr. Schweitzer begrüßt alle Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, schwächeren Menschen zu helfen, und er erblickt in dieser Tätigkeit auch einen wertvollen Beitrag zur Erhaltung des Weltfriedens. Ich danke Ihnen namens Dr. Albert Schweitzer für alles, was Sie bisher getan haben, und wünsche Ihnen noch viele schöne Erfolge für die Zukunft."

Anschließend erzählte Frau Gerhold über das Leben der Menschen im Urwald und berichtete über die schweren Bedingungen, unter denen die Blinden im Urwald ihr Dasein fristen müssen. Nach dem Mittagessen — leider war der Aufenthalt von Frau Lotte Gerhold knapp bemessen — folgte ein Rundgang durch den neu angelegten Garten der „Harmonie". Frau Gerhold mußte weiter. Es war für alle Teilnehmer des ersten Turnusses ein schwerer Abschied. In dem Druck ihrer Hand lag nicht nur das persönliche Verstehen, sondern auch das Empfinden des weltweiten Dr. Schweitzer war darin enthalten. In diesem Moment waren mehr als 5000 Kilometer eine kleine Entfernung von Hand zu Hand.

ERNST SCHEIBELREITER

Bemerkenswerte Sitzung

„Schon aus Dankbarkeit müssen wir Tiere einen Menschenschutzverein gründen", sagte der weise Elefant, „denn die Menschen eignen sich infolge ihrer charakterlichen Veranlagung nicht sehr dazu!" — „Das hat man gemerkt, wie sie den Tierschutzverein gegründet haben", lachte der Fuchs hämisch. „Oder kann man den nicht mit einem Löschwagen der Feuerwehr vergleichen, dem die Räder fehlen?" — „Undankbarer Nörgler", bellte ihn der Hund an, „als ob nicht schon der Gedanke eines Tierschutzverbandes etwas Großes wäre, dafür wir Tiere uns durch einen Menschenschutzverein erkenntlich zeigen sollten!"

Und die Schwalbe half dem entrüsteten Hund, indem sie die Geschichte ihres Schwagers und ihrer Schwägerin erzählte, die sich vergangenen Sommer im Waldviertel zugetragen hatte. „Dort hat der Krämer, unter dessen Hausdach sie logierten, ihr Nest mit einer Stange von der Mauer gestoßen samt der Brut, weil wir Schwalben ihm zu laut und zu schmutzig gewesen sind! Und wißt ihr, was daraufhin geschehen ist? Ein Dutzend Sommerfrischler sind nicht mehr zu ihm einkaufen gegangen, und in der Schule haben die Kinder einen Aufsatz gegen den Schwalbenfeind schreiben müssen! Beides hat den Krämer natürlich sehr geärgert!" — „Bravo, großartig!" rief der Fuchs höhnisch, wurde aber sogleich wieder vom Hund zurechtgewiesen: „Du hast es nötig, Hühnermörder!" — „Ich bin ja nicht beim Tierschutzverein", verteidigte sich der Angegriffene. Doch die Gans nickte der Schwalbe zu: ihre Geschichte wäre ganz gewiß ein Fortschritt.

Die Kuh war der gleichen Meinung; das Schwein hingegen grunzte, ohne sein Mistwühlen dabei aufzugeben: „Menschenschutzverein? Was wird uns der nützen? Kann man ihn fressen, und schmeckt er besser als ein Trog voll frischzerstampfter Kürbisse?"

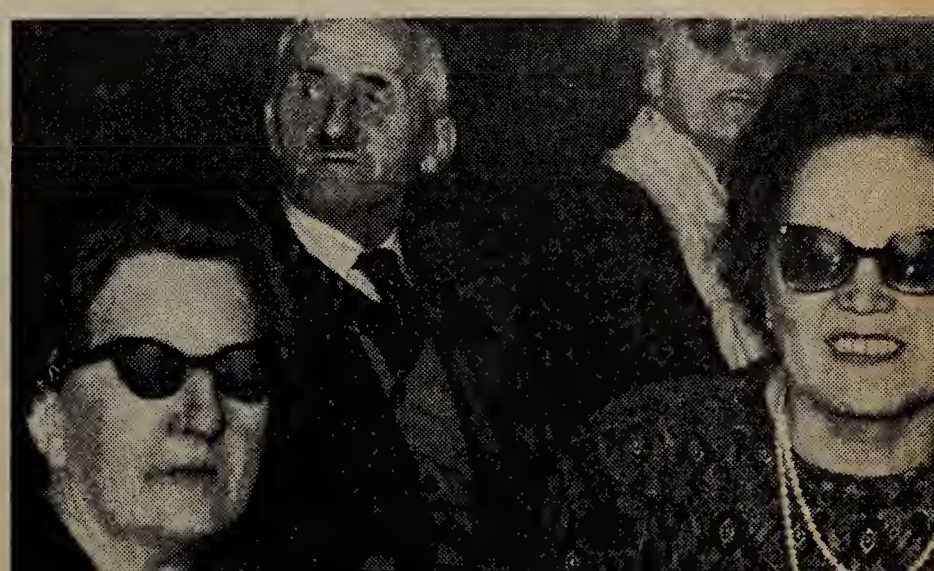
„Hallo", mischte sich nun der Hirsch drein, „ein bißchen idealer müssen wir doch vorgehn! Nur an Nutzen oder Schaden zu denken, das macht die Rechnung allzu einfach!"

Das Kalb ließ für einen Augenblick das Euter der Kuh los und blökte, daß es auch für Idealismus wäre. Worauf wieder der Fuchs auflachte, während die bedächtige Dohle fragte, wie man den Gedanken eines Menschenschutzverbandes praktisch überhaupt wirksam anpacken wolle. Und zwar zuerst bei unseren Raubtieren und dann bei den Menschen selber? Sofort brüllte der Tiger auf, daß hier nur der zweite Punkt wichtig wäre, und um noch mehr Eindruck zu schinden, zitierte er gleich: „Homo homini lupus!"

Der geschäftige Affe widersprach ihm. Eines alten Lateiners wegen dürfe man einen so modernen Gedanken wie Menschenschutz nicht gleich ungebührlich zustutzen. Und dann überhaupt Sprichwörter! Die wären doch alle wie ein Fell, das man auf beiden Seiten tragen könne! „Ach, du närrischer Baumkletterer", meinte der Tiger, „willst wohl noch edler sein als unsere Herren, die Menschen, die trotz ihres Tierschutzes Jäger, Metzger und Kürschner ruhig weiterbestehn lassen!"

Auch unsere beiden Kolleginnen, Frau Therese Broz und Frau Magdalena Matzka, gehörten einst zu den glücklichen Sehenden, übten ihren Beruf aus und erfreuten sich an den vielen Schönheiten in der Welt. Dann erfaßte auch sie die Blindheit und veränderte mit einem Schlage ihre Lebensumstände. Tatkräftig halfen sie aber mit, als die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs den Kampf aufnahm, um bessere Lebensbedingungen für alle Blinden zu erreichen. Sie singen gerne, scherzen, tanzen und lachen; unsere tapferen blinden Frauen sind fest entschlossen, ihr Leben mit den vielen blindheitsbedingten Schwierigkeiten zu meistern.

Photo Pressebild-Agentur Cerny



NEBELMORGEN IM SALZBURGER FLACHGAU

Im Nebel webt die stille Welt
Sacht hinter Birkenbäumen,
Die meinen schmalen, feuchten Pfad
Zu beiden Seiten säumen.

Vom Schilf umwogt, liegt ruhevoll
Der Seen matter Spiegel,
Weit drüben schatten dämmergrau
Sanft wellig waldige Hügel

Lautlos durch stumme Lüfte streicht
Ein Zug von dunklen Staren
Wie Wesen einer andern Welt,
Wie Seelen, die einst waren.

Mir ist, ich wandle schon entrückt
Auf Asphodeloswiesen,
Wo Tod und Leben, Traum und Welt
Schmerzlos in eins verfließen.

MARGARETE GRUBER

Jetzt meldete sich wieder die bedächtige Dohle. Ein Appell an die Raubtiere sowohl bei der Nahrungsmittelstreife als auch bei der Betätigung reiner Mordlust auf Menschenbeute zu verzichten, müsse nicht durchaus wirkungslos sein. „Es wird nur daraufhin einigen Gazellen und Antilopen mehr das Leben kosten!“ unterbrach der Fuchs die Erwägung des dunklen Vogels.

Worauf das Kalb wieder den Milchsack der Mutter fahren ließ und losblökte, daß für einen so großen Gedanken, wie ihn der Menschenschutz darstelle, eben Opfer gebracht werden müßten!

„Ob diese großäugige Urschel genau so reden würde, wenn sie nicht im Mühlviertel lebte, sondern am Rande eines indischen Dschungels!“ raunte der Fuchs der Katze zu. „Du bringst mich auf einen guten Gedanken“, gab die Katze zurück und sprang mitten in die Versammlung. „Ich möchte dem verehrten Ausschuß mitteilen, daß ich für einen dreifachen Frieden bin: Menschen gegen Mensch, Mensch gegen Tier und natürlich auch Tier gegen Tier! Und um mit gutem Beispiel voranzugehn, erkläre ich, daß ich das Mausen sofort einstellen werde, wenn mir für meinen und meiner Kinder Magen das nötige Quantum Kuhmilch geliefert wird! Es ist mir zwar bewußt, daß durch Milchgenuß allein wertvolle Katzeneigenschaften verlorengehn müssen, aber es soll nicht heißen, daß das Paradies auf Erden just an uns Katzen gescheitert ist.“

Kaum hatte das Kalb diese Rede gehört, als es auch schon zu seinem mütterlichen Euter zurückstürzte und zu saugen anfing, als wollte es die ganze Kuh austrinken. Dazu stieß es abwechselnd mit den vier Hufen auf den Boden, als müsse es Legionen künftiger Katzen abwehren.

Mit einem mächtigen Trompetenton schnitt der weise Elefant das Gelächter ab, das die Versammlung wie ein Meer durchwogte. „Legen wir den ersten Punkt unserer schwierigen Verhandlungen zurück“, mahnte er, „und wenden wir uns dem zweiten zu, der zwar auch nicht ganz leicht zu verwirklichen sein wird. Wie wollen wir zunächst einmal den Menschen vor seinesgleichen schützen? Denn es ist merkwürdig bestellt mit diesem Herrn der Schöpfung! Er frißt zwar seinesgleichen längst nimmer aus Not oder aus Aberglauben; im Morden und Ausrotten hingegen hat er eine gigantische Fertigkeit und Präzision erreicht, daß ihn die Hölle darum beneiden könnte.“

„Wir müssen aufklärend auf den Menschen wirken“, schrie der Affe, der seine Weisheit nicht mehr länger bei sich behalten konnte. „So wie der Mensch im Freien wie in seinen Stuben immer mehr Tafeln anbringt, die ihm das und jenes verbieten und das und jenes befehlen, müssen auch wir vorgehn . . .“

„So willst du Schildermaler und Buchdrucker bemühen?“ fragte die bedächtige Dohle mit einem Unterton von Ironie. Der Affe schaute mit verächtlicher Überlegenheit auf die Fragende: „Nein, Beste, ich denke nicht an tote Buchstaben, weil ich sehr lebendige Helfer habe! Nämlich Stare und Papageien! Diese sind ja zur Erlernung der menschlichen Sprache vorzüglich geeignet. Und ich garantiere für eine überwältigende Wirkung, wenn zum Beispiel ein Soldat sein Gewehr schultert, um in den Krieg zu ziehen, und auf einmal spürt er auf seiner Achsel einen Papagei, der ihm mahnend ins Ohr ruft: ‚Du sollst nicht töten!‘“

Mit der magischen Gewalt eines Schauspielerorgans hatte der Affe die letzten Worte in die Versammlung gerufen. Und jetzt wartete er auf Wirkung und Beifall. Daß ihn alle Tiere zum Präsidenten des Menschenschutzvereines wählen müßten, erschien ihm noch als der geringste Lohn für seinen genialen Gedanken.

Aber das Schweigen der andern roch nicht durchaus nach Billigung. Und schon wollte der hämische Fuchs sich zum ersten Widerspruch anschicken, als ihm die bedächtige Dohle das Wort abnahm, wohl um einem unfruchtbaren Streit vorzubeugen. Ob man den Menschenschutz auf alle Arten dieses Geschlechtes ausdehnen würde, fragte sie. „Ich wüßte nicht, wen man da ausnehmen dürfte!" schrie der Affe und schälte sich wütend eine Banane. „Nun, ich dächte, all jene Gattungen Menschen, die uns Tieren nicht gut tun", sagte die Dohle. „Jäger, Metzger, Kürschner, Pelzhändler und Federnschmücker!"

Obwohl sie nicht so pathetisch gesprochen hatte wie ihr Vorredner, fand sie doch mancherlei Zustimmung. Da und dort wurde ein „Sehr richtig!" laut. Und auch von den Schweigenden nickten viele mit den Köpfen.

Da meldete sich wieder das Kalb. Das Euter war jetzt leer, und bis es wieder voll wurde, konnte man wohl im warmen Stall des Idealismus verweilen, dessen Mauern wie ein Schloß in die Welt glänzten. Also alle Gattungen von Menschen sollten geschützt sein! forderte das Kalb entschieden. „Auch der Metzger, der dich abstechen wird?" grinste der Fuchs. Das Kalb schluckte sein Maulvoll Schrecken hinunter. Aber es konnte das Zittern in der Stimme doch nicht unterdrücken, als es erwiderte: „Ja, auch der Metzger, der mich abstechen wird, soll geschützt sein!"

Die bedächtige Dohle wandte sich dem Kalb zu. Sie spürte ein gewisses Mitleid, freilich auf einer Basis von Ironie. „Ob du nicht edler sein willst, als du sein kannst?" fragte sie. „Du bist noch gar so jung, und daher weißt du wohl nicht, daß auf dieser Welt ein mißlungener Heiliger mehr schadet als ein Dutzend ehrlicher Räuber!"

„Es gibt noch eine andre Wahrscheinlichkeit", höhnte der Fuchs nun ohne Rücksicht auf Anstand und Würde. „Vielleicht weiß das gute Kälbchen schon, daß es einmal eine Kuh werden soll und daß es daher vom Metzger bis auf weiters verschont bleibt!"

Wieder wollte Lärm unter der Versammlung losbrechen, weshalb der weise Elefant abermals sein warnendes Trompeten hören ließ. „Also wenigstens einen Punkt unseres Schutzverbandes haben wir unter Dach gebracht: er soll auf alle Menschen ausgedehnt sein. Das wollen wir im Protokoll festlegen und von den Delegierten unterzeichnen lassen!" Während er noch redete, sah er, wie sich der Tiger eilig davon machte. „Heda, Herr Delegierter", rief er ihn an, „wohin denn so eilig? Die Sitzung ist noch nicht geschlossen!" — „Ich habe nur ein wichtiges Geschäft zu erledigen", rief der Tiger zurück. Aber zur Protokollunterzeichnung bin ich bestimmt wieder da!"

Jetzt war des Fuchses toller Übermut überhaupt nimmer zu bändigen. „Jawohl, Freund Tiger", bellte er mit allem Stimmaufwand, „dein wichtiges Geschäft errate ich! Du weißt im Dschungel einen Schilfschnitter; den willst du rasch niederreißen, eh du das Protokoll vom allgemeinen Menschenschutz unterzeichnest! Hab' ich recht?"

Als der Tiger sich derart erkannt sah, stürzte er auf den Fuchs zu, um ihm den Garaus zu machen. Andre Tiere wollten dem wehren, und so waren bald alle Delegierten für Menschenschutz in wüstem Kampf gegeneinander begriffen. Der weise Elefant wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er trompetend in das Kampfknäuel stürzte, wo es am dichtesten war. Seiner mächtigen Kraft gelang es zwar, die Ruhe wiederherzustellen, aber um welchen Preis: Beulen, gebrochene Rippen, zerrissene Felle, von welchen das Blut rann. Beschämt blinzelte er der bedächtigen Dohle zu, die ihn aber verstand und mit einem guten Schweigen erwiderte. Und so schloß der wieder weise gewordene Elefant die Versammlung mit ein paar Worten, die fast nur mehr Selbstgespräch waren: „Ja, die Menschen sind unsere Brüder, und wir sind die ihrigen! Aber ohne Leid und Jammer geht es zwischen uns nicht. Manchmal kann der eine gut sein, manchmal der andre; das ist dann ein Wunder. Es lebt freilich nicht lang. Man muß ihm immer wieder Geduld und Hoffnung einflößen . . ."

INNERER REICHTUM

Wir sind so reich, wenn wir es nur erkennen,
wir sind so reich, auch ohne Glanz und Pracht,
wenn wir im Herzen nur den Frieden haben
und Gott in uns die Sterne kreisen läßt,
auch in der dunklen, ausweglosen Nacht.

TRAUDE SINGER

„In Hochegg, da geht es mir gut . . . !“

Das Frühstück in dem schönen, geräumigen Speisesaal unseres Blindenaltersheimes in Hochegg geht zu Ende. Ich habe meinen Kaffee bereits getrunken und bin dabei, das letzte Stück meiner Buttersemmel zu verzehren, als ich höre, daß sich an einem der Nachbartische eine Frau erkundigt, ob sie das leere Geschirr schon abräumen könne. Ich entsinne mich plötzlich, daß mir eine Schicksalsgefährtin erzählt hatte, Frau Anna L., eine 84jährige Heiminsassin, sei glücklich und dankbar, wenn man bei kleinen häuslichen Arbeiten ihre Hilfe in Anspruch nehme.

Ich bin eben im Begriffe aufzustehen, als ich bemerke, daß sich Frau L. auch an meinen Tisch herangetastet hat. Ich reiche der Unermüdlichen mein Frühstücksgeschirr hin und sage lächelnd: „Damit Sie nicht am Ende arbeitslos werden, liebe Frau L.“ Die alte Frau lacht und es klingt ein gewisser Stolz aus ihrer Stimme, da sie erwidert:

„Ja, wissen Sie, ich bin es halt von Kindheit auf gewohnt, immer fest zu arbeiten. Und so bin ich froh, wenn ich mich auch als Erblindete noch nützlich machen kann.“

Ich lade Frau L. ein, mich auf mein Zimmer zu begleiten, um gemütlich mit ihr zu plaudern und einiges aus ihrem Leben zu erfahren.

Das rauhe Leben

Frau Anna, die sich sichtlich freut, wieder einmal ihr Herz ausschütten zu können, berichtet:

„Meine Kindheit war nicht gerade rosig, ich lebte mit meinen Eltern in ärmlichen Verhältnissen. Mein Vater war Perlmutterdrechsler, wir hatten im Burgenland ein kleines Haus, samt Acker und Wiese. Eines Tages kam ein schreckliches Unglück über uns: wir brannten ab. Obwohl uns hilfreiche Nachbarn geholfen haben, war der Brand für uns ein großer Schaden. Dann starb Vater, und meine arme Mutter mußte sich doppelt abrackern. Ich half im Haushalt so viel ich konnte und wurde dadurch sehr selbständig.

Frisch gewagt ist halb gewonnen

Eines Tages, als ich beiläufig 14 Jahre alt war, faßte ich den Entschluß, nach Wien zu gehen, um mir dort eine Stelle als Kindermädchen oder dergleichen zu suchen. Meine Mutter wollte zuerst von meinem Vorhaben nichts wissen, dann aber gab sie doch nach. Ich fuhr also nach Wien und hatte wirklich Glück! Durch eine Dienstvermittlung bekam ich eine Stelle bei einer kinderreichen Familie.

Links: Mit großer Begeisterung widmen sich die im Blindenaltersheim „Waldpension“ Beschäftigten ihren Aufgaben. Sie wissen, daß sie mit ihrer Arbeit den alten, alleinstehenden Blinden Glück und Freude bringen.

Rechts: Herr Peter Prix, Inhaber der Firma Prix & Co. in Aspang, bespricht mit Dir. Robert Vogel die weitere Ausgestaltung des Blindenaltersheimes „Waldpension“ in Hochegg bei Grimmenstein.
Nachdem ein Stockwerk des Heimes ausgestaltet und zum Teil auch schon bezogen ist, kommt nun der zweite Teil an die Reihe. Die Blinden sind allen Menschen dankbar, die ihnen helfen, ihre wertvollen Einrichtungen auszugestalten und zu erhalten.

Pressebild-Agentur Cerny

Ich hatte dort zwar sehr viel Arbeit, aber ich war gerne dort und habe eine Menge dazugelernt. Später kam ich als Stubenmädchen in ein großes Herrschaftshaus."

Freude und Leid im Familienkreise

„Und wann haben Sie dann endlich Zeit für sich selbst gefunden, um zu heiraten und eine Familie zu gründen?" frage ich meine Schicksalsgefährtin. „Aja, dazu habe ich mir doch Zeit genommen, denn die Aussicht, den ‚Stephansturm reiben' zu müssen, hat mich wenig gefreut. Eines Tages verliebte ich mich in meinen Zukünftigen, der so wie mein Vater Perlmutterdrechsler war. Na, sehen Sie, so bin auch ich unter die Haube gekommen und war mit meinem Los zufrieden.

Als dann die Kinder kamen, gab es natürlich Sorgen und viel Arbeit, aber es war trotzdem schön! Aber als mein Mann dann starb, war es recht schwer für mich. Dazu kam auch, daß ich eines Tages bemerkte, daß meine Augen irgendwie nicht in Ordnung waren. Ich wurde zwar behandelt, aber mit dem Sehen ging es immer schlechter. Außerdem kamen noch andere Krankheiten dazu, so daß mir ganz angst und bang wurde. Ich hatte zwar Angehörige, aber Sie wissen doch, in der heutigen Zeit, wo alle Leute berufstätig sind, kann man es nur schwer verlangen, daß man dauernd betreut wird. Ich war dann in einem öffentlichen Heim; dort hatte man guten Willen, aber es ist doch so, daß ein blinder Mensch eine besondere Pflege braucht!"

Zufluchtsort für Blinde

Frau Anna hält unwillkürlich in ihrer Rede inne, die Erinnerung an die durchlebten Schwierigkeiten scheinen sie mit einemmal wieder zu bedrücken. Ich möchte meiner Schicksalsgefährtin gern über diese wehmütige Stimmung hinweghelfen, taste nach ihrer Hand und sage: „Aber nun, liebe Frau L., ist nach den harten Schicksalsschlägen für Sie doch wieder alles gut geworden?"

Meine Schicksalsgefährtin erwidert meinen Händedruck und meint: „Ja, wirklich, Sie haben recht, unser Herrgott hat mich nicht im Stich gelassen, und als ich sehr verzagt war, hat er mir geholfen; und das ist so gekommen: eine Bekannte von mir, die immer sehr nett zu mir war, erzählte mir von der Hilfsgemeinschaft

BARMHERZIGE SCHWESTER

So menschlich nahe und dem Himmel
doch geweiht
eilen Nonnen durch die Krankenzimmer;
und tröstend, heilend wirken ihre Hände
in einem Haus, wo oftmals spielt das Leben
mit dem Tod sein Ende . . .

In langen Nächten, leise,
auf den Zehenspitzen schwebend,
behüten sie der Kranken
schmerzlich schwachen Schlaf,
um all die Bitten dieser Leidenden zu lindern;
„Barmherzige Schwester" — dieser Titel ist
dein Adelsprädikat!

Und so wie hier,
gibt's viele dieser Schwestern,
die selbstlos, weltvergessen suchen Gotteslohn,
im täglich irdisch schweren Schaffen
ihn auch finden,
sie bauen Stufen zu dem ewigen
Himmelsthron.

Die Krone, die dort ihrer harret,
verdient durch eigenes und fremdes Leid,
das meisterhaft auf dieser Welt
sie hab'n ertragen,
die „Krone" trägt den ewigen Glorienschein! —

FRIEDERIKE SPERL

der später Erblindeten Österreichs, wie sehr man sich dort um die Mitglieder kümmert. Ich war so froh, als ich das hörte, und dann wurde ich als Mitglied aufgenommen und kam hieher in unser schönes Heim."

„Und wie es scheint, fühlen Sie sich hier sehr glücklich", werfe ich ein.

„Jawohl, in Hochegg, da geht es mir gut und da bin ich glücklich!" freut sich Frau Anna. „Es wird ja hier alles getan, um uns das Leben angenehm zu machen. Ich habe mein gutes Bett und das Essen schmeckt mir auch immer; langweilig wird es mir niemals, denn ich suche mir schon eine kleine Beschäftigung. Geschirrabräumen tu' ich besonders gerne, aber natürlich muß ich dabei vorsichtig sein, damit ich nicht stolpere, denn Scherben werden", so meint Frau L. humorvoll, „für die Hilfsgemeinschaft kein Glück, sondern nur ein Schaden sein. Im übrigen möchte ich noch sagen, daß ich unserem Direktor Vogel und allen seinen Mitarbeitern sehr dankbar bin. Er und seine Helfer sollen nur recht gesund bleiben und lange leben, damit für uns Blinde noch viel Gutes und Schönes erreicht wird!"

(- er)

FRIEDRICH SACHER

SCHLINGEN

Hundegekläff in der Ferne. Sonst Schnee, Schnee und wieder Schnee die weite Ebene hin, als wolle er heuer kein Ende mehr nehmen. Und Nebel und immer Nebel darüber. Das Land lag einsam und trostlos.

Matthias, der alte Knecht, stolperte krank und müde mit eingeknickten Knien aus dem Dorf ins „Hintenhinaus", dem Wäldchen zu; auch er einsam und trostlos. Er torkelte hin und her, wie trunken von dem furchtbaren Entschluß, den er gefaßt hatte. In dem Wäldchen aber, er hatte schon die Schlinge in der Hand, stand — wie aus dem Boden geschossen — plötzlich der blutjunge Jagdgehilfe vor ihm, das Bürschchen. Er rief: „Halt! Bleib stehen!" Er trat ganz aus dem Dickicht hervor. „Aha!" sagte er, der grasgrüne Narr. Er war erst ein paar Tage hier im Dienst, der Neuling. Er riß dem alten Matthias die Schlinge aus der Hand. „So macht ihr das! Hat mein Vorgänger doch recht gehabt. Pack übereinander! Du kommst mit!" schnarrte der Eifrige. Seine Stimme vergickste sich in der Erregung.

Aber jetzt sah er erst genauer, mit wem er sich eingelassen; sah er die wuchtigen Arbeitspranken des alten Knechtes, den immer noch massigen Körper. Wenn diese Hände sich jetzt um seinen Knabenhals legten, war nun wer, fragte er sich, wem in die Schlinge gegangen — trotz Hund und Gewehr?

Doch der Knecht Matthias starrte nur mit aufgerissenen Augen, als erwache er aus einem Traum, durch ihn hindurch in eine unsagbare Ferne, aus der zwei uralte Augen ihn fragend ansahen. Er sackte willfährig in sich zusammen. Wortlos gehorchte er. Nicht dem Buben da. Dem anderen, ohne Namen.

Sie stapften dem Dorf zu. Erst den Bachrand entlang. Dann auf der Straße. Allmählich ging dem Jäger ein Licht auf. Scheu blickte der Junge seitwärts auf den Alten. Wie ein Wilddieb sah der nicht aus. Rex, der Hund, war offenbar klüger als sein Herr. Warum hatte er die ganze Zeit nicht angeschlagen?

Als die zwei Männer dem Gendarmen begegneten, der eben seinen Rundgang machte und als der Knecht Matthias schon seinen Schritt verlangsamte, als er gefügig stehenbleiben wollte, da begann der Junge plötzlich mit dem Alten ein belangloses Gespräch über das Wetter zu führen und schleuste diesen wie beiläufig an dem Gendarmen vorbei. Mehr als einen Gruß tauschten sie miteinander nicht aus, die drei.

„Und wo arbeitest du?" fragte dann im Dorf der junge Jäger den alten Knecht, der sich über nichts mehr wunderte an diesem Tag. Der Alte blickte den anderen blinzelnd an. Der Junge kam ihm nun hell und schön vor — wie ein Erzengel. „Beim Straußenwirt", sagte der Knecht. „Im Stall wohl? Und auch so? Für alles eben?" — „Ja", sagte der Knecht. „Ist recht", sagte der Jäger. „Da sind wir. Mach es gut! Eine Weile noch. Aber das behalte ich." Er klopfte an seine Tasche. Er meinte die Schlinge damit.

Der Knecht nickte nur. Hernach kniff der Junge die Lider zusammen und sah hinauf zu den grau dahinziehenden Wolken. „Mir scheint, Alter, wir bekommen noch einmal Schnee?" sagte er und ging seinen Weg weiter, an dem Haus vorbei. „Kann leicht sein", sagte der Knecht. Er kehrte heim. Das alte Hoftor, die vertraute Wölbung, nahm ihn auf wie eine Mutter.

Musikinstrumente

Gut erhaltene Musikinstrumente werden erbeten für die Heime der
HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS
Entgegengenommen werden diese Geschenke im Zentralsekretariat:

WIEN XX. TREUSTRASSE 9

Auf Wunsch erfolgt auch ihre Abholung. Herzlichen Dank unseren Musikfreunden!

Blindenpädagogik als Erziehung zur Blindenselbsthilfe

Zusammenfassung des Vortrages von **Herrn Professor Dr. Leopold Mayer,** *Direktor des Bundes-Blindenerziehungsinstitutes in Wien und Präsident des Österreichischen Blindenverbandes, gehalten anläßlich der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Zentralvereins für das Blindenwesen am 8. Oktober 1961 in Aarau.*

Wer die Fragen der Blindenerziehung vom historischen Standpunkt aus betrachtet, der kommt nur allzu leicht zur Überzeugung, daß bei genauer Betrachtung zwar methodische und pädagogische Fortschritte in reicher Zahl erzielt wurden, daß aber im Grunde genommen die eigentlichen Fragen bis zum heutigen Tage dieselben geblieben sind. Das gilt insbesondere von den Zielsetzungen, die freilich im Laufe der Zeit häufig definiert wurden, einfach deshalb, weil man die Ziele möglichst modern und volksnahe ausdrücken wollte. War es bei Joh. Wilhelm Klein die „Erziehung zur bürgerlichen Brauchbarkeit", so wurde daraus je nach dem Zeitenwechsel und den politischen Bedürfnissen „Erziehung zur Volksgemeinschaft", „Erziehung in eine werteschaffende Gemeinschaft" und dergleichen mehr.

Auch von einer zweiten Seite her mag es scheinen, als hätte sich nichts geändert. Unsere Vorgänger in der Blindenbildung standen in vieler Hinsicht der gleichen Aufgabe gegenüber, nämlich der Bekämpfung eines Vorurteiles gegen die Blindenarbeit, ja vielleicht sogar gegen die Leistungsfähigkeit des blinden Menschen überhaupt. So viel auch durch geschickte Aufklärung im Laufe der Zeit zweifellos geleistet worden ist, wir stehen selbst heute noch vor den gleichen Problemen. Ihnen, meine Damen und Herren, und uns treten diese Probleme in gleicher Weise und in gleicher Unabweisbarkeit entgegen, wenn Sie versuchen, einen ihrer Schüler im Beruf unterzubringen. Es ist das in der Regel gar nicht so sehr die Frage nach dem Zeugnis, das die effektiv erbrachten Leistungen bestätigt, vielmehr geht es dem Betriebsinhaber in der Hauptsache um die Frage der Bewältigung einfacher Lebensbedürfnisse durch den blinden Anstellungsbewerber. Müssen wir nicht immer wieder betonen, daß das ja Angelegenheit der Erziehung und der Ausbildung sein müßte, daß sich also der Betrieb oder der Sozialarbeiter mit diesen Problemen gar nicht zu beschäftigen braucht?

Wissen um das Gebrechen

Im Hinblick auf die Pädagogik und sicherlich auch in Rücksicht auf die Psychologie ist eine große Aufwärtsentwicklung seit dem Beginn der Blindenerziehung festzustellen. Diese Aufwärtsentwicklung bezieht sich einerseits sicherlich auf die Didaktik und Methodik, sie bezieht sich aber anderseits auch auf die Erkenntnis, die das Blindsein selbst betrifft. War es vor etwa einem Jahrhundert für manche Pädagogen noch eine Diskussionsangelegenheit, ob man den Blinden überhaupt von seinem Zustand unterrichten soll, so sind wir heute nicht zuletzt dank der Schweizer Heilpädagogischen Schule der sicheren Auffassung, daß der Blinde schon von Kindheit an um sein Gebrechen und um die daraus resultierenden Schwierigkeiten wissen soll.

Daß dieses Wissen nur in altersgemäßer Form aktualisiert werden kann, sei bloß am Rande vermerkt. Es wäre sinn- und zwecklos, blinden Kleinkindern endlose Vorträge über ihre Andersartigkeit halten zu wollen. Das wäre nicht nur langweilig, sondern es würde ebenso in dem heranwachsenden Menschenkind alles zerstören, was ihm an aktiven Kräften geblieben ist. Dieses Wissen um das Anderssein muß vielmehr gewissermaßen genau dosiert und mit viel erzieherischem Takt vermittelt werden. Es geht dabei im wesentlichen darum, den blinden Menschen auf der einen Seite mit seinen Möglichkeiten, auf der anderen Seite mit seinen Grenzen vertraut zu machen.

Leistungsmöglichkeiten

Wir sind keineswegs überheblich und verurteilen nicht die eben angedeuteten Ansichten, man möge den blinden Menschen in Unkenntnis seines Zustandes aufwachsen lassen. Sicherlich

stand dahinter die psychologisch wohlbegründete Furcht vor einem eventuellen Schock, der alle weiteren Entwicklungsmöglichkeiten mit einem Schlage abschneiden oder doch verbiegen könnte. Es war also der damalige Gedanke gar nicht so abwegig. Falsch daran war schließlich nur, daß man ihn nicht konsequent zu Ende gedacht hat. Denn eben um die Vermeidung dieses Schockes geht es ja uns, und wir können ihn vermeiden, indem wir die Grenzziehung und die Leistungsmöglichkeiten, wie sie auf Grund der Blindheit gegeben sind, schon dem Kinde und erst recht dem Jugendlichen klar vor Augen führen.

So gesehen, mag diese Überlegung äußerst theoretisch und fern jeder Praxis klingen. Der moderne Blindenerzieher aber weiß, daß diese angewandte Blindenkunde — wie ich sie nennen möchte — als Unterrichtsprinzip durch alle Klassen, Schulstufen und Berufsbildungseinrichtungen gehen muß. Es darf also in der Regel gar nicht so sein, daß der Schüler das Gefühl hat, nun ginge es eine halbe Stunde lang um ihn und sein Blindsein. Der echte Erzieher — und das soll ja der Sonderschullehrer auf jeden Fall sein — muß es vielmehr fertigbringen, aus den verschiedensten Lebenslagen fast unbemerkt die Nutzanwendung für den Sonderfall des Blinden zu ziehen. Wenn der bekannte Wiener Psychologe Dr. Karl Bühler vor etwa 25 Jahren immer wieder auf den Begriff des „Aha"-Erlebnisses als eine Art kinderpsychologischer Erkenntnistheorie hinweist, dann dürfen wir feststellen, daß der Österreicher wieder einmal

Mikrometer für Blinde

Dieses Mikrometer wurde mit einem besonders konstruierten Kopf gebaut, um es blinden Menschen zu ermöglichen, es durch Berühren abzulesen. Damit kann ein Blinder mit einer Genauigkeit von bis zu einem tausendstel Zoll arbeiten. Damit können solche Personen selbst feinste Präzisionsarbeit inspizieren. Dieses Mikrometer wird auch von Blinden, die an Drehköpfen arbeiten, verwendet, einer der wichtigsten Bestandteile fast jeder Maschinenwerkstatt. Die britische Industrie läßt es sich besonders angelegen sein, entsprechende und gute Arbeitsplätze für Blinde zu schaffen und stellt alljährlich rund 350 Personen neu ein.

zu bescheiden war. Denn gerade durch den gediegenen Blindenunterricht muß sich eine Kette solcher „Aha"-Erlebnisse, solcher je aufblitzender Selbsterkenntnisse hindurchziehen. Nicht das aufdringliche Dozieren ist es, dem besonders der reifende Jugendliche zugänglich wäre; es ist das Durchklingen, das Angesprochenwerden durch einen bestimmten Sachverhalt und durch eine bestimmte Situation. So wie die Wirkung einer guten Dichtung darin besteht, daß der Leser sich in das Geschehen hineinzudenken vermag, besteht die Wirkung des guten und allseitig lebendigen Blindenunterrichtes darin, daß stets von neuem unaufdringlich Beziehungen zwischen der großen Welt und dem Schicksal des heranwachsenden Blinden nicht nur hergestellt werden, sondern geradezu aufspringen.

Selbsthilfe der Blinden

Was nun für den Blindenunterricht aller Zeiten gegolten hätte, was aber erst jetzt nach den modernen Erkenntnissen möglichst restlos verwirklicht werden kann, ist die Erziehung des blinden Menschen im Hinblick darauf, sich selbst zu helfen. Gegen diesen Satz ließe sich vielleicht einwenden, er stelle an sich nur eine neue Formulierung des Erziehungsgedankens zur bürgerlichen Brauchbarkeit dar. Schließlich heißt ja bürgerliche Brauchbarkeit nichts anderes als die Fähigkeit, sich im Lebenskampf durchzusetzen und zu behaupten. Was aber meinen wir, wenn wir sagen, der Blinde soll zur Selbsthilfe geführt werden?

Beleuchten wir es einmal von der historischen Seite und fragen wir uns, wie es die ersten Blindenpädagogen mit diesem Problem gehalten haben. Für die Wiener Verhältnisse war es zumindest so, daß die ersten Direktoren den Verbindungen von Blinden untereinander zum Zwecke der Selbsthilfe keineswegs positiv gegenüber gestanden sind. Dieselbe Haltung läßt sich auch eindeutig aus Aufsätzen und andern Publikationen von Blindenlehrern aus den verschiedensten Gebieten erkennen. Auch hier soll diese Feststellung keinem Werturteil entsprechen, wir wollen nur den Unterschied zu unserer heutigen Meinung herausarbeiten. Als vor rund 60 Jahren die Selbsthilfebewegungen in großem Stil ins Leben gerufen wurden, standen sie in absolutem und kompromißlosem Gegensatz zu den Blindenschulen. Dieser Gegensatz war keineswegs nur von einer Seite her gegeben, es war vielmehr ein echtes und rücksichtsloses Gegeneinander, was uns da die ersten Versammlungsprotokolle zeigen. Heute könnte man zumindest für österreichische Verhältnisse den Satz aufstellen, die Geschichte der Blindenbildung erhalte eine Wertkomponente durch die Antwort auf die Frage, wie sich die Blindenerzieher jeweils zur Blindenselbsthilfe einstellen. Es ist doch letztlich in die Hand des Erziehers gegeben, die Blindenselbsthilfe zur höchstmöglichen Form einer Hilfsgemeinschaft zu entwickeln. Das mögen auch die Vorgänger der heutigen Blindenpädagogen angenommen haben, weil sie sich etwa bemühten, die Blindenselbsthilfe dadurch zu beeinflussen und in allen Einzelheiten zu lenken, daß sie nicht ohne Anwendung von Druckmitteln die Posten in den Selbsthilfeorganisationen zu besetzen trachteten. Daß diese Praxis unter Umständen zu schweren Zusammenstößen führen mußte, liegt auf der Hand. Der Blinde war und ist dankbar für eine echte Führung, er schätzt einen echten Erzieher, der es versteht, ihn frei zu machen. Dieses Prädikat des „echten" Erziehers kann aber vom Standpunkt der Pädagogik und vom Standpunkt des Blinden aus nur dann verliehen werden, wenn hinter allen Führungsgedanken von vornherein als letztes Ziel die absolute Freigabe des Zöglings und die absolute Anerkennung des ehemaligen Zöglings als gleichwertiger Mitarbeiter in der Gemeinschaft steht.

Gleichwertigkeit in der Gemeinschaft

Wir sind in den meisten europäischen Ländern heute in der glücklichen Lage, zumindest Tendenzen nach dieser Richtung feststellen zu dürfen. Nichts läßt sich mit einem Ruck umwerfen und beseitigen, will man nicht durch diesen noch so gut gemeinten schweren Eingriff dem Chaos Tür und Tor öffnen. Wir dürfen aber heute getrost die Zeit für reif erklären und dürfen dementsprechend eindeutig fordern, daß Blindenpädagogen und Blindenbildner aller Art, die die Notwendigkeit einer wahren, freien Blindenselbsthilfe im vorhin geschilderten

Die Blindheit fragt nicht nach Weltanschauung, Parteizugehörigkeit, Glaubensbekenntnis oder Abstammung

Sie erfaßt den Reichen wie den Armen und kümmert sich auch nicht um die Hautfarbe. Jeder aber, der erblindet, braucht die Hilfe seiner sehenden Mitmenschen. Hilf darum, lieber sehender, glücklicher Mitmensch, und frage auch du nicht nach mehr als darnach, ob dein leidgeprüfter Bruder, deine notleidende Schwester deine Hilfe brauchen.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat sich die schöne Aufgabe gestellt, jedem Erblindeten Helfer und Wegbereiter zu sein. Wer die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten unterstützt, handelt richtig.

Bitte, unterstützen Sie mit Ihren Spenden unsere Gemeinschaft, damit wir unsere Einrichtungen erhalten und immer weiter ausbauen können.

Erholungsheim
„Harmonie"
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„Waldpension"
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

Sinn nicht anerkennen, von sich aus wenigstens die Kraft haben sollten, zu resignieren, indem sie erkennen, daß sie hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben sind oder daß die Zeit erbarmungslos über sie hinweggeschritten ist.

Wir als Österreicher dürfen im Namen des Blindenschulwesens und im Namen der Blindenselbsthilfe unsern Schweizer Freunden aufrichtig gratulieren. Sehen wir doch eine kontinuierliche Vorwärtsentwicklung in den eben angedeuteten Richtungen. Wir sehen diese Entwicklung ohne jede Übertreibung mit besonders viel Freude. Schule und Selbsthilfe sind zwei Arbeitsabschnitte, fast möchte man sagen, zwei Arbeitsvorgänge in der großen Aufgabe der Blindenbildung. Eines muß zum andern führen. Die Schule schafft die Grundlage, gibt das Rüstzeug für eine gediegene, auf Wissen und Werte begründete, nicht auf Oberflächlichkeit aufgebaute Arbeit in der Selbsthilfe. Die Selbsthilfe und deren Funktionäre ihrerseits vermögen auf Grund dieses Rüstzeuges ihre Schule und ihre Lehrer nur aus tiefstem Herzen zu achten, sie vermögen nur in wohlverstandener Dankbarkeit an ihre Schulzeit zurückzudenken. Sie sind daher beseelt von dem Willen der Schule, jedes blinde Kind, jeden später Erblindeten rechtzeitig zu melden, weil sie wissen, daß nur diese Stätte die für den Blinden nötige Bildung vermitteln kann. Der Blindenlehrer seinerseits aber steht nicht auf dem hohen Podest wissenschaftlicher und geistiger Scheinüberlegenheit, er kommt sich nicht mehr zu erhaben und zu großartig vor, einen früher ausgebildeten Telephonisten oder Stenotypisten um seine Meinung über Wert und Mängel der Ausbildung zu befragen. Die Selbsthilfe will anderseits ein gewisses Mitspracherecht auf dem Schulsektor erreichen. Dies nicht, um zu nörgeln und als Weltverbesserer aufzutreten, sondern um sachliche und fachliche Kritik zu üben, Kritik also, wie eine echte Demokratie sie wünscht, Kritik, die beiden nur dienlich sein kann. Diese Form der Zusammenarbeit vom größten bis zum kleinsten Teilgebiet ist es, was Ihnen, meine sehr verehrten Zuhörer, und uns allezeit vorschweben muß. Wer auch immer mit Blindenfragen zu schaffen hat, muß diese Einheit und diese Kontinuität bejahen, er muß sich zu ihr bekennen, er muß sie ohne jeden Abstrich verwirklichen wollen. Das mag mitunter harte Entscheidungen im Gefolge haben, Entscheidungen, die über Einzelschicksale hinweggehen, Entscheidungen aber, die von der Warte der Weiterentwicklung unseres Blindenwesens aus gesehen gefällt werden müssen.

Und es ist, wenn wir den Kreis unserer kurzen Betrachtung schließen wollen, Blindenerziehung im modernen Sinne vom Kindergarten bis zur Rehabilitation der Spätererblindeten, Erziehung des Blinden, damit er sich selbst helfe, Erziehung des Blinden aber auch in dem Sinne, daß er in der Blindenselbsthilfe über dieses Sich-selbst-Helfen hinauswachse zum Helfer für seine ganze Schicksalsgemeinschaft.

Aus der Schweizer Blindenzeitschrift „INFORMATION"

E. P. HERMESBERG

Ein verregneter Sonntag

Als Gilbert ins Bad ging, um sich zu duschen, funktionierte die Dusche nicht. Dann gab es noch eine Reihe Unstimmigkeiten zwischen Gitta und ihm. Seine Frau sagte, er solle doch ein wenig ausgehen, in eines der Cafés vielleicht, in denen man immer Bekannte traf. Nein, das wollte Gilbert nicht, heute schon gar nicht. Oder sie könnten ins Kino gehen, ein Film lief da, den sie gerne sehen wollten, ein Kollege spielte mit. Gilbert wollte auch das nicht. Er wollte daheim bleiben, es war ja selten genug, meinte er, und bei diesem Regen auszugehen, schien ihm nicht verlockend. Nach dem Essen nahm Gitta ihren Regenmantel und sagte, sie gehe ein wenig spazieren. Als sie zurückkam, war sie heiter und sah frisch und wie verschönt aus. Gilbert stellte es mit innerem Protest fest. Auf ihre freundlichen Fragen gab er mürrisch Antwort, und er sagte, er wolle gar nichts tun an diesem Tag, er habe sich abgerackert genug die letzten Wochen.

„Du hast recht, Gilbert! Die Leute aber wissen nicht, wie man arbeiten muß, um oben zu bleiben. Aber du brauchst trotzdem frische Luft, es hätte dir gut getan, mit mir wegzugehen!“ sagte Gitta. Er wehrte es ab, verwies auf die Ventilatoren und Klimaanlagen in allen Räumen, und dann möge er das Anstarren der Leute nicht bei einem einfachen Spaziergang. „Aber Gilbert! Alle sind Menschen!“ sagte Gitta. Sie merkte gleich, daß es nicht das Richtige war, das sie gesagt.

„Menschen? Ja, aber welche! Auch Menschen! Es klingt banal genug, wie du es sagst. Ich bin kein Snob, kein Halunke, keiner, der sich nicht bei allem etwas denkt. Wenn ich schon nicht allzuviel weiß von den Dingen, die noch da sind, ohne daß wir sie ganz begreifen können, so ahne ich es doch, ich ahne es, ja! Die Möglichkeiten, die Aspekte, die aus dem großen Kern des Geistes fließen und ausstrahlen, und um das sich alles bewegt, was wir Künstler anschaulich machen können und sollen. Die anderen aber? Nichts wie Spreu, selten genug, daß einer dabei ist, der wirklich versteht, mitfühlt, mitdenkt! Ja, Spreu und Mist! Du selbst machst dir nicht viele Gedanken, du lebst so dahin, nimmst alles leichter. Und es ist absurd, wenn du sagst, es sind auch Menschen. Ich bin gewiß nicht eingebildet, wünschte, man könnte hingehen zum anderen und sagen: Bruder, du bist auch Mensch wie ich; aber so? Es gibt Unterschiede, die oft unüberbrückbar sind!“ — „Aber Gilbert! Du bist zu hart! Alle haben ein Herz, haben Gemüt, die Seele. Vielleicht manche eben weniger von allem, weniger Feingefühl, das ist schon so, aber deswegen sollte man es ihnen nicht zum Vorwurf machen!“

„Wer tut das? Ich? Der Künstler muß es schwer bezahlen, daß er ein besonderer Mensch ist, und es ist paradox, daß er eben für die anderen produziert, die ihn oft mißverstehen, mißhandeln, jajaja, und er soll sie emporheben, geistig führen, ihnen ermöglichen, den besseren, den für sie vorteilhafteren Weg zu gehen, sie zu warnen, sie zu bekehren, sie zu ermutigen und so fort. Aber du machst dich wieder über mich lustig.“ — „Nein, ich weiß, daß du recht hast. Aber du solltest diese Dinge

GESANG ÜBER DIE LIEBE

Die Liebe, sie kennt keine Zeit.
Sie kommt irgendwann und vergeht,
ist heute zu Höchstem bereit
und morgen vorbei und verweht.
Sie bleibt wohl im Herzen vielleicht,
als Traum, den das Leben bezwang,
als Ruf, der uns nicht mehr erreicht,
als Lied, das ins Weite verklang.

Die Liebe ist lohender Brand,
ist Feuer und Aufruhr zugleich,
ein Weg in ein blühendes Land,
ein Lippenpaar, schwellend und weich.
Erst jubelnde Glocke im Turm,
verkündet sie Eintracht und Lust;
dann alles verheerender Sturm,
zerquält und durchwühlt sie die Brust.

Die Liebe ist funkelndes Licht,
ist gleißendes, glitzerndes Gold;
die Sonne, die Wolken durchbricht,
ein Märchen, bezaubernd und hold.
Sie kommt irgendwann und vergeht,
ist heute zu Höchstem bereit
und morgen vorbei und verweht.
Die Liebe, sie kennt keine Zeit.

FRIEDRICH WINKELMÜLLER

Trotz eigener schwerster Fuß- und Augenbehinderung bemüht sich unser Kollege Karl Polony, seinen schwächeren Schicksalsgefährten noch Helfer zu sein. Für die Insassen der Blindenanstalt in der Josefstädter Straße macht er Wege und Besorgungen und ist glücklich, wenn er wieder einen kleinen Erfolg zu verzeichnen hat. So gibt er, der selbst behinderte Helfer, seinen sehenden Mitmenschen ein gutes Vorbild, wie man sein Leben gestalten und ihm Sinn und Inhalt geben kann. Alle Bestrebungen der Hilfsgemeinschaft unterstützt unser tapferer Freund mit großer Freude und Begeisterung.

Photo Heinz Vogel

nicht zu schwer nehmen. Wir machen damit nichts besser! Wenn unser Weg leicht wäre, so wäre er vielleicht nicht so wichtig.“ — „Ja — das ist auch wahr. Aber wir zwei sollten uns doch verstehen, uns nicht noch in den Weg treten, und doch ist es so. Und das begreife ich immer wieder nicht!“

„Es ist schon wahr; aber sind wir nicht immer wieder darüber hinweggekommen? Und auf das kommt es an! Du müßtest eben auch anerkennen, was nicht gerade von dir kommt und doch gut ist“ sagte Gitta nicht ohne Vorwurf. Gilbert fuhr auf. Er sei nicht der, der nicht anerkenne, was gut und vielleicht sogar besser sei, als das, was er mache. Leistung sei Leistung. In seiner Stimme aber lag Zorn und Mißmut. „Warte, ich mache Tee, du regst dich sonst wieder auf! Du hast morgen wieder viel vor!“

Gilbert betrachtete Gitta mit einer Schärfe, als hätte er ein Mikroskop vor den Augen. Unvermittelt fragte er sie, was sie am Vortag so lange mit dem Regisseur zu reden hatte. Gitta, schon bei der Türe, kam zurück, antwortete etwas gereizt, und schon waren sie in einem so heftigen Wortwechsel, daß beide gerötete Gesichter bekamen, und es fehlte nicht viel, so wäre es zu Tätlichkeiten gekommen. Die Frau faßte sich zuerst. Sie lachte kurz auf und meinte, es sei zu dumm, wegen solcher Lappalien zu streiten. Und nun wollte sie auf jeden Fall Tee machen. Er war noch nicht so weit, sagte noch einige höhnende Worte, aber Gitta gab keine Antwort mehr und ging hinaus.

Gilbert ging ihr dann nach, und etwas Reue kam in ihm auf. Er stand vor der Küchentüre, unentschlossen, ob er hineingehen sollte oder nicht. Da hörte er sie mit den Tassen hantieren und war neugierig, wie sie jetzt wohl aussehen mochte, welche Stimmung sie hatte. Er bückte sich herab, und sah durchs Schlüsselloch. Sie hatten dermal ja nicht von Scheidung gesprochen, aber sehr weit weg waren sie auch nicht gewesen. Ob sie noch böse war, sehr böse? Sie hatte mehr Erfolg, mehr Glück, mehr Chancen in ihrem Beruf, vielleicht auch bessere Aufstiegsmöglichkeiten. Und dies zusammen erbitterte ihn oft. Nun, ihr Gesicht sah heiter aus, sogar sehr heiter. Sie tat gerade Zucker in den Tee. Dann aber wurde Gilberts Blick starr. Was tat sie da? Aus einem kleinen Schächtelchen nahm sie eine, zwei Tabletten, gab sie in eine der Tassen. Ein merkwürdiges Lächeln lief dabei um ihren Mund. Was sollte das bedeuten? Unruhig und aufgeregt ging er leise zurück ins Wohnzimmer. Bald trat seine Frau ein und bot ihm mit gewinnendem Lächeln den Tee an.

„Gib mir deine Schale, Gitta!“ sagte er mit heiserer Stimme. „Aber warum denn? Dies ist dein Tee, außerdem habe ich in den deinen mehr Kognak hineingegeben, ich vertrüge das gar nicht! Trinke nur, es wird dir gut tun!“ — „Das glaube ich!“ sagte er und das Blut stieg ihm zu Kopf. Er bestand darauf, daß sie ihm ihre Tasse gebe, sonst trinke er keinen Tee.

Mit plötzlichem Entschluß, ihm einen großen, erstaunten Blick zuwerfend, wobei ein leises, nervöses Zucken um ihren Mund spielte, ergriff Gitta seine Tasse. Sie lächelte eigenartig, hielt die Tasse mit beiden Händen und sagte: „Bitte, aber die Folgen kommen über dich!"

„Was sollte es für Folgen haben? Der Tee ist doch einwandfrei?" sagte er scharf. Sie hob die Tasse zum Mund. Ihre Blicke kreuzten sich. Er hob die Hand, um ihr die Tasse wegzunehmen, aber wie kraftlos ließ er sie wieder sinken. Sein Herz begann zu klopfen, Röte stieg in seine Wangen. Sollte er zusehen, wie sie sich vergiftete? Er liebte sie doch, oder ... Liebte sie ihn? Haßte sie ihn? Was sollte er tun? Da lachte Gitta auf. „Ich werde beschwipst werden ..."

„Nur beschwipst?" fragte er voll Spannung, daß ihm der Atem stockte. Ich bin ein Teufel, auch nicht besser wie sie, ich sehe zu, wie sie ... „Jaja ...", lächelte Gitta, ihre Augen waren groß und dunkel auf ihn gerichtet, und es kam ihm vor, als wüßte sie seine Gedanken. Er stöhnte. „Weißt du, jetzt werde ich Ruhe haben, viel Ruhe, lange Ruhe, es wird mir gut tun, und es hätte auch dir gut getan. Ruhe ist etwas Schönes, etwas unendlich Gutes...", flüsterte Gitta und sank zurück.

„Hexe!" schrie er auf. „Du wolltest mich vergiften! Nun mußt du daran glauben!" Die Augen Gittas schlossen sich, ihr Körper sank erschlafft zurück. Erschrocken sah er sie an, Grauen, Entsetzen rann über ihn, daß sein Körper, seine Sinne und sein Herz voll Pein war. Was war gewesen? Wie konnte es dazu kommen? Er griff sich an den Kopf. Hätte doch er den Tee genommen, ihn ausgeschüttet, oder sonst etwas getan, aber nicht so, nicht so! Er stöhnte. Dann rannte er herum, lief schließlich auf die Straße hinaus. Es regnete mehr noch als bei Tag, Schnee war dabei. Dunkel lagen die Straßen da. Was sollte er tun? Zur

DAS LIED DER UHR

Die alte Uhr rückt Takt um Takt,
goldschimmernde Scheibe wiegend,
Sekundenschritte, unverzagt
dem Lauf der Zeit sich schmiegend.

Sie singt den Sang wie eh und je,
ihre Stimme verstummet nimmer,
das Lied der Stunde in C, in D,
wohllaut ins trauliche Zimmer.

Ruhloses Rufen schon viele Jahr',
vielleicht schon an die hundert;
doch über nichts, was es auch war,
hat sie sich je gewundert.

Sie sagt nicht ja, sie sagt nicht nein,
und doch hörst du sie mahnen,
dem Zeitgesetz gemäß zu sein
im zeitgebund'nen Planen.

Gib acht, daß deines Herzens Schlag
der Jahre Uhr sich füge
und daß dein Leben Tag für Tag
im rechten Gleichmaß liege!

DR. FRANZ FRIEDLAENDER

Polizei gehen? Arzt! Den Arzt holen, fiel ihm ein. Sollte er telephonieren? Nein, reden mußte er, reden mit dem Arzt. Wie verrückt rannte er zurück zum Haus, stürzte in die Garage. Im Wagen fühlte er sich dann wohler, sicherer.

Er fuhr los. Der nasse Asphalt glänzte wie Lack, spiegelte, täuschte. Der Wagen rutschte wie auf Schmierseife. Bei einer Kurve geschah es. Gilbert konnte den Wagen nicht abbremsen, fuhr direkt in den schweren Laster hinein.

Als Gilbert erwachte, roch es abscheulich nach Antiseptikum. Manches an ihm schien nicht in Ordnung zu sein, die rechte Hand war in Gips. Aber sein Geist und Verstand regte sich und es fiel auf ihn wie ein schwerer Stein. Mein Gott, er war ein Mörder! Er lag lange wie erstarrt da, beobachtete die Schwester, den Arzt. Die Schwester gab ihm einen Brief. Er sei von seiner Frau abgegeben worde, die Dame komme nachmittags wieder. Es riß ihn hoch. Begütigend und auch etwas streng ermahnte ihn die Schwester. Gilbert riß den Brief auf. Es war nur ein kleines Schächtelchen darin und in diesem waren noch einige Tabletten eines harmlosen Schlaf- und Beruhigungsmittels.

„Sie werden lange nicht fahren können!" sagte der Arzt neben ihm. Gilbert aber sah direkt glücklich aus. Der Arzt schüttelte den Kopf. Das sei ihm auch noch nicht vorgekommen, meinte er, daß dies einem nichts ausmache. Gilbert müsse überhaupt froh sein, daß er noch so davongekommen sei. „Ich bin sehr, sehr froh!" sagte Gilbert und er preßte mit der Linken des Doktors Hand ganz fest.

„Na, na, so ist es ja auch wieder nicht!" sagte der beinahe verlegen und entfernte sich etwas. Gilbert sah hinter ihm her und sein Lächeln war merkwürdig genug. Da drehte sich der Arzt nochmals um, kam zurück. „Wenn es Sie interessiert, Herr Gilbert, warum Sie so gut davonkamen, dann könnte ich es Ihnen sagen . . . hm, es war ein Betrunkener, eines jener Individuen, die man als überflüssig, als Spreu und Mist bezeichnen könnte, wenn man leichthin denkt, der dem Laster gleich vor der Kurve entgegenkam, und der nur durch die große Geistesgegenwart und Geschicklichkeit des Lenkers davonkam. Dann flennte der Narr wie ein Kind, daß es ihm nicht gelungen war, sein Leben fortzuwerfen, denn er sei sowieso nichts nütz und nichts wert, so sagte er . . ." Gilbert starrte dem Arzt nach, in seinen Augen war maßloses Staunen.

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN" BETRÄGT:

Jahresabonnement	S 50.—
1/2-Jahresabonnement	S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

Aus dem Leserkreis

„Unbewußt habe ich mich seit Jahren mit der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten verbunden gefühlt und auch diese Menschen, wenn auch nur im bescheidenen Maße, nicht vergessen. Vielleicht hatte ich schon damals das Gefühl, daß auch ich dereinst zu ihnen zählen könnte. Durch eine Augenerkrankung, welche im steten Fortschreiten ist, habe ich nun am rechten nur $^1/_{60}$ und am linken Auge $^6/_{24}$ Sehvermögen. Vorübergehend könnte, falls ich die angepaßten Haftgläser tragen kann, eine kleine Besserung erreicht werden. Allerdings kann ich das linke (also bisher noch bessere Auge) Glas sehr schwer vertragen und verursachen beide Linsen infolge meiner gleichzeitigen Nervenerkrankung Beschwerden. Aus dem Grunde (Nervenstörung) kann ich die Linsen weder selbst einsetzen noch herausnehmen und daher auch diese Linsen nicht verwerten.

Vielleicht wissen Sie, ob ich unter den gegebenen Umständen Anspruch auf Zulagen habe, bzw. wohin ich mich wenden muß. Das wegen Nervenschädigung beantragte Rentenverfahren ist noch nicht abgeschlossen, steht aber — wie ich erfahren konnte — vor dem Abschluß.

Ich würde gleichzeitig fragen, welche Bedingungen für die erwähnte Hilfsgemeinschaft gelten, um Mitglied zu werden."

R. L. Burgenland

Anmerkung der Redaktion:

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat alles Nötige unternommen, um dieser Kollegin mit Rat und Tat beizustehen, die ersten Schwierigkeiten zu überwinden.

* * *

Folgende Zuschrift erreichte uns (beigelegt war eine Spende in Form von Briefmarken):

„Anbei eine kleine Spende. Ich war zu 90% blind. Gott und ein berühmter Chirurg haben mir das Augenlicht wiedergegeben. Das Augenlicht ist das größte Glück auf Erden! Viele sehen — und sie sehen doch nichts, was sie nicht sehen wollen!"

K. V. Wien III.

„. . . Übrigens muß ich euch wieder einmal zu eurer Tätigkeit gratulieren. Ihr habt Vieles geschaffen im Leben, und wenn man das von Menschen sagen kann, ist das schon sehr schön."

B. H. Wien V.

„Wir haben sämtliche Hefte von ‚Unser Schaffen' erhalten und uns auch zum Teil schon in ihren Inhalt vertieft. Und was ist unsere Meinung? Lieber Herr Direktor, Worte darüber — nein, die können die Größe dieser Taten nicht aussprechen. Man frägt sich: wie ist das alles möglich? Ja, nur der Wille ist es, der feste Wille, dort zu helfen, wo Hilfe notwendig. Glauben und Vertrauen zu dem, der einst gesagt ‚Ohne mich könnt ihr nichts tun' und der auch gleichfalls gesagt ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!'. Dies Gebot erfüllen, bringt Segen und Glück. In dem Maße vergrößert der Mensch sein Glück, in dem er es anderen bereitet. Ich glaube, daß Sie vielen armen Blinden Glück bereitet haben durch den mächtigen Willen, dem die Tat folgte. ‚Ich will!', das Wort ist mächtig und der Glaube, daß man sein ganzes Herz und seinen ganzen Willen im Dienste der lieben Nächsten stellen kann, das wirkt sich zu einer Großmacht aus.

Auch die Einigkeit mit vielen Gleichgesinnten macht stark. Wir freuen uns, daß wir persönliche Bekanntschaft mit Ihnen gemacht. Doch ausschließen? Nein, das wollen wir uns erst recht nicht. In materieller Hinsicht wollen wir nach Kräften mithelfen an Ihrem großzügigen Werk der Nächstenliebe. Auch für uns gilt das Motto: ‚Gib Sonnenschein, und wär' es nur ein Strahl; wer Freude sät, wird Freude ernten!'

Heute las ich den Bericht ‚Eine unvergeßliche Nacht'. Ich war hingerissen davon, mich fesselte dieser Bericht — und ich dachte mir, als ich es gelesen: Wir müssen lernen, daß Gott manches nur nimmt, um uns Schöneres und Wertvolleres dafür zu geben. Ich freue mich wirklich von ganzem Herzen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, die ich eigentlich nur meinem Mann zu verdanken habe. Er richtete sein besonderes Augenmerk

auf Ihre Erlagscheine mit den Worten: ‚Na, denen gebe ich gerne, die sind wirklich arm!' Und jetzt, wo auch er in seinem Sehvermögen tüchtig geschwächt ist, will er doppelt mithelfen an diesem großen Werk der Nächstenliebe.

Der Menschen Lebensschicksal ist Bestimmung, das spreche ich aus eigener Erfahrung; wieviele, vielleicht nur ganz kleine Umstände kommen im alltäglichen Leben vor, auf die wir kaum achten und die doch oft für unsere Zukunft, für unser ferneres Leben von höchster Bedeutung sein können. Dem einen bringt das Schicksal Glück, das er vielleicht gar nicht zu schätzen weiß, dem anderen Unglück, wie es bei Ihnen der Fall ist, um wieder andere glücklich zu machen.

Insbesondere die Arbeit am Nächsten befriedigt und beglückt, wenn wir, im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, im Frieden eines reinen Gewissens und in der Liebesgemeinschaft des Herzens mit Gott und dem Nächsten sind."

N. ST. Wiener-Neustadt

M. MÜLLER-MENINGES

Die Pampas

Die Pampas haben ihre wildromantische Indianerzeit hinter sich, wenn auch ihre ganze bewegte Geschichte unbekannt ist und niemand über die Pampas etwas anderes zu sagen weiß, als daß sie die endlosen Grasflächen Argentiniens sind, auf denen riesige Rinderherden leben. Die Indianer der Pampas waren zur Zeit der Entdeckung im frühen 16. Jahrhundert auf einer niedrigen Kulturstufe. Sie wohnten in „Windschirmen", zusammengenähten Fellen, die, über ein paar Stangen gespannt, auf einer Seite offen, allein ihren Schutz gegen das rauhe Klima bildeten. Ihr Hauptjagdtier war das Guanaco, das wilde Lama. Man jagte es mit Pfeil und Bogen und lockte die Herden durch ein angebundenes Jungtier herbei. Der südamerikanische Strauß wurde von Jägern in Straußverkleidung gejagt.

Dieses Leben änderte sich plötzlich, als die Indianer Pferde erhielten. Die ganze Pampa geriet in Bewegung. Im Nu waren aus den Fußgängern und armen Jägern, deren Gepäck die Frauen oder die Hunde auf den Jagdzügen mitschleppten, wilde Reiternomaden geworden.

Schon 1531 hatten die Kerandi das zuvor gegründete Buenos Aires mit Brandpfeilen in Asche gelegt. Um diese Zeit erbeuteten sie auch die ersten Pferde. Nun begann ein jahrhundertelanger, schonungsloser Kampf. Buenos Aires war bis ins 19. Jahrhundert hinein ständig bedroht. 1816 schätzte man den jährlichen Verlust an Rindern durch die Eingeborenenstämme auf 40.000 Stück. In den Jahren 1832/33 unternahm General Rosas gegen diese Stämme einen Zug und befreite dabei 1500 weiße Frauen und Kinder, die jahrelang in Gefangenschaft gehalten wurden.

Im Jahre 1880 unterdrückte die argentinische Regierung die letzten Aufstände der um ihre Freiheit ringenden Bewohner der Pampa. Die Indianer wohnen heute in kümmerlichen Orten am Rande der Pampa oder sind ganz ausgestorben. Gauchos sind Indianermischlinge, halbwilde Hirten, wie sie heute noch die Pampa bevölkern. Sie haben in ihrem Leben noch manchen echt indianischen Zug bewahrt. So kochen sie das berühmte Nationalgericht „Carne con cuero" (Fleisch mitsamt der Haut), indem sie ein ganzes Tier mit heißen Steinen füllen und in die heiße Asche legen.

STERNENGRUSS

Die Sonne geht schon schlafen,
winkt scheidend nochmals her,
ich kann an dich nur denken,
wie wird das Herz mir schwer.

So kurz war unsre Freundschaft
und doch so reich an Glück;
schon rollt der Zug von hinnen,
bang blick' ich nun zurück.

Bald bin im fernen Land ich,
so weit, so weit von dir,
da bringen dir die Sterne
die Grüße dann von mir.

FRIEDRICH MARIA WIESENBERGER

ROBERT VOGEL

Ein Märchen aus der Wirklichkeit

Wie schon so oft, saßen wir wieder einmal gemütlich in unserem Erholungsheim „Harmonie“ beisammen, und meine Freunde baten mich, wieder eine Begebenheit aus meinem bunten, bewegten Leben zu schildern. „Was ich nun erzählen werde, ist gewiß nicht alltäglich, ist es doch für mich selbst ein schöner Rückblick. Es war in der Zeit, da ich noch sehr jung war, mich des vollen Sehvermögens erfreuen durfte und nicht ahnen konnte, daß ich dereinst einer von euch, einer der 14 Millionen Blinden sein werde, die es auf der ganzen Welt gibt.

Der 30. Juni des Jahres 1923 hatte für mich und die Klassenkameraden der dritten A-Klasse der Bürgerschule am Parhamerplatz in Hernals seine ganz besondere lebensentscheidende Bedeutung. Wir erhielten unser letztes Schulzeugnis und die besten Wünsche unserer Lehrer, die sich durch viele Jahre mit uns Bengeln abgeplagt hatten. Für die meisten von uns war die Berufswahl bereits getroffen, dafür hatten schon die Eltern gesorgt, denn nur wenigen war es vergönnt, eigene Wünsche erfüllt zu bekommen. So gingen wir alle auseinander, nur ganz wenige meiner Schulkameraden habe ich später wiedergesehen. Meine ursprüngliche Absicht, Arzt zu werden, mußte ich aus finanziellen Gründen fallenlassen, und für den Elektrikerberuf hatten meine Eltern wenig Verständnis. So trat ich die Sommerferien an.“

„Wo sind deine Eltern mit dir hingefahren?“ warf Karl ein. Ich lachte: „Meine Ferien dauerten nur bis Montag, den 2. Juli. Das war einen Tag vor meinem 14. Geburtstag, und da fuhr meine Mutter mit mir nach Mariahilf, um in der Direktion eines bekannten Schuhhauses anzufragen, ob ich vielleicht Aufnahme als kaufmännischer Lehrling finden könnte. Ich hatte Glück und trat als Praktikant, so nannte man damals die kaufmännischen Lehrlinge, in die Firma ein, um Schuhverkäufer zu werden.

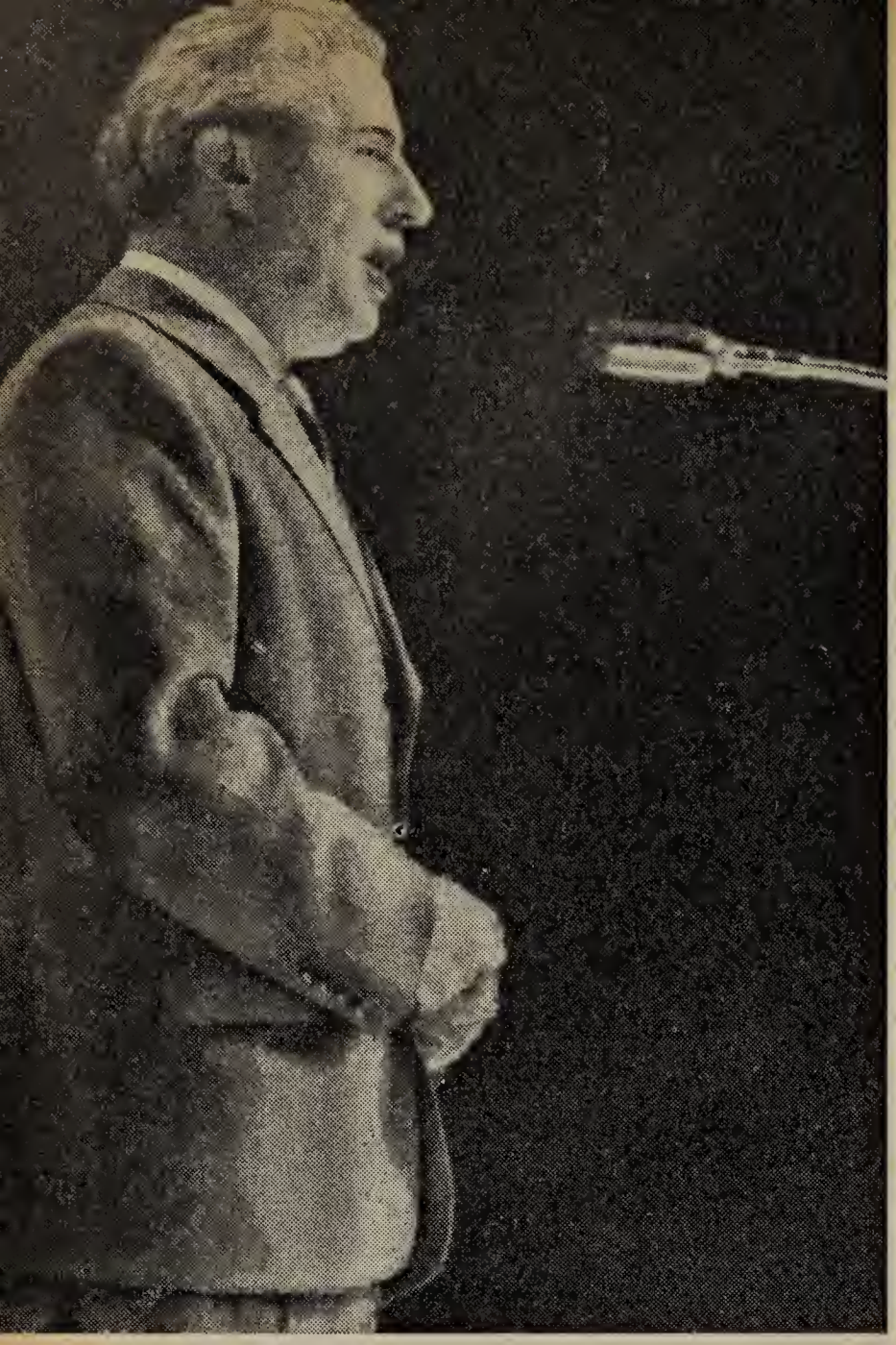
Der Geschäftsführer befand sich zu dieser Zeit auf Urlaub, und sein Stellvertreter machte mich mit seinen Mitarbeitern und mit meiner Arbeit bekannt. Er drückte mir ein Staubtuch in die Hand und wies auf die langen, hohen Regale. Da standen die Schuhschachteln in Reih und Glied, da und dort gab es gähnende finstere Lücken. Ich wußte noch nichts von der Beziehung des Staubtuches zu den Schuhschachteln in ihren Regalen, sollte aber sehr bald richtig belehrt werden.

‚Hier fängst du an‘, meinte mein Vorgesetzter, zur einen Seite des ausgedehnten Geschäftes zeigend, und während er sich langsam drehte, meinte er, ‚und dort hörst

Blinde auf der Straße

Wenn man nicht sieht, ist das Fortbewegen auf der Straße bei dem heutigen ungeheuren Verkehr wahrlich kein Vergnügen. Unsere blinden Frauen haben aber auch ihre Wege und Besorgungen. Es ist nicht immer Hilfe zur Stelle. Sie sind von undurchdringlichem Dunkel umgeben, in das sie ein hartes Schicksal versetzt hat, aber ein Schutzengel wacht über sie.

Photo Cerny



Der Obmann der Hilfsgemeinschaft, Kollege Robert Vogel, wiederholt immer wieder, daß in dieser Welt, die für das Sehen und nicht für das Blindsein geschaffen ist, alles getan werden muß, um die Blinden voll in das kulturelle und soziale Geschehen einzubeziehen. Seine Freunde und Mitarbeiter fühlen sich an seinem Geburtstage eins mit seinen Bestrebungen wahrer Menschlichkeit und Nächstenhilfe.

du auf. Alle Schachteln werden schön abgestaubt.' Ich hatte geglaubt, Schuhe verkaufen zu lernen und war ein wenig enttäuscht, mit einem Staubtuch hantieren zu müssen. Ich stieg auf die lange Schubleiter, und das war gar nicht so einfach. Es mußte erst gelernt werden, mit beiden Händen zu arbeiten und ohne sich anzuhalten frei auf der Schiebeleiter zu stehen. Ich konnte bald feststellen, daß vor mir schon längere Zeit kein Praktikant aufgenommen worden sein dürfte, denn da und dort, vermutlich bei weniger verlangten Schuhen, hatten sich ganz dichte Staubschichten angesammelt. Der Staub kitzelte in der Nase und reizte mich wiederholt zum Niesen.

Ich hatte Glück, denn nach zwei Wochen wurde eine Praktikantin aufgenommen, und es gelang mir, das Staubtuch an diese weiterzugeben. Ich überreichte es ihr, gewissermaßen als Zeichen der Würde für die Neueingetretene, und weil ich der Meinung war, daß ein Staubtuch besser zu einem Mädchen als zu einem Jungen paßte.

Es gab ein Hauptlager, von dem aus alle Filialen mit den von ihnen angeforderten Waren versehen wurden. Dieses befand sich im Keller und hatte nur künstliches Licht. Seine schönste Verbindung zur Außenwelt bildete ein Lastenaufzug. Da wurden die Waren hinunter und auch wieder herauf befördert."

„Das hat dir sicher Spaß gemacht, mit diesem Aufzug hin und her zu fahren", meinte Fritz und zündete sich eine Zigarette an. „Dazu kam es nicht oft, denn wir Lehrlinge mußten im Hauptlager fleißig mithelfen. Die Kartons mußten mit den entsprechenden Artikelnummern und den Preisen versehen werden, und der Lagerchef war nicht sehr nett zu uns. Immer schimpfte er, nichts war ihm recht, und so spielten auch wir ihm, wo wir nur konnten, einen Schabernack. Wir vertauschten Schuhe oder klebten falsche Zettel auf. Ich erinnere mich aber sehr gut an eine Lagerhalterin, die zu uns Lehrlingen freundlich, liebenswürdig und immer verständnisvoll war. Wir alle mochten sie sehr gut leiden, und jeder von uns wollte immer am liebsten in ihre Abteilung kommen. So was vergißt man sein ganzes Leben nicht, wenn man in der Jugend die Güte eines Menschen spüren durfte. Die Jahre vergingen, das Staubtuch wanderte von Lehrling zu Lehrling. Nach drei Jahren wurde ich Verkäufer und war mit großer Begeisterung und viel Liebe bei meinem Beruf."

„Wie hieß doch diese nette Lagerhalterin, von der du soeben erzähltest?" — „Ach, man nannte sie allgemein Frau Erna." — „Was ist aus eurer guten Frau Erna geworden?"

„Nur schön langsam", antwortete ich dem ungeduldigen Heinrich, der schon ahnte, daß noch etwas Besonderes kommen würde. „Erst ist einmal aus mir etwas geworden, und zwar einer von euch, denn im 19. Lebensjahr erblindete ich fast völlig und mußte meinen Beruf als Schuhverkäufer aufgeben." —

„Mitten aus dem Leben herausgerissen", sagte Karl, „das muß doch schrecklich gewesen sein." — „Laß ihn doch weitererzählen, denn er hat doch wieder den Anschluß ans Leben gefunden und hat nicht vor den Schwierigkeiten kapituliert."

„Ja, so ist es", setzte ich meine Erzählung fort „Nachdem meine Eltern geglaubt hatten, mir in einem Blindeninstitut die Möglichkeit zur Erlernung eines Blindenberufes verschafft zu haben, mußte ich feststellen, daß ich innerlich meinem ursprünglichen Beruf als Verkäufer treu geblieben war. Ich begann einen Parfümeriehandel." — „Hattest du ein großes Geschäft?" wollte Fritz wissen. „Groß war es wirklich nicht, aber ich war ja auch noch jung und alle Möglichkeiten für eine Erweiterung waren gegeben. Mein Geschäft bestand aus einem Köfferchen von ungefähr 40×20 Zentimetern. Darin verstaute ich verschiedene Parfümeriewaren, die mir ein bekannter Geschäftsmann kommissionsweise überlassen hatte. Ich suchte mit meinem wandernden Laden vor allem meine ehemaligen Kollegen im Schuhhaus auf, und wieder war es die gute Frau Erna, die mir stets half und alle anderen anspornte, recht viel bei mir zu kaufen. Sie wollte mir auf diese Weise helfen und mir Mut für meinen weiteren Lebensweg geben. Ja, es war immer wieder ihr gutes Herz. Das Geschäft ging glänzend, ich konnte es vergrößern."

„Wie hast du das gemacht?" — „Nun, ich habe mir einen größeren Koffer angeschafft, und bald darauf eröffnete ich in Ottakring ein richtiggehendes offenes Geschäft.

Die Jahre vergingen, Jahre, die ich ohne weiteres überspringen kann, da sie für meine Erzählung nicht von großer Bedeutung sind. Ich habe geheiratet, es kamen Kinder, und es kam das Jahr 1948. Die im Jahre 1938 im Zuge der Okkupation Österreichs aufgelöste Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten wurde von Jakob Wald, meinem Vorgänger, und einigen seiner Freunde und Mitarbeiter, zu denen auch ich gehörte, reaktiviert. Es folgte ein schöner Aufstieg der Organisation, ich selbst wurde zum Geschäftsführer berufen und leitete unsere Verkaufsabteilung."

„Und hast du von Frau Erna nichts mehr gehört?" — „Nein, wir hatten einander aus

BESUCH EINES FREUNDES

Viele Tage ging jeder von uns allein,
Heut' dürfen wir einander wiedersehen;
Herzlichkeit umkränzt unser Beisammensein,
Schön und glückhaft erscheint uns dies Geschehen.

Freundschaft spricht mit uns von der Vergangenheit,
Wehmut faßt leise nach unseren Händen;
Unser Weg führte oftmals durch Einsamkeit,
Wird er wohl im Geborgensein enden?

Nun aber krönt unsere Stunde nur noch Licht,
Leben bedeutet sie und Freude schenken;
Grüßen wird uns ihr strahlendes Angesicht
Auch in Zukunft, wenn froh wir ihrer gedenken!

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

den Augen verloren. Im Jahre 1952 verstarb der Gründer der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Jakob Wald, und die Leitung betraute mich mit der Führung unserer Organisation. Alles, was dann folgte, ist euch ja bekannt, und hier in diesem schönen Erholungsheim dürfen dank unserer Bemühungen und gemeinsamen Anstrengungen alljährlich viele Blinde Erholung und Entspannung finden." — „Ja", meinte Heinrich, „und das im vergangenen Jahr eröffnete erste österreichische Blindenaltersheim ‚Waldpension' in Hochegg bei Grimmenstein ist auch ein Beweis einer unermüdlichen Schaffenskraft und echt österreichischen Pioniergeistes."

„Was war weiter, was geschah dann?" forschten meine Zuhörer, denn ihre Spannung und Neugierde wuchs mit jedem Augenblick. „Es war vor einigen Jahren, da kam während einer Sprechstunde eine Dame ins Vereinssekretariat, sie wollte Mitglied der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten werden. Ich bat die Bewerberin in mein Büro und bot ihr — sie war von einer sehenden Frau begleitet — einen Stuhl an. Dann begann das übliche Fragen. ‚Seit wann sehen Sie nichts mehr?' — ‚Ach', kam schüchtern die Antwort, ‚ich sehe wohl noch ein wenig, aber ich wage mich nicht allein auf die Straße und mit dem Lesen ist es überhaupt vorbei. Das ist so schrecklich', meinte sie, ‚wenn man das ganze Leben gearbeitet, gut gesehen hat und jetzt in den alten Tagen ganz hilflos ist.' — ‚Sie müssen aber doch dafür dankbar sein, daß Ihre Sehbehinderung

nicht schon in früheren Jahren eingetreten ist', versuchte ich zu trösten.

‚Da haben Sie wirklich recht', meinte sie, ‚ich erinnere mich noch, bei unserer Firma war ein junger Verkäufer, ihn traf es sehr hart, er erblindete im 19. Lebensjahr, der arme Mensch mußte seinen Beruf aufgeben. Er hat mir so leid getan.' In mir tauchten Erinnerungen auf, und fast wäre ich bereit gewesen, in dieser Stimme etwas Bekanntes zu vernehmen.

‚Was für ein Augenleiden haben Sie eigentlich?' — ‚Es ist eine Netzhautabhebung, und mein Augenarzt hat mich vorsichtig darauf vorbereitet, daß dieses Leiden zur vollständigen Erblindung führen kann, ja wahrscheinlich führen wird.' Jetzt begann sie zu weinen und meinte schluchzend, daß sie doch niemals etwas Böses getan und sich immer allen Mitmenschen gegenüber freundlich und hilfsbereit erwiesen hätte und nun, es ist nicht auszudenken, vielleicht in ewiger Nacht den Rest ihres Lebens beschließen solle.

Immer mehr wurde es mir bewußt, diese Stimme schon früher einmal irgendwo gehört zu haben. ‚Was soll ich erst sagen', und ich wagte noch einen Versuch zu trösten, ‚mir wurde schon in jugendlichem Alter dieser schwere Schicksalsschlag zuteil, und doch habe ich nicht verzagt. Sie waren also Angestellte und beziehen jetzt eine Pension.' — ‚Ja, das ist alles und sicher nicht zuviel, da ich für jede Hilfeleistung bezahlen muß, weil ich nicht mehr imstande bin, alles, was der Haushalt von einer Frau verlangt, selbst auszuführen.'

‚Wo waren Sie beschäftigt?' — ‚Ich war im Schuhhaus . . .', mehr brauchte sie mir nicht zu sagen, denn nun wußte ich auch, woher ich die Stimme kannte.

‚Kollegin Erna', sagte ich, ‚ich bin der vor vielen Jahren erblindete junge Kollege, ich heiße Robert Vogel, und du wirst verstehen, liebe Kollegin, daß es mich sehr trifft, dich hier wiedersehen zu müssen. Wer von uns beiden konnte es einmal ahnen, welche Wege wir zu gehen haben und welche Wege uns wieder zusammenführen würden. Seit mehreren Jahren stehe ich an der Spitze dieser Organisation, die auch dich aufnehmen und dir Helferin und Beschützerin sein wird. Wie du, liebe Kollegin, eben erzähltest, hast du außer deiner Pension nichts. Von den Begünstigungen, welche den Blinden auf Grund rechtlicher Ansprüche zustehen, weißt du natürlich noch nichts. Uns ist es in jahrelangen Bemühungen gelungen, für die Sozialrentner den Hilflosenzuschuß zu erwirken, und auch für dich besteht der Anspruch auf die Blindenbeihilfe. Im Sommer hast auch du, wie alle anderen Mitglieder der Hilfsgemeinschaft, die Möglichkeit, in unser Erholungsheim „Harmonie" nach Unterdambach zu fahren und alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft stehen dir offen. Du bist trotz deiner schweren Behinderung jetzt nicht mehr allein und verlassen, denn die Gemeinschaft, unsere große Familie nimmt dich in ihrem Kreis auf und wird alles tun, um auch dir über alle Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.'

‚Ich kann es mir gar nicht vorstellen', sagte nun etwas beruhigt Frau Erna, ‚daß du, der fröhliche, aufgeweckte Verkäuferlehrling von damals, jetzt mein Helfer bist, und ich weiß gar nicht, wie ich dafür danken kann.'

‚Es ist ganz bei mir, dankbar zu sein, und zwar dafür, daß ich mich für alle Freundlichkeit und Güte, die du vor Jahrzehnten mir und allen anderen Lehrlingen im Schuhhaus, wo wir als Sehende gemeinsam gearbeitet haben, entgegengebracht hast, einigermaßen erkenntlich zeigen darf.' Leider denken die Menschen im Umgang mit ihren Nächsten oft viel zu wenig daran, wie rasch sie selbst in die Lage kommen können, die Hilfe der anderen nötig zu haben. Es ist aber gut, immer hilfsbereit zu sein, denn wie dieses Beispiel zeigt, gibt es wundersame Wege."

* * *

Als ich meine Erzählung beendet hatte, herrschte tiefes Schweigen, das keiner der Zuhörer als erster unterbrechen wollte. Alle waren nachdenklich, und wenn sie mich nicht so gut gekannt hätten, würden sie vielleicht gedacht haben, daß ich ihnen ein Märchen erzählte — aber es war kein Märchen.

ABONNIEREN SIE
„Unser Schaffen"

HEINZ REIN

VATER ANTOINE

Neben mir, auf einer Bank im Park des Palais du Luxembourg, saß ein alter Mann. Er sah sehr würdig aus, mit seinem langen, weißen Haar und seinem schwarzen Anzug, der zwar schon ein wenig glänzte, aber sehr sauber war, wie das weiße Hemd und der altmodische weiße Stehkragen. Auch die Schuhe waren sehr alt, das Leder war rissig und spröde, aber sie waren tadellos in Ordnung und geputzt. Die Hände des alten Mannes lagen auf einem Spazierstock mit einer Elfenbeinkrücke, und an einem Knopf seiner Jacke hing eine Klammer, die einen schwarzen Schlapphut hielt.

Wir kamen in ein Gespräch. Ich erfuhr, daß er aus der Camargue stammte, einem Gebiet an der Rhône zwischen dem Languedoc und der Provence. Es wird von Touristen nicht besucht, da es keine Sehenswürdigkeiten bietet und auch als Landschaft nicht gerade reizvoll ist. Ich kannte die Camargue jedoch, und so wurde es nicht ein Gespräch, wie man es sonst auf Parkbänken zu führen pflegt. Wir stellten uns vor, der alte Mann nannte mir allerdings nicht seinen Familiennamen. Ich solle ihn, sagte er, Père Antoine anreden, er werde allgemein so genannt.

Das Gespräch hatte für uns beide Bedeutung. Er kannte die Camargue, als sie noch von den Manadiers, den Sumpfbauern, beherrscht worden war, und ich konnte ihm berichten, welchen Umfang die Reisplantagen bereits angenommen hatten. Zwischendurch entschuldigte sich Vater Antoine, stand auf und half einem kleinen Mädchen, das weinend und hilflos auf dem Parkweg stand, die Mutter zu finden. Als die Uhr von Saint-Sulpice die sechste Stunde schlug, sagte er, nun müsse er leider gehen. Ich fragte, ob ich ihn begleiten dürfe. Er lehnte es kurz, ohne jede Höflichkeitsfloskel, ab. Oder ob ich ihn besuchen dürfe? „Nein", sagte er schroff. Ich schwieg betroffen, hatte er doch bisher erkennen lassen, daß ihm an dem Gespräch mit mir gelegen war. Da sagte er freundlich: „Aber Sie treffen mich täglich hier um die gleiche Zeit, Monsieur. Ich würde mich sehr freuen, die Unterhaltung mit Ihnen fortführen zu können." Dann ging er. Am Parkausgang wandte er sich noch einmal um, und mir schien, als fürchtete er, daß ich ihm folgen könnte.

An einem der nächsten Tage traf ich Vater Antoine wieder. Wir begrüßten uns wie alte Bekannte, aber ehe wir unser Gespräch begannen, sagte er, wir wollten lieber die Bank wechseln. Dabei warf er einen verachtungsvollen Blick auf den Clochard, der sich gerade neben uns niedergelassen hatte. Man sah es dem unrasierten Manne an, daß er die Nacht unter dem Bogen irgendeiner Seinebrücke verbracht hatte, und man roch es auch. Wir setzten uns auf eine andere Bank, auf der zwei junge Frauen mit ihren Kindern saßen. Vater Antoine begrüßte sie, sie grüßten zurück, er stellte ein paar Fragen, und als die jungen Frauen ihn baten, für ein paar Minuten auf ihre Kinder zu achten, da sie rasch einen Grenadine trinken wollten, da übernahm er bereitwillig diese Aufgabe.

Wir führten unser Gespräch, das wir vor ein paar Tagen begonnen hatten, weiter. Als es sechs Uhr schlug, stand Vater Antoine auf, gab mir kurz die Hand und ging. Wieder blickte er sich, wie ich festzustellen glaubte, fast ängstlich um, ob ich ihm auch nicht folge.

Ein paar Tage später, als ich die Umgebung der Bastille durchstreifte, kam ich durch die Rue de Lappes. Es ist keine sehr vornehme, man kann sagen es ist eine recht ärmliche Gegend. Die Häuser schienen uralt zu sein, sie waren baufällig, von den Mauern bröckelte der Putz, und die Menschen, die hier herumstanden, sahen nicht gerade vertrauen-

NICHTS IST SO GERING

Nichts ist auf Erden so gering,
daß man veracht' das kleinste Ding.
Es wohnt sich gut im kleinsten Haus,
scharf sticht der dünnste Dorn,
arg quälen kann die schwächste Laus,
und selbst das kleinste Pfefferkorn,
nagst du daran,
zeigt dir, wie scharf es beißen kann.

FRANZ S. GSCHMEIDLER

ZUM HÖCHSTEN LICHT

Du hast in mich ein Tröpfchen auch Deines Ich's
gesenkt, ich bin Gefäß Dir, das Deine Hand
auch einmal aufhob in die Sonne,
daß sich die Strahlen darinnen brachen.

Wann kommt der Tag, da Du bis zum Rand es füllst
mit jenem Quell, den Du aus der Erde rufst,
und dann es setzt an Deine Lippen,
langsam es leerend bis ganz zur Neige?

GERTRUD ANGER

erweckend aus. Es kann aber sein, daß sie sich nur kostümiert hatten, grimmige Mienen aufsetzten und sich so zu benehmen suchten, wie die Fremden es von den sogenannten Apachen erwarteten. Vor einem sehr alten Hause blieb ich schließlich stehen, um die verblichene Inschrift über dem Torbogen zu entziffern. Ich warf auch einen Blick auf den Hof, und da sah ich Vater Antoine.

Aber wie sah er aus! Er trug eine Kleidung, die der jenes Clochards, von dem Vater Antoine im Luxembourg so angewidert worden war, in nichts nachstand. Seine Jacke war zerrissen, die Hose hatte auf den Knien andersfarbige Flicken und war ausgefranst, das blau-weiß-gestreifte Hemd hatte keinen Kragen, und die Füße steckten in Holzpantoffeln. Und er saß auf einem Schemel, eine Kiepe zwischen den Knien, und schälte Kartoffeln.

Ich war so erstaunt oder so erschrocken, daß ich reglos im Torbogen stand und den alten Mann anstarrte. Ehe ich mich entfernen konnte, hatte er mich jedoch entdeckt und kam auf mich zu. „Sie haben mir nachspioniert", sagte er zornig. Ich versicherte ihm, daß ich ganz zufällig durch die Rue de Lappes gekommen sei. Der Ton, in dem ich es vorbrachte, schien ihn von meiner Aufrichtigkeit zu überzeugen. Der Zorn verschwand von seinem Gesicht, und er blickte mich traurig an. Dann führte er mich in sein Zimmer, das direkt vom Hausflur abging.

Es war ein düsteres, dumpfes, sehr dürftiges Zimmer, zwar sauber und aufgeräumt, aber von melancholischer Armut. Vater Antoine hieß mich, Platz zu nehmen, auf dem einzigen Stuhl, der sich in dem Zimmer befand, und setzte sich auf ein Feldbett. „Da ist gar nicht viel zu erklären", sagte er leise. „Mir ist es früher recht gut gegangen. Aber jetzt" —er deutete auf das Zimmer —, „Sie sehen ja selbst, Monsieur." Er stand auf und öffnete den schmalen Schrank. Ich erblickte in ihm den schwarzen Anzug und das weiße Oberhemd, sie hingen auf Bügeln und in Zellophanhüllen. „Das ist mir geblieben", fuhr er fort, „und es ist mir ein Trost, denn diese Sachen versetzen mich in die Lage, jeden Tag im Luxembourg der Père Antoine zu sein, bei den jungen Frauen zu sitzen, mit ihren Kindern zu spielen, mit gebildeten Leuten Gespräche zu führen. Nur in diesen Stunden lebe ich wirklich, sonst . . ." Er hob die Schultern und sah mich flehend an. „Bitte, Monsieur, wahren Sie mein Geheimnis."

Ich versprach es ihm und hätte auch nicht darüber geschrieben, doch als ich nach längerer Abwesenheit wieder nach Paris zurückkehrte, versuchte ich vergeblich, Vater Antoine im Luxembourg zu treffen. So ging ich schließlich doch wieder in die Rue de Lappes. Als ich an die mir bekannte Tür klopfte, öffnete mir eine ältere Frau. Ich fragte nach Vater Antoine. Sie zuckte die Achseln. „Ist fort", sagte sie. „Kein Mensch weiß wohin." Und dann erfuhr ich, daß vor ein paar Monaten in Vater Antoines Zimmer ein Brand ausgebrochen war, der seine wenigen Habseligkeiten vernichtete. Seit diesem Tage war er verschwunden. „Er war ja schon immer ein bißchen verrückt", sagte die Frau.

Als ich wieder auf die Straße trat, war ich wie benommen. Was hatte die Frau gesagt? Er war ja schon immer ein bißchen verrückt? Ach, wie wenig kennt der Mensch doch den anderen Menschen.

Kaufen Sie die

Blindenwaren der Hilfsgemeinschaft!

Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte Bestellung. Tel. 35 36 81

HEDWIG HELENE KRAUS

Blumen für die Mutter

„Du bringst mir die Rosen, mein Kind? Mir, deine Rosen? Behalte sie doch! Für dich sind sie bestimmt!" — „Aber Mutter — ich will sie dir schenken — begreifst du denn nicht?" — „Ja — vielleicht — das heißt . . ." — „Mutter?!"

„Rosen, mein Kind, gehören doch vor allem der Jugend! Und du bist jung, bist schön; noch keine Falte zeigt sich auf deinem wie von Elfenbeinton zartgelber Rosen überhauchten Antlitz! Auf deinen glatten Wangen liegt ein Rosenschein — der Rosenschein der Jugendblüte — nimm sie doch wieder, deine Rosen, mein Kind!"

Amanda griff zögernd nach dem Strauß herrlicher gelblicher Rosen und wendete ihr Antlitz Leo zu, der sie vergötternd anblickte: „Amanda — du — deine tiefdunklen Augen, dein rotgoldenes Haar — wie schön bist du doch, Amanda . . ." — Leo wendete sich der Mutter des Mädchens zu: „Warum wollen Sie unsere Rosen nicht nehmen, gnädige Frau?"

„Ja, gewiß, ich wollte schon, doch gehören sie vor allem Amanda! Komm, meine Tochter, wir wollen sie hier aufstellen, hier, mitten im Eßzimmer, da haben wir beide etwas davon, ja?" — „Gut, Mutter . . ." — „Gnädige Frau . . .", begann Leo wieder zu sprechen, „gnädige Frau — ich — wir haben uns verlobt — Amanda und ich — heute früh, als ich sie im Park beim Schwanenteich traf, Amanda . . ." — „Oh — das freut mich — für Euch beide, Leo!"

„Mutter — sonst sagst du nichts?" — „Was sollte ich sonst noch sagen, mein Kind? Der junge Mann ist hübsch, ist brav und anständig, so weit ich ihn kenne, und wenn du ihn auch so liebst, wie er dich sichtlich liebt und verehrt, dann, dann — ja — dann habe ich gegen einen Bund fürs Leben nichts einzuwenden — außerdem mußt du ja mit ihm . . ." „Amanda — Gnädige Frau — Mutter!" — „Meine Tochter — mein Sohn — nun habe ich zwei Kinder — endlich habe ich zwei Kinder!" Im Auge der Mutter blinkten Tränen — Freudentränen. „Mutter segne uns — —", bat Leo die künftige Schwiegermutter. „und verzeiht mir, wenn ich noch so altmodisch oder kindisch bin. Aber ich kann nicht anders — segne unseren Bund zuerst du, o meine geliebte Mutter, Mutter meines künftigen Weibes, du!" — „Gesegnet sei euer Bund für den künftigen Weg gemeinsamen Wanderns vor Gott, dem Herrn!"

„Amanda — komm, wir wollen deiner Mutter danken, die nun auch die meine geworden ist, — o wie sehr vermißte ich doch in meinem jungen Leben die Mutter . . ." „Leo, Mutter wird dich genau so lieb haben wie mich, das weiß ich, und ich weiß es auch, daß du von jetzt an nicht mehr mutterlos bist, solange Mutter uns erhalten bleibt!"

Leo griff in die Rocktasche und zog ein kleines Päckchen heraus. Vorsichtig öffnete er es und entnahm der Hülle von weißem Seidenpapier ein goldbeschnittenes, grünes Leder-Etui. „Sieh Amanda — diesen Ring — gefällt er dir?"

Aus blitzenden Steinen schossen strahlende Reflexe nach allen Richtungen. Brillanten . . . Amanda war sprachlos. Die Mutter staunte. „Ja — haben Sie — hast du — soviel Geld?!"

„Nein, Mutter — der Ring stammt noch von meiner Mutter und war ihr Verlobungs-

---

Der blinde Schriftsteller Kurt Klebert und der in der Nervenheilanstalt Rosenhügel als Telephonist tätige Ernst Kotovsky besprechen gerne die verschiedenen Probleme des Blindenwesens. Sie stellen immer wieder fest, daß es notwendig ist, daß die Blinden selbst an der Gestaltung ihres Lebens arbeiten und ihr Schicksal nicht anderen überlassen dürfen.
Die Hilfsgemeinschaft hat in diesen zwei mitten im Leben stehenden Blinden sehr wertvolle Mitarbeiter, welche alle Bestrebungen der Hilfsgemeinschaft nach besten Kräften unterstützen.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

PFEILE

Waldesschatten, Waldesruh!
Zauberhände ab und zu,
Senden Pfeile in das Grün;
Goldne Funken sie versprühn.

Spurlos dieser Pfeile Schuß,
Tragen hin der Sonne Kuß,
Bohren sich ins Moos hinein,
Küssen sacht ein Käferlein.

Schießen hin und halten fest,
Tief am Halm, am Busch, am Nest.
Dringen in die Wurzeln ein,
Haften selbst am Felsgestein.

Pfeile stehn im Wasserfall,
Wandeln ihn zu Goldkristall.
Waldesschatten sommerstill,
Sonnenpfeile treiben Spiel.

LUCIE IMMER

ring; jetzt soll Amanda ihn tragen — in guten und schlechten Tagen. Sie soll noch lange haben, was meiner Mutter zu kurz beschieden war, sie, deren Blick so rein ist und so klar."

„Amanda! Jetzt kommst du mir fast wie eine Prinzessin vor — schau doch den Jungen an! Wenn er dir ein solch kostbares Geschenk macht, hat er dich bestimmt lieber als sich selbst und so wird es wohl auch mit eurer Hochzeit richtig werden!"

„Mutter, willst du nun mit uns zum Schwanenteich gehen? Komm doch mit uns!" — „Nein, Kinder, geht nur allein. Ich will mich im stillen über euer junges Glück freuen. Ich will mich freuen, so gut ich dies kann, wenn ich auch noch immer glauben muß, das Ganze sei bloß ein schöner Traum . . ."

Trösterin Musik

Unsere blinden Freunde Anni und Leopold Perny singen und spielen mit großer Freude und bereiten ihren Schicksalsgefährten viele heitere Stunden der Entspannung. Unser blinder Freund verlor schon im jugendlichen Alter — er hatte das Schneiderhandwerk erlernt — das Augenlicht als Folge einer Netzhautablhebung.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

Blindenheim mit acht Stockwerken

Eines der schönsten und modernsten Blindenheime der Bundesrepublik Deutschland, wahrscheinlich sogar Europas, steht in Kirchrode, einem Vorort Hannovers. Es ist erst vor kurzer Zeit bezogen worden, ein sauber gebautes Hochhaus mit acht Stockwerken, und bietet 151 Blinden eine Heimat. Neben den Büros des niedersächsischen Blindenverbandes enthält es 102 gut eingerichtete Einzelzimmer, 30 Wohnungen mit mehreren Zimmern, 16 Werkstätten für Blindenarbeit, eine Telephonzentrale, die von einer Blinden bedient wird, und einen Fahrstuhl, der nur wenige, besondere Einrichtungen besitzt, um von den Blinden sicher und gefahrlos selbst bedient zu werden. Sonst kann man in dem ganzen Haus kaum etwas entdecken, was es etwa auffällig von einem Haus für sehende Menschen unterschiede. Am Fahrstuhl leuchtet der Rufknopf, wie es sonst üblich ist, nicht auf, sondern ein abgestimmtes Klingeln kündigt sein Eintreffen an. Die Ingenieure wollten noch der Sicherheit wegen eine Photozelle einbauen, die den Fahrstuhl automatisch sperren sollte, wenn ein Blinder vor Eintreffen des Lifts der Tür zu nahe kommt. Sie erwies sich bei praktischen Experimenten als überflüssig. Jeder Blinde bemerkt es rechtzeitig, wenn er einer Wand zu nahe kommt. Die Stockwerks-Knöpfe im Inneren des Fahrstuhls sind mit erhabenen Ziffern ausgestattet, die von den Blinden leicht abgetastet werden können. Es gibt in diesem Hause noch andere Beispiele für die dem Blinden eigene sichere Bewegungsfreiheit. Am Zigarettenautomaten sind die einzelnen Marken an der oberen Kante in Blindenschrift gekennzeichnet, aber kaum einer der Blinden macht nach kurzer Zeit noch von dieser Erleichterung Gebrauch: nach wenigen Tagen kennt schon jeder von ihnen „seinen" Schacht und zieht mit der Sicherheit eines Sehenden die gewünschte Zigarette.

Hundert Blinde arbeiten

Von den in diesem schönen Haus wohnenden 151 Blinden arbeiten 70 in den eigenen Werkstätten, 28 arbeiten außer Haus in der Industrie als Telephonisten, Stenotypisten, Industriearbeiter, Masseure, Klavierstimmer. Zwei Drittel der Heimbewohner sind Frauen, einsame Frauen, denn als Blinde bekommen sie kaum einen Mann. Die Aussichten eines blinden Mannes, zu heiraten, sind etwas größer. Solche Blindenfamilien gibt es hier nicht. Jeder hat seine eigenen Schlüssel, er kann kommen und gehen wann er will. Man arbeitet hier nach dem Grundsatz, daß das Leben im Heim für jeden so frei wie möglich sein soll. 50 Prozent der hier wohnenden Blinden sind über 60 Jahre alt. Die Jüngeren werden heute so gut geschult, daß sie sich im Leben meistens selbst zurechtfinden. Von den 17 Schülern, die im vergangenen Jahre die Landesblindenschule in Kirchrode verließen, blieb nur ein einziger im Heim, alle anderen führen „draußen" ein normales Erwerbsleben.

Außer dem sehenden Büro- und Küchenpersonal und den stundenweise arbeitenden Putzfrauen gibt es nur zwei unmittelbar für die Blinden arbeitende sehende Menschen: eine Krankenschwester, die die Alten versorgt, und einen Lagerhalter im Magazin der Werkstätten. Im übrigen gestalten sie ihr Leben völlig in eigener Verwaltung.

Blinde sind oft sehr eigenwillige Menschen. So hat sich der schöne Tagesraum seinem eigentlichen Zweck als Aufenthaltsraum in der freien Zeit entzogen: die Blinden leben lieber für sich in ihren eigenen Zimmern. Dort haben sie gern Gäste aus Nachbarzimmern, und der Tagesraum, der ein Klavier und einen Kühlschrank enthält, steht mit seinen bequemen Sesseln oft leer. Er ist allmählich zu einer Art von Vereinslokal geworden, in dem nur an bestimmten Tagen musiziert, diskutiert oder

---

Tag, vor dem Abend gelobt?
Ja; denn er schenkt eine Stunde,
immerhin und erprobt
ein Stündlein Zufriedenheit.
Die aber schließt eine Wunde,
lindert eine der Schwielen —
von vielen —
der unbarmherzigen Zeit.

F. S.

Schach gespielt wird. Im großen Speisesaal war es nicht möglich, wie es zuerst geplant war, je vier Blinde an einen besonderen Tisch zu setzen. Das gab beim Aufsuchen der Plätze ein großes Durcheinander. Deshalb hat man heute die Tische in zwei großen Reihen aneinandergestellt und seitdem findet jeder Blinde leicht seinen Stammplatz.

In den 16 Werkstätten des Hauses wird fleißig gearbeitet. Jede von ihnen ist für nur sechs bis sieben Personen eingerichtet. Hauptsächlich werden Bürsten und Besen gebunden. Die Arbeit ist freiwillig, niemand wird gezwungen oder angetrieben. Sie ist im wesentlichen Gesundheitsvorsorge, Beschäftigungstherapie, denn die meisten Heimbewohner, die nicht auswärts arbeiten, leben von ihrer Rente oder aus öffentlichen Mitteln. Der Tagessatz für die Pension beträgt 8,60 DM. Was über 40 DM in der Woche verdient wird, kommt in die Verbandskasse. Die Blinden wissen natürlich, daß sie mit ihrer Arbeit mit keiner Fabrik konkurrieren können, außer vielleicht bei den Kokosmatten, die auch „draußen" mit der Hand geflochten werden müssen. Trotzdem fertigen die in den Werkstätten des Heims arbeitenden Blinden im Jahre Werte von einer Million DM an. Der Blindenverband Niedersachsen hat eine Preisliste für Blindenware aufgestellt: sie enthält von Bürsten, Besen, Wäscheklammern bis zu Teppichklopfern und sogar Automaten über 600 verschiedene Artikel und Waren, die von Blinden hergestellt werden.

Wie das Heim entstand

Der Architekt, der das Hochhaus mit seinen acht Stockwerken baute, erhielt von einem Blinden genaue Anweisungen. Der Leiter des niedersächsischen Blindenverbandes, Wilhelm Marhauer, kämpfte seit 1956 um diese große Blindenheimstätte. Seit dem 14. Lebensjahre infolge Unglücksfällen erblindet, hat er die höhere Handelsschulabteilung der Blinden-Studienanstalt in Marburg besucht und wurde 1936 der erste zivile Blinden-Stenograph in Hannover. Nach dem Ende des Krieges übernahm er den Blindenverband. Er gab dem Architekten genaue Vorschriften für das Haus: glatte Flure, gerade Gänge, wenig Winkel, möglichst wenig Schwellen, möglichst wenig Höhenunterschiede, und ließ sich zunächst ein Modell anfertigen, das auseinandernehmbar war und das er in jeder Einzelheit mit den Fingern abtasten konnte. Nach manchen Änderungen gab er sein Einverständnis. Das Geld aber — der Bau kostete 2,7 Millionen DM — bekam er nur langsam zusammen: Das Landesarbeitsamt beteiligte sich, das Sozialamt, die Landesversicherungsanstalt, der soziale Wohnungsbau, das Zahlenlotto, der Kriegsopferverband, der Paritätische Wohlfahrtsverband und die Privatindustrie.

Das Blinden-Hochhaus wurde inzwischen von Sozialpolitikern aus den europäischen Nachbarländern, aber auch aus Indien, Syrien, Skandinavien und Polen besichtigt. Sie bewunderten vor allem auch den einzigartigen Garten, in dem, da die Blinden ja Blumen nicht sehen können, starkriechende Blütenstöcke gepflanzt wurden. Die einzelnen Pflanzen tragen Schilder, auf denen mit Blindenschrift ihre Namen verzeichnet sind.

DER QUERULANT

Es ist im Lande wohlbekannt
und unbeliebt der Querulant!
Heut' sagt er dies und morgen das,
will immer etwas, weiß nie, was,
spricht heute so und morgen so,
bald ist er traurig und bald froh,
singt jetzt ein Lied, dich recht zu loben,
um plötzlich gegen dich zu toben,
ist einmal da und einmal dort,
sehnt sich nach dir, dann läuft er fort,
liegt heut' vor einem auf den Knien,
will morgen ihm die Haut abziehen,
ist liebestoll in dich versessen,
dann möcht er dich voll Haß gleich fressen,
wähnt sich gescheit, dann wieder blöde,
hält eine friedlich-freche Rede,
beschimpft gleich den, dann wieder jenen,
weint später über beide Tränen,
wäscht stets in Unschuld seine Hände,
weiß keinen Anfang und kein Ende,
ist laut und auch gleich wieder still,
kurzum: er weiß nie, was er will! —
Drum wär' es gut, man brächt' ihn schnelle
in eine feste Gummizelle!
Dort könnt' er nach Belieben toben,
verachten, ehren, tadeln, loben,
sich heute freu'n und morgen giften,
doch niemals wieder Schaden stiften!

JOHANN THIEM

HANS JÜLLIG

„Habe die Ehre!“

„Sehen Sie sich einmal diese Schuhe an!“ Herr Premlechner hält der Paketiererin des großen Schuhgeschäftes „Zum Kaiman“ ein Paar nagelneue Schuhe unter die Nase. „299.50!“ sagt er mit durchbohrendem Blick, „299.50 und das!“ Das Fräulein mustert die Schuhe mit bestürztem Blick — sie schüttelt die wasserstoffbleichen Locken und beteuert, daß ihr so etwas in ihrer ganzen Dienstzeit noch nicht untergekommen sei. Sie ruft das Fräulein Mia, und diese ruft das Fräulein Lia. Die weiß sich nun auch nicht zu helfen, und da muß der Herr Nowotny selber her.

„Durchgebrochen! Die Sohle einfach durchgebrochen! Eine nagelneue Sohle! Vor einer Woche sind die Schuhe gekauft worden und — das!“ Herr Nowotny mustert die Schuhe genau, schüttelt ebenfalls den Kopf und beginnt zu schreiben. Plötzlich hält er inne und blickt forschend auf: „Sind die Schuhe nicht vielleicht über dem Feuer getrocknet worden?“ — „Sie sind ja nie naß geworden“, erwidert der Herr Premlechner mit eiserner Sicherheit. Herr Nowotny senkt den Kopf bedauernd über seinen Schreibblock und reicht dem Kunden einen Abschnitt. „Es wird aber wohl eine Woche dauern. — Die Schuhe müssen in die Werkstatt zurück. Sie bekommen einen ganz neuen Boden.“ — Mißvergnügt schüttelt der Herr Premlechner den Kopf: „Eine ganze Woche warten!“ Und er braucht die Schuhe schon so dringend! — „Aber kosten darf es wenigstens nichts! Auch die Zustellung nicht!“ — „Gewiß nicht!“

Der Herr Premlechner geht, an den vielen Spiegeln des vornehmen, anständigen Geschäftes vorbei, auf die Drehtür zu. Vor dem großen Spiegel nahe dem Eingange muß er einen Augenblick haltmachen und hineinsehen. Es gefällt ihm etwas nicht ganz an sich. Der Pelz sieht heute so spießerhaft aus. Oben beim Schalkragen muß man vielleicht einen Knopf umsetzen. Oder liegt es am Hut? Richtig — der ist ja ganz verbeult! Aber nein; auch der Hut ist nicht die Ursache. Liegt es vielleicht am Gesicht? Es ist frisch rasiert — es hat nur etwas — jetzt fällt es dem Herrn Premlechner erst auf, was für ein gemeines, hundsgemeines Gesicht er hat. — „Habe die Ehre!“ sagt er, lüftet kurz und fremd den Hut und stolziert hinaus.

Er schüttelt die Beine. Ein wenig leichtere Haltung! Du warst doch einmal ein ganz flotter Kerl, ein netter Mensch — ein guter Mensch! — „Habe die Ehre!“ ruft ihm im Vorübereilen ein Bekannter zu. Herr Premlechner zieht seinen Hut: „Habe die Ehre!“ und schon wieder hat man ihn höflich, sehr höflich gegrüßt. Na, ist es denn nicht eine Ehre, den Herrn Premlechner, einen allseits geachteten Menschen auf der Straße zu grüßen? „Habe die Ehre! — Habe die Ehre!“

Mitgliederaufnahme

Erblindete oder schwer sehbehinderte Personen können sich bei der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs um die Aufnahme als Mitglied bewerben.

Die Hilfsgemeinschaft steht allen Erblindeten mit Rat und Tat zur Seite und hilft ihnen bei der Erlangung der ihnen rechtlich zustehenden Leistungen, wie Hilflosenzuschuß, Blindenbeihilfe, Fahrtbegünstigungen, Befreiung von der Rundfunkgebühr usw.

Es ist im eigensten Interesse gelegen, einer Gemeinschaft anzugehören, denn das Schicksal, wie schwer es auch sein mag, wird gemeinsam leichter ertragen. Die Anschrift der Hilfsgemeinschaft lautet:

HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS
Wien XX. Treustraße 9, Telephon 35 36 81 Serie

Ein braver Mitarbeiter der Hilfsgemeinschaft ist der junge Kollege Erich Wurz. Er trotzt dem Schicksalsschlag, der ihn mit der fast völligen Erblindung getroffen hat, und ist, ungeachtet seiner schweren Behinderung, in einem großen Wiener Unternehmen tätig. Er sorgt liebevoll für seine Familie und ist immer bemüht, auch seinen Teil dazu beizutragen, damit das Leben der Blinden immer schöner und freudvoller werde.
Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist wie eine große Familie. Alle halten wir fest zusammen und alle gemeinsam erfreuen wir uns an dem, das wir in gemeinsamer Anstrengung und immer unterstützt durch die hilfsbereite österreichische Bevölkerung geschaffen haben.

Photo Heinz Vogel

— „Welche Ehre hab' ich denn eigentlich? Die, immer und überall ernst genommen zu werden? Ach, das wäre schön", denkt Herr Premlechner und seufzt. Aber kann man denn immer die Wahrheit reden? Ist denn die Welt nicht voll Lug und Trug? Sind wir nicht alle x-mal belogen und betrogen worden, von oben herunter? Wenn ich nur an die Inflation denke . . .

Er bleibt vor einem Zeitungsstande stehen. Dicke Schlagzeilen springen ihm in die Augen: „Unser Prestige — lies Ehre — erfordert . . ." — „Alle offiziellen Angaben gefälscht" — „Ungeheuere Waffenvorräte auf beiden Seiten" — „Die freundlich dargebotene Hand des Gegners ein maskierter Angriff" — — „Weltkatastrophe in nächster Nähe" — Wenn die Großen so lügen, wenn sie „Ehre" nicht kennen, was will man von uns Kleinen? Jawohl, wir stehen mit unserer Moral auf Kriegsfuß — aber das hat sich die Welt nur selber zuzuschreiben in ihrer tiefgründigen Verlogenheit. Die Regierungen sind schuld, die Regierungen aller Völker! — Einigermaßen beruhigt wandert er weiter.

Teufel! Jetzt steigt dem Herrn Premlechner wieder eine jener Jammergestalten nach, die besonders unheimlich sind, weil sie gar nicht wie Bettler aussehen, sondern wie unseresgleichen, als könnte man auch zu ihnen „Habe die Ehre" sagen. Der Bettler ersucht in wohlgesetzten Worten um eine kleine Unterstützung, entschuldigt sich, daß er sich die Freiheit nimmt — und es ist gerade empfindlich kalt.

Der Herr Premlechner muß die pelzgefütterten Handschuhe ausziehen, um dem armen Teufel eine Kleinigkeit zu geben. Der Ärmste spricht ganz leise von einem letzten, verzweifelten Schritt — durch unglückliche Verkettung von Umständen sei er in eine derartige Lage geraten — aus dem Dienste entlassen wegen eines unbegründeten Verdachtes — Weib und Kind müßten hungern . . . Der Herr Premlechner sieht den Armen an — ernst und anklagend ruhen die Augen des bleichen Mannes in den seinen, während er das Almosen empfängt. Gedankenvoll setzt der Herr Premlechner seinen Weg fort.

Da schlagen weihevolle Klänge an sein Ohr. Wie schön das klingt! Er steht vor dem Tore einer Kirche. Mitten in die Häuserzeile eingepfercht steht sie da — der Großstadtlärm flutet daran vorbei. Ein Bettler lehnt vor dem Tor, aus dem Weihrauchduft dringt. Hunderte von Lichter blinken durchs Portal. Soll man da hineingehen? Ach — erstens hat er keine Zeit, wirklich keine Zeit — zweitens hat es gar keinen Sinn, und drittens — geht er doch hinein. Nun steht der Herr Premlechner mitten unter der singenden Menge. Weihrauchduft und Orgel sind doch etwas Schönes! Diese

Wolken umnebeln den Geist wie ein Traum. Der obere Teil des Raumes verliert sich ganz in Wolkendunst und darüber — darüber, da thront der Allerhöchste, der Richter über die Lebendigen und die Toten. Aber — wer glaubt noch daran? Wer glaubt noch an das besondere und das jüngste Gericht? Schaurig tönt das Miserere vom Chor. Aber das „Miserere", das haben wir. Der Unflat kommt uns zum Munde heraus — die Lüge! Und darum haben wir die Angst, die Sorge, die Not, die innere Armut, die Leere!

„Dies irae — dies illa" — Ja, der Tag der Rache ist gekommen, das Ende aller Freuden — der Jüngste Tag, an den wir nicht glauben, den haben wir bereits! Alle, alle sind wir unglücklich, tief unglücklich — und warum? — Wieder steht der Mann vor dem inneren Auge des Herrn Premelchner — geheimnisvolle Umstände haben ihn zu dem traurigen Schritte des Bettelns genötigt — unglückselige Verkettung — Entlassung aus dem Dienst wegen Verdachtes — dieser Mann war vielleicht in einer Schuhfabrik angestellt gewesen — da war eines Tages ein Paar mit zerbrochenen Sohlen zurückgekommen — die Sohlen waren angeblich nicht über dem Feuer getrocknet worden und dennoch durchgebrochen — ein untrüglicher Beweis dafür, daß der Mann schlechtes Leder verwendet, aber gutes aufgerechnet hatte! Dafür war er auf die Straße gesetzt worden. Ein anderer hatte gelogen, und er mußte büßen!

Ist es nicht genau so wie im Leben der Völker? Einer erfindet die Lüge von gewaltigen Rüstungen beim Nachbar. Die eigenen Leute glauben sie und rüsten nun wirklich — Rüstung bringt Gegenrüstung und am Ende wird die ganze Menschheit ins Chaos gestürzt. Das verschulden die großen Lügner. Bei ihnen können wir nicht anfangen — aber bei uns Kleinen, da können wir es! Die Großen waren ja auch einmal klein! Hätten sie nicht als Kleine gelogen, sie täten es auch jetzt nicht, da sie an der Macht sind und die Welt verderben! — Dies irae, dies illa!

Rasch verläßt der Herr Premlechner die Kirche — er hat das Gefühl, keinen Augenblick verlieren zu dürfen. „Habe die Ehre!" gellt es draußen auf der Straße dem Herrn Premlechner wieder in die Ohren. Ehre? — Schmach! Schande! Hohn! Es war zwar nur eine kleine Ungenauigkeit gewesen, ein Versehen, das ihm früher in dem Schuhgeschäfte unterlaufen war — nein! Sei nur ganz ehrlich, es war eine faustdicke Lüge! Und es hat vielleicht bereits einem Menschen die Arbeitsstätte gekostet! — Er läuft mehr als er geht, das lange Stück Weg zum „Kaiman" zurück, hastet durch die Drehtür und tritt an das Fräulein mit den wasserstoffbleichen Locken heran: „Fräulein, ich habe mir die Sache überlegt", sagt er, „die Schuhe sind wirklich einmal naß geworden und auf dem Ofen gestanden, das wird es sein. Darum sind sie auch gewiß so schnell gebrochen. Bitte, melden Sie das! Und wenn bei der Wiederherstellung etwas nachzuzahlen ist, dann werde ich eben dafür aufkommen." — Er grüßt kurz und geht, vorbei an dem großen Spiegel, zum Ausgang.

So viel Zeit hat er nun, zu bemerken, daß jetzt sein Pelz wieder ganz fesch sitzt — der Hut hat wieder den kecken, lustigen Schwung, auf den der Herr Premlechner seit Jugendtagen stolz ist. Nun kann er sich sogar selber wieder in die Augen schauen. „Habe die Ehre!" ruft ihm ein Vorübergehender zu. „Habe die Ehre!" erwidert der Herr Premlechner und — Gott sei Dank, nun hat auch der Andere wirklich die Ehre!

DEM FEINDE

Mir starb ein Feind —
Es wär zuviel, daß ich jetzt Trauer trage:
Was ich geliebt, hat er mit Kot gescholten!
Ich hab' ihm ehrlich Haß mit Haß vergolten
Und Lüge wär in meinem Mund die Klage.
Noch ist um jeden Liebe, die beweint
Und immer ist es ewig gleich und groß,
Wenn jähe eines Menschen Los
Ins Nichts verrinnt
Und schon um ihn das Land beginnt,
Das ohne Antwort — taub der Frage.
Geerntet und gesät —
Er war als Feind nicht einer von den Zahmen!
Und zwischen uns war Krieg und war nicht Frieden:
Wir haben uns belauert und gemieden —
Ich war als Hasser keiner von den Lahmen!
Daß den der Teufel einmal holen tät,
Ist oft der Wunsch, kommt einer in die Quer!
Dann ist ein Tag und — er nicht mehr.
War er dein Feind?
Es gibt ein Weib, das um ihn weint.
Wes war die Schuld? Gestrichen! Amen.

DR. HANS NÜCHTERN

Freundschaft mit ungarischen Blinden

EIN REISEBERICHT

Der freundlichen Einladung des Direktors der Blindenanstalt in Szombathely (früher Steinamanger) Dr. *Karoly Szabó* leisteten die Vertreter der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs gerne Folge, um die verschiedenen Betriebe und Einrichtungen des ungarischen Blindenwesens zu besichtigen. Über Ebenfurt wurde Sopron, die Grenzstation, erreicht. Die österreichischen und auch die ungarischen Grenzbeamten bemühten sich sehr, alle notwendigen Formalitäten zu erleichtern. Am Bahnhof in Szombathely erwartete Dr. *Szabó* mit seiner Begleitung die österreichische Delegation. Mit herzlichen Begrüßungsworten wurde ein großer Blumenstrauß überreicht.

Wir Österreicher fanden sehr freundliche Aufnahme in der Blindenanstalt. Nach einem reichlichen Mittagessen begann die Führung durch die Anstalt. Ihre Gründung geht auf das Jahr 1910 zurück. Beschäftigt sind dort ungefähr 400 Arbeiter, die meisten sind blind, doch finden auch Sehbehinderte Aufnahme. Viele der Arbeiter und Angestellten haben auch die Möglichkeit, in der Anstalt zu wohnen und verpflegt zu werden.

Die Blindenwerkstätte

In der modern eingerichteten Reisstrohbesenerzeugung arbeiten vorwiegend Vollsehende und Sehschwache, da dieser Produktionszweig für Blinde nicht sehr geeignet ist. In den großen Werkstätten der Bürstenbinderei sind zumeist Bündelabteilmaschinen aufgestellt. Hier wird fast ausschließlich von Vollblinden Roßhaar zu Besen, Bartwischen und Bürsten verarbeitet.

Ein großes Gebäude ist die staatliche Bürsten- und Besenerzeugung für Blinde in Budapest. Hier arbeiten die ungarischen Blindenkollegen als geschätzte und gleichberechtigte Menschen.

Manche der ungarischen Kollegen sprechen ein wenig Deutsch, sie konnten uns einiges über ihre Lebensbedingungen erzählen. Ein junger Bürstenbinder, er stellte sich mit Imre vor, erzählte: „Verglichen mit der früheren Lebensweise der Blinden geht es uns jetzt wirklich gut, denn wir werden für unsere Arbeit anständig bezahlt und brauchen nur 6 Stunden täglich, bei vollem Achtstundenlohn, zu arbeiten. Es wird berücksichtigt, daß ein Blinder eine viel größere Konzentration für die körperliche und geistige Anstrengung benötigt, um die gleiche Leistung wie ein Sehender zu vollbringen. Wenn wir 10 Jahre gearbeitet haben, erwerben wir uns den Anspruch auf die Rente. Viele von uns erlernen die Blindenschrift und bemühen sich, für ihre Weiterbildung zu sorgen. Wir haben noch viele Wünsche, aber wir haben auch Geduld, denn wir wissen, daß wir nicht alles auf einmal bekommen können. Wir wollen mit unserer Arbeit einen Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung unserer Heimat leisten."

Kollege Robert Vogel besichtigt einen elektrischen Webstuhl für Blinde. Bei entsprechender Einrichtung können Blinde auch die modernsten und kompliziertesten Maschinen bedienen.

Meinungsaustausch

Wir erkundigten uns nach der Form des Absatzes der von den Blinden erzeugten Waren, und Direktor Dr. *Szabó* erzählte, daß die Bürsten, Besen, und übrigen Erzeugnisse der Anstalt über den staatlichen Großhandel vertrieben werden, und daß hinsichtlich des Absatzes keine Schwierigkeiten bestehen, eher bei der Beschaffung der benötigten Rohstoffe. „Immer mehr Blinde", meint Dr. *Szabó*, „werden in den Produktionsprozeß eingeschaltet und daher müssen wir auch um die ständige Ausweitung der Betriebe bemüht sein." Die ungarischen Freunde äußerten den Wunsch, an uns Fragen über das Leben der Blinden in Österreich stellen zu dürfen, wozu wir gerne bereit waren.

Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes in Szombathely versammelten sich alle beschäftigten Blinden im großen Speisesaal, und nach einem einleitenden kurzen Vortrag und der Begrüßung durch Kollegen Robert Vogel gab es viele Fragen, die der Vorsitzende der Hilfsgemeinschaft alle beantwortete.

Mit großer Freude stellte er fest, daß auch in Österreich in den letzten Jahren vieles zugunsten der Blinden erreicht werden konnte, und er gab ausführliche Darlegungen über die Bestimmungen der Blindenbeihilfengesetze und über die besondere Stellung der Blinden im Rahmen des Allgemeinen Sozialversicherungsgesetzes.

Verschiedene Fragen wurden gestellt: „Haben viele Blinde in Österreich ein Telephon? Welche Geschwindigkeiten haben die in Österreich verwendeten Tonbandgeräte? Welche Möglichkeiten haben die österreichischen Blinden sich zu verehelichen? — Welcher Art sind die den Blinden auf den öffentlichen Verkehrsmitteln gewährten Begünstigungen?" — usw.

Andreas, ein junger Student aus Szombathely, beherrschte die deutsche Sprache so gut, daß es ihm leicht fiel, eine Brücke zwischen den ungarisch und deutsch sprechenden blinden Freunden zu bauen.

Professor Dr. Tibor Vas, der Präsident des ungarischen Blindenverbandes, interessiert sich angelegentlich für das Leben und Treiben der österreichischen Blinden. Freundschaft zwischen Blinden, auch über die Grenzen hinweg, erscheint ihm nützlich.

Direktor Szabó dankte den österreichischen Gästen für die Bereitschaft, so ausführlich über das Blindenwesen ihrer Heimat zu berichten.

In Budapest

Am dritten Tage des Ungarnbesuches fuhren wir, von Dr. Szabo und Andreas begleitet, nach Budapest. Wir hatten schon viel von dieser Stadt gehört, die uns für einige Tage aufnehmen sollte. Nach unserer Unterbringung im Palace-Hotel und einiger Erfrischung ging es kreuz und quer durch die Donaustadt, denn wir wollten möglichst viel von ihr kennenlernen. Das Leben in ihr und der Verkehr fluteten dahin und unterschieden sich in keiner Weise von dem in Wien gewohnten. Die Straßenbahnen waren meistens überfüllt, überall strömten die Menschen in die Geschäfte und Warenhäuser, da und dort standen einige blinde Bettler.

Das gefiel uns nicht und es gefällt uns auch nicht, wenn wir es in Wien erleben müssen, daß es noch immer Menschen gibt, die aus Blindheit ein Geschäft machen. „Geht es diesen Blinden so schlecht, daß sie gezwungen sind, betteln zu müssen?“ erkundigten wir uns bei unserem Gastgeber, worauf er erklärte, daß jeder Blinde in Ungarn die Möglichkeit hat, Arbeit und guten Verdienst zu finden. Es gibt schon einige Beispiele, wo sich Blinde entschlossen haben, lieber in eine Werkstätte arbeiten zu gehen, als bettelnd auf der Straße zu stehen. Sie verdienen jetzt ungefähr 1500 Forint im Monat und sind viel glücklicher als früher. Aber manche nützen noch die Gelegenheit, wie z. B. anläßlich der Messe, fürs Betteln aus.

Friedlicher Handel

Lange Reihen ausländischer Luxuswagen säumten die vornehmsten Straßen der ungarischen Hauptstadt. Die Internationale Budapester Industriemesse hat sie angezogen und der Austausch von Waren und die guten geschäftlichen Beziehungen scheinen sich als ein wertvoller Faktor in den internationalen Beziehungen und im Zusammenleben der Völker zu erweisen.

Auch wir besuchten die Messe und waren nicht wenig stolz auf den besonders großen Zuspruch, dessen sich gerade der österreichische Pavillon erfreute. Hier legten die österreichischen Aussteller, unsere fleißigen Arbeiter und Angestellten, Zeugnis ab vom schöpferischen Wirken unserer Heimat und von der Güte unserer Erzeugnisse.

Dann wurden wir im Zentralsekretariat des Ungarischen Blindenverbandes erwartet. Nirgends, wo wir auch hinkamen, fehlte, gewissermaßen als besonderer Ausdruck der Gastfreundschaft, der gute schwarze Kaffee.

Im ungarischen Blindenverband

„Es gibt“, so berichtete uns ein leitender Funktionär, „in Ungarn derzeit etwa 8000 Blinde, von denen mehr als 6000 im Verband organisiert sind. Wir haben nur eine Organisation der Blinden und kennen keinen Unterschied zwischen Kriegs- und Zivilblinden“,

erklärte man uns, als wir von dem Bestehen dreier Blindenorganisationen in Österreich erzählten. „Es werden vom Verband Umschulungskurse für später Erblindete und auch für Schwachsehende durchgeführt, denn wir möchten möglichst vielen behinderten Menschen Gelegenheit geben, berufstätig zu sein."

„Und wie kommen Sie zu den für Ihre Tätigkeit erforderlichen Geldmitteln?" erkundigten wir uns. „Was wir brauchen, stellt uns auf Grund des Haushaltplanes der Staat zur Verfügung. Wir als Funktionäre, sofern wir hauptberuflich im Verband tätig sind, werden auch vom Staat bezahlt. Die Arbeit für unsere Mitglieder macht uns allen viel Freude, wenngleich sie nicht immer leicht ist, weil es noch oft genug gilt, Vorurteile aus dem Wege zu räumen, um an sein Ziel zu gelangen. Wir können jedoch sagen, daß wir, verglichen mit jener Zeit, da die ungarischen Blinden im wahrsten Sinne des Wortes im finstersten Dunkel leben mußten, schöne Fortschritte auf verschiedensten Gebieten zu verzeichnen haben und das Leben unserer blinden Mitglieder leichter ist als früher."

In Budapest befindet sich eine Braille-Druckerei, sowie ein Tonbandstudio. Wir wurden eingeladen, auf ein Tonband über unsere Eindrücke in Ungarn, sowie über das Leben der österreichischen Blinden zu sprechen. Dann besichtigten wir die staatliche Bürsten- und Besenerzeugung in Budapest XIV., Laky-Adolf-Straße 41—49.

Wieder fanden wir die traditionellen Blindenberufe, wie Bürstenmachen und Korbflechten. Besonderen Eindruck auf uns machte die Weberei. Hier konnten wir erstmalig blinde Weberinnen und Weber an elektrischen Webstühlen arbeiten sehen. Da es im Betriebe auch einige Esperantisten gab, war es möglich, uns mittels der beliebten internationalen Sprache Esperanto zu verständigen.

Ein blinder Professor

In der Mittagsstunde wurden wir in der altehrwürdigen Universität (gegründet 1635) vom blinden Prof. Dr. Tibor *Vas* empfangen. In seinem Arbeitszimmer erzählte uns der humorvolle Präsident des ungarischen Blindenverbandes einiges aus seinem Leben: „1911 wurde ich in Budapest geboren. Im 14. Lebensjahr erblindete ich. Trotz meiner Erblindung besuchte ich das Gymnasium weiter. Ich ließ mich dann einige Zeit in Wien nieder, um die deutsche Sprache zu erlernen. Nach Budapest zurückgekehrt, beendete ich mein Jusstudium und errichtete eine eigene Anwaltskanzlei. 1948 wurde ich als ordentlicher Professor an die Universität berufen und übe seit 1951 meine Tätigkeit an der Budapester Universität aus. Meine Berufung an die Universität ist nicht von ungefähr gekommen. Ich habe schon früher fachwissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht und mir dadurch Rang und Namen verschafft. Während meiner Tätigkeit wurde ich dreimal von höchster Stelle ausgezeichnet. Es wird Sie vielleicht interessieren, daß meine Publikationen sowohl ins Deutsche als auch ins Russische übersetzt wurden."

Dann brachen wir auf, verließen die Stätte des Geistes und des Wissens und gingen gemeinsam mit Prof. Vas und Dr. Szabo speisen.

Gute Freunde

Anschließend folgte eine Fahrt auf die Margareteninsel, wobei sich Professor Vas als ausgezeichneter Fremdenführer erwies.

Mit vielen Freunden, die wir während unseres langjährigen Blindsein kennengelernt hatten, waren wir in Budapest wieder zusammengetroffen. Immer regnete es neue Fragen. Manche Erinnerungen wurden wachgerufen und manche Pläne für die Zukunft geschmiedet.

Und dann war plötzlich der Tag des Abschiedes da. Wir waren vielen lieben Menschen in Ungarn begegnet, hatten einen wertvollen Erfahrungsaustausch mit den ungarischen Blinden gepflogen und haben neue gute Freundschaften geschlossen. Es wurde uns ein herzlicher Empfang und eine Gastfreundschaft zuteil, von der wir uns vorher keine Vorstellung machen konnten.

Nur ganz schlicht und bescheiden konnten wir für die herzliche Freundschaft danken, die wir während unseres Ungarnbesuches auf Schritt und Tritt verspürten. Wir haben den Wunsch, unseren ungarischen Schicksalsgefährten recht bald etwas von unserer schönen Heimat, von ihren fleißigen Menschen und von unserer österreichischen Gastfreundschaft zeigen zu dürfen.

HERMI LEOPOLD

HANNERL

Es ist heller Morgen und die Sonne grüßt Berg und Tal. Nahe am Bergrand steht eine alte Hütte. Davor breitet sich ein Blumengarten und ein kleiner Rasen aus. Die alte Ziege Lisi tollt auf ihm herum und sucht sich ihr Frühstück. Im Hause scheint sich niemand zu bewegen. Doch, da kommt schon die alte Mutter heraus, müde und abgehärmt. Sie ist erstaunt, so früh einen Wanderer hier zu sehen. Herr Laubacher ersucht um eine Schale Milch. Die alte Frau ist still und verschlossen. Auf seine Frage, ob sie hier allein wohne, kommt ein trauriges Lächeln über ihr runzeliges Gesicht. Nach längerem Zögern sagt sie endlich, daß ihr Enkerl, die Hannerl, bei ihr sei. Sie ruft das Kind und schon erscheint Hannerl.

Ein zartes Mädchen mit schmalem und blassem Gesicht und großen braunen Augen. Aus dem Gespräch entnimmt Laubacher, daß Hannerl bereits acht Jahre alt ist. Tiefes Mitleid erfaßt ihn. Hannerls Gestalt ist schmächtiger als die einer schwachen Fünfjährigen. Doch ihre Augen blicken treuherzig und wenn sie plaudert, färben sich ihre Wangen rosig.

Die alte Mam arbeitet bei den Bauern im Taglohn. In solchen Zeiten ist Hannerl allein und die Ziege Lisi ist ihre einzige Spielkameradin. Ihre Mitschülerinnen sind ja weit größer und stärker. Die machen sich nur lustig über das zarte Geschöpf. Du ,,Sündenfratzel" schimpfen sie es — und daher blieb Hannerl lieber allein. Heute aber will sie Herrn Laubacher ein Stück Weges begleiten, da er ein so lieber Herr ist. Sie erzählt ihm viel und Laubacher kann sich ein wahres Bild über das bescheidene Leben des Kindes machen. Sie gehen schon eine Weile durch den Wald bis hinauf zur Klamm. Sie kommen an einem Marterl vorbei. Hannerl schaut scheu um sich herum und macht ein Kreuz. Ihre Augen blicken fragend und da macht auch Laubacher das Kreuzzeichen.

> *,,O leuchtendes Kinderherz,*
> *wie ist Deine Seele so helle,*
> *und ein Strahl Deines Lichtes*
> *dringt in das Herz des Erwachsenen".*

Hannerl pflückt ein paar Blümchen und schmückt das verwitterte Bild unserer lieben Frau. Dann gehen sie noch ein Stück miteinander. Ein herzliches ,,Grüß Gott" trennt die beiden und Hannerls Augen glänzen. Kommen S' wieder einmal, Herr, ruft sie ihm noch nach, dann läuft sie schnell davon. Bald ist sie den Blicken Laubachers entschwunden, der den Weg bergauf fortsetzt. Er begegnet wenigen Menschen. Bloß eine Menge Kühe sind auf der Weide. Die Sonne lacht hell und warm und im blauen Äther schwingen sich lustig die Vögel.

Stundenlang wandert Laubacher weiter und die ganze Zeit sieht er die treuherzigen Augen Hannerls. Müde erreicht er die Schutzhütte. Junge Leute in der Schutzhütte singen zur Laute. Laubacher sucht bald sein Lager auf, denn er will morgen zeitig weiter fort. Sein Ziel ist noch weit. Er kann aber nicht einschlafen, da die Menschen in der Hütte lachen und lärmen. Sie haben ja keine Ahnung von seinem unruhigen Herzen. Er muß immer an das Marterl denken, an den scheuen Blick des Kindes und an den Glanz in Hannerls Augen, als auch er das Kreuzzeichen machte. — ,,So ein schwaches Geschöpf und doch hat es den starken Mann besiegt."

Wie lange hatte er kein Kreuz geschlagen — Jahre — und heute war es ihm, als hätte ein unsichtbarer Engel seine Hand geführt. — Er fühlt sich glücklich, sein Herz triumphiert, es jubelt, er hat wieder zurückgefunden zu Gott, es ist als höre er die Glocken des

DER BLINDE

Wie vom Warten ist sein Angesicht
sehnsuchtsschmal: daß sich die tief verblaßten
schwarzen Bilder farbig wieder tasten
in die Helle aus erbarmtem Licht.

Nicht den Garten, nicht den See, das Blau
froher Tage, die ihm einst geschienen —
nein, in diesen ausgeleerten Mienen
glüht kein Hauch mehr goldner Überschau!

Nur die Mutter, sagt er, sieht er ganz,
und sein toter Blick verglast nach innen:
so, als würde etwas Halt gewinnen
weit in ihm und hätte dort noch — Glanz!

ILSE MARIA ENDO

Friedens in seiner Seele läuten und in diesem Gefühle schläft er ein.

Grau in Nebel gehüllt sind noch die Berge. Manch strammer Wanderer ist schon auf. Laubacher wäscht sich beim Brunnen. Ah — wie macht das munter! Er trinkt schnell noch heiße Milch und verläßt die Schutzhütte. Zwei Touristen gehen ein Stück mit ihm, doch bald trennen sich ihre Wege. Die Berge ringsum grüßen verlockend. Es ist herrlich, so hoch oben die würzige Luft zu atmen.

Laubacher genießt alles in vollen Zügen, aber sein Urlaub geht leider zu Ende. Einen Tag vor seiner Abreise geht er noch einmal zu dem entlegenen Berghäuserl. Hannerl kommt ihm freudig entgegen, als ob sie ihn längst erwartet hätte. Diesmal kommt mit Hannerl auch eine junge Frau heraus. Es ist Hannerls Mutter. Der Anblick schneidet Laubacher wie ein Messer ins Herz. Die junge Frau bemerkt wohl die entsetzten Blicke Laubachers, sie will es mit Koketterie versuchen. Unter seinen Blicken wird das junge Weib aber unruhig. Als er sie fragt, warum sie für das Kind nicht besser sorge, da funkeln ihre bemalten Augen. Ironisch verzieht sich ihr Mund. „Soll ich das Bündel Sünd' mit in die Stadt nehmen? — Es ist mir genug, wenn ich zweimal im Jahr diese Jammergestalt sehe." Dem Laubacher schnüren diese Worte die Kehle zu und er kann nicht antworten. Vielleicht ist es gut so! Da ist auch schon Hannerl, sie bringt eine Schachtel. Drinnen sind Strümpfe, billigste Sorte, eine Springschnur und Bäckereien. Aber das verlassene Bergkindl freut sich darüber, ihre Äuglein glänzen, ihre Wänglein werden rosig. Laubachers Augen blicken abwechselnd auf Kind und Mutter. Bald verläßt er das kleine Berghaus. Hannerl winkt ihm noch nach, bis er ihren Augen entschwindet.

Es ist Winter. Einsam verschneit ist die kleine Berghütte. Der Briefträger murrt, daß er durch den Schnee waten muß. Es ist ja auch selten, daß er fürs Berghäusel Post hat. Aber heut' ist ein Paket aus Wien angekommen. Hah — fährt dort nicht ein Schlitten? Ja — es ist der Doktor. „He — Herr Doktor, ich hätt' ein Paket für's Berghäusl." Der Doktor nimmt das Paket für Hannerl mit. Fröhlich geht der Briefträger, von seiner Last befreit, zurück ins Dorf. Aufgeregt mit roten Wänglein liegt Hannerl im Bett. Die alte Mam ist

BUNTE TRÄUMEREI

Ich hab' mir einen Schnurz gekauft
drum fühl ich mich so wohl,
Nirwana hab' ich ihn getauft
heut' eß' ich Wurst und Kohl.

Ich fühl' mich wie der Adam fast
knapp vor dem Sündenfall
bei Sokrates bin ich zu Gast
und tanz' am Opernball.

Mein Leben werf' ich in die Luft
weit in den Weltenraum,
ein junges Reh die Mutter ruft
nagt an dem kahlen Baum.

KURT KLEBERT

verzagt — aber der Doktor tröstet sie. „Eine Rippenfellentzündung —; es wird halt ein bisserl länger dauern, bis Hannerl wieder gesund wird."

Es vergehen Monate, der Schnee schmilzt, in den Bergen und in dem kleinen Berghäusel ist es still geworden. Selten sieht man die alte Mam im Dorf; nur sonntags in der Messe und auf dem kleinen Dorffriedhof, wo sie ein paar Blümlein auf ein kleines Grab niederlegt. — Laubacher wußte von all dem nichts. Er war nur enttäuscht, daß Hannerl ihm kein Dankschreiben schickte; sie mußte doch eine Freude gehabt haben!

Als der Sommer ins Land kommt, zieht es Laubacher wieder in seine geliebten Berge. Er sucht auch das kleine Berghäusel auf. die alte Mam kommt ihm ganz gebrochen entgegen. Als Laubacher nach Hannerl fragt, da rollen die Tränen über die faltigen Wangen. Sie erkennt Laubacher. — „Oh, so a Freud' hats' g'habt, so a Freud' über die Sachen, die Sie g'schickt haben. Gott segn's dem feinen Herrn hats' g'sagt — und ihre Augen haben g'lacht!" — Sie kann vor Schluchzen nicht weiterreden. Laubacher hat längst begriffen. Auch ihm schnürt es die Kehle zusammen, er will die alte Frau trösten. — „Es sei ja besser für Hannerl. — Der Herrgott teilt alles richtig ein, — wenn's auch uns Menschen grad nicht recht erscheint.

Auf dem entlegenen Dorffriedhof, ganz in einer Ecke ist Hannerls letzter Platz. Einige Blümlein blühen darauf. Laubacher ist's recht weh ums Herz. Er kann seine Tränen nicht verbergen. Es ist ihm, als blickten ihn die großen, braunen Augen des Kindes an, als führte eine zarte Hand seine rechte und formte das Kreuzzeichen.

Besuch im Blinden-Erholungsheim in Neulengbach

Es war am Tage meines Besuches des Blinden-Erholungsheimes in Neulengbach, als ich nach einem halbstündigen Weg, der in der Frische des herrlichen Tages eine wahre Wohltat für Herz und Gemüt war, dort mit noch einigen Gästen, die wegkundig in Richtung zum Heim unterwegs waren, eintraf. Allein hätte ich mich bis dahin nicht ausgekannt, und ich war voll Erwartung der kommenden Dinge bei meinem Erstlingsbesuch. Bald stand ich vor dem Stiegenaufgang des Heimes und wartete mit den anderen Gästen auf das Erscheinen unseres lieben Freundes Robert Vogel, damit er uns seinen Gruß entbieten möge und als Gastgeber aufnehme. Seine Aufgabe war es, seine lieben Schicksalsgenossen zu betreuen.

Alle drei Wochen kommt ein Turnus von blinden Feriengästen, um sich in dieser Zeit der Ruhe und des Umsorgtseins der Erholung hinzugeben. Große Sorge für das Wohlbefinden trägt das Gemeinschaftswerk der später Erblindeten. Es war ein genauer Plan erstellt, in dem von der Ankunft bis zur Abfahrt jede Minute ausgefüllt war, worin das Heimleiter-Ehepaar wirklich Rührendes an Menschenliebe leistete. Eine merkwürdige Belegschaft, blinde Menschen sind es, die ihr Menschentum hier wieder aufzurichten bestrebt sind, inmitten des wunderbaren Naturwinkels gelegen.

Wer weiß, was es heißt, nichts, aber schon gar nichts zu sehen: keine Helle, keinen Raum, keine Farben und keine Form; keinen Himmel und keine bunten Blumen, selbst nicht das Antlitz seines Nebenmenschen, seiner Frau und seiner Kinder, wie auch des eigenen Mannes? Man vermag als Sehender das Leid blinder Augen kaum zu ermessen. Wer erblindet, dem ist, als stünde in seinem Gehirn eine kohlrabenschwarze, unübersehbare Mauer und dahinter erst — das Leben. Nur der, der diesen Weg in die absolute Finsternis schon einmal ging, hat erlebt, wie still und einsam dort ein Mensch wird, und wie weise. Wie lebenspendend eigentlich das flackernde Licht einer kleinen Kerze sein kann, die man wieder zu sehen vermag; und wie glückstrahlend doch der lediglich helle Punkt sein kann in dem ach oft so schal und lästig empfundenen Alltag.

Gesichter der Blinden verraten Spannung und konzentrierte Aufmerksamkeit. Sie lauschen! Wer kann das eigentlich noch unter uns Sehenden? Manch einen dieser blinden Menschen habe ich erlebt, wie sie den Kopf mir zuneigen und drehen, hierhin und dorthin. Man sucht mit seinen Ohren. Andere — es sind nur wenige, denen ein gütiges Geschick wenigstens die Wahrnehmung eines angedeuteten Bildscheins beließ — versuchen mich zu sehen, richtig anzusehen, so auch mein Weggenosse, welcher auf dem einen Auge vollkommen blind ist, und mich mit dem anderen Auge als grauen Schemen wahrnimmt. Ich aber sehe beim Sprechen in seine Augen, dessen eines einen leichten Glanz von Leben verrät ob meiner Worte, die, von der Natur beseelt, Liebe und Freundschaft künden!

Nachdem ich — nach den Ansprachen von Direktor Robert Vogel, Franz Pechar und des Chefredakteurs Dr. Ludwig Berg, der tief empfundene Worte zu den anwesenden Festgästen sprach, in denen er der Mentalität des blinden Menschen und des Werkes gleichfalls gedachte — einen Rundblick von einer der Veranden noch einmal genoß, blickte ich hinaus auf die Felder und Bäume und sah, wie deren grünende Schönheit sich mit dem Blau des Himmels vermählte, wo geballte Wolken weißleuchtend dahinzogen. Ich erlebte gleichfalls nun — wie kaum vorher —, da ich mich wieder den Räumen des Heimes zuwandte, dieselben bei meinem stillen Rundgang mit meinem Augenlicht. Da fielen mir die Worte einer kurzen Ansprache wieder ein, die von dem Geist des Werkes kündeten, von dem aus der Nächstenliebe gewonnenen Besitze, der alle materiellen Werte überragenden Geisteswesenheit — der Gemeinschaftstat!

Mein Herz fand demgegenüber Worte, die der Feder einer österreichischen Dichterin zugehören, Gertrud Steinitz-Metzler, welche einstmals niederschrieb: „Möchtest du nicht vielleicht doch lieber manchmal deine Geschäftigkeit unterbrechen und hinsehen nach den Dingen in dir selbst, in denen für dich, auch für dich, so viel geschrieben steht — du sehender Mensch?“

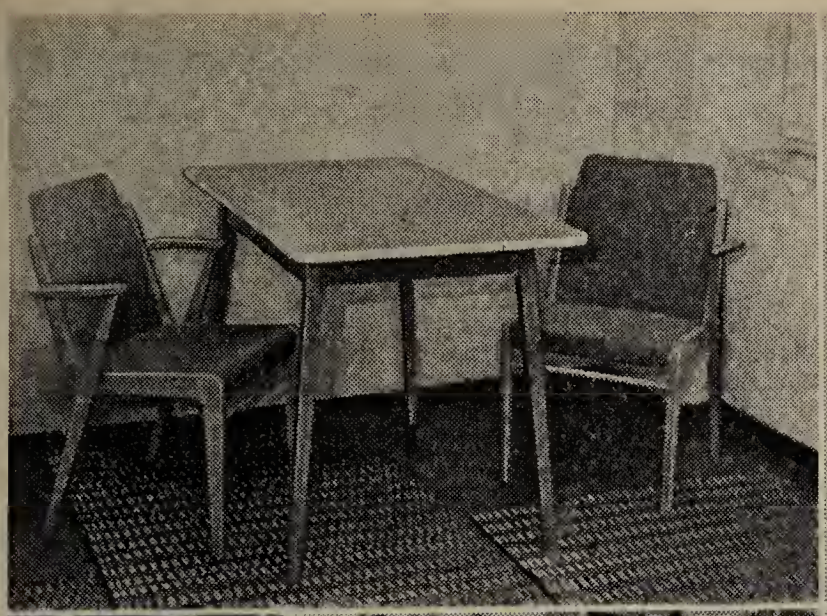
Zu eurem Trost sei es euch gesagt: Auch ich durfte einst, da ich nur sehen konnte, zum Schauen hinüberwechseln und dieses lernen, da mich gleiches Leid wie euch durchzitterte! Es war nur eine kurze Zeit, das Schicksal war gnädig zu mir. Es ist dieser Zustand, mit Menschenworten nicht zu beschreiben, was ich da in gleicher Nacht durchlitt und empfand; man findet keinen Vergleich gegen dieses Erdengestammel. Das Wort hatte plötzlich Klang bekommen. Ja, es ist wert, daß wir Sehenden alles daransetzen, diese klangvollen Herrlichkeiten weiterhin festzuhalten und zu pflegen!

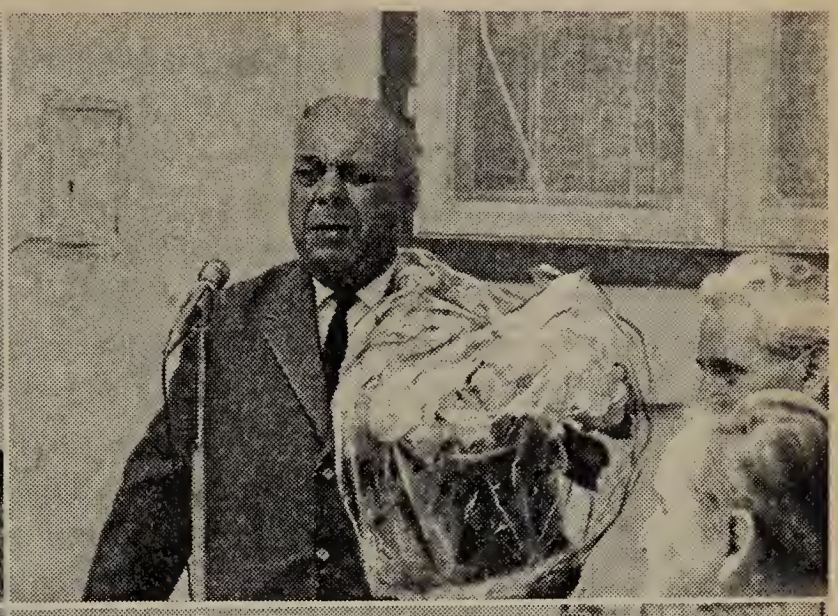
Könnte man das harte Los des Blinden, der der Welt des Klanges verhaftet ist, in dieser Hinsicht nicht beneiden? Ist jener doch, wenn er sich zu sich selbst durchgerungen hat, ohne Bitternis und innerlich freier und im Geiste gegenüber den Sehenden reifer geworden. Eine Vorzugstellung wird er durch diese Tat unter seinesgleichen einnehmen, um wieviel mehr unter den sehenden Brüdern, denen gegenüber er ein Mensch der Tat ist, und Achtung wird ihm immerwährend gezollt werden!

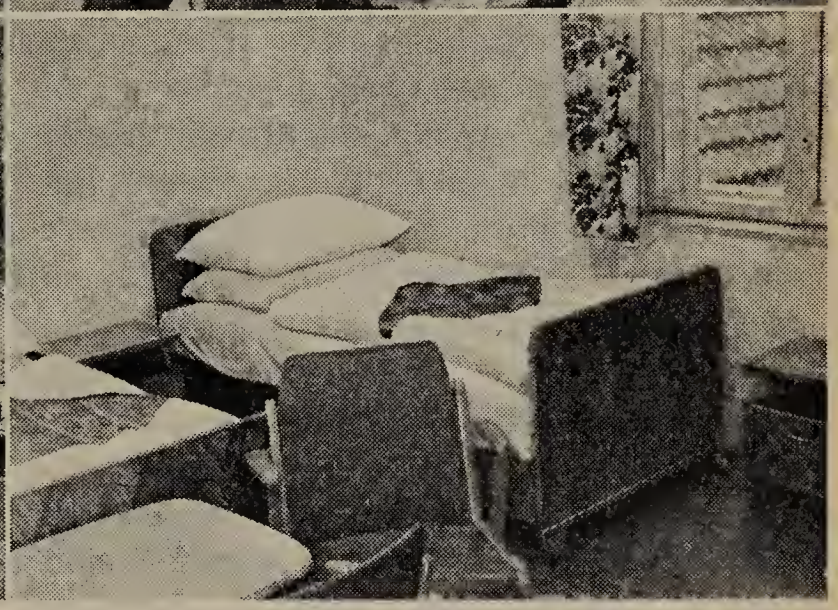
Und so ist das Heim auch der Blinden Werk. Möge es weiterhin blühen und gedeihen. Dieses wünscht allen ein Freund der Hilfsgemeinschaft.

CARL HERRMANN

Die Harmonie in neuem Glanze







Links oben: Die Aufenthaltsräume in der „Harmonie" sind so eingerichtet, daß sich die Gäste dort heimisch fühlen können. Die sehr bequemen, mit Armstützen versehenen Stühle sind mit blauem Plastik überzogen und daher leicht zu reinigen. In Anbetracht des guten Zweckes dieses Heimes hat sich die Firma Austro-Sessel bereit erklärt, alle benötigten Stühle sehr günstig beizustellen.

So zeigt es sich immer wieder, daß die Gemeinschaft durch das Zusammenwirken von Sehenden und Blinden Großes und Wertvolles zu schaffen imstande ist. Wer die Hilfsgemeinschaft bei ihren menschenfreundlichen Bemühungen unterstützt, weiß, daß er seine Hilfe einer guten Sache gegeben hat.

Rechts oben: Obmannstellvertreter Franz Pechar widmet anerkennende Worte der Leistung zur Wiedereröffnung der „Harmonie" in Unterdambach. Vereinsleitung, Mitglieder und Freunde haben durch gutes Zusammenwirken die rasche Fertigstellung des Heimes für die diesjährige Erholungsaktion der Hilfsgemeinschaft ermöglicht.

Rechts unten: Die „Harmonie", das Erholungsheim der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, hat außer Ein- und Zweibettzimmern nur ein einziges Dreibettzimmer. Die feinen Polster, auf denen es sich gut schläft, wurden zu ermäßigten Preisen von der Firma Gans beigestellt. Herrn Kom.-Rat Dkfm. Nowak gebührt besonderer Dank für die blindenfreundliche Einstellung und Hilfsbereitschaft.

Links unten: Blick auf die Versammelten bei der Wiedereröffnungsfeier. Redakteur Ludwig Berg von „Unser Schaffen" schildert die Zusammenarbeit von Blinden und Sehenden bei den großen Werken der Hilfsgemeinschaft, die sie in kurzer Zeit geleistet hat. Nicht Worte allein genügen, um humanitäres Wirken zu vollführen, sondern sichtbare Taten, wie es das erste Blindenaltersheim „Waldpension" und das Erholungsheim „Harmonie" darstellen, sind notwendig.

Photo Heinz Vogel

MARIA BÖHM-HUEMER

DER GEFUNDENE KREUZER

So wie in den vergangenen Jahren, habe ich auch heuer wenige Tage vor dem Hl. Abend das Grab meiner verstorbenen Eltern mit einem Christbäumchen geschmückt.

Zu meinem Friedhofsbesuch wählte ich wie immer die Mittagszeit, um allein und ungestört der Erinnerung geweihte Weihnachten feiern zu dürfen. Und jedes der winzigen Kerzchen, das ich anzündete, zauberte mir Weihnachten meiner Kindheit hervor, die Weihnachten, an denen ich noch für mein Töchterchen den Christbaum schmücken und in seine erst sehnsüchtigen, dann aber glücklichen Augen blicken durfte.

Nach dieser stillen Weihnachtsfeier schritt ich noch durch mehrere Gräberreihen, um auch hier begrabener Freunde unserer Familie zu gedenken. Dabei fiel mir auch ein Grabstein auf, der die Inschrift trug: „Josefine Kmonicek, geb. . . . . 1903, gestorben 24. Dezember 1957."

Ich stand lange sinnend vor dieser Grabstätte, denn die hier Begrabene hatte ich von meiner frühesten Kindheit an gekannt, und plötzlich kam mir ein bereits vergessen geglaubtes Erlebnis in den Sinn.

Als ich die erste Klasse besuchte, kam es oft vor, daß ich mit der in meiner unmittelbaren Nähe wohnhaften Josefine Kmonicek, welche damals bereits in die zweite Klasse ging, auf dem Heimweg von der Schule zusammentraf.

Als dies wieder einmal der Fall war, sah ich plötzlich vor meinen Füßen ein Zwei-Hellerstück, einen „Kreuzer", wie man dieses Geldstück damals auch nannte, liegen. Hocherfreut rief ich: „Fini, schau, ich hab' einen Kreuzer gefunden!" Ich starrte noch auf das auf dem Boden liegende Geldstück, und plötzlich bückte sich Josefine Kmonicek, hob den Kreuzer auf und lief davon. Ich sah ihr zuerst ganz verdutzt, dann aber schmerzlich nach, wie sie mit dem doch von mir gefundenen Kreuzer verschwand.

Geweint habe ich damals nicht, obwohl dieser „gefundene Kreuzer" für mich eine große Summe Geldes bedeutet hätte, aber ich habe von diesem Tag an Josefine Kmonicek gemieden und auch später nicht mehr ihre Freundschaft gesucht.

Freilich ahnte ich damals als kaum Siebenjährige noch nicht, daß sich mit dieser kleinen Begebenheit mein späteres Schicksal offenbarte, daß diese kleine Begebenheit der Anfang einer Schicksalskette sein sollte, nämlich, daß mir oftmals, was ich im Leben für mich gefunden zu haben glaubte, unerwartet wieder weggenommen wurde.

Heute bist du glücklich, kannst noch helfen! Weißt du schon, was morgen ist?

Wer in der angenehmen Lage ist, den Blinden zu helfen, soll dies aus Dankbarkeit tun, daß ihm das harte Los dieser unverschuldet ins Unglück geratenen Menschen erspart geblieben ist. Alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, wie Nähstube. Erholungsheim und Altersheim werden von Menschen in Anspruch genommen, die sich einmal ihres vollen Sehvermögens erfreuen durften. Das Sehen kann man ihnen nicht mehr geben, aber die helfende Hand wollen wir ihnen reichen, damit sie trotz Blindheit auch froh und glücklich werden können.
Wir erbitten auch Ihre Hilfe, lieber sehender Mitmensch, damit wir unsere Heime weiter ausgestalten können.

Erholungsheim
„HARMONIE"
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„WALDPENSION"
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

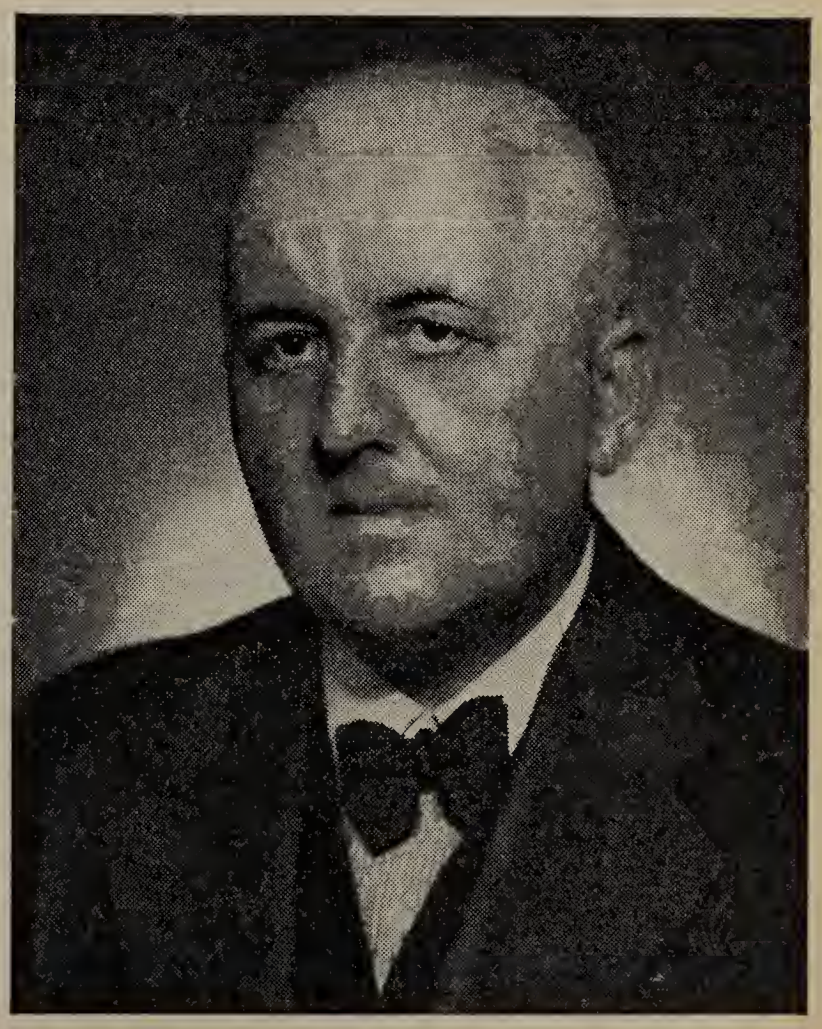
Professor Dr. Friedrich Mansfeld gestorben

Meinem Lehrer und Freund!

Wie manchem, so hatte auch mir das Schicksal einen Streich gespielt, einen Streich in das Dunkel. In früher Kindheit verlor ich einerseits durch Krankheit und andrerseits durch Unfall das Augenlicht. Meine Eltern, sie waren gewiß nicht glücklich über mein Los, versuchten, mir Grundbegriffe des Elementarunterrichtes beizubringen, aber trotz aller elterlichen Hilfe landete ich in frühen Kindheitsjahren im ersten österreichischen Blindenerziehungsinstitut. Der damalige Direktor, Emerich Gigerl, nahm meine Mutter und mich in Empfang, er sprach sehr viel und führte uns durch einige Klassenzimmer, ich war wie in einem Taumel, die Leere der Räume, die klobigen Bänke imponierten mir nicht, aber in den Bankfächern war allerlei zu ertasten, es regte mich an und regte mich auf. Und in einer dieser Klassen, ich weiß heute nicht mehr, welche es war, wurde mir Dr. Mansfeld vorgestellt. Er hatte eine hohe, scharfe und dünne Stimme, einen Händedruck, der meiner Kinderhand mehr sagte als all seine Worte. Ich wurde, ohne daß man mich viel befragte, Schüler dieses Institutes.

Prof. Dr. Friedrich Mansfeld und Prof. Anton Kaiser haben sich um meine Ausbildung besonders angenommen. Das Leben ging weiter, ich aber werde meinen Lehrkräften immer dafür dankbar sein, daß sie, über ihre Pflicht hinaus, ihre Kraft an mich verschwendet haben und mich zu dem formten, wofür ich heute berufen bin. Dr. F. Mansfeld begleitete mich vom Tage des Eintritts in die Anstalt bis zu seinem Ableben. Mehr als dreißig Jahre, wohl der Zeitraum einer Generation, gingen wir als Lehrer und Schüler, als Schüler und Lehrer, im Zeichen gereifter Gedanken, als zwei Freunde und letztlich als Autor und Verleger Hand in Hand, zwei Menschen, die gleichermaßen unter der Härte des Schicksals litten, durch das Leben.

KURT KLEBERT



Dr. Friedrich Mansfeld entstammte einer angesehenen Wiener Bürgerfamilie, in der eine reiche Fülle geistiger Gaben, Weite des Erfahrungs- und Gesichtskreises und Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, seit vielen Generationen heimisch waren. Sein Geburtstag fällt auf den 31. Dezember 1895. In einer solchen geistigen und gesellschaftlichen Atmosphäre wuchs das Kind zunächst unter günstigen Zukunftsaussichten heran. Im achten Lebensjahr ereilte ihn das Schicksal, infolge einer Gehirnhautentzündung verlor er das Augenlicht. Im Hause Mansfeld gab es nun viel Kummer und Sorgen, hatte man doch für den kleinen Fritz eine bedeutende Zukunft vorbereitet. Die Eltern standen vor einer großen Entscheidung, sollte ihr Kind nun das Blindenerziehungsinstitut oder eine normale Mittelschule für Sehende besuchen. Sie entschlossen sich für letzteres, und nach Überwindung einiger Schwierigkeiten trat Fritz als Schüler in ein Gymnasium ein.

Es war für ihn gewiß nicht leicht, sich bei seinen sehenden Mitschülern und Professoren durchzusetzen, die Bewältigung des Lehrstoffes erbrachte für ihn ganz andere Schwierigkeiten als für jedes normalsichtige Kind, und hier war es vor allem seine Mutter, die ihm

zur Seite stand und ihm unermüdlich vorlas. Der kleine Friedrich Mansfeld und seine Eltern hatten ein Opfer besonderer Art auf sich genommen, aber Ausdauer, Mühe und Willenskraft führten zum Erfolg.

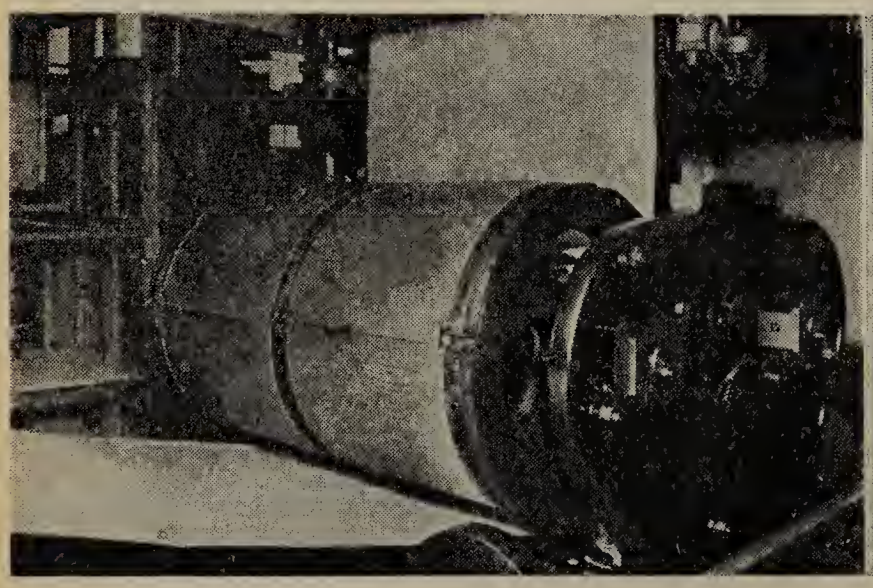
Nach Absolvierung der Matura besuchte Mansfeld die Universität. Als Doktor der Philosophie schloß er sein Universitätsstudium ab. Von 1918 bis 1935 versah der junge Doktor einen recht bescheidenen Hilfslehrerposten am Wiener Blindenerziehungsinstitut. Diese Zeit war für den jungen strebsamen Menschen besonders hart. Es lag in den Händen der damaligen Direktion, Doktor Mansfeld die Stellung zu geben, die ihm gebührt hätte; aber eine veraltete Anschauung, eine pädagogische Unterschätzung waren für diese Einstellung ausschlaggebend. Erst von 1935 an wirkte er als Professor auf einem systemisierten Posten an dieser Anstalt. Nun endlich konnte in verhältnismäßig späten Jahren Dr. Mansfeld eine eigene Familie gründen. Er fand eine Frau, die ihn verstand und sich in sein Leben einfügte. Die Geburt einer Tochter war für den reifen Mann die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches.

Dies der äußere Verlauf eines Lebens, dem es nie an inneren Spannungen gebrach. Die sauren Supplentenjahre hindurch ergänzte Dr. Mansfeld sein dürftiges Berufseinkommen durch eine ausgedehnte Praxis als Privatlehrer und durch eine umfassende literarische Tätigkeit. Er erwarb sich als Publizist einen bedeutenden Namen. Sein Roman „Die Lichtbringer" erschien 1953 in Buchform, und „Leben heißt Lieben" wurde in der Zeitschrift „Weg ohne Licht" veröffentlicht.

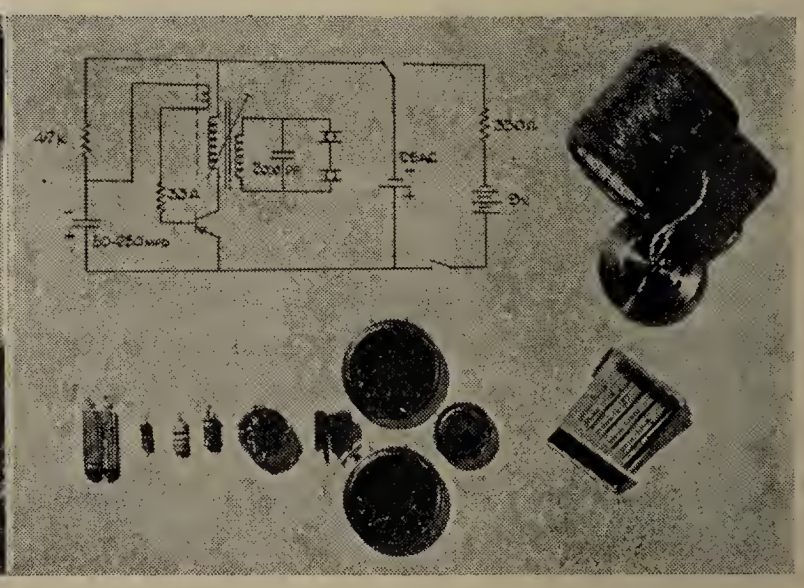
Vor allem aber die wissenschaftlichen Arbeiten verschafften dem Namen Mansfeld weit über die Grenzen Österreichs Klang und Ansehen. Seine Forschungen galten der Sinnesphysiologie, insbesondere der Aufhellung des Orientierungsvermögens auf Grund akustischer Wahrnehmungen. Der organisierten Blindenselbsthilfe gehörte Dr. Mansfeld seit jungen Jahren an. Eine der letzten Arbeiten von Dr. Mansfeld, eine wissenschaftlich fundierte Abhandlung über das österreichische Blindenwesen, erschien in „Unser Schaffen" und fand im Leserkreis reges Interesse.

Mit dem Hinscheiden von Professor Dr. Friedrich Mansfeld ist eine der profiliertesten Erscheinungen des österreichischen Blindenwesens von uns gegangen. Seine Kollegen und Schüler werden ihn in ehrender Erinnerung behalten.

Neuartige Blinden-Lernmittel



Durch die Entwicklung eines neuen Druckverfahrens hofft das RNIB die Produktion von Blindenliteratur zu steigern. Während normalerweise Schriftzeichen in besonders starkes Manila-Papier eingeprägt werden, trägt man bei dem neuen Verfahren Schriftzeichen mit Plastiktinte auf dünneres Papier auf und läßt diese im Infra-Rot-Ofen hart werden.



Ein wertvolles Spielzeug für blinde Kinder ist der hörbare Ball, der zehn Stunden lang ununterbrochen einen Piepston von sich geben kann. Er wird von einem Miniaturakkumulator gespeist und aus einer Trockenbatterie aufgeladen. Bild rechts zeigt das Stromkreisdiagramm des elektronischen Ortungsgeräts mit verkleinert dargestellten Bestandteilen, die in Araldit eingebaut sind. Rechts oben das vollständige Gerät, darunter zum Größenvergleich ein Streichholzmäppchen.

REGIERUNGSRAT DR. FRIEDRICH MORTON

Nur ein Glas Bowle

Dünste liegen über der Kakaoniederung, über dem geheimnisvollen Lande Cacauatls. Ich stehe mitten in einer Baumwollpflanzung, die einem Indio gehört. Jetzt geht die Sonne unter. Gleich darauf wird's um mich finster. Die Dünste verziehen sich ein wenig. Zwischen ihnen beginnen plötzlich nahe und doch ferne Riesengipfel zu glühen. Wie Fackeln stehen sie über verdämmerndem Lande . . . So schön sind diese Vulkane, und so furchtbar können sie morden! Unvorstellbare Massen von Bimssteinen schleudern sie durch die Luft, begraben Indianerdörfer und Plantagen, bringen Flüsse zum Sieden, verwandeln Urwälder in ein Heer verkohlter Stämme, machen aus den Kirchen der spanischen Konquistadoren traurige Ruinen.

Tropenrausch

Allabendlich sitzt Chicita auf der Ruine von San Antonio. Pechschwarz ist ihr Haar, pechschwarz funkeln ihre Augen. Eine Korallenkette liegt um ihren edel geformten Hals. Rings um den riesigen Torbogen stehen schlanke Königspalmen. Würgerfeigen haben das Gemäuer zersprengt. Tropische Blumen glühen, umgeben das sündhafte Kind der Tropen. Kein Wunder, daß der blonde Recke bei ihr Gefallen findet, kein Wunder, daß der kraftstrotzende Mann an dieser Schönheit Feuer fängt. Gleich hinter der Ruine beginnt der Monte, der in den Urwald überleitende Busch. Er umgibt einen großen Park, in dem zwischen Mahagonibäumen riesige Bambusgruppen stehen, in dem zwischen den steinernen Göttern der Mayaindianer ein Bambuslusthaus den Blick auf den Stillen Ozean gestattet.

Dort rauscht das Blut. Don Walter aber vergißt, daß er in den Tropen, daß er im Lande eigener Grundsätze ist. Oft genügen ein Tanz, ein längerer Händedruck, ein unbedachtes Wort, um unerwartete Fesseln zu schmieden. Don Walter erwacht. Sieht mit Schaudern die hohle Maske der eitlen Schönen und entflieht . . .

Mit rasender Schnelle wächst der Urwald, überdeckt alles, was ihm in den Weg kommt. Tempel und Siedlungen der Maya ruhen heute unter tiefer, schwarzer Humusschichte. Nur hohes Gemäuer, nur die geheimnisvollen Pyramiden geben sich dem glücklichen Finder zu erkennen. In La Tortuga stößt Don Walter auf eine kleine Expedition. Zwei deutsche Gelehrte haben mit dem Flugzeug die Reste einer Siedlung oder einer Tempelanlage entdeckt und wollen diese freilegen. Don Walter, selbst vorgebildet, ist Feuer und Flamme und gleich dabei. In dem Dörfchen Mulin d'oro (Goldmühle) stößt noch ein Ladino zu ihnen. Seit vielen Jahren hat er sich in dem Gebiet herumgetrieben. Niemand hat etwas gegen ihn. Nur Don Walter kann sich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren. Die Arme werden müde, so viel müssen sie die Machete schwingen. Bissige Ameisen werden herabgeschüttelt, kriechen unters Hemd, verursachen höllische Schmerzen, Schlangen lauern auf Ästen, grün unter Grün. Die Moskitos singen ihr eintöniges Lied von Fieber und Tod, bringen das Blut zum Brausen, werfen die Fremden tagelang aufs Krankenlager. Einer der Forscher muß den Rückzug antreten. Der zweite ist ein halbes Wrack.

HOCHMUT

Ein Fels steilt auf zur fernen Sternenschar,
und dennoch ragt er kaum ins wilde Heer
der Nebelschwaden und ins Wolkenmeer.
Er starrt verzückt ins Blau, verheißend, klar.

Der Sonne Strahl zerglüht das öde Kar;
der Wind jagt Sand und Steine vor sich her
und Schneesturm braust die Wände glatt und leer;
kein Halm ergrünt. Im Felsen haust der Aar.

Tief unten träumt im goldnen Sonnenlicht —
wo Lilien in Gärten blüh'n, der Hain
und weitet sich vor Gottes Angesicht.

Es neigt verächtlich sich hinab der Stein —
schnellt dann empor zum großen Licht —
doch ach —
er bebt, er wankt — der stolze Fels stürzt ein!

KARIN RÖTZER

SOMMERABEND

Die Tage sind lang die Abende, die Nächte lau.
Ich wandere durch eine der Vorstädte Wiens.
Überall Gärten voll der Düfte des Sommers.
. . . eine blühende, schlafende Welt.
Ein kleines Haus, dicht umwachsen von wildem Wein.
Alles dunkel. Doch — da oben in der Mansarde ist Licht. Ein Schatten — jemand kommt ans Fenster.
Ich sehe die Gestalt, das Gesicht: ein stilles Gesicht, voll reiner, scheuer Lieblichkeit.
Leise wiegen sich die Äste der Bäume, umrauschen uns beide.
Die Zeit scheint stille zu stehen.
Da tritt die Erscheinung zurück vom Fenster und das Licht erlischt.

G. PRANTL

Todesqual im gläsernen Sarg

Der Spaten beginnt zu klirren. Urwaldhumus kommt ans Tageslicht. Tonidolos werden hervorgeholt. Schildkröten sind darunter, Jaguare, Gottheiten mit Klapperschlangenketten und Affenköpfen, Götter, die einen Indio auf seinem ganzen Lebensweg begleiteten und beschützten. Prachtvolle Obsidianklingen werden aus der Erde herausgeschält, Messer, so scharf, daß sie gleich die Haut ritzen. Ein Gewölbe schält sich heraus. Würgerfeigen haben den Bau mit ihren eisenstarken Wurzeln zersprengt. Der Professor kann nicht hinab. So zwängt sich Don Walter hindurch. Endlos bleibt er weg. Mit leeren Händen kommt er zurück. „Nichts ist da unten als Moder und ekliges Gewürm", sagt er, zum Professor gewendet. Aber in seinen Augen steht eine Erregung, die der Ladino wohl zu deuten weiß. Während die zwei in der Hängematte liegen, dringt er selbst ins Gewölbe vor. Umsonst! Soll er sich doch getäuscht haben? Hin und her pendeln die Hängematten. Die Zigarren qualmen. Der Ladino versteht ihre Sprache, gibt es aber nicht zu. Von der fernen Heimat sprechen sie. Dann senkt Don Walter seine Stimme. „Ein Wunder habe ich heute geschaut. Wir müssen es allein holen. Nicht so leicht wird jemand auf die Spur kommen."

Fiebernd kehrt die kleine Expedition ins bebaute Land zurück. Der Ladino verabschiedet sich, eilt heim. Don Walter, wenn du geahnt hättest, daß dein Begleiter der Bruder der Blume von San Antonio war, du wärest trotz Fieber ans Meer geeilt, um den erstbesten Dampfer zu besteigen.

In dem kleinen Dorf Palin, wo die zwei Deutschen sich erholen wollen, ist Fiesta. Indianerinnen von weit und breit kommen in ihren farbenglühenden Enaguas (Hüftentüchern), Indios mit ihrem Stirnband schleppen die Marimba herbei und stellen sie unter zwei heiligen Bäumen auf. Feuer glühen, Raketen schießen pfauchend den Tropensternen entgegen, Indios stürzen aus verzierten Kokosschalen den Zuckerrohrschnaps hinab, gehen mit ihren Macheten gegeneinander los, schreien und grölen. Auch die Frauen bleiben nicht zurück. Trunkene beider Geschlechter sinken bewußtlos auf den Boden.

Der Heuchler

Auf einmal ist der Ladino da. Er lädt seine Bekannten zu einem Trunk ein. Ein Glas Ananasbowle werden sie doch nicht verschmähen? Sie mundet köstlich und kühlt das Fieber. Der Professor verabschiedet sich frühzeitig. Seine vorgerückten Jahre sind dem Tropenklima nicht mehr gewachsen. Auch Don Walter wird plötzlich müde. So merkwürdig müde! Er will sich bewegen, kann aber kein Glied rühren. Er hat das Gefühl, gehoben und irgendwohin fortgetragen zu werden. Der Körper ist wie tot. Starr und regungslos liegt er da. Kaum, daß eine Atmung wahrzunehmen ist, und das Herz hat den allerlangsamsten Gang eingeschaltet. Neben ihm wird gesprochen. Er ist regungslos, ist ja tot! Und doch versteht er jedes Wort.

„Kannst ruhig sein, Chicita", spricht eine höhnische Stimme. „Deine Schmach wird jetzt fürchterlich gerächt. Der Hund kann alles hören, was wir sprechen. Aber er kann sich nicht rühren. Das wird seine Höllenfahrt nicht angenehmer gestalten. Ich habe gesehen, daß er noch in der Nacht damals beim Schein des Lagerfeuers eine Skizze machte. Das Heft hat er in einer besonderen Tasche verwahrt. Wir wollen gleich einmal nachsehen." Ein Rock wird aufgeschlagen, eine Hand fährt tastend den Stoff entlang. Da ist eine Anschwellung. Mit der Schere wird das Futter aufgetrennt. Ein dünnes Heft kommt zum Vorschein, und zwei Köpfe beugen sich gespannt darüber. „Da ist der Eingang. Er hat ‚E' hingeschrieben. Da ist der Gang, den ich hinabgerutscht bin. Da ist die Rückwand der Kammer, und da, siehst du, da hat er eine Stelle mit einem Kreuz bezeichnet. Sie

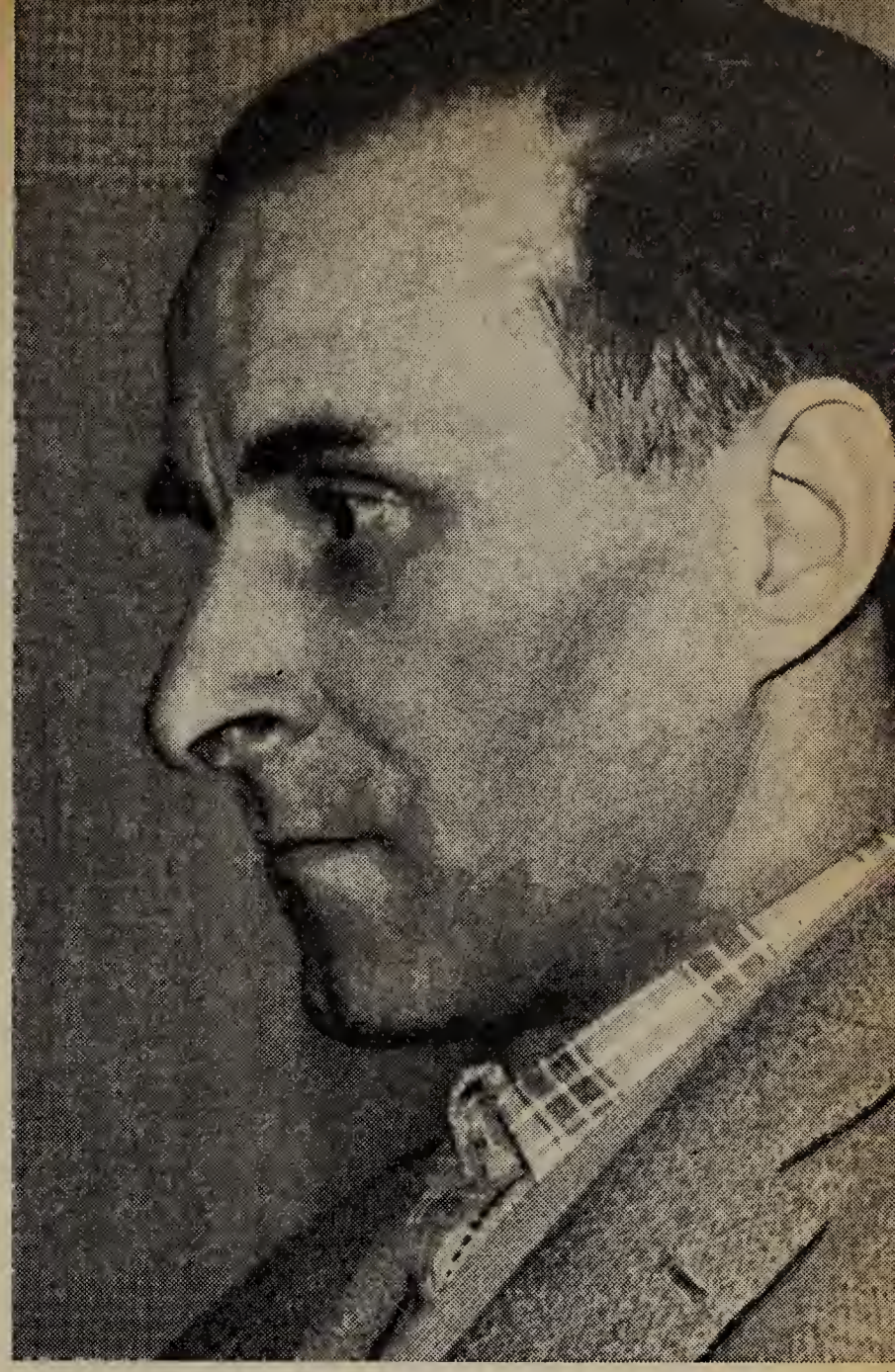
muß genau zu finden sein, denn jeder Quader ist sorgsam eingezeichnet. Wahrscheinlich hat er ihn herausgezogen oder ist durch irgendein Zeichen auf etwas aufmerksam geworden. Gleich in den nächsten Tagen mache ich mich allein auf den Weg. Ich muß nur warten, bis der Gringo da hinüber ist. Mit ‚Toten' machen wir in den Tropen keine Geschichten. Hinab in die Erde mit ihnen! Einstweilen wollen wir ihm das ‚Leben' möglichst angenehm gestalten. Kein Mensch hat ja eine Ahnung, was hier gespielt wird. Du kannst ihn vielleicht fragen, ob er sich noch an die schönen Nächte im Park der Steinidolos erinnert?"

Daneben liegt ein Mann. Er ist tot und doch lebend. Er hat die Macht über seine Glieder verloren, aber er hört und versteht jedes Wort. Fieberhaft arbeitet der gequälte Geist. Die Verbrecher gehen fort. Er hört ihre verhallenden Schritte. Ein paar Knallfrösche gehen noch los. Die letzten betrunkenen Indios grölen, ehe sie in totähnlichen Rausch verfallen. Dann wird es still. Ist es Nacht, ist es Tag? Endlose Zeit vergeht. Eine Tür öffnet sich, irgendwer kommt. Es ist der Professor. Er ruft, ruft noch einmal, tritt wohl näher. Ein Schrei, ein Fortgehen, Stille. Wieder schleicht die Zeit dahin. Wieder geht die Tür auf. Dann hört er eine fremde Stimme. „Tot sagen Sie? Ich glaube nicht recht daran. Der Mann liegt doch sicher schon längere Zeit hier. In den Tropen geht die Zersetzung furchtbar rasch vor sich. Ich denke an ganz was andres. Nehmen wir ihn einmal zu uns. Ich halte hier sein Leben nicht für sicher. Sie scharren ihn sonst heute mit Wonne ein. Er muß irgendeinen Feind haben." Der Tropenarzt schweigt. Er kennt seine Leute hier. Er weiß auch vom Xihiutegift, das aus einer Pflanze gewonnen wird. Es lähmt und streckt den Menschen wie tot hin, läßt ihm aber das volle Bewußtsein. Das Opfer ist wie in einem gläsernen Sarg!

Tote erwachen, Lebende sterben

Den Ladino packt das Grauen, als er von dem Besuch des Arztes erfährt. Freilich, ihm kann nichts nachgewiesen werden. Die Indios schweigen wie das Grab. Aber immerhin ist es besser, einige Leguas (Meilen) zwischen sich und Palin zu legen. Und das Geheimnis des Waldes lockt, die Sehnsucht nach gleißendem Gold. Während er sich auf schmalem Pfad durch den Monte machetiert (mit dem Buschmesser durcharbeitet), versucht der greise Arzt alle Künste. Nicht umsonst hat er Jahrzehnte unter Indios gelebt und vielen das Leben gerettet. Das Wunder gelingt. Ein Gegengift tut seine Wirkung. Nach fast sechzig Stunden schlägt Don Walter zum erstenmal die blauen Augen auf. Freilich fallen sie ihm gleich wieder zu, aber es ist doch wunderschön, die Welt zu sehen und aus dem Sarg herauszusteigen. Viele Wochen wird es dauern, bis er zum erstenmal aufstehen wird. Seine Haare sind schneeweiß geworden. Die qualvollen Stunden im gläsernen Sarg wird er nie vergessen . . .

* * *



Johann Drabics erblindete in Ausübung seines Berufes als Bäcker. Mit größter Aufopferung sorgt er für seine Familie und bemüht sich, ihr ein möglichst schönes Leben zu bieten. Als eines der jüngeren Mitglieder der Hilfsgemeinschaft nimmt er Anteil am organisatorischen Leben und freut sich über jeden gemeinsam erzielten Erfolg.

Photo Heinz Vogel

Während das Leben wieder ganz langsam zu pulsen beginnt, kämpft sich ein Ladino durch den Urwald. Er ist müde, er kann kaum vom Fleck. Vergangene Nacht haben ihn die Moskitos höllisch gepeinigt. Knapp vor dem Ziel muß er sein Lager aufschlagen. Mit letzter Kraft steigt er in die Hängematte. Merkwürdig, wie sie zu schaukeln beginnt. Er ist auf dem Dampfer, der an der pazifischen Küste in rasendem Sturm bei Windstärke elf den Hafen gewinnt. Immer mehr schlingert das Schiff, immer übler wird ihm. Dann stoppt es plötzlich. Ist der Puerto erreicht? Der Ladino ist bewußtlos geworden. Das Gelbe Fieber frißt an ihm. Nie wird er sein Ziel erreichen. Fliegen werden kommen und ihre Eier in die Augenwinkel legen, Zopes werden ihn vielleicht entdecken und ihre Schnäbel in ihn hineinhacken. Nur ein paar Schnüre an zwei Palmen werden übrigbleiben...

R. WALTER

DER LIEBESBRIEF

Als Monsieur Saron aus seinem Bureau heimkehrte, hatte er beim Anblick seiner Gattin Micheline das Gefühl, es sei in seiner Abwesenheit etwas geschehen. Jedoch Madame machte keinerlei Bemerkungen, die auf Ungewöhnliches schließen ließen, weshalb Monsieur Saron erleichtert annahm, seine Vorahnung habe ihn erfreulicherweise getäuscht. Während der Mahlzeit erzählte er, wie dies seit fast dreißig Jahren, die ihn in ehelicher Gemeinschaft mit Micheline verbanden, von den bescheidenen Ereignissen in seinem eintönigen Dienste als kleiner Beamter.

Madame begnügte sich, gelegentlich durch einen Ausruf zu beweisen, daß sie zuhörte. „Das sind alle Neuigkeiten", erklärte Monsieur und legte das Besteck aus der Hand. „Ich habe deinen Schreibtisch abgestaubt", erwiderte Madame. Ein wenig verwundert antwortete der Gatte höflich: „Danke, Micheline, du bist wirklich eine vorbildliche Hausfrau." — „Ich habe in den Laden Ordnung gemacht", erklärte Madame, und in ihrer Stimme lag ein leises Grollen, das ein aufsteigendes Gewitter verkündete, jedoch von Monsieur Saron, der bereits mit der Abendzeitung liebäugelte, überhört wurde.

„Danke vielmals, Micheline", sprach er und wollte nach dem Blatt greifen. „Die Laden sind ja alle unversperrt." „Bis auf die Mittellade", antwortete Madame, und nun vernahm Monsieur das Grollen deutlich.

Wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke, den er zögernd laut werden ließ: „War die Lade nicht versperrt?" — „Nein", und nun entlud sich ein eheliches Gewitter, wie es Monsieur noch nie erlebt hatte.

„Micheline, lasse mich doch erklären", flehte er in den auf ihn niederprasselnden Wortregen. „Schweige, ich bin auf deine feigen Lügen nicht neugierig", donnerte Madame und zog aus der Tasche ihres Hauskleides ein zerknülltes Blatt Papier, das sie dem Gatten drohend vor die Nase hielt. „Das sind deine Amtsgeheimnisse, das sind die Geheimakten, die du zu Hause zu erledigen hast, die du sorgsam vor mir abschließt. Und ich glaubte dir! Ich ließ mich in meinem eigenen Hause von dir betrügen..." — „Micheline, höre mich doch an . . ."

„Schweige, für diese Schmach, die du mir wahrscheinlich seit dreißig Jahren angetan hast, gibt es keine Entschuldigung, keine Verzeihung. Ich werde morgen die Scheidungsklage einreichen." Monsieur Saron hob beschwörend die Hände.

„Schweige!" rief Madame, obwohl der Gatte kein Wort gesprochen hatte, und unter einem Tränenstrom setzte sie die Anklage fort: „Sage nichts, du kannst nicht leugnen. Deine Schrift verrät dich. Diese Schrift, die wie gestochen aussieht, ist deine einzige vollendete Leistung", und Madame schluchzte noch lauter. „Der Gipfelpunkt deiner Schändlichkeit ist die Ungeheuerlichkeit, daß du dieser Armande genau dieselben Liebesworte schreibst, mit denen du einst mich betört hast. Keinen Widerspruch, ich habe deine Briefe aufgehoben und ich habe verglichen. Es war der vierte, den du an mich richtetest,

der mit diesem Wisch wörtlich übereinstimmt."

Mit zitternden Fingern setzte sich Madame die Brille auf. „Süßeste, Deiner Wangen zartes Rot gleicht den Blättern einer Malmaisonrose, Deine weißen Hände den Lilien, Deine . . ." Madame vermochte nicht weiterzulesen, das Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Monsieur Saron benützte diesen günstigen Augenblick, entriß kühn der Gattin den Briefbogen und schrie: „Micheline, ich habe tatsächlich eine Dummheit gemacht . . ." — „Du wagst mir dies ins Gesicht zu sagen?" rief Madame.

„Ich hätte dir von dieser unglücklichen Leidenschaft Mitteilung machen müssen, du . . ." — „George, das ist zuviel!" schrie Madame Saron und erhob sich taumelnd. „Ich wollte ohnehin ein Ende machen, aber . . ." — „Noch nie wurde eine Gattin so beleidigt", sprach Madame mit versagender Stimme.

„Marcel, dieser Lausbub, ist nicht zu bewegen . . ." — „Wer ist Marcel?" — „Der jüngste Sohn meines Chefs. Er ist mit seinen sechzehn Jahren in diese mir unbekannte Armande bis über die Ohren verliebt und bettelte so lange, bis ich nachgab und für ihn die Briefe an seine Angebetete schrieb. Wegen meiner schönen Schrift", fügte Monsieur ein wenig stolz hinzu.

„Die Worte aber sind dieselben . . ." Monsieur Saron lächelte verschämt. „Die Briefe sollten sehr romantisch sein, und da benützte ich den Liebesbriefsteller, aus dem ich seinerzeit die Briefe an dich abgeschrieben habe", gestand er seufzend. „Das soll ich glauben?" fragte Madame mißtrauisch, setzte sich aber wieder an den Tisch.

Monsieur Saron lief ins Nebenzimmer, kramte aufgeregt in seinem Schreibtisch und brachte seiner Gattin einen vergilbten, vielgebrauchten „Briefsteller für Liebende und solche, die es werden wollen". Mit spitzen Fingern blätterte Madame darin, dann sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Und ich hatte geglaubt, du seist aus Liebe zu mir zum Dichter geworden!"

„Nur die schönen Worte waren entlehnt, die Gefühle für dich, die sie ausdrückten, waren echt, und sind es auch heute noch", sprach Monsieur Saron leise. Ein Lächeln zeigte sich auf Madames strengen Zügen, und sie wurden weich, als sie antwortete: „Ich will dir glauben, George, und vielleicht wird Marcel durch deine Briefe mit seiner Armande auch so glücklich wie wir beide. Aber diesen mußt du neu schreiben, ich habe ihn etwas mißhandelt." — „Wie mich, Micheline", meinte Monsieur Saron, worauf Madames Hand zärtlich über seine restlichen Kopfhaare fuhr, und Madame sagte ein Wort, das sie noch nie zu ihrem Gatten gesprochen: „Verzeih!"

EINE GLOSSE

An manchem Tag, da ärgert mich
Die Fliege an der Wand,
Ein Lufthauch, der durchs Fenster streicht,
Ein Schilling in der Hand.

Der Wein dünkt ohne Blume mich,
Das Bier schmeckt mir zu schal,
Das Mittagessen mundet nicht —
's scheint alles mir fatal.

Und alle Menschen kommen mir
Heut' unsympatisch vor,
Bei dem paßt mir die Nase nicht,
Bei jenem Aug' und Ohr!

Im Zimmer scheint es mir zu kühl,
Die Sonne aber „sticht",
Die Wolke dünkt mich viel zu grau,
Des Himmels Blau zu licht.

Und alles packt verkehrt man an,
's fällt manches aus der Hand.
Und zieht man Schuh' und Kleid schnell an,
Verknüpft sich Schnur und Band!

So geht und geht es manchen Tag,
's ist wirklich nicht mehr schön!
Verdrossenheit und Müdigkeit:
Schuld hat allein — der Föhn!

Doch wenn sich der empfohlen hat,
Dann sind wir wieder frisch!
Froh wie der Vogel in der Luft
Und wie im Teich der Fisch.

Die Arbeit fliegt nur von der Hand,
Man packt sie flink beim Schopf;
Kein Fehlgriff mehr wie just zuvor
Und klar und hell der Kopf!

Und lächelnd sagt man vor sich hin:
„'s ist 's Leben doch ganz schön,
Doch, lieber Gott, bewahre uns,
Bewahr' uns vor dem Föhn!"

ADELE ZAUNEGGER

PAWEL LES

Karel Emanuel Macan zum Gedächtnis

Geboren wurde er am 25. Dezember 1858 als Sohn eines Bahnbauingenieurs. Mit zwölf Jahren erblindete er auf dem linken Auge durch die Explosion einer Sprengkapsel. Durch einen unglücklichen Zufall wurde er als Student der Chemie völlig blind. Macan war ein Mann mit ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten und von hoher Bildung, die sich auf viele Gebiete erstreckte, sprachkundig und sehr musikalisch.

Seine Fertigkeit auf verschiedenen Instrumenten und sein inniges Verhältnis zur Musik wiesen ihn nach seiner Erblindung den Weg in die nächste Zukunft. An der Prager Orgelschule, wo er Kompositionsschüler des bedeutenden Musiktheoretikers Zdenek Skuhersky war, konnte Macan bereits nach kurzer Zeit die ersten Früchte seiner Studien vorlegen. Ein Klaviertrio, einige Lieder, eine Vokalmesse und insbesondere eine Messe in der dorischen Kirchentonart waren es, die den sonst wortkargen und mit Lob sparsamen Lehrer zu dem Ausruf hinrissen: „Sie sind ein blinder Palestrina!" Wer weiß, daß das Schaffen Palestrinas den Gipfel der vokalen Vielstimmigkeit des 16. Jahrhunderts darstellt, kann die Bedeutung dieses Vergleiches ermessen. Auch Antonin Dvořak gefielen die Messe und einige Lieder, und so gelangten diese Werke zu Johannes Brahms, auf dessen Empfehlung dafür Macan den österreichischen Staatspreis für Musik erhielt.

Nach Absolvierung der Orgelschule setzte Macan seine Studien bei dem Komponisten Zdenek Fibich fort und beendete sie mit einem Streichquartett in f-moll, das sein Hauptwerk darstellt. Es wurde nicht nur der Höhepunkt seines Schaffens, sondern auch der Wendepunkt seines Lebens. Während fast alle seine Werke zur Aufführung gelangten und einige sogar im Druck erschienen, mußte Macan bei diesem Streichquartett trotz des von maßgebenden Autoritäten anerkannt hohen Wertes eine große Enttäuschung erleben. So gelangte er zu der Erkenntnis, daß ihm das musikalische Schaffen keine Existenzgrundlage bieten könne. 1891 wurde er Lehrer an der Klarschen Blindenanstalt in Prag. In dieser Tätigkeit eröffneten sich ihm neue Perspektiven, die zu erreichen ihn einen zähen Kampf kosteten, aus dem er nach zwanzigjährigem Ausharren siegreich hervorging.

Die Geschichte dieses Kampfes ist identisch mit dem Kampf des tschechischen Volkes gegen den Absolutismus des österreichischen Kaiserreiches um die Erlangung der politischen und kulturellen Selbständigkeit. Die Germanisierungsbestrebungen Österreichs erstreckten sich naturgemäß auch auf öffentliche Institutionen. Macan sah sich in der Anstalt vor die Tatsache gestellt, daß die kulturelle Eigenständigkeit der tschechischen Zöglinge, obwohl sie mehr als die Hälfte der Gesamtzahl ausmachten, völlig unberücksichtigt war. Die Punktschriftbücherei der Anstalt bestand ausschließlich aus deutschen Titeln. Die Schaffung einer tschechischen Abteilung wurde also Macans erste Aufgabe. Das war mit Mühe und Opfern verbunden und nur mit Hilfe vieler guter Freunde möglich, an denen es ihm nie mangelte. Begreiflich, daß Macans Bestrebungen der Anstaltsleitung und seinen Kollegen im Lehrkörper mißfielen und daß er das Objekt ihres Spottes und ständigen Anfeindungen ausgesetzt war.

Trotz alledem harrte er jedoch aus, und als die Erblindeten des ersten Weltkrieges seiner

Herr Dir. Zackl und Frau Zinterhof, Inhaber der „Wiener Möbelfabrik", haben in besonders entgegenkommender Weise die Wiedereinrichtung des Blindenerholungsheimes „Harmonie" durchgeführt und sich mit großer Liebe und Begeisterung dieser schönen Aufgabe gewidmet. Mit Freude und berechtigtem Stolz zeigte Dir. Robert Vogel den guten Helfern der Blinden die praktischen Einrichtungen dieses modernen Heimes und führte in der Küche die Bedienung des Suppenkippkessels vor.

Photo Heinz Vogel

Führung und Ausbildung anvertraut wurden, vertiefte sich in ihm die Überzeugung von der Richtigkeit seiner Ziele. Er erkannte nunmehr die Notwendigkeit, sein Streben nach nationalen kulturellen Einrichtungen über den engen Rahmen der Anstalt hinaus auf alle Blinden des tschechischen Sprachraumes auszudehenen. Es kam zur Gründung des Vereins „Tschechischer Blindendruck", der noch während des ersten Weltkrieges in der Lage war, das erste tschechische Punktdruckbuch und bald danach das erste Heft der Zeitschrift „Zora" herauszugeben. Der erste Redakteur dieser bis heute bestehenden Zeitschrift war Macan einige Jahre hindurch selbst.

Zum Lebensbild Karel Emanuel Macan's bleibt noch zu ergänzen, daß seine Verdienste auf beiden Gebieten seiner Tätigkeit nach der Konstituierung der Tschechoslowakischen Republik offiziell gewürdigt wurden. Er sollte Direktor der Klarschen Blindenanstalt werden nahm aber nur deren pädagogische Leitung an.

Anläßlich seines 60. Geburtstages fand ein großes Festkonzert statt, das ausschließlich aus Macans Werken bestritten wurde. Hier führte man auch sein Schmerzenskind, das Streichquartett in f-moll, zum erstenmal mit starker Resonanz bei Publikum und Presse auf. Die Verwirklichung seiner Vorarbeiten für die Gründung einer öffentlichen Blindenbücherei in Prag konnte erst nach Macans Tod am 6. Februar 1925 geschehen. Sie trägt noch heute den Namen ihres Begründers, der in die Geschichte des tschechischen Blindenwesens eingegangen ist.

Blinde freuen sich über ihre Leistungen

Zwischen den hohen Ostertagen und dem lieblichen Pfingstfest liegt der allergrößte Tag des Jahres, der „Muttertag"!

Auch in diesem Jahre feierte die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs im Schwechaterhof das Ehrenfest der „blinden Mutter"! Direktor Robert Vogel hielt die Begrüßungsansprache und gab den alten, blinden Müttern die Hoffnung und Zuversicht, daß sie in ihrem späten Lebensabend nicht mehr allein und einsam sein müssen, denn das erste Blindenaltersheim in Hochegg ist seit einigen Monaten eröffnet und nimmt später Erblindete — ohne Unterschied der Konfession — gerne in seinen prachtvollen Räumen auf. Durch die Zusammenarbeit und Opferbereitschaft aller Mitglieder und Freunde dieser Organisation ist es gelungen, dieses schöne Werk zu vollenden.

Das Erholungsheim „Harmonie" in Unterdambach wurde ebenfalls in diesem Jahr neu und modernst eingerichtet und erstrahlt jetzt im vollstem Glanze! Die Mitteilung, daß die Blinden-Beihilfe für Vollblinde um S 50.— pro Monat ab 1. Jänner 1962 erhöht wurde, wurde mit großer Freude aufgenommen. Wenn schon das Los für die Schicksalsgefährten unendlich grausam ist, so kann man bei dieser großen Teuerung doch jeden Schilling doppelt gut brauchen! Jede blinde Mutter bekam einen schönen Geschenkkarton, und die Tische sahen sehr festlich aus.

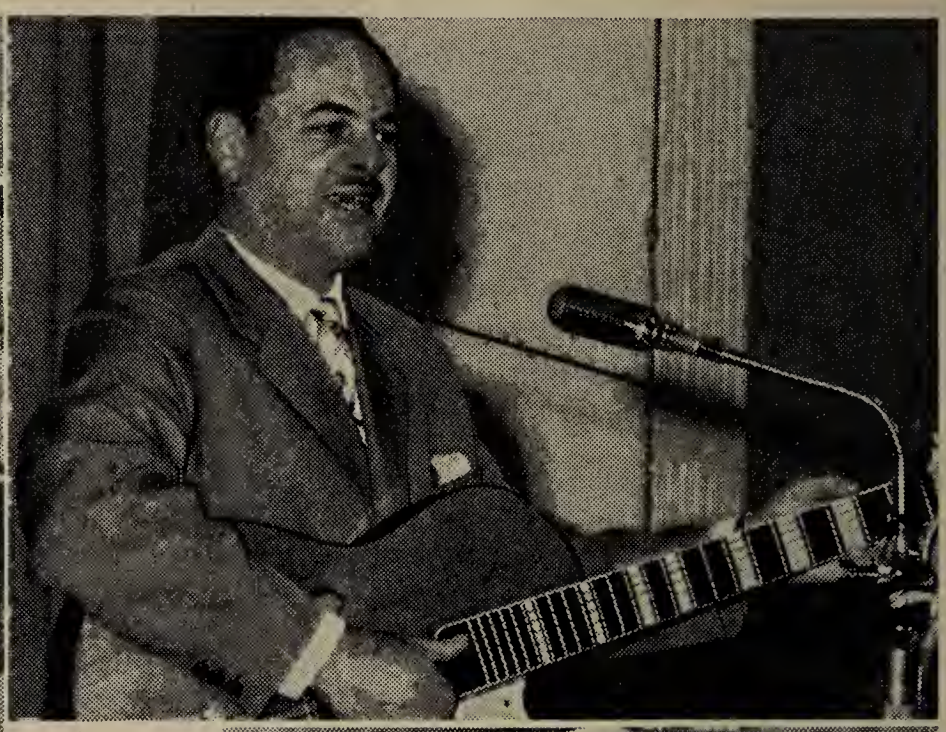
Mit dem Ausdruck der Zufriedenheit in den Gesichtern erfreuten sich die blinden Mütter und ihre sehenden Freunde des reichhaltigen Programms, und man kann wirklich sagen, daß das künstlerische Niveau der „Bunten Nachmittage" immer genußreicher wird. Wir bedauern daher aus ganzem Herzen, daß dieses schöne Beisammensein bis in den Herbst — wegen der Urlaube — unterbrochen werden muß.

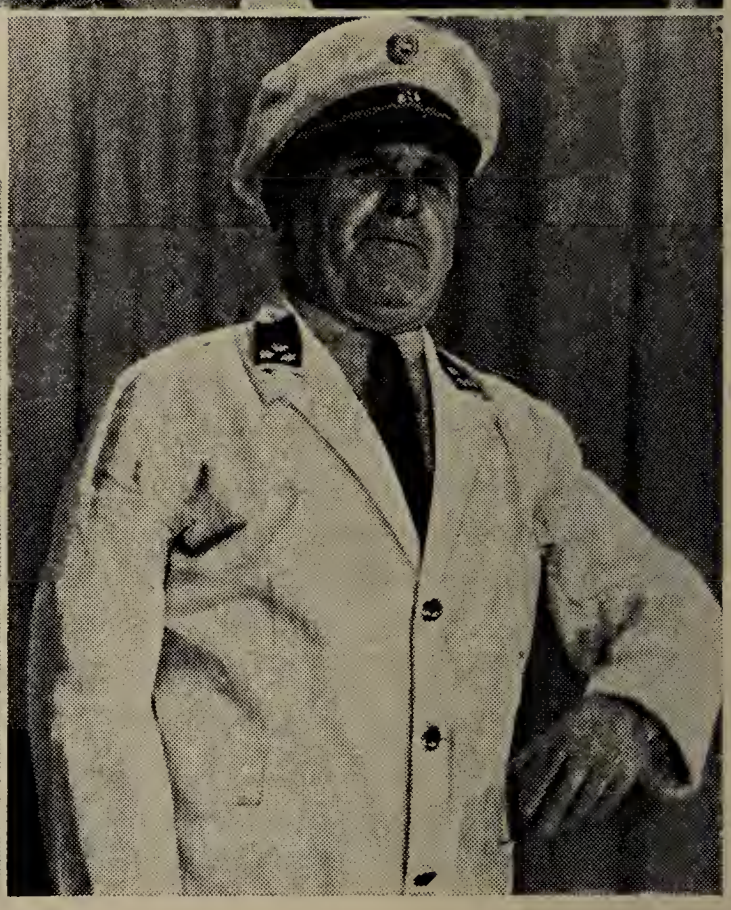
In fröhlicher Stimmung wurde den Darbietungen der Künstler gefolgt, und als Rudi Mayer das Podium betrat, hatte der Applaus und die Begrüßungsfreude den Höhepunkt erreicht. Unverändert wie am vergangenen Muttertag stand er voll Humor auf der Bühne, ein Stückerl echtes altes, ewig junges Wien! Bei dem Vortrag seiner Lieder stieg so mancher Mutter eine stille Träne der Erinnerung an längst vergangene Zeiten in die Augen. Rudi Mayer hat das Versprechen, das er vor einem Jahre gab — als ihm die Medaille der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs in Silber überreicht wurde —, gehalten. Er sagte damals, wann immer die Blinden ihn rufen, wird er für sie da sein. Und er kam gerne, man hörte es aus jedem Lied heraus, das er für uns sang!

Auch allen anderen Vortragenden sei hier im Namen der blinden Mütter nochmals gedankt! Sie schenkten uns wieder einmal ein paar schöne unbeschwerte Stunden, die den sonst so mühevollen Alltag wunderbar unterbrachen.

Damit war wieder ein schöner „Tag der Mutter" zu Ende gegangen, wir wollen noch lange an ihn denken und hoffen, daß uns noch viele solcher schönen Stunden beschieden sein mögen.

FRIEDL SPERL





Links oben: Edith Petermann und Rudi Mayer sangen beim letzten Unterhaltungsnachmittag der Hilfsgemeinschaft ein von Kapellmeister Fritz Linha zusammengestelltes Potpourri „Das ist mein Wien" und bereiteten besonders den älteren unter den Zuhörern sehr viel Freude.

Rechts oben: Charly Cadivo, einer der Künstler, welche sich mit Begeisterung für die Muttertagsfeier der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs im Schwechatèrhof zur Verfügung stellten. Seine parodistischen Vorträge, wozu er sich selbst auf der Gitarre begleitete, fanden stürmischen Beifall.

Links unten: Der Solotrompeter, Herr N. Demnes.

Rechts unten: Florl Bauer, der beliebte Humorist und Conferencier, rief mit seinen Vorträgen als Polizeiinspektor wahre Lachstürme hervor. Da kamen die vielen blinden und sehendenFreunde der Hilfsgemeinschaft wirklich auf ihre Rechnung. Die Hilfsgemeinschaft sorgt immer auch für Unterhaltung und Entspannung, wodurch vielen Blinden geholfen wird, über die Alltagssorgen hinwegzukommen.

Photos Cerny und H. Vogel

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Maria und der Fremde

Mit rasender Geschwindigkeit jagte der Südexpreß durch die oberitalienische Landschaft. Wie Glanz von edlem Porzellan schimmerte das sachte Zerfließen der Tageshelle durch die zahllosen Fenster des Zuges. Maria Lorenz, die junge Ärztin, welche allein im Abteil zurückgeblieben war, schloß, ermüdet von den unaufhörlich wechselnden Eindrücken, die Augen, lehnte sich zurück, um ein wenig ihren Erinnerungen nachzusinnen. Oh, wie köstlich waren sie doch gewesen, diese Urlaubswochen, die sie an der sonnegesegneten Küste des Mittelmeeres verbracht hatte . . . Dieser wundervolle Dreiklang von Leuchten, Farbe und Duft, wie hatte er sie berauscht und ihr das schwere Leid über den Tod der geliebten Mutter mildern geholfen. Mit neuen Kräften kehrte sie nun zu ihrem Beruf zurück, dem sie sich wegen seiner hohen Sendung des Hilfebringens so sehr verbunden fühlte.

Der Klang einer Männerstimme weckte Maria jäh aus ihrer Versonnenheit; jetzt erst merkte sie, daß der Zug mittlerweile in Venedig Aufenthalt genommen hatte. Der in ihr Abteil Eingetretene erkundigte sich höflich, ob es gestattet wäre, hier Platz zu nehmen. Maria bejahte, indes ihr Blick flüchtig die Erscheinung des Fremden musterte. Das fahle Antlitz erschien ihr gewinnend und von edler Form, nur das unruhige Flackern der Augen und der Ausdruck grenzenloser Verbitterung deutete auf ein dunkles Verhängnis.

Die junge Ärztin hatte sich wieder in ihre Fensterecke geschmiegt und beobachtete nun heimlich ihr Gegenüber. Wie blaß er doch war und wie nervös er in dem seiner Reisetasche entnommenen Buch herumblätterte! . . . Sein Atem ging schwer und erregt, und plötzlich glaubte Maria, ein unterdrücktes Stöhnen gehört zu haben.

„Fehlt Ihnen etwas?“ erkundigte sie sich teilnahmsvoll. Eine Weile blickte er wie prüfend in dieses zarte, von Güte geadelte Frauenantlitz. „Ach, es ist ja alles so schrecklich!“ entgegnete er tonlos. „Wenn es Ihnen Erleichterung bringt, so können Sie sich ruhig mir anvertrauen“, bemerkte Maria aufmunternd.

Seine Züge entspannten sich ein wenig. „Mein Schicksal, an dem ich so schwer trage, ist bald erzählt. — Ich begegnete seinerzeit einem armen, aber bildschönen Mädchen, das ich unbeschreiblich liebte. Unsere Ehe gestaltete sich im Anfang sehr glücklich; dann aber genügte meiner Frau das sorgenfreie bürgerliche Leben, das ich ihr bot, nicht mehr — sie wünschte kostbare Kleider, Juwelen, große Reisen. Und eines Tages ließ sie mich und unser Söhnchen kurzerhand in Stich, um mit einem Großindustriellen durchzubrennen.“ Er holte ein Lichtbild hervor, um es Maria hinüberzureichen. „Hier, Isabella Morini, die schönste und ehrvergessenste Frau Venedigs!“

Die junge Ärztin sah betroffen auf das bezaubernd lächelnde Antlitz nieder. „Sie ist es, ohne Zweifel“, murmelte sie halblaut im Selbstgespräch vor sich hin. Der Mann schüttelte verwundert den Kopf. „Ich verstehe nicht, was . . .“

Sie unterbrach ihn hastig: „Sie sollten Ihrer Frau verzeihen“, sagte sie ernst, „denn sie weilt nicht mehr unter den Lebenden.“ Und da er sie fassungslos anstarrte, fuhr sie fort: „Ein seltsamer Zufall fügte es, daß ich

DER MALER

In des Sommers weiten Fluren,
wo ich malend saß,
fandst du meiner Farben Spuren
im geblumten Gras.

Lange standst du mir zur Seite,
lenktest meine Hand,
daß sie nicht ins Unmaß gleite
im verzückten Land.

Und ich malte deine Wangen
in den Wiesenrain:
Jedes Blatt trug das Verlangen,
dir geneigt zu sein.

Und es wurde alles trunken,
was noch scheu sich hielt.
Jubelnd bist du hingesunken
an mein schönstes Bild.

DR. KARL KAINRATH

dieser Frau vor wenigen Monaten auf dem Gut eines Verwandten begegnet bin. Bei einem Spazierritt scheute das Pferd, warf Frau Morini ab, die man dann schwerverletzt nach Hause brachte. Trotz meiner sorglichsten Bemühungen ist sie bald danach verschieden."

Aus seiner Kehle brach ein würgender Laut. „Eigentlich habe ich Isabella nichts zu verzeihen, denn ich wollte noch schlechter handeln, als sie es getan . . . Ich muß Ihnen gestehen, daß ich daran war, ihren Aufenthaltsort auszuforschen, um sie dann niederzuknallen wie einen tollwütigen Hund. Ich unselig Verblendeter glaubte, mir dadurch befreiende Genugtuung schaffen zu können; nun hat mich aber das Schicksal gnädig vor einem noch schwereren Unglück bewahrt."

Sie nickte ihm bewegt zu. „Der große Helfer über den Sternen wird auch Ihre Wunden allmählich heilen." Er blickte sie dankbar an, indes in beider Seelen beglückendes Ahnen aufwuchs, ein Ahnen um Erfüllung einer wundervollen und gesegneten Lebensaufgabe.

LESZEK PROROK

DER WEISSE SPAZIERSTOCK

Endlich ist der Frühling gekommen. Die Angsthasen meinten schon, er würde diesmal überhaupt aus dem Kalender fallen. Denn bei uns, sagt man, gibt's zehn Monate Winter und dann Sommer, ununterbrochen Sommer. Und doch haben wir ihn endlich da. Uff! Die liebe Sonne wärmt so, daß einem der Balkon zu eng scheint. Man möchte den Spazierstock ergreifen und bis zur Müdigkeit vor sich herlaufen.

Den Winter habe ich nicht gern, meine Lieben. Die Luft freilich ist frisch und man hört sogar besser. Wenn aber der Schnee gefallen ist, macht er uns einen Strich durch die Rechnung. Ganz und gar nicht dieselben Straßen, eine ganz andere Stadt. Probiere dann, dir den täglichen Weg zurechtklopfen! Das Stöckchen richtet nichts aus. Alles versinkt in kaltem Flaum oder patscht im Dreck.

Dafür ist jetzt die ganze Welt unser. Hört ihr, wie schön die Goldamsel lockt? Die Finger spielen von selbst auf dem Fensterbrett wie auf einer Klaviatur. Weiß schon, bevor ich mich morgen an das Stimmen heranmache, werde ich auf jedem Klavier nachprüfen, wie der Vierklang der Goldamsel tönt. Prüfe bestimmt nach! Wieder schlägt sie an. Auf der anderen Seite der Straße — Villen in Gärten. Die Vögel können auf den Bäumen nach Belieben tagen. Wir in den offenen Fenstern hören zu wie das Publikum auf der Galerie. Oder vielleicht beliebt's, auf einen kurzen Spaziergang auszugehen? Noch eine Stunde, bis die Meinigen zurückkommen.

Das brave Frauchen! Es sieht immer ungern, wenn ich mich allein zur Stadt auf den Weg mache. Und doch sind es schon so viele, viele Jahre her . . . Lache über die Alte. Sie ist wohl eifersüchtig auf den weißen Spazierstock, den ich spaßeshalber Gretchen getauft. Also vorwärts, Gretchen! Erinnerst dich? Zweimal je zehn Stufen, die hohe Schwelle im Erdgeschoß, und wir sind auf der Straße.

Gehe gern mit Agnes, doch der einsame Spaziergang hat auch seinen Reiz. Wenn die Unterhaltung die Aufmerksamkeit nicht bindet, kann ich an der Stadt mich satthören. Sie entspricht meinem Geschmack. Wir kennen einander wohl schon leidlich. Wißt ihr, Poznan erlernte ich in einer nicht geringen Spanne Zeit. Widerstrebend, da es eine ziemlich schwierige Stadt ist. Es gibt ja leichte und schwierige Städte. Die letzten mit wunderlich verworrenen, zusammengeknäuelten Gassen, daß es einem manchmal angst wird. Überraschen stets mit etwas Unvorhergesehenem. Nicht leicht, eine derartige Stadt auswendig zu lernen.

Meine Stadt

Lernte sie also mühselig und nicht ohne Hindernisse. So oft ich auf der Straße bin, wiederhole ich mir wie ein Schuljunge die eingepaukte Aufgabe. Was ist dies nun wieder? Haben einen Zaun auf der Straße aufgerichtet — oder was? Na, das ist eine Überraschung für mich. Wartet mal, laßt

mich dies mit meinem Wanderstäbchen beklopfen. Ach, es dämmert mir schon. Agnes erwähnte, die Grunwaldstraße sei, wie es gewöhnlich im Frühling der Fall ist, aufgewühlt. Sie graben und graben. In einem Jahr die Wasserleitung, im anderen die Kanalisation, im nächsten etwas ganz Neues. Man legt sich das Bildchen im Kopf zurecht und denkt, es sei für immer. Da kommt aber der Frühling, und schon sollst du es ändern, als ob es auch Kinderbausteine wären. Liebe diese Änderungen nicht. Wußte genau: hier ein Durchgang, dort eine Ecke, soviel anliegende Häuser, zwischen ihnen soviel Lücken mit rauschenden offenen Räumen. Rauschen, ihr Lieben, rauschen! Vielleicht nicht für euch, aber rauschen ganz bestimmt. Jeder Zaun, jeder Pfahl hat seine eigene Sprache, seinen eigenen Widerhall, könnt's mir glauben. Nur der eiserne, das ist ein toller Brummbär. Schweigt unhöflich, verrät sich nicht leicht. Man kann gegen ihn mit der Nase anstoßen. Der hölzerne ist verwandter, wärmer. Klar, ein Pfahl — einst lebte er als Baumstamm — der lebt immer weiter. Mit diesem hat der Mensch mehr gemeinsam. Er strahlt etwas aus, was man immer empfindet. Und was kann dies wohl sein? Soll ich das wissen, meine Goldigen? Weiß nur, bin niemals fehlgegangen. Vor einem Pfahl oder Stamm biege ich stets ab, sogar wenn mich das Laub mit rauschendem Klatsch nicht rechtzeitig warnen sollte.

Der Pflock

Oh, denkt nur nicht, ich hätte vor Pfählen oder Straßenlampen Angst, ich, ein Diplom-Stimmer, der beste Pfahlkenner im ganzen Stadtviertel! Jeden Pflock zähle ich euch hier auf, zeige jeden neuen Flick im Bürgersteig. Erlernte die Stadt wie ein Schuljunge — stückweise, paukte mir ihre Gestalt ein, indem ich Agnes oder meine Führer fortwährend befragte. Fragte nach jedem Haus, nach jeder Nebenstraße, bis diese sich meinem Gedächtnis auf immer einprägten. Unser ist jetzt schon die Stadt nach diesen fünf Jahren. Uns beiden gehört sie gemeinsam.

Und wie schön sie ist . . . Kann's mit voller Überzeugung bekräftigen, obwohl ich sie mit Augen nicht geschaut habe. Schön ist sie, schön, wohlgeordnet und sauber. Die Hauptstraßen gerade — davon träumt jeder von

Auch die Erblindung ist noch kein Grund zur Verzweiflung. Es gibt genug Verrichtungen des täglichen Lebens, die auch von der blinden Hausfrau ausgeführt werden können. Da muß man sich mit der Zeit ein wenig umstellen und die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist den Neuerblindeten gerne bei der Anpassung an die veränderten Lebensverhältnisse behilflich. „Wir lassen uns vom Schicksal nicht unterkriegen und wollen uns trotz Erblindung im Leben behaupten!"

Photo Pressebild-Agentur Cerny

uns —, wohlwollend und aufrichtig, deutlich von Randsteinen umrissen. Verheimlichen nichts. Keine Heuchelei wie an denen anderer Städte, deren Bürgersteige wie verdorbene Zähne sind. Drücke unachtsam auf eine kranke Steinplatte — an hundert Stellen schmerzt sie.

Würde euch unsere Stadt aufzeichnen können. Hat sich wie ein ungeheures, von einer Menge dickerer und dünnerer Äderchen durchschnittenes Blatt auf der Erde ausgebreitet. Habe Gefallen an den Plätzen, welche wie eine große Seemuschel rauschen. Liebe die grünen, lispelnden Rasenspaliere längs den Bürgersteigen. Und wieviel große und schöne Schaufensterauslagen im Stadt-

AUF EINER WANDERUNG

Nun hat man plötzlich alles hinter sich:
die Stadt, das Amt und die Fabrikssirenen.
Und fühlt, wie sich die Muskeln köstlich dehnen.
Und über eine Blume weint man Tränen.
Wie lang empfand man nicht so wonniglich!

Die Welt ist gut. Hier ist sie gut. Wer glaubt
daran, wenn wilde Straßen ihn umtoben
und Autos schrillen? —Aus dem Lärm gehoben,
wirft man hier selig seinen Blick nach oben
und senkt zu Gräsern brüderlich das Haupt.

O Berg, o Tal! Wie wird die Seele rein
und rasch befreit vom Drang nach allem Ruhme.
Die Hände greifen kühl die Ackerkrume
und Finger küssen Ähre, Gras und Blume
als würden sie davon geheiligt sein.

HERBERT STRUTZ

zentrum! Seid neugierig, woher ich das wissen kann? Nun, ich sehe! Gewiß, sehe mit Dutzenden neuer Augen, die über den ganzen Leib verstreut sind. Stecken wie bei einer Schnecke in den Tastern der Hand oder am Metallbeschlag Gretchens oder auch im Schuhabsatz.

Ertastete Umwelt

Spaße nicht! Ehrenwort! Beschlägt man den Absatz mit einem Hufeisen, dann erzählt uns der Schrittwiderhall interessante Dinge, ein Kamerad, dessen Vorhandensein ihr nicht ahnt. Anders spielt er auf, sobald du an großen, spiegelnden Scheiben vorbeigehst, anders bei einer Tornische. Im Sommer überdies erzählt dir vom Tor, kühle Luftwellen auffangend, die Wange. Sollte für euch die Straßenluft ein derart gewöhnlich Ding bedeuten, daß ihr sie erst dann wahrnehmt, wenn sie Staub in die Augen schüttet? Weiß schon: die Durchsichtigkeit täuscht und schläfert eure Aufmerksamkeit ein. Für mich ist das Straßenluftbild sogar in der luftstillen Zeit aus warmen und kalten Wellen gewoben wie ein buntgestreifter Gürtel, den ich vor langen Jahren gesehen habe.

Zenek versetzte mit diesem Wissen alle in Erstaunen. Sobald er mit einem anderen Erblindeten ging, liebte er es, vor einem größeren Schaufenster stehenzubleiben und spaßeshalber laut zu rufen: „Sieh mal, Hüte!“ Und immer zielte er genau in die Schaufenstermitte, der Halunke. Er setzte die Sehenden so in Verwunderung, daß sie ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Sache richteten. Indessen lagen hinter der Scheibe Geflügel oder Seife.

Die Ziegen

Ich will seitwärts abbiegen. Ein stilles, ruhiges Sträßchen führt bis zum Feld beim Stadion. Auf dem Feld ist mehr Luft. Aber ich gebe zu, daß es mich gar nicht dorthin zieht. Und wenn ich Ziegen antreffe? Sie weiden dort oft. Habe schon meinen eigenen Grund, von diesem Viehzeug mich möglichst fernzuhalten, obwohl Agnes mich verspottet und eine Schlafmütze nennt.

Schön zugerichtet haben mich Ziegen vor zwanzig Jahren. Das war bei Sosnowitz, bald nach Verlust des Augenlichts. Ich lernte von neuem wie ein Kind gehen. Der Erblindete lernt immer von neuem das Gehen. Er lernt anders schreiten. Schon war ich so weit sicher, daß ich zur Ortschaft allein hinausging, obwohl man mehrmals in den Graben, in Brennesseln fiel oder auf einen Zaun stieß. Einmal sagte die Schwiegermutter (damals wohnten wir nämlich bei den Schwiegereltern): „Sim, hol die Ziegen von der Wiese! Sie weiden am Eisenbahndamm; das Gras ist dort am üppigsten!“ Ich freute mich sogar. Man brannte doch schon vor Verlangen danach, wieder etwas zu tun.

Die Schwiegereltern hatten vier große Ziegen. Sie weideten an Ketten. Da sie von selbst herbeikamen, sammelte ich sie leicht. Wir gingen den Fußweg, und die Tiere sprangen rings um mich her. Bemerkte gar nicht, wie sie mich mit Ketten umwickelt hatten. Erst als hinter meinem Rücken plötzlich die Lokomotive pfiff, stoben die Ziegen nach allen vier Himmelsrichtungen auseinander, und ich brach ins Gestrüpp. Lag und konnte mich nicht entwirren! Der Zug war vorbeigefahren. Die Leute aus der Ortschaft sahen, daß die Ziegen in den Kartoffeln und ich nicht da war. Böse war ich, aber lachte mit den anderen zusammen — so ein Kerl und läßt sich von dummen Ziegen umwerfen!

Wegzeichen

Und die Menschen, Menschen . . . Wie interessant ist es, in Menschenköpfen zu lesen. So auch jetzt. Dort schilt ein Nervöser, Aufbrausender seine Frau, daß sie sich zu langsam hinschleppe. Und vor mir neckt sich ein verliebtes Paar. Das Mädel schwatzt wie

eine Goldamsel. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite bricht das Kind einer dummen Mutter in Weinen aus.

Habe, müßt ihr wissen, meine Wegzeichen unter den Straßenstimmen. Da z. B. ein Kiosk. Der Verkäufer, ebenfalls ein Invalider, plaudert mit den Kunden, die Bier trinken. Immer um dieselbe Stunde löst ihn die Gattin ab. Morgen stehen längs den Zäunen Markttische mit Gemüse. Die Weiber machen beim Salat und bei Radieschen einen Heidenlärm. Das sind meine Leuchttürme im Dunkeln.

Sehe, daß ich schon bis zur Ecke Matejkostraße gelangt bin. Aber ja, sicher! Ein mächtiger, eiserner Zaun auf einer Untermauerung. Die Kreuzung ist hier sehr gefährlich. Das Auto droht aus vier Richtungen. Werde eine Weile lauschen, wie die Lage sich darstellt. Gerade geht niemand. Muß mich selbst zurechtfinden. Hm, was ist das? Ach so: pick, pick, pick — auf dem Asphalt. Kann ruhig gehen. Sobald die Spatzen auf dem Fahrdamm sich gesetzt haben und ruhig zwitschern, sobald sie irgendwelche Körner fressen und den Pferdedung herumwerfen, droht dem Erblindeten nichts. Bevor sie vor etwas mit Geräusch auf einen Baum auffliegen, werde ich schon auf der anderen Seite sein. Ihr aber habt wohl eure Aufmerksamkeit nicht auf den kleinen kecken Haufen gerichtet.

Wieder eine Gasse. Und da — nach Apotheke riecht das Gebäude des Krankenhauses. Ein wenig nur, doch ich rieche es. Sie müssen viele Fenster geöffnet haben. Der Bürgersteig ist hier breit wie auf den Plätzen. Mit Vergnügen geht man, obwohl ich aus diesem Winkel eine unangenehme Erinnerung habe. Oder vielmehr verschiedene Erinnerungen; es sind unfreundliche, es sind auch lichtere. Eine ganze Reihe von Erinnerungen. Ich habe Agnes noch nichts davon erzählt. Sicher würde sie es sich zu Herzen nehmen. Vielleicht würde sie nach ihrer Art schelten: „Mit dir ist es immer so! Weshalb kriechst du auch dort herum.“ Ich denke mir aber, warum sich ärgern, da alles ein gutes Ende genommen hat! Und übrigens sind das schon veraltete Geschichten.

Ein Zwischenfall

Aber damals auf der Sniadeckistraße war ich selbst schuld. Bin ein Draufgänger, obwohl mir die Sechzig schon im Nacken sitzt. Der Schlepper fuhr vorbei, hinter ihm dröhnten die leeren Anhänger. Sicher, daß nichts von der Flanke heranfahren würde — der lärmende Lastzug nämlich verdeckte den Auslauf der Nebenstraße. Drückte Gretchen in meiner Faust fester und betrat den Fahrdamm. Halbwegs hörte ich, daß etwas in meiner Richtung heransauste. Aber zu spät war es, seitwärts zu springen. Stieß auf ein mit Schwung kommendes Fahrrad. Ein Knäuel, und ich lag auf dem Straßendamm. Gretchen entsprang irgendwohin. Nur zu Häupten hörte ich die zornige Stimme eines halbwüchsigen Burschen: „Was, sind Sie blind, daß Sie unters Fahrrad kriechen?“ Eben, eben, dachte ich mir. Nur der dort erkannte nichts an den Augen, obwohl mir die dunkle Brille herabgefallen war, wollte den Lümmel schon ausschelten. Es war nämlich noch einer. Der kam eine Weile danach angefahren. Dachte, sie würden mir aufstehen helfen, um Verzeihung bitten und das Gretchen reichen. Auf einmal rief dieser Raufbold: „Wir verduften! Pauker!“ Sie sprangen auf die Fahrräder, und wiederum zischte der Asphalt. Der Traktor aber rumorte von fern immer leiser.

Was sollte ich tun? Stand auf, entstäubte mich ein wenig. Fand die Brille zum Glück ganz. Eine Not war es mit Gretchen. Der glatte Spazierstock war auf dem Asphalt irgendwohin entglitten. Suche nun den Wind im Felde! Schritt behutsam einige Schritte hierhin, einige Schritte dorthin, streckte den

---

STREU LIEBE AUS!

Ob du geliebt wirst, ob geschmäht,
was immer dir dein Dasein bringt,
wenn es dir noch so übel geht
und gar kein guter Wurf gelingt:
Streu Liebe aus!

Wenn bitter arm dein Herze ist
und niemand, niemand nach dir frägt,
dann merke, daß du ganz vergißt,
wie schwer gleich dir manch anderer trägt:
Streu Liebe aus!

Wie sich vertausendfacht die Saat,
die keimend aus dem Boden steigt,
so wirst du groß und reich an Gnad',
weil sich dein Himmel zu dir neigt:
Streu Liebe aus!

MARIA ROSCHER

Einen hölzernen Spielzeugschuh einfädeln ist ein schweres Stück Arbeit für einen blinden Jungen, der alles ertasten muß. Aber auf diese Weise lernt John die Form des Gegenstandes gut kennen. Alle Erziehung blinder und tauber Kinder beginnt mit solchen Übungen.

Fuß vor, tastete — vergebens. Irgend jemand, vielleicht einer von den Paukern, ging vorbei und brachte ihn mir endlich. Der Stock war nämlich hinter der Ecke gelandet.

Agnes sagte ich nichts, erzählte aber im Blinden-Verband alles genau. Schon oft gab es Klagen über die Gleichgültigkeit der Jugend gegenüber uns Blinden. Wir schrieben einen eindringlichen Brief an die Jungen, an alle Schulen und Jugendverbände: „Denkt daran, daß auch wir auf der Straße gehen!"

Ja, damit war es gleichsam beendet, aber noch lange nagte die ganze Sache an mir. Nur zu denken, daß Kazek, mein Enkel, oder seine Kameraden in einigen Jahren so sein sollten — brrr, ein Schauer des Ekels schüttelt unsereinen.

Träume

Ach! Die Wehmut hat mich auf einmal ergriffen. In meinen Träumen gibt es immer eine Grenze, die zu überschreiten ich niemals imstande sein werde. Zu mir kehren Bilder nur aus den früheren Jahren zurück, als ich sie noch sah. Und doch besuchen mich im Traum ebenfalls neue, unlängst gewonnene Bekannte und Freunde, etwa aus der Musiker- und Pädagogenarbeitsgemeinschaft, wo ich am meisten stimme. Warum aber betritt keiner von ihnen die Bühne; weshalb macht er sich mit mir nicht auf zur Wanderung zwischen Feldern oder zu kühlen Wäldern? Wie oft plaudern sie mit mir im Dunkeln hinter dem Bühnenvorhang, vor den sie nicht treten wollen. Zornig gehe ich ihnen entgegen, sicher, endlich ein Antlitz zu erblicken, das mir bis dahin lediglich die Stimme zeichnete, und . . . wache auf oder stoße im Traum gegen eine Wand, die man nicht durchschreiten kann.

Übrigens sind es nicht nur Menschen. Manchmal kommt es wunderlich. Vorige Nacht kehrte ich ins Haus von Agnes' Eltern zurück. Wohlbekannte niedrige Stuben im Häuschen an der Eisenbahnstrecke. Im Speisezimmer lag auf dem Tisch ein Bilderalbum. Zum Zeitvertreib ließ die Schwägerin Adela es mir zurück. Wir kommen gut miteinander aus. Nichts altert in meinen Träumen. Als sie hinausgegangen war, nahm ich, ungeheuer neugierig auf die Bilder, das Album. Schon öffnete ich den Einbanddeckel, schon wollte ich den Titel lesen, als auf einmal alles wie ausgelöscht verschwand.

Oh, ich tratsche wie ein Alter. Aber glaubt mir: diese Träume machen mir Spaß. Sie sind im achtunddreißigsten Lebensjahr stehengeblieben. Ich bin froh, daß ich nach dem Unfall weiterlebe und sie nicht mehr ändern kann.

Auf der Straßenbahn

Ein Jahr wohl ist es her, als ich frühzeitig zur Arbeit fortging. So viel Flügel und Pianino hatten sich zum Stimmen gehäuft, daß der Tag mir zu kurz war. Ich fuhr mit der Straßenbahn im Morgengedränge. Ist nicht leicht, dann auf die vordere Plattform zu kommen. Plätze, heißt es, sind für uns reserviert, aber wer gibt morgens darauf acht? Hatte sogar die Armbinde über den Ärmel gezogen, um mich zu kennzeichnen. Half nicht viel. Ach was, abgefunden!

Manchmal stieg eine andere Sorge in mir auf. Nicht immer kommt man rechtzeitig dazu, sich zum Ausgang durchzudrängen: sehr kurze Haltezeiten. Wurde immer nervöser. Sie hatten dermaßen den Ausgang verrammelt, daß ich nicht auszusteigen ver-

mochte. Gretchen blieb unter den Leuten stecken. Da drängten sich die Fahrgäste schon über die vordere Plattform. Wollte Protest erheben. Hatte kaum die Stufe betreten, als ein Rowdy, ohne abzuwarten, bis ich auf dem Erdboden war, mich nach vorn riß, so daß ich das Gleichgewicht verlor. Rutschte von der Stufe und stolperte auf das Pflaster. Gretchen aber war spurlos verschwunden.

Wäre bestimmt gefallen, wenn mich nicht irgend jemand mit beiden Händen kräftig untergefaßt hätte. Die Frauen nahmen meine Partei und wuschen dem Lümmel, der vor allen einsteigen wollte, tüchtig den Kopf. An mein Ohr drang eine junge, kräftige Stimme: „Gleich werde ich Ihnen den Spazierstock geben, sobald wir den Bürgersteig erreicht haben."

Kannte doch diese Stimme! Wo hatte ich sie nur gehört? Zerbrach mir den Kopf, am Rande des Bürgersteiges stehend, als er wegen des Spazierstocks zurückging. Das ist ebenso wie bei euch, wenn in der Menschenmenge ein Gesicht auftaucht, das ihr irgendwo gesehen habt. Ihr erinnert euch, aber nicht wo. Wühlte im Gedächtnis herum wie in einem Koffer mit altem Gerümpel. „Haben Sie sich nichts getan?" fragte er fürsorglich, indem er das ungezogene Gretchen mir in die Hand gab. Aber ja: das war ja die Stimme des bösen Buben, die Stimme, welche ich wie der Jäger das Wild suchte. Ja, von ihm und seiner scharfen, rauhen Stimme träumte ich in den Nächten. Irrte mich ganz bestimmt nicht.

Dankte dem Jungen, drückte ihm herzlich die Hand. Aber er ging nicht. Wollte mich begleiten und bat inständig, beschämt. O ja, er war beschämt, ich fühlte es. Sicher dachten wir an das gleiche: an den Augenblick damals. Mußte mich doch erkannt haben. Er wiederholte öfter: „Begleite Sie, habe noch etwas Zeit, die Universität ist nahe, komme zur Vorlesung noch zurecht."

Werde stets nervös, wenn irgend jemand mich in die Stadt führen will, die ich noch schlechter kenne als er. Dieser junge Mensch rührte mich tief. Ging darauf ein, um ihm nicht wehzutun. Wir machten uns rasch auf zur Musiker- und Pädagogenarbeitsgemeinschaft, einige Schritte nur. Er sprach nicht viel. Ich lauschte nicht den Worten, sondern der Stimme, der Stimme des bösen Buben. Und so endete die Geschichte.

* * *

So, wir sind am Ziel. Gebe zu, daß ich den ersten Frühlingsspaziergang ein wenig in den Beinen spüre. Aber das ist gesund. Habe die Augen, die Ohren voll genommen, von der Welt geschluckt, soviel hineinging. Habe meine Genugtuung. Früher einmal, im Zug bei einer Plauderei, konnte sich ein Mädel nicht genug in Mitleid ergehen: „Wie arm Sie sind, daß Sie die Welt nicht sehen!" Machen mich nervös, solche Leute.

Und hab' ich erblindeter Klavierstimmer euch von der Welt heute nicht etwas Neues erzählt, das ihr bisher nicht wahrgenommen habt?

Da — die eigene Tür. Gleich, Gretchen, kommst du an den Haken. Hast dich hundertfach abgemüht. Ich aber schalte mir das Radio ein, noch eine große unermeßliche, in einem glatten Kästchen eingeschlossene Welt. Unten knarrt die Treppe. Ich glaube, Agnes kehrt heim.

WORTE

Worte sind nicht leere Hüllen,
Worte sind's, die mich entfacht,
Sie nur können Sehnsucht stillen,
Worte, ach, sind Geistesmacht!

Sie skandieren sich gleich Perlen;
Eine löst der and'ren Sinn,
Diese Frucht entspricht den Erlen —
Wurden mir zum Traumgewinn!

Märchenhaft der Worte Reigen;
Märchen tausend einer Nacht,
Wenn sie sich durchdringend neigen,
Formet sich die Liebe sacht!

Silben sich zu Worten bilden;
Tropfen sind's im Weltenraum,
Jedes Wort in den Gefilden
Stehet stumm, man merkt es kaum!

Silben perlen umso höher,
In der Ewigkeiten Meer —
Wachsen jenem Kreise näher,
Wo nicht Leid ist noch Beschwer!

CARL HERRMANN

DELLA ZAMPACH

DER ANDERE

Schon seit langem liebte Frank die rote Grete. Sie trafen sich jeden Abend in der „Blauen Laterne" am Hafen, und Karl und der kleine Hans waren immer bei ihnen. Sie arbeiteten alle im gleichen „Gewerbe". Frank war der geschickteste von allen. Wenn es galt, schwere Arbeit zu verrichten, mußte er herhalten. Er war gelernter Schlosser, und er lachte oft. Das Schloß war noch nicht erfunden, das er nicht aufmachen konnte. Er war groß und breit, und dabei hatte er Hände wie ein tüchtiger Zahnarzt. Und wenn er bei einem Einbruch dabei war, ging immer alles gut aus. Er hatte eben Glück.

Aber seit er die rote Grete kennen und lieben gelernt hatte, war das anders. Er hatte die hübsche Grete seinem Freund Rolf weggenommen, und das soll man nicht tun, so was rächt sich. Aber die war spröd und tanzte nur mit ihm. Oft schien es ihm, als ob sie ihn gar nicht liebte. Aber umsomehr liebte er sie. Sie tanzte mit ihm jeden Abend in der Kaschemme, aber das war auch alles. Kaum, daß er einen Kuß von ihr bekam.

Grete arbeitete als Girl in einem Kabarett. Wenn's dort aus war, kam sie in die Kaschemme; oh nein, die blieb nicht bei den Kavalieren, wenn das Programm aus war. Frank dachte angestrengt nach, wie er ihre Liebe erwerben könnte. Ausgerechnet er, dem alle Mädel nachliefen! Und als sie heute abends kam und er sie fragte, was sie denn gern haben wolle, da sagte sie: „Ich möchte auch so schönen Schmuck haben wie die Damen im Trocadero, und wenn du mir einen schönen Schmuck schenkst, kannst du nachher mit mir kommen."

So etwas läßt sich Frank nicht zweimal sagen.

Er setzte sich also zu Hans und Karl und fragte, ob sie nicht etwas wüßten, woran man „gut verdienen" kann. Gerade hatte Karl eine pickfeine Sache ausgekundschaftet, und dazu wollte er Frank gern haben. Karl ging also gleich drauf ein und erzählte Frank, daß sie eine Villa ausgekundschaftet hatten, die seit einigen Tagen leer stünde, denn die Besitzer seien verreist. Der Gärtner, die alte Köchin und die Zofe seien die einzigen, die in der Villa wohnten, und man könnte da leicht was drehn. Der Karl hatte auch schon alles eingeleitet. Er hatte die Zofe kennengelernt. Sie nahm ihn bald in die Villa mit zu Besuch. Wenn also die Köchin schlief und der Gärtner nicht zu Hause war . . . Er wußte genau Bescheid, wo sich der Tresor befand. Er hatte den Plan der ganzen Villa aufgezeichnet, und es fehlte zu allem nur die Zustimmung von Frank.

Die rote Grete setzte sich zu ihm und fragte, wie es denn mit dem Schmuck wäre, denn sie war schon mit den beiden im Bandl. Frank war auch sofort bereit dazu, umsomehr, als die beiden meinten, man müsse sich beeilen, denn wer weiß, wie bald die Herrschaft zurückkommen würde. Sie hatten den Wagen und den Chauffeur mitgenommen und konnten daher bald wiederkommen.

Alles war gut gegangen. Grete wartete auf die Burschen in der „Blauen Laterne" am Hafen. Zwar hinderte es sie nicht, daß sie mit den andern tanzte, so verging die Zeit schneller, und Grete sah sich schon mit einem vornehmen Schmuckstück, das ihr Frank bringen würde. Der Stammtisch war leer und der Wirt

VON DER GÜTE

Franz Schubert wußte schon als Kind,
Wie über alles hocherhaben
Und göttergleich die edlen Gaben
Des edlen Menschenherzens sind.

Und Goethes Altersweisheit sagt:
„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!"
Der Sängerknabe Schubert klagt,
Wie bitter weh der Hunger tut.

Er schrieb dem Bruder Ferdinand:
„Wenn Du mal einen Apfel hast,
Bring ihn doch her! Ist's net a Schand!
I bin doch unseres Kaiser Gast,
Doch frisches Obst ist net zu kriegen,
I muß Dir in den Ohren liegen!"

Die Güte ist ein selten Kraut,
Die zarte Wurzel keimt im Herzen.
Und der hat doch auf Sand gebaut,
Der sich vergräbt in eigne Schmerzen.

L. AUGUST FRANKL

wußte schon, daß die Kunden auf Arbeit waren. Grete war beliebt und jeder wollte sie gern als Freundin besitzen. Sie war auch wirklich schön. Wie sie tanzte, wie sie ging, das war schon der Mühe wert, etwas für sie zu riskieren, und der lange Pepi schaute sie bewundernd an. Aber all dies freute sie nicht. Sie liebte auch den Frank nicht — aber Schmuck, das war etwas. Wenn er ihr etwas Kostbares brachte, dann sollte er sie haben, das hatte sie versprochen.

Frank hatte seine Tasche mit den Werkzeugen fest unter den linken Arm geklemmt und schritt schnell neben Karl und Hans dahin. Es war eine bitterkalte Winternacht, und im Gehen beredeten sie nochmals alles.

Die dicke Köchin hatte ein Schlafpulver von der Zofe bekommen, und der Gärtner war heute bei seinem Sparverein. Das dauerte immer bis früh, denn das meiste von den Spargeldern wurde vertrunken. Und die Herrschaft war ja verreist. Die Villa war unbewacht, und die Hunde hatte die Zofe eingesperrt, denn sie erwartete Karl, ihren Liebsten.

Karl trennte sich also zuerst von ihnen und und ging zur Zofe, bei der er zunächst ein gutes Abendbrot bekam. Dann gab er ihr mehr Wein zu trinken als sie vertragen konnte, und bald schlief sie in seinen Armen ein. Als sie fest eingeschlafen war, erhob er sich, um Frank das Zeichen zu geben, daß er kommen könne. Hans stand Schmiere an der Ecke, zu dem sich dann Karl gesellte. Jeder ging nun auf und ab, während Frank arbeitete. Frank schlich sich wie eine Katze heran. Er konnte ruhig durchs Tor gehen, denn es störte ihn niemand. Die Gnädige hatte ihren Schmuck nicht mitgenommen, das hatte sie der Zofe gesagt. Sie möge nur gut auf ihr Schlafzimmer aufpassen, dort war der Safe in die Wand eingemauert, also ganz sicher — wenn man den Schlüssel nicht hatte und den Mechanismus der Scheibe nicht kannte. Aber was interessierte das unseren Frank. Bald war er im Damenzimmer und fand den Tresor hinter dem Bild über dem Bett der Dame. Er arbeitete schnell und geräuschlos, und niemand konnte das so gut wie er. Da war der Tresor auch schon offen. Geldscheine und Papiere ließ er liegen, denn es waren Valuten, also zu gefährlich. Die Nummern konnten aufgeschrieben sein. Aber da lag der Schmuck. Im Schein der kleinen Taschenlampe raffte er alles zu-

Knapp an der Zubringerstraße der Autobahn befindet sich der „Robert-Vogel-Weg". — Holländische Gäste hatten schon in ihrer Heimat von diesem Weg, der die blinden und sehenden Fußgänger sicher unter der Zubringerstraße durch auf die andere Straßenseite führt, gehört und möchten sich nun an Ort und Stelle von dieser in Europa einmaligen Anlage überzeugen.
Dieser Weg, der auf Initiative des Vorsitzenden der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Dir. Robert Vogel, errichtet wurde, erhielt auf einstimmigen Beschluß des Gemeinderates von Tausendblum den Namen des Initiators.

Pressebild-Agentur Cerny

sammen und schob es in seine Aktentasche. Das wenige Bargeld, das er fand, knöpfte er unter seine Jacke und das Werkzeug schob er ebenfalls in die Aktentasche.

Er atmete auf. Heute ging ihm irgend etwas gegen den Strich. Eine schwarze Katze war ihm über den Weg gelaufen, das bedeutete Unglück. Ja, wäre es eine gestreifte gewesen, das wäre gut, aber die schwarze soll der Teufel holen. Nun war er fertig und wollte gehn, die beiden Freunde froren ja an draußen. Er war in Schweiß gebadet. Merkwürdig, es war ja alles glatt gegangen. Nun wird sich Grete freuen und er durfte mit zu ihr nach Hause gehen. Das gab ihm wieder Mut. Er schob die

BLÜHENDE KASTANIENALLEE

Duftdurchhaucht bist du, Allee,
weiß durchwirkt mit Blütenschnee,
fließend hin als schmuckes Band
durch das sonnenweite Land.

Hallenbau aus alten Bäumen,
deren Pracht in Würde steht,
bronzefarben in den Räumen,
durch die Schattenkühle weht.

Riesen tragen stolz die Krone,
Leuchtern gleich und Kerzen strahlen,
die im Purpurlicht der Sonne,
alles Grün mit Weiß bemalen.

Laubgeschmückte Festeshalle,
die ein Märchentraum durchwebt,
wenn im frohen Vogelschalle,
Maienandacht aufwärts schwebt,

wenn der Frühling dich durchschreitet,
und der Liebe trunken Blick,
seelenweit Altäre breitet,
Wege öffnend in das Glück!

HERRMANN ERNST

Tür des Tresors zu, es war nicht nötig, ihn wieder zuzusperren, denn die Dame würde ja Augen machen, wenn sie zurückkam. Nun noch das Bild an seinen Platz gehängt — und nun wollte er gehen. Plötzlich stockte sein Fuß. Er hatte ganz deutlich Tritte gehört. War es sein Herz, das so laut pochte? Er blieb stehen und lauschte. Nein, es waren ganz deutlich Tritte, die die Treppe herauf zu kommen schienen.

Hans und Karl gingen immerzu auf und ab. Von der Villa bis an das Straßenende und von der Ecke bis an die Villa, jeder in entgegengesetzter Richtung. Die Nacht war bissig kalt und kein Mensch zeigte sich. Nicht einmal ein Hund war auf der Straße. —

Frank stand still und drückte die Aktentasche mit dem Schmuck fest unter den Arm. Mit schnellem Griff zog er einen dreikantigen Dolch hervor und nahm ihn in die rechte Hand, in der linken hielt er die Laterne. Er war bereit zuzustoßen, wenn ihm jemand in die Quere käme, da war er ganz kaltblütig. Den Schmuck würde er um keinen Preis hergeben. Der gehörte Grete, und lieber würde er einen Mord auf sein Gewissen laden. So stand er und lauschte. Nun waren die Tritte verstummt. Es galt nun, zu dem Fenster zu gelangen, aber das Fenster lag dem Korridor zu nahe. Dort gegenüber gab es noch eine Türe. Es war die Tür zum Badezimmer der Dame, das wußte er, und das Fenster führte nach der hinteren Front der Villa — also dort hinaus! Schnell glitt ein Lichtstrahl durchs Zimmer und erlosch. Er wußte Bescheid. Wieder lauschte er und nun hörte er ganz deutlich wieder die Schritte. Sie schienen sich dem Zimmer zu nähern; oder kamen sie aus dem Badezimmer? Er zog schnell entschlossen den schweren japanischen Vorhang, der die Türe zum Badezimmer verdeckte, mit einem Ruck fort und wollte öffnen. Aber in demselben Augenblick sah er, wie sich der Drücker der Türe senkte und erkannte im Licht seiner eigenen Blendlaterne sich gegenüber einen großen, starken Mann, der ihn starr mit einem ganz entschlossenen Gesicht betrachtete und ihm einen spitzen Dolch entgegenhielt.

Karl und Hans gingen ganz erfroren immer wieder die Straße hinauf und hinab. Als aber Frank nicht kam und sich nichts sehen ließ, gingen sie zusammen nach der „Blauen Laterne". Dort war niemand mehr. Nur Grete lag auf dem Tisch, den Kopf auf den Armen; sie war eingeschlafen. Als die beiden eintraten, fuhr sie empor. Dann saßen sie alle drei und sagten kein Wort, bis es Tag wurde.

Als die kleine Zofe erwachte, wunderte sie sich zunächst, daß sie allein war. Dann stand sie auf, der Kopf brummte ihr. Sie ging hinauf, um das Damenzimmer aufzuräumen. Ganz entsetzt blieb sie stehen und schrie auf, als sie dort einen ihr ganz fremden Burschen am Boden liegen sah. Er schien tot zu sein. Sie holte sofort mit dem Gärtner die Polizei und die stellte fest, daß er an Herzschlag gestorben sei. Um ihn herum verstreut lagen Einbrecherwerkzeuge, eine Ledermappe und der ganze Schmuck der Dame. Aus dem Jackett quollen einige Banknoten hervor. In der Ecke lag eine Blendlaterne und ein Dolch, der ihm entglitten war. Die eine Hand hatte er noch in den schweren seidenen Vorhang verkrallt, der die Türe zum Badezimmer verdeckte. Diese Türe bestand aus einem großen Ankleidespiegel, der bis zum Boden reichte und den der japanische Vorhang verdeckte. Jetzt grinste die Gottheit auf den Toten nieder, die das Zimmer beschützt hatte.

Rehabilitation Blinder in Nigeria

Seit einigen Jahren ist Nigeria, in dessen drei Landesteilen sich etwa 32.000 blinde Personen befinden, darangegangen, Verbindung mit verschiedenen Blindenhilfsorganisationen aufzunehmen, um die bestmögliche Lösung für die Errichtung einer landeseigenen Blindenselbsthilfe zu finden. Es wurden einige Gesellschaften gegründet, welche, unter dem Patronat der Royal Commonwealth Society for the Blind stehend, eine Anzahl von Rehabilitationszentren für erwachsene Blinde ins Leben gerufen haben. Das bedeutendste dieser Rehabilitationszentren ist jenes für Landwirtschaft in Ikeja, wo erblindete Farmer in geeigneter Weise für die Weiterführung ihres Berufes eingeschult werden. Dieses Rehabilitationszentrum ist einem Amt der Regierung von Nigeria nachgeordnet.

Geschlossene Blindenwohlfahrt

Die neuen Organisationen, so tüchtig und energisch ihre Mitarbeiter auch sein mögen, können jedoch vorläufig nur als Hoffnungsfunke im Leben einer so großen Zahl betroffener Personen betrachtet werden, wenn man bedenkt, daß jeder hundertste Einwohner der Republik blind ist.

Vor zwei Jahren fand eine Konferenz der mit Blindenwohlfahrt befaßten Stellen statt, in deren Verlauf die Gründung eines nationalen Rates für die Rehabilitation und Wohlfahrt Blinder beschlossen wurde. Die Konferenz stellte fest, daß sich die Gründung einer geschlossenen Körperschaft als notwendig erweise, da die Anstrengungen einiger kleinerer Organisationen, deren Tätigkeit auf freiwilliger Basis beruht, beim besten Willen nicht ausreichen können, die Probleme, vor welche die nigerianische Blindenselbsthilfe gestellt ist, in ihrer Gesamtheit befriedigend zu lösen. Der Nationale Rat für die Blindenwohlfahrt wurde ins Leben gerufen, um, wie es in der Grundsatzerklärung heißt, „die nigerianische Staatsregierung und die Regionalregierungen sowie sämtliche mit der Fürsorge für Blinde befaßten öffentlichen und privaten Stellen und Organisationen in den einschlägigen Belangen zu beraten bzw. zu unterweisen".

Die Organisation wurde von der Zentralregierung sowie von den Regionalregierungen in großzügiger Weise unterstützt und erhielt ein repräsentatives Gebäude im Zentrum von Lagos als Amtssitz zugewiesen. Ihre Tätigkeit begann am 1. Januar 1961, als der Erste geschäftsführende Sekretär, welchen die Royal Commonwealth Society for the Blind stellte, in Lagos eintraf. Dieser Sekretär wird so lange im Amt bleiben, bis ein in England ausgebildeter blinder nigerianischer Staatsbürger seine Nachfolge antreten kann.

Überwindung von Vorurteilen

Die Entwicklung der Tätigkeit dieser neugegründeten Organisation in den ersten Monaten ihres Bestandes zu beobachten, war äußerst aufschlußreich. Es galt zunächst, Vorurteile, ja sogar Verdächtigungen, welche bei Neugründungen meist aufscheinen, dadurch zu überwinden, daß den zuständigen Stellen die Arbeitsfähigkeit des Nationalen Rates für die Rehabilitation und Wohlfahrt Blinder bewiesen wurde. Zunächst erhielt sie von der Zentralregierung und den regionalen Regierungen den Auftrag, die Bedingungen zu prüfen, unter denen Blindenfürsorger und -lehrer im Lande tätig sind bzw. tätig sein könnten.

Die auf Grund dieses Auftrages von der Organisation ausgearbeiteten Empfehlungen wurden von drei Regionalregierungen in ihrer Gesamtheit gutgeheißen. Auf Grund eines neuerlichen Regierungsauftrages arbeitete der Rat Empfehlungen zur Reorganisation der

---

GOTTES HERRLICHKEIT AUF ERDEN

Sieh, es ist nur ein kleiner, blauer Falter,
der um die kaum erschloss'ne Blüte flattert,
Sieh, es ist ein rot-schwarzgepunk'ter Käfer,
der über frische, aufgeworf'ne Scholle kriecht —
nichts ist es von der groß erträumten Herrlichkeit,
die eines Menschen Sinn auf Erden eifrig sucht,
und doch ist's einzig und allein die Gotteshand,
die, aller großen Herrlichkeit voraus, voran,
solch kleine Köstlichkeit erschuf, zulieb getan!

HERTHA JAHN — AHORNER

nachgehenden Fürsorge sowie zur Vereinheitlichung der bisher vorhandenen und neu zu schaffenden Gesetze, betreffend die Rehabilitation Blinder in ganz Nigeria, aus.

Allein die Durchführung der beiden erwähnten Aufgaben in so relativ kurzer Zeit beweist, wie notwendig es war, eine funktionsfähige Körperschaft zur Lösung der Probleme der Rehabilitation Blinder in einem so weitläufigen föderativen Staat, wie ihn Nigeria darstellt, ins Leben zu rufen. Es ist zweifelhaft, ob sich die lokalen Stellen ohne die Mithilfe des Nationalen Rates für die Blindenwohlfahrt bereit gefunden hätten, irgendwelche integrierende Aktionen auf dem Gebiete der Rehabilitation Blinder zu starten.

Eine Blinden-Bibliothek

Es gibt natürlich noch viele Dinge, welche einer Regelung bedürfen. Eine Punktschriftbücherei in jeder Region etwa wäre im Augenblick nicht nur zu kostspielig, sondern auch unnötig, denn es gibt in Nigeria noch nicht allzu viele Blinde, welche Punktschrift lesen können. Daher hat der Nationale Rat für die nächste Zeit die Gründung einer Zentralbibliothek für Blinde vorgesehen. Dagegen ist die Befreiung von Hilfsmitteln für Blinde vom Zoll, um welche bisher in jedem Einzelfall angesucht werden mußte, nunmehr generell geregelt.

Der Rat kam ferner zur Auffassung, daß in einem Lande mit so erschreckend hohem Bevölkerungsanteil von Blinden zunächst die Ursachen zu untersuchen wären, welche am häufigsten zur Erblindung führen und nach deren Auffindung ein Plan zu ihrer Verhütung ausgearbeitet werden müsse. Blinde Kinder in schulpflichtigem Alter sind umgehend einer Umschulung zuzuführen.

Blindenselbsthilfe

Eine Aussprache des geschäftsführenden Sekretärs der Organisation mit den Regionalregierungen ergab die Notwendigkeit der Bildung von gemischten Ausschüssen in jeder Region, welche Vorschläge zur Realisierung der beiden zuletzt erwähnten Anregungen ausarbeiten sollen. Auf diese Weise dürfte es möglich sein, die Bestrebungen der einzelnen Regionalregierungen in bezug auf die Rehabilitation Blinder am leichtesten zu koordinieren. Bezüglich der Heranbildung Jugend- und Spätererblindeter zu wertvollen Gliedern der Gesellschaft ist noch viel Arbeit erforderlich, denn es müssen Schulen errichtet und Schulbehelfe beschafft werden. In diesem Zusammenhang erweist es sich als notwendig, eine Anzahl einschlägiger Werke aus dem Englischen in die Landessprache zu übersetzen bzw. in Punktschrift zu übertragen. Gleichzeitig taucht die Frage der Schaffung einer zentralen Blindendruckerei auf.

Die Autorität, mit welcher eine Körperschaft wie der Nationale Rat für die Blindenwohlfahrt imstande ist, ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, hängt naturgemäß in hohem Maße von den Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ab, welche dieser Körperschaft ihre ideelle Unterstützung und Förderung angedeihen lassen. Im Nationalen Rat für die Blindenwohlfahrt von Nigeria bekleiden einige maßgebende Regierungsfunktionäre der Regionalregierungen und der Zentralregierung ehrenamtliche Funktionen, die ihnen die Möglichkeit geben, die Anliegen dieser Körperschaft wirksam zu fördern. Es steht dem Arbeitsausschuß der Zentralregierung frei, Beobachter aus Kreisen der Hoheitsverwaltung der Regionen und der Zentralregierung sowie der Gewerkschaften und der Unternehmerorganisation seinen Tagungen mit beratender Stimme beizuziehen.

Wie man ersehen kann, stellt der Nationale Rat für die Blindenwohlfahrt in Nigeria eine Körperschaft dar, die sich gedeihlich entwickelt und in nicht allzu ferner Zeit imstande sein wird, Vertreter zu den weltweiten Tagungen über Blindenwohlfahrt zu entsenden. Er muß aber auch auf der Hut sein gegen eine etwa auftretende Selbstgefälligkeit sowohl in seinen eigenen Reihen als auch in

---

HUMOR ALS MEDIZIN

Es gibt Momente im Leben, in denen man sich selbst beweisen soll, daß man Humor besitzt.

Wenn einer Sorgen hat, glaubt er, ohne Likör nicht auskommen zu können — warum aber versucht er nicht mit Humor seine Mißstimmung zu überbrücken?

Guckt ein humorvolles Wort durch das Fenster, entflieht bald der Streit durch die Tür.

ETTA HIRSCH

der Politik der Regionalregierungen und der Zentralregierung. Eine solche Selbstgefälligkeit, welche stets nur auf die errungenen Erfolge hinweist, könnte leicht die Gefahr des Versandens der so impulsiv begonnenen Tätigkeit des Nationalen Rates mit sich bringen.

Die Nigeria erst vor kurzem gewährte Unabhängigkeit erlegt dem Lande unendlich viele Probleme und Verpflichtungen auf, von denen wohl eines der schwierigsten die Rehabilitation seiner blinden Bürger darstellt. Bei der Durchführung der hierzu erforderlichen Maßnahmen kann der Nationale Rat für die Blindenwohlfahrt viel Gedeihliches leisten, wenn sich seine Mitarbeiter in ihrer Handlungsweise stets der Tragweite der ihnen gestellten Aufgaben bewußt bleiben.

Der Rat muß sich in zäher Kleinarbeit zum Sprachrohr der nigerianischen Blinden ihrer Regierung gegenüber entwickeln. Es wird ferner Aufgabe des Rates sein, mit den in Nigeria bestehenden privaten Blindenhilfsorganisationen zusammenzuarbeiten. Der Nationale Rat für die Blindenwohlfahrt Nigerias ist eine junge Organisation, doch geht er mit dem nötigen Ehrgeiz an die Arbeit und ist bestrebt, Vorbild zu sein für ähnliche Organisationen in Staaten, welche jüngst ihre Unabhängigkeit erlangt haben.

Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von
ERNST KOTOVSKY

GRETE SCHOEPPL

Historische Würste

Eine der ältesten Erfindungen in der Verfeinerung der Kochkunst ist die Wurst, dieses in tierische Därme eingehüllte Hackfleisch. Wird sie auch eigentümlicherweise nicht in der Bibel erwähnt, so kommt sie aber in den Werken Homers zu Würden.

Die erste zuverlässige Kunde von der Wurst erhalten wir aus der „Odyssee". In der Stelle, da der verkannte Laertes an der Schwelle seines Hauses von dem berüchtigten Vielfraß und Bettler Iros zum Faustkampf gereizt wird, verheißen die übermütigen Freier den Siegespreis: „Hier sind Geißmagen gelegt auf glühende Kohlen, welche, mit Fett und Blut gefüllt, wir braten zur Nachtzeit!"

Nach dem Streite legt Antonoos dem Odysseus „den gewaltigen Magen mit Fett und Blut gefüllet" vor. Hier haben wir also fraglos die Urwurst.

Daß die alten Griechen bei ihren Gastmählern kleinere Würste sowie gefüllte Schweinsmägen in einer Tunke aus Essig, Kümmel und anderen Gewürzen neben Austern und Eiern als Vorspeise servierten, ist bekannt. Doch erst die Römer brachten das Wurstessen zu hoher Blüte. Auf dem Schweinemarkt in Rom waren Würste stets massenhaft zum Verkauf aufgestapelt. Durch den hervorragenden Kochkünstler Apicius sind verschiedene altrömische Wurstrezepte bis auf unsere Tage gelangt. Die Römer kannten schon die verschiedensten Wurstsorten, wie Fleisch- und Mettwürste, Blut-, Brat- und geräucherte Würste. Das Füllfleisch wurde von ihnen auch als Sulz genossen oder dem hochangesehenen Schweinsmagen einverleibt.

Das Mittelalter brachte einen wahren Wurstkultus zur Blüte. Wollte sich beispielsweise in einer freien deutschen Stadt die Bürgerschaft hervortun, so trat sie in feierlicher Sitzung zusammen und faßte den Entschluß, eine große Wurst herzustellen. Darin suchte in gerechtem Ehrgeiz eine Stadt die andere zu überbieten. Schon waren die Braunschweiger der Meinung, mit ihrem Erzeugnis von 800 Ellen Länge sicheren Fuß im Tempel des Nachruhms gefaßt zu haben, als plötzlich Königsberg voll Eifersucht alles bisher Dargebotene übertrumpfte, und zwar durch eine 2010 Fuß lange Wurst, die im Jahre 1001 zur Begrüßung des neuen Jahrhunderts unter Pauken und Trompetenschall in feierlichem Zuge durch die Stadt getragen wurde, vorweg die edelsten Geschlechter „mit Leder auf den Achseln, von wegen dem Fette".

WIENER INTERNATIONALE MESSE

9.–16. SEPTEMBER 1962

Jeder Blinde, der in der großen Verkaufsvermittlung

„Die Chance"

etwas einkauft oder einbringt, verlange **Blindenbetreuung!**

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz/Donau, Bahnhofplatz 1a

FAHRSTÜHLE
KAUF und MIETE

Bildkatalog gratis

INSTITUT BSTÄNDIG
Wien I. Freyung 5
63 73 05 63 14 36
Alleinvertrieb für Österreich

SGP

SIMMERING-GRAZ-PAUKER
Aktiengesellschaft für Maschinen-, Kessel- und Waggonbau

ZENTRALE: WIEN 7. MARIAHILFER STRASSE 32
Tel.: 93 35 35 Fs.: 01 27 67

TUNGSRAM-LAMPEN
TUNGSRAM-RADIORÖHREN
TUNGSRAM-QUALITÄTSERZEUGNISSE

"WATT" A. G. - WIEN XIX.

Eigentümer und Herausgeber: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XX. Treustraße 9. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

In dieser Nummer — 48 Seiten

Dr. J. Rauscher, Dr. R. Scheu, G. Saiko, M. Neidl, F. Wallisch,
C. J. Haidvogel

UNSER SCHAFFEN

PREIS S 5.—
DM 1.—, sfr 1.—

AUS DEM INHALT:

Die Konferenz
Blinde Freunde im Ausland
Ein blinder Künstler
Wiener Gartengeschichten
Geometrisches Zeichnen an Blindenschulen
Student Großhans Nimmersatt
Korallen in Queensland
Der unsichtbare Partner
Liebe auf den ersten Blick

HEFT 9 · 7. JAHRGANG
SEPTEMBER 1962

KURT KLEBERT

BUNT GEMISCHT

Den Mitgliedern und den sehenden Freunden der Hilfsgemeinschaft ist das Sommerfest in der „Harmonie" bereits zu einem Begriff geworden. Immer, wenn es warm wird und die Schwalben in schnellen Flügen gen Norden zieh'n, läutet in der Treustraße, im Sekretariat der Hilfsgemeinschaft, das Telephon mehr als sonst.

„Hier spricht Frau Prihoda, haben wir auch heuer ein Sommerfest in der ‚Harmonie'?" — „ Ja, am ersten Juli, mit einer schönen Tombola und zahlreichen guten Treffern. Viel Glück, Frau Prihoda!" Und so erhalten alle, Blinde und Sehende, die wegen des Sommerfestes anrufen, eine freundliche und aufmunternde Auskunft.

Am ersten Juli: Der Wettergott hatte zwischen kalten und regnerischen Tagen einen herrlichen sommerlichen Sonnentag eingebaut, einen Tag, geeignet für das Sommerfest im Erholungsheim der Hilfsgemeinschaft „Harmonie".

Schon am frühen Morgen trafen die ersten Gäste aus Linz, St. Pölten und Wien ein. Autobusse und Bahn brachten alle, die einen frohen Tag in der „Harmonie" erleben wollten, zum Sommerfest der Hilfsgemeinschaft. Für die kulinarischen Genüsse hatte die Heimleitung, Frau und Herr Handelsberger, in vortrefflicher Weise gesorgt. Obmann Robert Vogel führte die Gäste durch das neu eingerichtete Erholungsheim. Besonderes Interesse bei den Führungen zeigten vor allem die sehenden Gäste, denn für sie war ein Blindenerholungsheim, vor allem so zweckmäßig und modern eingerichtet, etwas ganz Neues.

Für die musikalische Berieselung der frohgelaunten Gäste sorgte in uneigennütziger Weise eine Musikkapelle aus Neulengbach. Einer der Höhepunkte im abwechslungsreichen Programm des Sommerfestes war die Tombola, für deren hervorragende Ausgestaltung Mitglieder und zahlreiche Firmen wertvolle Treffer zur Verfügung gestellt hatten. Zu den besonderen Attraktionen zählten einige Gesangsdarbietungen der erblindeten Musikstudentin Anne-Mary Stratulot, die mit ihrer Tante, Frau Prof. Victoria Oprica, beide aus Bukarest, in den Monaten Juni und Juli in Wien weilten.

Vor mehr als einem Jahr war das kaum 16jährige Mädchen Anne-Mary Stratulot, Studentin der Kunsthochschule in Bukarest, plötzlich erblindet. Anne-Mary, jung, voll sprühender Lebensbejahung, konnte sich im Reich des Dunkels nicht zurechtfinden. Sie wollte nicht wahrhaben, blind zu sein. Ihre Tante, Victoria Oprica, Chemieprofessorin an einer Bukarester Mittelschule, nahm sich ihrer Nichte im besonderen Maße an.

Der Ruf der Wiener Ärzteschule genießt in der ganzen Welt Ansehen, und Frau Prof. Oprica wollte nichts unversucht lassen, um ihrer Nichte das Augenlicht zurückzugeben. Hoffnungsfroh standen die Eltern von Anne-Mary am Flugplatz und winkten dem silbrig glänzenden Vogel, der hoch stieg und in der Ferne entschwand, nach. Anne-Mary besuchte mit ihrer Tante die bedeutendsten Augenärzte Österreichs. Aber momentan war an keine Operation zu denken. „In einigen Jahren", so sagten die meisten Ärzte. Die in

Besuch der blinden Musikstudentin Anne-Mary Stratulot aus Rumänien in der „Harmonie". Auf dem Bild gemeinsam mit dem blinden Schriftsteller-Kollegen Kurt Klebert. Es ist schon Gewohnheit geworden, daß Blinde, die aus dem Ausland nach Österreich kommen, die Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft besuchen, weil es hier Mustergültiges zu sehen gibt.

Aussicht gestellte Hoffnung gibt ihr ein wenig Trost.

Am 31. Juli flog Anne-Mary Stratulot mit ihrer Tante nach Bukarest zurück. Das junge Mädchen, stimmbegabt, erhält Gesangsunterricht und will mit dieser Kunst ihre Mitmenschen und sich selbst aufrichten. Es war für sie ein schönes Erlebnis, die Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft kennenzulernen und an dem Sommerfest der „Harmonie", dem Blindenerholungsheim der Hilfsgemeinschaft, teilzunehmen.

Bis in die späten Abendstunden hielt das bunte Treiben an. Die Mitglieder der Hilfsgemeinschaft und ihre sehenden Freunde bildeten eine große, glückliche Familie.

DR. JOSEF RAUSCHER

WEGE ZUM WELTFRIEDEN

Die dringendste, für die Zukunft der Menschheit entscheidende Aufgabe der Gegenwart ist die Bewahrung und Sicherung des Weltfriedens. Jeder, der für dieses Ziel eintritt, sieht sich vor die Frage gestellt, auf welchem Weg der Weltfriede gesichert werden kann. Darauf sind verschiedene Antworten gegeben worden, die aber nicht unvereinbar sind, sondern eher einander ergänzen.

Grundsätzlich gibt es zwei Wege, die man zur Sicherung des Weltfriedens einschlagen kann: Änderung der Einrichtungen und Änderung der Menschen. Es ist leicht einzusehen, daß der eine Weg den anderen nicht ausschließt, sondern geradezu voraussetzt. Denn wer kann bestehende Einrichtungen ändern oder neu schaffen? Nur die Menschen. Diese werden das aber nur tun, wenn ihre Gesinnung auf den Frieden gerichtet ist. Also handelt es sich darum, diese Gesinnung, die in vielen Menschen zumindest keimhaft vorhanden ist, zu voller Entfaltung zu bringen. Wenn sich dann viele Gleichgesinnte zusammenfinden, werden sie auch trachten, Einrichtungen zu schaffen, die der Friedenssicherung dienen. Diese Einrichtungen aber wirken auf die Gesinnung zurück. Als Beispiel kann die Geschichte der Blutrache und des Fehderechts dienen. Beide waren Rechtseinrichtungen, wurden aber im Lauf der Entwicklung zunächst von einzelnen ethischen Denkern bekämpft, deren Gedanken sich allmählich durchsetzten. Schließlich wurden Blutrache und Fehderecht verboten, unter Strafe gestellt und dadurch auch für die Allgemeinheit als Unrecht gebrandmarkt. Durch diesen Prozeß, in dem die Erweiterung und Verbesserung der Rechtspflege eine entscheidende Rolle spielt, hat sich die Einstellung der Menschen zu gewaltsamer Selbsthilfe gegenüber früheren Jahrhunderten tiefgehend gewandelt.

Ganz besonders wertvolle und liebe Freunde der Hilfsgemeinschaft sind das holländische Ehepaar Jo und Johan van den Berg. Sie erzählen immer wieder in ihrer Heimat von den großartigen Eindrücken, die sie anläßlich ihres Österreichbesuches empfangen haben. Mit Bewunderung verfolgen sie die Tätigkeit der Hilfsgemeinschaft und begleiten diese stets mit ihren allerbesten Wünschen.
Johan van den Berg ist Propagandist des „Niederländischen Blindenbundes" und es verbindet ihn mit dem Vorstizenden der Hilfsgemeinschaft, Dir. Robert Vogel, eine langjährige herzliche Freundschaft. Unser holländischer Schicksalsgefährte durchzieht seit mehreren Jahrzehnten seine Heimat, um überall für die Sache der Blinden und für ihr besseres Leben zu werben.
Johan van den Berg erblindete selbst im 18. Lebensjahr, kapitulierte aber nicht vor dem schweren Schicksalsschlag, sondern machte sich zum Sprecher für seine Schicksalsgefährten. Wo immer Johan van den Berg das Wort ergreift, findet er ein begeistertes Lob für die schönen Heime der Hilfsgemeinschaft: Das Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach und das Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein.

Photo Heinz Vogel

LIED IN DEN TAG

Lied in den Tag,
sorgenbefreit,
wunschlos im Hag,
Träumen geweiht.
Land ohne Ziel,
wolkenentschlüpft,
wenig und viel
engstens verknüpft.

Flug in das Licht,
sonnenwärtszu,
Stunde verspricht
Klarheit und Ruh'.
Leuchtend durchhellt,
reinster Kristall,
dreht sich die Welt
funkelnd im All.

Irgendwo schlägt
fern eine Uhr,
kündet und prägt
Zeitlauf und Spur.
Vogelgesang
jubelt im Hag,
Wälder entlang,
quer durch den Tag.

FRIEDRICH WINKELMÜLLER

Durch Änderung der menschlichen Gesinnung will der große Humanist *Albert Schweitzer* den Zustand dauernden Friedens herbeiführen. Er schließt sein Buch „Kultur und Ethik" mit dem Satz: „Nur das Denken, das die Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Leben zur Macht bringt, ist fähig, den ewigen Frieden heraufzuführen." Mit dem Goetheschen Ausdruck „Ehrfurcht vor dem Leben" bezeichnet Schweitzer „die ins Grenzenlose erweiterte Verantwortung gegen alles, was lebt". Er sagt: „Wahrhaft ethisch ist der Mensch nur, wenn er der Nötigung gehorcht, allem Leben, dem er beistehen kann, zu helfen, und sich scheut, irgend etwas Lebendigem Schaden zu tun. — Wo ich irgendwelches Leben schädige, muß ich mir darüber klar sein, ob es notwendig ist. Über das Unvermeidliche darf ich in nichts hinausgehn . . ."

Was Schweitzer unter dem „Denken" versteht, das die Ehrfurcht vor dem Leben zur Macht bringen soll, wird aus folgender Überlegung klar, die er anstellt: „Wie in meinem Willen zum Leben Sehnsucht ist nach Weitererleben und nach der geheimnisvollen Gehobenheit des Willens zum Leben, die man Lust nennt, und Angst vor der Vernichtung, und der geheimnisvollen Beeinträchtigung des Willens zum Leben, die man Schmerz nennt: also auch in dem Willen zum Leben um mich herum, ob er sich mir gegenüber äußern kann oder ob er stumm bleibt." Es ist das Mitgefühl, das uns zur Ehrfurcht vor dem Leben bringt. Ethik besteht nach Schweitzer darin, „daß ich die Nötigung erlebe, allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht entgegenzubringen wie dem eigenen."

Über den Staat und die Beziehungen zwischen den Staaten heißt es: „Nur dadurch, daß eine neue Gesinnung im Staate waltet, kann er im Inneren zum Frieden kommen; nur dadurch, daß eine neue Gesinnung zwischen den Staaten entsteht, kommen sie zur Verständigung und hören auf, einer dem anderen Verderben zu bringen; nur dadurch, daß die modernen Staaten der überseeischen Welt in anderer Gesinnung als bisher entgegentreten, hören sie auf, sich dort mit Schuld zu beladen." Die „neue Gesinnung", von der Schweitzer spricht, ist die Ehrfurcht vor dem Leben, anders ausgedrückt: die Humanität, die Menschlichkeit. Aus ihr fließt das unbeirrbare Streben nach Erhaltung und Sicherung des Weltfriedens.

* * *

Einen etwas anderen Weg zu diesem Ziel schlägt der Physiker und Pazifist *Hans Thirring* ein. Er geht von der Überlegung aus, daß die Menschen unter den grundsätzlich vermeidbaren Übeln weit schwerer zu leiden haben als an den Naturereignissen. Das ist eine verhängnisvolle Rückständigkeit, „die wir schleunigst beseitigen müssen, um zu verhindern, daß die Menschen die übermächtig werdende Waffe der Technik zum Selbstmord mißbraucht".

Unter den vermeidbaren Übeln stehen nach Thirring „jene Leiden obenan, die die Menschen einander gegenseitig durch Mangel an Einsicht und Verständnis zufügen". Um ihnen abzuhelfen, bemüht sich Thirring um eine Psychologie der menschlichen Beziehungen, die die Grundlage der Kunst des menschlichen Zusammenlebens bilden soll. Sein Ziel ist nicht, die Menschen durch Moralisieren zu verbessern, „sondern ihr geistiges und sittliches Niveau durch Umwandlung von Unwissen in Wissen zu heben. Viele Menschen der Gegenwart leiden selber schwer darunter

(und verursachen auch gleichzeitig Leiden anderer), daß sie mit ihren Wünschen, Begierden und Strebungen oft unwissend und blind aufeinanderprallen und durch Mißverständnisse und Mißtrauen einander mehr Leiden zufügen, als es der unvermeidliche Kampf ums Dasein erfordern würde. Harmonisches Eingliedern in die menschliche Gesellschaft, nicht durch Preisgabe der eigenen Interessen, sondern durch das verständnisvolle Überblicken der Situation, ist dasjenige, was durch psychologisches Wissen erreicht werden kann."

Als das schlimmste der vermeidbaren Übel bezeichnet Thirring die Kriege. Die Untersuchung ihrer Ursachen führt ihn zu folgendem Ergebnis: Zur Abschaffung der Kriege ist keineswegs, wie vielfach geglaubt wurde, eine durchgreifende Charakteränderung des Menschen erforderlich; die notwendige und hinreichende Bedingung zu einer geistigen Abrüstung ist vielmehr nur eine Änderung der Einstellung unserer Denkweise. „Eine Grundvoraussetzung hiefür ist die Reform unseres Unterrichtswesens und namentlich unseres Geschichtsunterrichtes." Diese Gedanken hat Thirring in seinem Werk „Homo sapiens" und gedrängter in seinem Buch „Die Kunst des menschlichen Zusammenlebens" niedergelegt.

* * *

Wieder einen anderen Weg zum Weltfrieden hat der aus Südungarn stammende *Emery Reves* eingeschlagen, der in Amerika lebt. Er will die gegenwärtig noch gebräuchliche gewaltsame Selbsthilfe der Staaten durch eine überstaatliche Rechtsordnung weitgehend ausschalten. In seinem Buch „Die Anatomie des Friedens" kommt der Autor auf Grund sorgfältiger historischer Untersuchung zu dem Resultat, „daß der Krieg das Ergebnis der Berührung von getrennten souveränen Einheiten ist . . . Wir wissen auch, daß heute der Konflikt zwischen den zerstreuten Einheiten von Nationalstaaten besteht. Während der letzten hundert Jahre sind alle größeren Kriege zwischen Nationen ausgetragen worden. Diese Teilung innerhalb der Menschheit ist der einzige Umstand, welcher in unserem Zeitalter neue Kriege verursachen kann . . . Die Aufgabe ist daher, Kriege zwischen den Nationen, internationale Kriege zu verhüten." Reves fährt fort: „Logisches Denken und geschichtliche Erfahrung stimmen darin überein, daß es einen Weg gibt, dies Problem zu lösen und Kriege zwischen den Nationen ein für allemal zu verhüten. Aber mit gleicher Klarheit zeigen sie auch, daß es nur einen Weg gibt, dies Ziel zu erreichen: die Integration der zerstreuten, miteinander in Konflikt stehenden nationalen Souveränitäten in eine vereinte höhere Souveränität, die fähig ist, eine gesetzliche Ordnung aufzurichten, innerhalb derer alle Völker gleiche Sicherheit genießen können und unter Recht und Gesetz gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben."

„Die bestehende Anarchie in internationalen Beziehungen — die Folge absoluter nationaler Souveränität — muß durch universales Gesetzesrecht überwunden werden, das von einer ordnungsmäßig gewählten gesetzgebenden Körperschaft geschaffen wird. Derart universelles Recht muß an die Stelle der äußerst trügerischen, unwirksamen und unsicheren Herrschaft von unerzwingbaren Verträgen treten, welche souveräne Staaten

DIE ALTE DORFLINDE

Es hebt sich die rauschende Linde
Schon seit der Urahnenzeit
Entgegen der Sonne, dem Winde,
Des Himmels Unendlichkeit.

Sie hütet mit breitem Geäste
Des Dorfplatzes Lärm und Ruh;
Die bunten gefiederten Gäste,
Sie zwitschern ihr fröhlich zu.

Des abends lockt immer aufs neue
Sie an manch verliebtes Paar,
Verschwiegenem Kuß, und von Treue
Dem Schwur, lauscht sie Jahr um Jahr.

Sie weiß um der Mütter Erwarten,
Der Kindlein vergnügtem Schrei;
Die Schläfer in Gottes Garten,
Man trug sie an ihr vorbei.

Viel freundliche Blicke umgleiten
Sie, die man so gern erschaut,
Dem Fernen, wie Heimatb gleiten,
Winkt grüßend ihr Bild so traut.

Lebendig im Menschengeschehen,
Verwurzelt erscheint sie mir.
Und wird sie einst nimmermehr stehen,
So ging ein Stück Herz mit ihr.

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

eingehen, aber nicht achten, wann immer es ihnen paßt."

Was die Verwirklichung seines Planes betrifft, so weist Reves darauf hin, daß neue Ideen stets innerhalb einer kleinen Gruppe von Menschen Gestalt gewinnen, „deren Aufgabe es ist, sie zu verbreiten und ihre Annahme durch das Volk zu erwirken", auch wenn sie zunächst als utopisch verlacht werden. Menschen z. B., „welche zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges geäußert hätten, es sei für Katholiken und Protestanten möglich, ihrem Glauben in Freiheit zu dienen und unter einem Gesetz zusammenzuleben, wären als Träumer und Phantasten betrachtet worden."

Reves meint, daß wir womöglich und bei jeder sich bietenden Gelegenheit für den Gedanken einer überstaatlichen Ordnung eintreten sollen, aber er sagt nichts darüber, wie diese Ordnung herzustellen ist. Offenbar kann dies nur durch die Vereinten Nationen geschehen, und zwar durch deren höchstes Organ, die Generalversammlung. Wohl sind die Mitglieder dieser Versammlung an die Weisungen gebunden, die sie von ihren Regierungen erhalten. Aber wenn sich die Stimme der Völker immer lauter und eindringlicher für eine überstaatliche Rechtsordnung erhebt, werden ihr die Regierungen schließlich Gehör schenken müssen.

HERMANN ERNST

DIE KONFERENZ

Der Eintritt des Schuldirektors unterbrach die im Konferenzzimmer lebhaft geführte Diskussion. Die zwölf versammelten Lehrkräfte erhoben sich mit strengen, ernsten Gesichtern und nahmen sofort wieder ihre Plätze ein, als sie die Geste des Schuloberhauptes dazu aufforderte. Direktor Hagemann reckte seine hohe Gestalt vor dem Tischende noch höher, strich mehrmals über seinen kahlen Schädel, dessen Stirne mächtig nach vorne auswuchtete und begann: „Liebe Kolleginnen und Kollegen! Ein in der Geschichte unserer ehrsamen Schule bisher zum Glück einmaliges Ereignis hat mir die ernste Pflicht auferlegt, Sie heute zu einer Konferenz einzuberufen! Der Anlaß hiezu dürfte einem Großteil von Ihnen ja bereits bekannt sein. Da der eigentliche Zweck unserer Konferenz eine Stellungnahme ihrerseits zu dem peinlichen Vorfall voraussieht, will ich diesen kurzgefaßt erläutern. Frau Professor Seidl hat gestern eine Lehrkraft unserer Schule im Naturhistorischen Kabinett in einer Situation überrascht, die geeignet erscheint, den guten Ruf unserer Lehranstalt auf das schwerste zu gefährden."

Der Direktor streifte Frau Professor Seidl mit einem Blick, und diese versuchte ihre reizlose Figur wirkungsvoll zur Schau zu bringen. „Ich will mich wegen des unangenehmen Themas so kurz als möglich fassen", fuhr der Direktor fort. „Professor Samwald — ich bedaure es tief, diesen gutklingenden Namen in diesem Zusammenhange nennen zu müssen — wurde überrascht, als er die Schülerin der Sexta, Paula Lambert, umarmte und dabei zu küssen versuchte. Der Genannte hat seine erzieherische Entgleisung, die ich als Lehrer und Leiter dieser Schule auf das schärfste zu verurteilen habe, in keiner Weise zu leugnen versucht. Ich konnte vielmehr an ihm eine aufrichtige Reue wahrnehmen, die für die sonstige Gradlinigkeit seines Charakters spricht."

Bei den letzten Worten des Redners räusperte dich Frau Professor Seidl in auffälliger Weise. Dies wurde von sämtlichen Versammelten mit großem Mißbehagen aufgenommen.

„Soweit der Tatbestand", fuhr Hagemann nach kurzer Pause fort. „Zweck unserer heutigen Zusammenkunft wäre es nun, eindeutig festzustellen, ob diese Affäre hinter den verschlossenen Türen dieses Raumes aus der Welt geschafft werden kann, oder ob sie unserer vorgesetzten Schulbehörde zur Weiterbehandlung abgetreten werden soll. Ich für meine Person bin mit Hinblick auf die Persönlichkeit Samwalds für eine Erledigung im ersten Sinne! Ich bitte Sie jedoch ausdrücklich, sich von meiner Ansicht in keiner Weise beeinflussen zu lassen! Es ist meine Absicht, Ihnen die Entscheidung hierüber anheimzustellen und diese später durch eine Ab-

Qualität

auf die man sich
verlassen kann

PEUGEOT

DIE AUTOMOBILMARKE
DER TECHNISCHEN
VERNUNFT UND DES
GUTEN GESCHMACKS

Generalvertretung CARL JESCHEK
Wien I, Johannesgasse 10, Tel. 52 59 70 / 52 64 92
Wien V, Wiedner Hauptstr. 150, Tel. 57 33 87 / 57 33 88

stimmung herbeizuführen. Geleitet von kollegialem Mitgefühl und sozialer Verantwortung, möchte ich es nicht versäumen, auf die Verdienste des sozusagen als Angeklagten vor unserem Forum Stehenden hinzuweisen. Ich erinnere sie an seine erfolgreichen Bemühungen um die Fortentwicklung unserer Schule, an seine uns gegenüber im höchsten Maße bewiesene Kameradschaft und seine außerordentliche Befähigung als Lehrer. Bedenken Sie, daß Sie mit Ihrem Urteil über Sein oder Nichtsein ihres Kollegen entscheiden! Ich beende nun und schreite zur Abstimmung. Sollte jedoch einem unter den Anwesenden eine Stellungnahme zu dem Vorkommnis erwünscht sein, so bitte ich diesen, das Wort zu ergreifen!“

Während Direktor Hagemann Platz nahm und sich den Schweiß von der Stirne wischte, entstand eine lebhafte Debatte. Diese verstummte unmittelbar, als sich der Sportlehrer Gellert, eine sympathische, blonde Erscheinung, erhob und sich das Wort erbat. „Werte Kolleginnen und Kollegen!“ begann er. „Ein Ereignis — ich muß es aufrichtig gestehn —, das mir keinen so bedeutsamen Anlaß zur Aufregung gibt, wie dies von bestimmter Seite aus erforderlich scheint“ — der Sprecher warf Frau Professor Seidl einen ironischen Blick zu —, „hat das friedliche Gleichmaß unseres Hauses erschüttert! Ich frage Sie nun: Was ist eigentlich geschehn? Ein junges, hübsches Mädchen wurde umarmt und zu küssen versucht. Ich stelle somit ausdrücklich

fest, daß es sich um einen Vorfall handelt, der sich außerhalb unserer, von strenger Moral behüteten Schulmauern täglich, ja stündlich beobachten läßt. Im Kino, in den Cafés und in jedem öffentlichen Park!"

Gellert machte eine kleine Pause und blickte, Bestätigung suchend, um sich. Frau Professor Seidl rutschte nervös auf ihrem Stuhl hin und her, als hätte sie die Absicht, jeden Augenblick aufzuspringen. Gellert fuhr fort. „Bitte, ich will keineswegs leugnen, daß die Schule von dieser ob zu Recht oder Unrecht gepflogenen Sitte unter allen Umständen sowohl aus ethischen wie pädagogischen Gründen entschieden Abstand zu halten hat! Es steht auch außer Zweifel, daß zwischen Lehrer und Schülerin eine unüberwindbare sittliche Schranke zu errichten ist! Sollte diese jedoch zufolge außerordentlicher, ich möchte fast sagen, schicksalhafter Umstände einmal durchbrochen werden, so möchte ich mich vorurteilslos nicht auf die Seite des Anklägers, sondern auf jene des Verteidigers stellen!" Der Redner warf Frau Professor Seidl einen bedeutsamen Blick zu.

„Das Leben ist ein einziger Tummelplatz von Stolperdrähten, auf dem jeder, auch der Beste unter uns, zur gegebenen Stunde der Versuchung straucheln kann! Das Gebot der Nächstenliebe verpflichtet uns, in diesem Falle aufzurichten und nicht vollends zu Fall zu bringen! Bedenken Sie vor allem, daß es sich bei dieser menschlichen Entgleisung um einen stets hilfsbereiten Kameraden und einen allseits bewährten Berufskollegen handelt. Seinem fast bedeutungslosen Schuldkonto steht ein Plus von kaum abzuschätzenden und nicht genug hoch zu wertenden Verdiensten gegenüber! Ich möchte in diesem Zusammenhange auf den großzügigen Ausbau unserer Sportanlage sowie auf die kulturell wertvolle Einführung unseres Schulkinos hinweisen. Nicht zu vergessen das Naturhistorische Kabinett, das durch Professor Samwald eine stete und kostbare Bereicherung erfahren hat. All dies sind Verdienste unseres heute nunmehr in Ungnade gefallenen Kollegen. Es wäre überflüssig, die pädagogischen Erfolge des Genannten zu erwähnen. Sie sind zur Genüge bekannt und so offensichtlich, daß sie keiner wie immer gearteten Reklame bedürfen. Und nun erlaube ich mir zu fragen: Sollten all diese Wohltaten eines hochverdienten Mannes eine kleine Pflichtvergessenheit, der verhängnisvolle Irrtum von wenigen Minuten, vergessen machen? Ich sage entschieden nein! Und nochmals nein!" Beifälliges Gemurmel der Anwesenden.

„Und nun bitte ich Sie, den verhängnisvollen Vorfall von der psychologischen Warte aus zu beleuchten. Stellen wir uns einmal die äußere Erscheinung Professor Samwalds vor Augen: Wir sehen einen Mann in den besten Jahren, ehemals hübsch und interessant, einen Mann, der in jeder Hinsicht dazu ausersehen war, sein Glück in der Welt zu machen. Eine Kriegsverletzung, ein unbarmherziger Streich des Schicksals hat sein Gesicht entstellt und verstümmelt. Er, der ehemals jede Frau durch sein gewinnendes Äußeres bezaubern konnte, ist über Nacht Außenseiter und Zaungast des Lebens geworden. Sein Anspruch auf die Freuden des Lebens und der Liebe hat sich auf das Mitleid seiner Umwelt abgewertet! Was muß ein derartiges Schicksal für einen Mann vom Format Professor Samwalds bedeuten? Und doch ging sein Leben unaufhörlich weiter! Ein tragischer Umstand stellt diesen Mann ausgerechnet auf den Posten eines Lehrers in einer Mädchenschule. Somit mitten hinein in das pulsierende, erregende Wachsen und Werden erwachender Weiblichkeit. Wir wissen es nicht, aber wir können es ahnen, was dies für einen einsamen, von aller Liebe ausgeschlossenen Mann zu bedeuten vermochte!

TIEFER SCHAUE

Tiefer schaue: wenn auf verblichener Wiese
alle Blumen dahin sind, der erkaltete Wind
unsanft abnimmt vom Strauch, dem erstarrten am Wegrand,
dorrende Blätter, die letzten —
dann weise von dir kindliche Wehmut, Zagheit,
die nach dir greift ob der entschwundenen Pracht,
streife ab, schaue tiefer:
denke der Kammern des Lebens im hütenden Dunkel der Erde,
denk an die Keime des Lebens, immer bereit der Erweckung,
unter verblichenem Rasen, im tiefen Moosgrund der Wälder —
Wunderwelten warten in winzigen Keimen,
daß sie steigen ans Licht und wachsen und leuchten —
Tiefer schaue: denk an die wartenden Wunder,
die wollen steigen aus unerschöpflichem Urgrund —
Leben aus ewigem Quell in immer neuer Verwandlung.

GABRIELE M. ARTHUR

In einer schwachen Stunde tritt nun die Versuchung in Gestalt eines jungen, hübschen Mädchens an ihn heran und er unterliegt dieser Versuchung. Ich frage Sie nun: dünken wir uns wirklich so erhaben über jede menschliche Verirrung, sind wir alle selbst sittlich so vollkommen, daß wir uns das unbestrittene Recht anmaßen, über ihn zu Gericht zu sitzen?“

Gellert, der sich immer mehr und mehr in Erregung hineingesprochen hatte, hielt erschöpft inne. Allmählich beruhigte er sich und schloß mit eindringlichem Pathos seine Rede: „Seien Sie sich daher bei der nun folgenden Abstimmung Ihrer hohen Verantwortlichkeit bewußt! Lassen Sie dem Manne jene verstehende Gerechtigkeit widerfahren, die ihm der außergewöhnlichen mildernden Umstände halber nie und nimmer abgesprochen werden kann und darf! Denken Sie vor allem daran, daß unsere heutige Konferenz den sonstigen Rahmen unserer auferlegten Pflichten im höchsten Maße überschreitet. Wir klassifizieren hier nicht die Leistungen eines Schülers oder irgendeinen seiner Lausbubenstreiche. Nein, verehrte Kollegenschaft! Wir tagen hier gleichsam als Ehrengericht, das über ein ganzes Leben und das künftige Schicksal eines verdienten Mannes auf Gnade und Ungnade entscheidet! Seien wir uns dessen in voller Verantwortlichkeit bewußt!“

Damit schloß Gellert seine Rede, der ein beifälliges Gemurmel folgte. Der alte, in seinem Beruf ergraute Deutschprofessor Kerner reichte dem warmherzigen Verteidiger bewegt die Hand. Nachdem sich die der Rede Gellerts folgende Debatte einigermaßen beruhigt hatte, erhob sich Direktor Hagemann. „Ich schreite hiemit zur Abstimmung!“ sagte er mit betonter Würde. „Wer für eine Erledigung dieser Affäre innerhalb unserer Schule ist, möge dies durch Handerhebung bezeugen. Selbstverständlich kann nur eine einstimmige Zusage aller Abstimmenden Professor Samwalds Ehre retten!“

Mit diesen Worten hob Direktor Hagemann als erster die Hand, und alle übrigen, mit Ausnahme von Frau Professor Seidl, folgten seinem Beispiel. Diese lehnte mit verschränkten Armen im Stuhl und begegnete mit einer zur eisigen Maske erstarrten Miene den verächtlichen Blicken der Umsitzenden. Peinliches

DAS GRILLENLIED

Immer dies Feilen und Sirren . . .
Himmel! Wie schläfert das ein,
lindert die Träume, die wirren,
flirrend am sonnigen Rain.

Was da die Grillen wohl spinnen,
minnen mit glaszartem Klang,
bis mir die Sinne zerrinnen?
Fernhin verweht es am Hang.

Traumwurzeln zittern und saugen
tief aus mir seligen Wahn.
Und mit buntstrahlenden Augen
fliegt mich ein Samtfalter an.

HERBERT STRUTZ

Schweigen lastete über dem Raum. Da klopfte es leise an die Tür. Auf das „Herein!“ des Direktors schob der Schulwart seinen breiten Kopf durch die Türspalte. Sein vorsichtig tastendes Erscheinen wirkte irgendwie befreiend.

„Was gibt's, Bartl?“ fragte der Direktor verärgert. „Sie sollten doch längst wissen, daß ich bei einer Konferenz ungern gestört werde!“ Bartl drehte seine Mütze verlegen in den Händen. „Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Herr Direktor, aber es ist von größter Dringlichkeit! Ich muß Sie unbedingt allein sprechen!“

Hagemann verließ mit einer kurzen Entschuldigung den Raum. Er ließ eine gedrückte Stimmung zurück, die quälend wirkte. Bange Minuten des Wartens verstrichen. Als er wieder eintrat, schien er sichtlich verstört. Sein Gesicht war ernst und bleich, und seine sonst so straffe Haltung entbehrte der gewohnten Festigung. Sein umflorter Blick begegnete erwartungsvollen Gesichtern. Stokkend, gepreßt, formte er seine kurze Erklärung: „Ich bedaure es unendlich, der Überbringer dieser Hiobsbotschaft zu sein. Unser lieber Kollege, Professor Samwald, ist nicht mehr! Soeben wurde er im Naturhistorischen Kabinett tot aufgefunden. Es handelt sich ganz eindeutig um einen Selbstmord!“ Sämtliche Anwesende erhoben sich unaufgefordert von ihren Plätzen und verharrten in schweigender Anteilnahme. „Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren“, sagte Hagemann leise. „Die Konferenz ist beendigt!“

Die „Waldpension“ ein Hort der Geborgenheit

Speziell die Leser von „Unser Schaffen“, aber darüber hinaus auch breite Kreise der österreichischen Bevölkerung, wissen um die Existenz der „Waldpension“, des ersten österreichischen Blindenaltersheimes, das von einer Handvoll Menschen geschaffen wurde, die den festen Willen besitzen, alten, alleinstehenden Blinden einen sorglosen Lebensabend im Kreise ihrer Schicksalsgefährten zu bieten.

Die Mitarbeiter der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs waren von den „Geburtswehen“ an bis zur Fertigstellung mit dabei und wissen, welch ungeheurer Anstrengungen und persönlichen Einsatzes es bedurfte, bis dieses einmalige Werk seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Die Leitung der Hilfsgemeinschaft setzte sich über alle Schwierigkeiten hinweg und verfolgte bewußt den Weg zum ersehnten Ziel.

Vielleicht werden sich manche Menschen fragen, ob es denn dafür stehe, eigens ein Altersheim für Blinde zu schaffen, wo es doch so viele allgemeine Altersheime gäbe; darauf kann man nur sagen: Ja, es ist notwendig, es ist sogar so notwendig, daß man keine Mühe scheuen sollte, um nicht nur bei diesem einen Heim stehen zu bleiben.

Lieber Leser, Sie waren bestimmt schon in einem allgemeinen Altersheim, wo Sie jemandem einen Besuch abstatteten. Sie haben bei dieser Gelegenheit sicher auch einen Blinden gesehen, der still in einem Winkerl saß und darauf wartete, daß sich jemand seiner annehmen möge. Doch wer sollte dies tun? Das Pflegepersonal ist knapp, es hat die Hände voll zu tun, es erfüllt ohnehin seine Pflicht. Es ist nicht Herzlosigkeit, die dieses Pflegepersonal hindert, sich eingehender mit den Blinden zu beschäftigen, es hat einfach keine Zeit! Noch schlimmer ist es dann für einen Nichtsehenden, wenn er erkrankt und im Krankenrevier ans Bett gefesselt ist. Er ist sich dann noch mehr als sonst selbst überlassen, hat zwar eine ausgezeichnete ärztliche Betreuung, doch die seelische — die noch mehr gebraucht werden würde — fehlt.

Darum war die Schaffung eines speziellen Heimes, eben eines Blindenaltersheimes, eine dringende Notwendigkeit. — Die „Waldpension“ ist ebenso wie das Blindenerholungsheim „Harmonie“ in ihren Einrichtungen vor allem auf die Bedürfnisse der Blinden abgestimmt. Die Blinden haben mittels dieser eigens auf sie ausgerichteten Behelfe die größte Bewegungsfreiheit, brauchen fast keine Betreuung und leben dadurch wieder auf.

* * *

Anläßlich eines Betriebsausfluges hatten wir nun Gelegenheit, dieses Werk wahrer Menschlichkeit selbst kennenzulernen. Wir waren ehrlich überrascht! Wir hatten wohl schon sehr viel darüber gehört, doch wie es eben so ist, man will sich selbst überzeugen, und unsere Erwartungen wurden weit übertroffen.

Das Wechselgebiet ist an sich schon sehr reizvoll, und auf einem besonders reizvollen Fleckerl steht nun das Blindenaltersheim, mit herrlicher Aussicht und in unmittelbarer Nähe eines unvorstellbar schönen Mischwaldes.

Schon beim Eintritt in das Heim fällt einem die spiegelnde Sauberkeit auf, die wir dann bei unserem Besichtigungsrundgang im ganzen Haus beobachten konnten. Zu unserer Begrüßung — wir waren mit einigen Besuchern, zum Teil Menschen aus unserem Gönner- und Freundeskreis, mit einem Autobus gekommen — hatten sich die Heiminsassen eingefunden und wir waren über deren Aussehen auf das angenehmste überrascht. In Wien hatten wir sie als unglückliche, mit unzähligen Schwierigkeiten kämpfende Menschen kennengelernt, und nun kamen sie uns braungebrannt, blendend aussehend, gepflegt und fröhlich entgegen. Der Unterschied zwischen damals und jetzt war so groß, daß wir uns mit dem Staunen nicht genug tun konnten. Die alten Blinden freuten sich wiederum über uns, daß wir Ihnen wieder neue Eindrücke bieten würden und die Stimmung war ausgezeichnet. Der Eindruck, daß die Hilfsgemeinschaft eine große Familie bilde, wurde wieder sehr stark spürbar. — Es bildeten sich auch gleich einige Plaudergruppen, und ein lebhaftes Hin und Her von Zimmerzeigen, Aussicht bewundern usw. ging los.

Das ist ja das Schöne: man kann in der „Waldpension“ alles herzeigen, ja, man will es zeigen, jeder kann sehen, was hier geschaffen wurde zum Wohle seiner bedrängten Mitmenschen.

Es gibt keine Besuchstage, keine festgesetzten Besuchsstunden, keine Glocke, die die Besucher wieder vertreibt. Jeder Besucher kann so lange bleiben, wie es ihm beliebt.

Und hinter dem ganzen Betrieb steht das Verwalterehepaar. Unaufdringlich, ohne Kommandoton, sondern liebevoll und sofort hilfreich eingreifend, wo sich eine kleine Ungeschicklichkeit nicht vermeiden ließ. Man spürt, diese beiden Menschen sehen in ihrer Tätigkeit mehr als nur einen Broterwerb. — Das Personal arbeitet brav und gerne im Heim, es weiß, daß es mit seiner Tätigkeit dazu beiträgt, das Leben der Blinden zu verschönern und glücklicher zu machen.

Gekocht wird in der „Waldpension" sehr gut. Auf einige Diätfälle wird besondere Rücksicht genommen. Die Mahlzeiten sind reichlich und der Speisezettel abwechslungsreich.

So wie die „Waldpension" und die Dauergäste sich dem Besucher zeigen und aussehen, hat man den Eindruck eines Sanatoriums und dessen Insassen. Es ist ja auch ganz richtig: Warum soll man ein Heim nicht gleich von Anbeginn schön und modern ausgestalten? Und sie ist schön eingerichtet, die „Waldpension"!

Die Zimmer — es sind Zweibettzimmer — sind hell, die Einrichtung formschön und zweckmäßig, die Waschgelegenheiten praktisch angebracht. Das ganze Haus war wohlig durchwärmt — der heurige Sommer hatte es punkto Wärme nicht gut mit uns gemeint — von einer automatischen Heizanlage, die auch das ganze Haus mit dem benötigten Warmwasser versorgt. Die Küche ist ein Traum von raum- und arbeitssparenden elektrischen Geräten. Die Nebenräume sind zweckmäßig eingeteilt, auch hier besticht die peinliche Sauberkeit.

Es ist natürlich noch lange nicht alles über das Heim erzählt, aber was ich Ihnen mit meinem kleinen Bericht nicht vermitteln konnte, das können Sie, lieber Leser, selbst erleben, wenn Sie die „Waldpension", die eigentlich „Jungbrunnen" heißen sollte, besuchen wollen. Dazu ist es nur notwendig, die Verwaltung der „Waldpension", Hochegg 33, Post Grimmenstein, N.-Ö., zu verständigen.

OLGA TAKATS

Mitarbeiter der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs machten kürzlich einen Betriebsausflug nach Hochegg, um das erste österreichische Blindenaltersheim „Waldpension" zu besichtigen.

Photo: Heinz Vogel

DR. ROBERT SCHEU

DER DOPPELGÄNGER

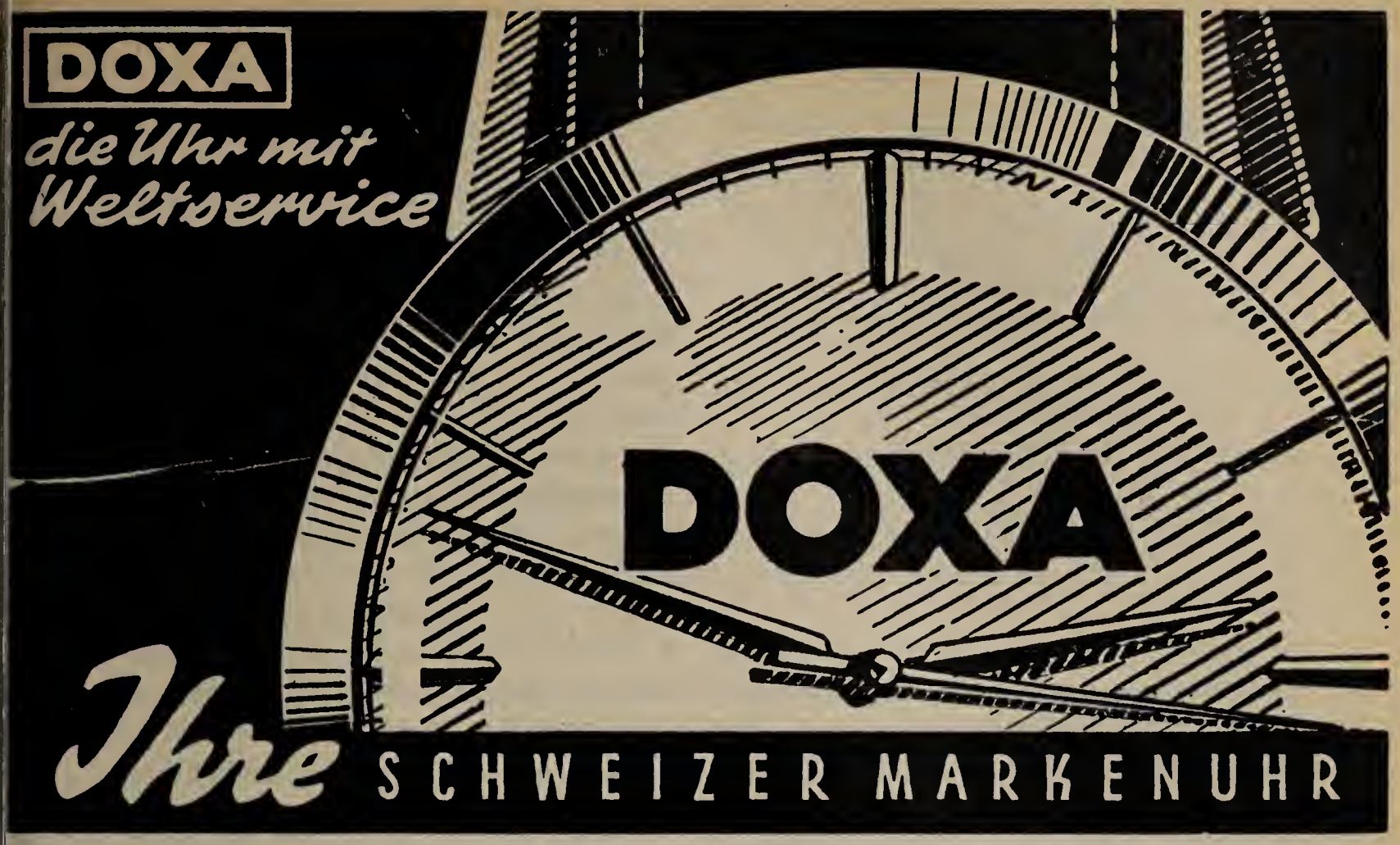
Armand Laffont hatte das vielbedeutende Alter von Vierzig erreicht, ohne einen andern Lebenserfolg zu verzeichnen als in einem Pariser Exporthaus hinter einem Pult die schönsten Jahre verleiern zu dürfen gegen ein bescheidenes Gehalt, welches ihm gerade ein Auskommen sicherte. Und er hatte doch, als er noch in Lyon, seiner Vaterstadt, das Lyceum besuchte, gleich andern jungen Leuten von einer glänzenden Laufbahn geträumt, im Vertrauen auf seine entschieden literarische Begabung, die sich schon in frühen Tagen unverkennbar ausprägte. Erst waren es taufrische Verse, die seiner Feder entflossen, später folgten Novellen, Erzählungen und schon früh ein bühnenreifes Schauspiel. Es war von einer Pariser Bühne angenommen und mit vielen Hoffnungen zur Aufführung angesetzt worden. Da erkrankte die Hauptdarstellerin wenige Tage vor der Generalprobe, die Aufführung wurde verschoben und mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Saison verlegt. Mittlerweile aber trat ein Wechsel in der Leitung und des Programms ein. Das Stück geriet in Vergessenheit, um nie wieder eine Auferstehung zu feiern. Immerhin hatte Laffont seine Begabung bestätigt gesehen, was ihn ermutigte, eine Reihe von neuen Werken zu schaffen. Es gelang ihm auch, für einen Novellenband einen Verleger zu finden, aber sein Schaffen blieb auf einen schmalen Kreis von Liebhabern beschränkt. Er war gleichwohl kein Halbtalent, sondern der Schöpfer beachtlicher Werke, die manche erfolggekrönte weit übertrafen. So schrieb er auf Vorrat im Hinblick auf eine künftige Verwendung, bis sich die Manuskripte türmten.

Eines Tages indes schien ihm das Glück doch nähertreten zu wollen. Der Vertreter eines ausländischen Verlages erbat sich Einsicht in sein Werk. Er war verblüfft, begeistert und äußerte seine Verwunderung, daß ein solcher Meister nicht schon lange in die Sterne des Schrifttums eingereiht war. „Ich werde Ihre Werke nach Amerika bringen, dort will ich Ihr Pionier und Herold sein. Ungeahnter Reichtum ist Ihnen sicher." Er nahm ganze Berge von Schriften mit sich. Dann entschwand er. Nach Wochen und Monaten trafen von drüben einzelne Briefe ein, die über seine Bemühungen berichteten. Dann versickerte die Korrespondenz für immer. Laffont vergrub sich noch tiefer in die gewohnte Resignation.

Seit jener Enttäuschung waren zehn Jahre dahingegangen, als ihm von seinem Chef die Eröffnung gemacht wurde, die Firma sehe sich veranlaßt, auf seine Dienste zu verzichten. Eine bescheidene Abfindung sollte ihm den Übergang in eine andere Stellung erleichtern. Laffont war bei weitem nicht so bestürzt wie ein Durchschnittsbürger im gleichen Falle. Die neue Freiheit erweckte die eingeschlummerten Lebensgeister. Da er auf Grund seiner kaufmännischen Erfahrung mit den Verhältnissen in Übersee und den Sprachen einigermaßen vertraut war, beschloß er, die ganze Abfindung für einen Besuch Südamerikas einzusetzen. Alles Weitere wollte er seinem Genius anvertrauen.

Wenn Blinde aus dem Ausland nach Österreich kommen, dann führt ihr Weg oftmals zu den Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.
Jan Silhan hatte in seiner polnischen Heimat schon viel Gutes vom Wirken der Hilfsgemeinschaft gehört, und als er kürzlich in Österreich weilte, besuchte er im Auftrage des Zentralvorstandes des Polnischen Blindenverbandes, dessen Mitglied er ist, die beiden, über unsere Grenzen hinaus bereits bekannten Heime „Harmonie" und „Waldpension". Sowohl das Blindenerholungsheim in Unterdambach bei Neulengbach als auch das erste österreichische Blindenaltersheim in Hochegg bei Grimmenstein fanden die Bewunderung und Zustimmung des polnischen Gastes und seiner Mitreisenden.

Photo Heinz Vogel



Drei Monate später. In einem der eleganten Cafés von Buenos Aires sitzt sinnend der Dichter, trunken von der Schönheit der Seestadt, an seiner Seite eine Ledertasche, gefüllt mit Manuskripten, seinem einzigen Schatz. Er hat in der Zwischenzeit doch einige Freunde erobert, die ihn beraten, empfehlen und mit ihrer Gastfreundschaft über Wasser halten. Die spanische Sprache ist ihm nicht ganz fremd und Französisch ist den meisten geläufig. „Monsieur Laffont!" ruft ihm da einer zu. „Ich habe Ihnen eine Empfehlung an einen hiesigen Bühnenleiter mitgebracht. Legen Sie ihm eines Ihrer Stücke vor, vielleicht haben Sie Glück."

„Was wird es mir nützen? Man wird mich doch fragen, welche Erfolge ich in meinem Vaterland zu verzeichnen habe. Wenn ich nichts anführen kann, wird man sich wenig interessieren." Immerhin, Laffont wird empfangen und darf dem Direktor sein Drama „Die Insel" überreichen. „Ich werde es prüfen", sagt der Direktor, „auf Ihr Gesicht hin, das einen Dichter ahnen läßt." — Vierzehn Tage verstreichen, dann trifft ein Schreiben ein. Darin heißt es: „Was sind Sie für ein Spaßvogel! Wie kommen Sie auf den Einfall, mir die Übersetzung eines Werkes einzureichen, das seit Jahren zu den Zierden der argentinischen Literatur zählt? Eine getreue Kopie der vielgespielten ‚Grotte' von Porfirio Pastechio!"

Wer errät die Gefühle Laffonts? Was war größer, seine Empörung oder seine Freude? Mit Blitzesschnelle war ihm klar, daß seine vor Jahren verfaßte Dichtung ohne seine Kenntnis den Weg über die Bretter gefunden hatte. Irgendein Literat hatte sich seines Eigentums bemächtigt und auf seine Kosten Triumphe gefeiert.

Laffont, eben erst niedergeschmettert, sodann von Rausch geschwellt, stürmt in einen Buchladen und fragt den Verkäufer:

„Haben Sie Werke von Pastechio?" — „Wie denn nicht, mein Herr, welche wären Ihnen genehm?" — „Jedes! Aber gestatten Sie, daß ich hier im Laden einige anblättere." Bald saß er in einer Ecke vor einem aufgetürmten Haufen prächtiger Bände. Mit roten Ohren und sausendem Blut reißt er Band für Band an sich. Welch ein Zauber, welch ein Märchen! Pastechio, sein zweites Ich, hat sein ganzes Werk auf seiner, Laffonts Produktion aufgebaut, die er mit geringfügigen Änderungen einfach übersetzt hat. Mit dem Rest seiner Barschaft kauft Laffont sämtliche Bände und schleppt sie nach Hause, vom Kopfschütteln der Passan-

WARNUNG

Wie lieb sind wohl die Frauen
und all die Mägdelein,
doch ihnen gar zu trauen,
fall' einem ja nicht ein.

Sind sie auch lieblich, zierlich,
so gütig und charmant,
so herzig und possierlich,
in Liebe stets gewandt,

sie sind meist nicht geboren
zur Treue, Ehrlichkeit,
wer da sein Herz verloren,
tut mir wahrhaftig leid.

FRIEDRICH MARIA WIESENBERGER

---

ten auf der Straße begleitet. Er benötigt acht Tage, um sich durchzuarbeiten und das seelische Gleichgewicht zu finden. Bitterkeit und Freude streiten in seiner Brust. „Ich bin ein berühmter Dichter!" ruft er aus, während ihm seine Freunde auszuweichen scheinen. Es hat sich herumgesprochen, Laffont sei ein literarischer Betrüger oder ein ausgemachter Narr.

In dieser noblen Villa also wohnt Señor Pastechio! Es war keine einfache Sache, hier vorzukommen. Nun wird ihm die Türe ins Arbeitszimmer geöffnet. In spanischer Grandezza sitzt der Gefeierte an seinem Schreibtisch. „Sie haben sehr stürmisch meine Bekanntschaft gewünscht. Darf ich fragen, womit ich Ihnen dienlich sein kann?"

„Meister, es war mein heißer Wunsch, Ihnen meine persönliche Huldigung auszudrücken. Ich habe alle Ihre Werke gelesen. Ich möchte Sie um die Erlaubnis bitten, Ihre sämtlichen Werke in meine Muttersprache zu übertragen." — „Monsieur Laffont, Sie sind nicht der erste, der sich um diese Genehmigung bewirbt. Was soll mich veranlassen, Sie zu bevorzugen?" — „Je nun, die Tatsache, daß ich der erste bin, der den französischen Text hergestellt hat."

„Aber Sie kennen mein Werk doch erst seit acht Tagen!" — „In spanischer, aber den in französischer Sprache schon seit zehn Jahren!" — „Sie reden nicht vollkommen klar, Herr Kollege aus Paris." — „Gestatten Sie also, daß ich mich deutlicher ausdrücke." Dabei öffnete er seine Ledermappe und entnahm ihr zwei Manuskripte.

„Wir sind Doppelgänger, Señor Pastechio. Wir haben, ohne es zu ahnen, offenbar infolge höherer Inspiration, genau die gleichen Stücke gedichtet, Sie in spanischer, ich in französischer Sprache, wobei mir vielleicht ein kleiner Vorsprung zukommt."

„Madonna!" — Pastechio erbleichte bis in die vollen Lippen. Dann tiefes, betretenes Schweigen. Schließlich ergriff Pastechio das Wort: „Da Sie, Hefr Laffont, ein so erfinderischer Dichter sind, so stelle ich Ihnen die Aufgabe, für diese Situation ein happy end zu schaffen. Was soll nun also geschehen?" Laffont lächelt triumphierend. Dann spricht er: „Ich befinde mich in einem Dilemma. Durst nach Genugtuung einerseits — Dankbarkeit anderseits. Sie haben meine Werke offenbar geliebt, und ihnen den Weg gebahnt. Dafür gebührt Ihnen Dank. Sie haben mir den Ertrag entwendet, dafür steht mir eine Entschädigung zu."

„Die sollen Sie haben! Es wurde kürzlich ein Bühnenwerk von mir verlangt. Haben Sie nicht eines in Vorrat?" — „Mehr als Sie denken!" — „Das ist ja herrlich! Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Werden Sie fortan mein Freund, mein Kompagnon, mein Mitarbeiter! Wissen Sie, ich bin unschuldig. Ich habe seinerzeit Ihre Produkte ohne Namensnennung bekommen. Ich war begeistert und wollte gerne Ihr Übersetzer sein. Ich habe mir die größte Mühe genommen, Sie zu erforschen. Vergebens! Ich habe mich wahrheitsgemäß als Übersetzer bekannt. Man hielt es für einen der üblichen Tricks, so fügte ich mich in die Rolle des originalen Autors und trat allmählich ganz an Ihre Stelle. Betrachten Sie mich gütigst als Ihren Pionier und verzeihen Sie mir!"

„Wohlan, wenn die Geschichte so liegt — bleiben Sie weiter mein zweites Ich, mir liegt ja nur an den Werken und nicht an dem Namen." — „Sie machen mich zum glücklichsten aller Sterblichen. Von morgen an wohnen Sie in meiner Villa! Und jetzt eine Frage: Haben Sie eine neue Richtung, einen neuen Stil?" — „Freilich! Ich bin seither Klassiker geworden und schreibe schon seit Jahren Jamben!" — „Das ist ja gottvoll, ich habe mich schon lange danach gesehnt." Und er umarmte Laffont, der schmunzelnd dachte: Mein lieber Pastechio, das Drama ist noch nicht aus. Das war nur der erste Akt . . .

Blinde Freunde im Ausland

Anläßlich ihres Aufenthaltes in Österreich besuchten Jan Silhan (Vorstandsmitglied des polnischen Blindenverbandes) und seine Frau Margit, die Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Besonders beeindruckt zeigten sich die Gäste vom ersten österreichischen Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein und vom Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach. Der nachstehende Brief legt davon Zeugnis ab, wie sehr die Hilfsgemeinschaft und deren Einrichtungen im Ausland Anerkennung und Bewunderung finden.

* * *

„Die zweimalige Begegnung mit Ihnen gab uns die angenehme Gelegenheit, Sie etwas näher kennenzulernen und die besonderen Merkmale Ihrer Persönlichkeit festzustellen. So möchte ich unsere weiteren Beziehungen im Klima der freundschaftlichen Unmittelbarkeit festhalten, die sich während unserer Besuche in den beiden bewundernswerten Werken „Harmonie" und „Waldpension" angebahnt haben.

Ich hoffe, daß es zu einer ersprießlichen Integration des gesamten österreichischen Blindenwesens kommen wird, und daß dabei eine solche Individualität wie die Ihrige zur vollen Geltung kommen wird, was ich Ihnen und der Blindenschaft von Herzen wünsche.

Unsere Beobachtungen und Erfahrungen, die wir während unseres Aufenthaltes in Österreich gesammelt haben, werden wir gewiß nach Tunlichkeit verwerten und an unsere Kameraden in Polen weiterleiten. Wir danken herzlich für die Gastfreundschaft und die Zeit und Mühe, welche Sie uns gewidmet haben, und senden Ihnen, Ihrer lieben Familie sowie den Mitarbeitern der Hilfsgemeinschaft die herzlichsten Grüße."

JAN UND MARGIT SILHAN

ERLEBTES OSTTIROL

Nie werde ich diesen Sommer vergessen, der wie ein Tag voll goldener Sonne war. Das Haus stand mitten im Walde, von uralten, hochstämmigen Fichten überragt. Funkelnde Lichter blinkten und blitzten schon des Morgens durchs Fenster herein und abends spielten die Reflexe der untergehenden Sonne wie Alpenglühen um die Wipfel.

Wer zu den wild zerklüfteten Schroffen des Laserz oder des Spitzkofels emporblickt, wer den imposanten Wasserfall bei Lavant hinter den beiden Wallfahrtskirchen gesehen hat, wer die Hochromantik der Öde und Schroffheit auf Dolomitengipfeln empfunden und auch den Ausblick auf eine endlose Kette von Gletschern: wer selbst einmal auf der Pasterze gestanden, der wird wissen, was das heilige Land Tirol ist.

Inmitten der majestätischen Häupter, des lachenden blumigen Grüns und der stillen Gebirgsseen trifft man Kirchen auf Schritt und Tritt. Geht man hinein, so staunt man über all den Prunk, der nicht nur in Gold und Geschmeide, sondern auch in bedeutenden Kunstdenkmälern besteht. Wer sind die Künstler, die diese zauberhaft schönen Altarbilder malten? Kinder Tirols sind es — und jede Handbreit Schmuck ist Zeuge von einem tiefen, echten Gottesglauben.

Defregger und Egger-Lienz sind vor allem Schönheitskünder ihrer Heimat geworden.

Jedes Kreuzwegbild am Bergpfad haucht Heiligkeit des Erlösers aus — und auf den Friedhöfen, wo so viele Blumen blühen und so viel Liebe zu Hause ist, da läßt es sich gut ruhen.

Wer aber Kühlung in einem Bergsee sucht, der findet ein zärtliches Liebkosen der Wellen gleich den weichen Armen einer Mutter, die ihr Kind in Schlummer wiegt.

Lebt nun wohl, ihr farbenprächtigen Blumen, ihr malerischen Häuschen, ihr Wasserfälle, ihr Seen und ihr wild zerklüfteten Höhen in Eis und Schnee! Niemals werde ich euch vergessen und immer wird mich die Sehnsucht zu euch tragen.

ANNA LAUBE

GEORGE SAIKO

GIRAFFE UNTER PALMEN

George Saikos „Giraffe unter Palmen", Geschichten vom Mittelmeer, mögen für denjenigen, der die Wandlungen der modernen Prosa seit James Joyce verfolgt hat, einen gewissen Wendepunkt bedeuten. Gerade die österreichischen Autoren haben ja hier den entscheidenden Anteil, denn Robert Musil, Hermann Broch, George Saiko stellen die drei Grundpfeiler dar, von denen der dreimalige Bogen dieser Entwicklung im deutschen Sprachgebiet getragen wird.

Wir bringen mit Genehmigung des Hans Deutsch Verlages, Wien—Stuttgart—Basel, eine Erzählung aus dem geschmackvoll ausgestatteten Bändchen zum Abdruck und hoffen, damit die Leser unseres Blattes näher an das Wirken und die besondere Gestaltungskraft George Saikos heranzuführen.

Seit die gefährdeten Stellen des Murazzo, des großen Steindammes gegen das Meer, mit mannshohen Lavablöcken verstärkt waren, gab es keine Überflutungen mehr. Die drei Betonkisten am Fischerhafen waren in Sicherheit, jede zwei Stockwerke hoch, pompejanischrot, maisgelb und indigoblau, schmutzig und abgeblättert, alle drei in graurosa Jalousien. Weil die paar Tamariskenbäume vor dem Kai zu dünn und kümmerlich waren, gingen die Wäscheschnüre von den Balkonen hinunter zu den zwei Masten von Brogios Barke, die verwahrlost am Ufer lag.

Man brauchte die Barke nur anzusehen, um zu wissen, wie es mit Brogio stand. Denn Betta starb noch immer, sie starb seit Monaten; wie in allem konnte sie auch damit kein Ende finden.

In den drei Betonkisten hatte der Tod zuerst die Aufgabe, Platz zu schaffen: ob Mann, Frau oder Kind, allzu viele warteten. Möglichst unauffällig abzugehen war wie eine Pflicht, die sich von selbst verstand, so daß niemand je ein Wort darüber redete. Aber Betta hatte ihre Frist längst überschritten. Die Erbitterung brach immer unverhüllter hervor, und bei den Männern äußerte sie sich, indem sie wortlos zuhörten, wenn die Frauen die bösen Folgen von Bettas Widerstand aufzählten.

Nur Letizia bewies die unauslöschliche Kraft, die in der wahren Freundschaft enthalten ist und umso heftiger aufflammte, je länger Betta zögerte. Wenn Brogio heimkam, fand er mehr als er erwarten durfte. Jedesmal fand er Letizia vor, und vielleicht trieb ihn gerade das wieder aus dem Haus. Die Freunde berührten das Thema vorsichtig aus der Ferne. Momo und Checco gehörten eigentlich zu Brogios Boot, nicht fünf Mann wie bei anderen, aber Brogio konnte für drei gelten. Auch auf den Nachbar-Inseln war keiner, der, wenn es Ernst wurde, gegen ihn aufkam.

„Bei ihm war es schon immer mehr in den Muskeln, nicht im Kopf, das ist sein Unglück jetzt. Wenn sie nicht bald stirbt, zieht sie ihn mit . . ."

„Wohin? Es ist bereits schlimmer als der Tod. Den ganzen Tag sitzt er zwischen den Steinen und starrt auf die Eidechsen. Man könnte denken, daß er überhaupt nichts sieht."

Erst lange nach der Mittagshitze kam Brogio zwischen den Blöcken hervor. Kaum daß er auf der Schwelle stand, öffnete Letizia die Tür zur Kammer. Sie hatte die Lagerstatt vom Fenster weggerückt, so daß Betta den Vorraum genau überblicken konnte. Brogio grüßte nicht, und Letizia gab ihm keinen Blick. Aber das Waschbecken, der gefüllte Tonkrug, der Kessel mit der Suppe — alles war für ihn vorbereitet und ließ sich nicht verbergen. Bettas Gesicht bestand nur noch aus den Augen, es kostete sie eine verzweifelte Anstrengung, daß die Stimme vernehmbar klang:

„Komm her, näher, daß ich dich anrühren kann; knie hin!"

Brogio kniete schon und hatte die Hand zum Schwur erhoben. „Du schwörst, daß sie gehen wird, daß du es wünscht — du weißt, was ich meine. Also — bei der Barke San Christoforo . . ."

Die Barke San Christoforo war Brogios einziger Besitz; er schwur jeden Tag, und die

Barke verkam am Strand. Letizia, die gehen sollte, stand in der Ecke, hörte zu und wußte, daß sie auch heute nicht gehen würde. Dann zog Brogio das verwaschene Hemd über den Kopf. Während er sich zur Blechschüssel hinunterbeugte, war es unausweichlich, daß die Blicke Bettas und Letizias einander endlich begegneten. Der sonnverbrannte Oberkörper Brogios war mit gut zwei Zoll langen schwarzen Haaren bewachsen, Brust, Bauch und Schultern ein dichtes, schimmerndes Gestrüpp, nur der Rücken glänzte tief kupferrotbraun. Bettas Augen langten fiebrig herüber, aber waren wie ihre Hände, die nichts mehr halten konnten. Letizia hatte das Tuch bereit und wartete, eine Freundin, die ihre Aufgaben kennt und sich ihnen nicht entziehen will, nur darum verbirgt sie ihr Widerstreben unter dieser ein wenig allzu deutlichen Gleichgültigkeit.

Langsam trat sie von hinten an Brogio heran. Es war die Minute, die am meisten Selbstbeherrschung verlangte. Von Tag zu Tag wurde es vergeblicher, die Augen geschlossen zu halten, denn hinter den Lidern zeichnete sich ab, was sie zu genau kannte und zu tief in sich hatte: es stieg aus dem Irdischesten auf und mündete . . . ah, wo gab es die Worte dafür? Die Barke San Christoforo glitt dahin auf den gekräuselten Wogen, und San Cristoforo selbst segnete die Fahrt, die schon beinahe ein Flug war, dorthin, wo es keine Träume mehr brauchte, weil sie längst Ereignis und Wirklichkeit sind. Vielleicht, daß ihr Lauf von den Gerüchen gelenkt wird, die in der dicken Säule aus braunem, haarigem Mannsfleisch den Ursprung haben, und nicht nur Letizia, auch die Frau vor ihr (sie ist mit wunderbar blauen, roten und orangenen Linien in Brogios Haut tätowiert) muß an sich halten. Letizia öffnet vorsichtig die Augen, die Frau ist wie ein Spiegelbild, das der Rücken Brogios zurückwirft, ihre üppigen Brüste gleichen denen Letizias, und ihre Augen verschwimmen, sich weitend und ohne Festigkeit, wie im letzten Widerstand. Und nun sieht sie auch den Löwen mit dem Herzen auf Brogios rechtem und die Giraffe unter den Palmen auf seinem linken Oberarm.

Der Löwe hält das blutende Herz in den Pranken, ein menschliches Herz, ohne Zweifel das Herz einer Frau, vielleicht ist es ihr eigenes, das er im nächsten Augenblick in seinem

Die Sekretärin des berühmten Urwaldarztes Dr. Albert Schweitzer, Frau Charlotte Gerhold, besuchte kürzlich das Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach und überbrachte Grüße des edlen Humanisten und Vorkämpfers für einen weltumspannenden Frieden.
Der hohe Gast wurde von den zahlreich anwesenden Blinden und ihren sehenden Begleitpersonen mit Begeisterung empfangen und mußte von dem Leben der Blinden im Urwalde erzählen.

Photo Heinz Vogel

Rachen zerfleischen wird. Hilfesuchend wandte Letizia sich zur Seite, aber was von dort her auf sie eindrang, war noch schrecklicher. Drohend streckte sich ihr die Giraffe entgegen, lang und begehrlich, ein furchtbar lebendiges Ding. Denn ein daumengroßer Muskel des Oberarms ging nervös auf und ab, der Giraffenhals bewegte sich zuckend, es war wie eine Antwort, die er ihr gab, heftiger als alles, was die anderen Bilder nur flüsterten. Etwas Unaufhaltsames, vor dem Letizia in Wehrlosigkeit versank, ergriff sie, so daß die Augen Bettas, die mit einer gar nicht für möglich gehaltenen Kraft herüberstarrten, sie nichts mehr angingen und Bettas Stimme zugedeckt wurde von dem Rauschen der Palmen.

Letizia hatte fast den Atem verloren und offenbar auch die Besinnung. Aber ihre Augen wurden rund und saugend, sie bemächtigte sich des wuchtigen Oberarms, und während sie ihn krampfhaft trockenrieb, preßte sie ihn unbedenklicher an sich als sie es wußte. Wahrscheinlich machte sie damit Betta endlich klar, was diese nicht ändern konnte, oder daß sie sofort eingreifen müßte, wenn sie es ändern wollte. Wie von einer unbekannten Kraft emporgeschleudert, richtete Betta sich auf,

um alles von sich zu geben, was sie gegen Letizia auf dem Herzen hatte. Aber was sie hervorbrachte war nichts als ein Löffel Blut, das ihr schleimend vom Mund floß, während ihr Kopf vornüber sank. Brogios Augen gingen in die Richtung, aber es war, als sähe er es nicht, als hindere ihn die Berührung Letizias durch das Handtuch hindurch, es zu sehen. Erst als Letizia hinüberschaute, sahen beide es zugleich.

Auf dem Heimweg vom Begräbnis ging Brogio, noch immer schluchzend, zwischen Momo und Checco, unmittelbar hinter Don Agostino. Letizia war bei den Frauen, aber an der Treppe zum Fischerhafen verabschiedete sie sich und schritt ohne Zögern auf die indigoblaue Betonkiste zu, in der Brogio wohnte. Brogio raffte sich zusammen und deutete auf Letizia:

„Gott hat es Betta zuletzt noch gegeben, daß sie erfuhr, was Freundschaft ist! Ohne Letizia hätte sie viel schlimmer leiden müssen." Checco entgegnete sehr deutlich, denn Don Agostino sollte es hören: „Letizia ist mehr als tüchtig."

Don Agostino trat zwei Schritte zurück in den Schatten des großen Leinenschirms, den Pippetto, der Gehilfe des Mesners, über ihn hielt. Don Agostino hob dabei seine kurzen Arme und steckte die Hände über dem Chorhemd in den Gürtel der Soutane.

„Letizia", sagte er abschließend und blinzelte ein wenig zu privat, so daß die Würde, die ihm sein hohes Amt verlieh, sich mit einemmal nicht von selbst verstand, sondern aus den Gesichtern seiner Zuhörer beigesteuert werden mußte, „Letizia hat die Beharrlichkeit derer, die wissen, daß sie auf dem rechten Weg sind."

LUCY IMMER

EIN BLINDER KÜNSTLER

Er war kaum 12 Jahre alt, als die Mutter starb — der Vater war schon lange tot —, und so kam er nach Paris zu den Großeltern, welche weiter für ihn sorgten. An irgend ein Studium war nicht zu denken. Man beschloß, Franc in eine Lehre zu geben. Er wurde Elektrotechniker. Was er nach Beendigung seiner Lehrzeit verdiente, gab er den Großeltern, die so manches Opfer für ihn gebracht hatten. Um etwas Taschengeld zu haben, arbeitete er an Sonntagen ein paar Stunden in einem kleineren Unternehmen. Da platzte eines Tages ein Kondensator, und Franc wurde splitterübersäht ins Krankenhaus gebracht. Dank mehrerer Blutübertragungen wurde er nach 6 Wochen soweit geheilt entlassen. Seine Großeltern waren in heller Verzweiflung, denn er war blind. Er selbst konnte das Geschehene noch gar nicht fassen. Achtzehn Jahre alt und in Nacht für's ganze Leben. Alles bäumte sich in ihm gegen das Schicksal auf. Er mochte das Klagen der alten Leute nicht mehr hören. Es mußte doch eine Möglichkeit geben, das Leben noch lebenswert zu gestalten.

Sein einstiger Chef, der ihn besuchte, riet ihm, sich an eine Blindenschule zu wenden. Vielleicht konnte es ihm von Nutzen sein, wenn er ihm einen Brief für einen ihm bekannten Lehrer eines der großen Pariser Institute gab. Den Rat befolgend, wandte er sich an die empfohlene Schule. Man wies ihn jedoch mit der Begründung zurück, daß er das vorgeschriebene Alter überschritten habe. Schweren Herzens ging er mit dem Empfehlungsbrief zu dem besagten Lehrer. Es stellte sich heraus, daß M. Dubreuil den jungen Mann vom Sehen kannte, da er in der Nähe seines einstigen Arbeitsplatzes wohnte und er stets dem freundlichen Jungen zunickte, wenn er ihm begegnete. M. Dubreuil setzte sich für ihn ein und erreichte, dank seiner Fürsprache, daß er aufgenommen wurde. Franc erlernte neben der Punktschrift Stühle flechten und Bürsten machen. Das gefiel ihm aber ganz und gar nicht. Das war kein Leben. Er hatte große Schwierigkeit mit der Punktschrift; es ging immer nicht schnell genug mit dem Lesen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, Masseur zu werden. Er verschaffte sich die Bücher und bereitete sich für das Aufnahmeexamen dieser Fachschule vor. Es wurde eine harte Arbeit. Er wagte es trotzdem und meldete sich zum Beginn der neuen Kurse. Wie lange er denn die Blindenschrift schon beherrsche, wurde er gefragt. Man lachte ihn aus und erklärte ihm, er würde niemals folgen können,

er lese viel zu langsam. Man wollte ihn nicht aufnehmen. Wieder war es M. Dubreuil, der ihm half. Obgleich Franc die Aufnahmeprüfung bestand, wurde er nur „versuchsweise" eingereiht. Man konnte niemand brauchen, der nicht mitkam. So mühte er sich denn mit einer wahren Wut. Er gönnte sich kaum noch Schlaf, um nur ja nicht hängen zu bleiben. Bald war er am Ende seiner Kraft und saß eines Abends todmüde und mutlos vor seiner Arbeit. Er teilte sein Zimmer mit einem Jurastudenten. Franc tat ihm leid und er hätte ihm gerne geholfen. Er erzählte Franc, er habe ein Tonbandgerät, benötige es aber nicht. Ob er nicht versuchen wolle, diese schwierigen Lektionen auf Band sprechen zu lassen, da könne er sie dann abhören so oft er es brauchte. Man würde ihm schon helfen, die Texte aufzunehmen. Das Gerät wurde geholt und ausprobiert. Franc zitterte vor Aufregung, als er die ersten Sätze hörte. Es wurde seine Rettung. Auch andern wurde das Tonband von Nutzen. Man hörte gemeinsam, wenn es sich um komplizierte Abhandlungen drehte.

Franc überwand nun alles mit Leichtigkeit. Nach langjährigem Studium kam er beim Schlußexamen als einer der Besten durch. Durch Vermittlung des Instituts bekam er sofort eine Anstellung in einer großen Klinik und ging mit Freude seinem neuen Beruf nach. Nebenbei war er auch in einem Zentrum Spinalgelähmter tätig. Zwei Jahre später heiratete er und richtete sich eine Privatpraxis ein. Er war rastlos tätig. Aber all die Not, mit der er täglich in Berührung kam, ließ in ihm den Wunsch aufkeimen, nach einer geistigen Ablenkung zu suchen.

Während der Zeit in der Masseurschule gehörte er einem musikalischen Cercle, der sich dort gebildet hatte, an. Wenn er selbst auch kein Instrument beherrschte, so hatte er doch ein sehr feines musikalisches Gehör, das ihm erlaubte, die geringsten Fehler zu empfinden. Sie seinen Kameraden so recht zum Bewußtsein zu bringen, nahm er ihre Vorträge auf Tonband auf und konnte so genau erklären, was besser und anders sein sollte. Er wurde zum Leiter des kleinen Ensembles und bald leistete man Hervorragendes. Alle bedauerten das Auseinandergehn am Ende der Studienzeit. Franc sehnte sich danach, wieder so eine Art musikalischen Cercle gründen zu können. Da führte ihn ein

Die Polizei wacht darüber, daß den Blinden im Straßenverkehr kein Leid geschieht. Es ist in dem stets zunehmenden motorisierten Verkehr für die Blinden nicht mehr möglich, sich ohne fremde Hilfe fortzubewegen. Oft genug müssen sie sich aber mangels einer ständigen Hilfe doch allein auf den Weg machen und wie glücklich sind sie dann, wenn ihnen die helfende Hand gereicht wird.
Es genügt nicht, die Blinden ob ihrer Tüchtigkeit zu bewundern und ihnen zuzusehen, wie sie unter Überwindung mancher Hindernisse doch an die andere Straßenseite gelangen. Viel besser ist es, ihnen helfend beizuspringen. Eine leichte Berührung, damit sie in dem sie umgebenden völligen Dunkel nicht erschrecken, und die leise Frage: „Darf ich Ihnen vielleicht behilflich sein?" — und Sie werden sehen, liebe Mitmenschen, wie plötzlich das Gesicht des so angesprochenen Blinden aufstrahlt.
Eine große Sorge ist ihm wieder genommen, in dem Bewußtsein, daß es doch gute Menschen gibt.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

glücklicher Zufall mit einem ehemaligen Freund aus seiner Pfadfinderzeit zusammen. Auch unter den Jungens war eine musikalische Gruppe gewesen. Wenn auch nur mit Blockflöte und Mundharmonika. Franc berichtete von seinen geheimen Wünschen. Sein

DER TOD DES BÜRGERMEISTERS

Sie tragen ihn den Berg hinan
die Glocken läuten, falsch bläst die Musik
er hat für seine Leute viel getan
er war Bürgermeister mit gutem Geschick.

Er war auch in die große Stadt gefahren
und hat vor dem Allerhöchsten gesprochen,
er half dem Bund und der Gemeinde sparen,
vor mir hat er sich einmal verkrochen.

Seiner Tochter hab ich tief in die Augen geschaut,
sie war mir, einem Landstreicher, gut —
am Abend haben mich seine Knechte verhaut,
aus Mund und Nase rann mir das Blut —

Es wird dich über die Zeiten quälen,
deine Tochter spricht von dir und von mir,
im Kornfeld werden wir uns vermählen
und später einmal begegne ich dir.

KURT KLEBERT

Freund war Feuer und Flamme für diese Idee, aber wo sollte man sich zusammenfinden? Das Vereinshaus, in dem sie einst zusammenkamen, war zum Teil durch ein Feuer zerstört worden und der Pfarrer wollte es nicht wieder aufbauen lassen. Allmählich scharten sich immer mehr alte Freunde um Franc, der stets beliebt gewesen war. Als man einmal bei einem Abendtrunk zusammensaß, machte Franc der kleinen Gesellschaft einen Vorschlag, dem man nach einigem Erwägen begeistert zustimmte.

Franc gelang es, das alte Vereinshaus zu mieten, und nach zweijähriger Freizeitarbeit von freiwilligen Helfern war der Bau zu einem hübschen, modernen, 300 Plätze umfassenden Theatersaal renoviert worden. Man wußte längst, was Franc vorhatte. Aus allen Ständen und Kreisen der Bevölkerung fanden sich Musikamateure ein. Es wurde musiziert, deklamiert, komponiert, inszeniert, kritisiert, korrigiert, instrumentiert, und eben da war es wieder Franc, der an Hand von Bandaufnahmen die Mängel belichtete und mit seiner überaus feinen Empfindsamkeit verbessern half.

Mancher der Ausführenden hätte gern seine Aufnahmen besessen. Die wenigsten jedoch hatten die Mittel, sich ein Tonbandgerät leisten zu können, und so sprang in Franc der Gedanke auf: Schallplatten! Alle waren begeistert. Ja, das konnte sich jeder anschaffen. Der nimmermüde Franc machte sich daran, die Lizenz zur Herstellung von Schallplatten zu erlangen. Er arbeitete von neuem mit größter Energie, sich die Kenntnisse zur Herstellung der Matrizen anzueignen. Wiederum war es ein hartes Stück, das es zu meistern galt. Doch eines Tages war es so weit. Er überwachte selbst die Herstellung der Matrizen. Er begnügte sich jedoch nicht mit den Aufnahmen seiner Amateure, sondern ging auch daran, in Konzertsälen aufzunehmen. Als er das erstemal bei einem Konzert um die Erlaubnis einer Tonbandaufnahme nachsuchte, fragte man ihn spöttisch, was er denn wolle. Das wäre doch nichts für ihn. Er ließ sich jedoch nicht beirren und setzte seinen Willen durch. Seine Platten kamen in Umlauf und wurden immer beliebter.

Da die Zahl seiner Kunstliebhaber ständig zunimmt, hat er eine Gesellschaft gegründet. Er hat auch nach hartnäckigem Kampf erreicht, daß die Besten seiner Schar bei Rundfunksendungen mitwirken können. Das ist für einige schon das Sprungbrett zu einer echten Künstlerlaufbahn geworden.

Er ist sehr darauf bedacht, seiner Gesellschaft einen guten Ruf, und den Beteiligten Freude am Schaffen zu geben. Beseelt von seiner Schaffensfreude sagte er einmal: „Ich mußte mein Augenlicht verlieren, um das alles zu gewinnen, was mein Leben so überaus reich macht. Anders wäre es niemals so geworden."

Worte von Albert Schweitzer

Der Geist der Humanität muß Tat werden, er muß Tat werden überall, wo Friedlosigkeit herrscht. In der Zeit, in der wir leben, hat jede Manifestation dieses Geistes, so schwach sie auch sein möge, ihre Bedeutung; denn das Feuer, wenn es einmal da ist, ist fähig, den Brennstoff, der sich von selbst nicht entzünden würde, zu entzünden; und Brennstoff zum Geist der Humanität ist in der ganzen Welt in allen Menschenherzen enthalten, und daß er sich entzünde, dieses wagen wir zu hoffen.

KARIN RÖTZER

ZWEI FREUNDE

Herbert Frank saß in der großen Ulmenallee, die rot und gelb war von gefallenem Laub. Am Fluß standen einige Stauden und Büsche, und ein weißes Schiff trieb gegen die Strömung, daß große Wellen das kleine Überfuhrboot aus dem gewohnten Gleichgewicht brachten.

Der Anlegeplatz ächzte und schwankte bedrohlich. Irgendwo bellte sich ein kleiner Hund müde. Der Herbst hatte bunte Farben in die Aulandschaft gezaubert, nur die Flügelschläge der Wildenten durchbrachen die Stille und der Wind sang sein monotones Lied.

Herbert Frank lauschte in die Melodie seiner Heimat. Hier hatte er als Bub gespielt, geträumt von der Erfüllung stolzer Zukunftspläne, und vor langer Zeit Abschied genommen von allem, was ihm lieb und teuer gewesen. Wo nur sein Freund so lange blieb?

„Herbert, erkennst du mich?" — Hinter ihm stehend, hielt Peter ihm mit beiden Händen die Augen zu: „Dreimal darfst du raten!" Der schwarze Wolfshund war aufgesprungen und hatte zu knurren begonnen. „Sei still, Tasso, das ist ja Peter, mein alter Freund. Den mußt du lieb haben — als wir einander zum ersten Male begegneten, waren wir noch kleine Lausbuben. Die schmalen Uferwege, mit niedrigem Gras bewachsen, waren unser Kinderland. Alte Ruderboote waren unsere stolzen Schiffe. Sie fuhren ins weite Meer und wir standen am Steuer und sahen fremde Länder und Städte. Und unsere Flagge leuchtete verheißend in der Sonne. Peter, weißt du's noch?"

„Doch, und unsere Angeln waren Weidenruten mit Bindfaden aus Mutters Nähkorb, die wir stundenlang ins Wasser hielten, wie wir es den alten Fischern abgeguckt hatten, ohne etwas zu fangen." — „Wie anders ist doch alles gekommen! Lehrjahre, Militärzeit, Frauen — und am Ende die große Sehnsucht unserer Kindheit nach der Weite." — „Unsere Schiffe haben uns aber auch gründlich aus dem sicheren Hafen getragen. Und darob sind wir Grauköpfe geworden." — „Wie sollte es uns nun nach all den Erlebnissen nicht gedrängt haben, zueinander zu finden als müde gewordene Wanderer?"

Ein paar gelbe Blätter trudelten bedächtig von den Baumkronen auf die feuchte Erde. Peter sah ihnen zu und sagte: „Schön ist das, wie sie sich leise fallen lassen." Seine Gedanken tasteten sich ins Land der Märchen.

Herbert Frank aber lehnte sich fester an Peters Schulter: „Ich muß dich ganz dicht an meiner Seite fühlen, damit ich weiß, daß ich zu Hause bin und alles geblieben ist, wie es einmal war. Das kleine Bootshaus, die Fliederbüsche im winzigen Garten davor, unsere Bank — und dort drüben leuchtet in der Gloriole der Herbstsonne unser Lieblingsbaum als wäre er aus purem Golde."

An Herbert zog seine Jugendzeit vorüber. Im Klang seiner brüchigen Stimme lag etwas Seltsames. Längs des Ufers lagen doch lange schon nur noch hohe, nüchterne Fabriksanlagen, umsäumt von endlosen, grauen Mauern — aber Herbert träumte von seiner Jugendzeit.

Peter sah in ein stillbeglücktes Antlitz. Nach einer Weile sagte er mit zärtlich warmer Stimme: „Ja, ja, Herbert, mein lieber, alter — der Fluß, die Schiffe, unser Golddukatenbäumchen . . ." Auch ihm erschien die Kindheit in herbstlicher Wehmut.

Lange noch saßen sie schweigsam auf der alten, schmalen Bank, Hand in Hand, wie damals, als sie ihre Bubenfreundschaft besiegelt und später, da sie Abschied genommen hatten für lange Zeit.

Voll Rührung und dankbaren Herzens aber priesen sie zuinnerst das gnädige Geschick, das sie in letzter Stunde noch einmal zusammengeführt und inniger denn je vereint hatte in verträumter Stille herbstlichen Dämmerns.

Oh, Ihr Sehenden, seid nicht blind, vermeidet Kriege,
Ihr seid doch Gottes Kind!

F. SCH.

ESTHER RUNGALDIER

Wiener Gartengeschichten

Früh schon besaß Herzog Albrecht II. (1409—1439) einen Lustgarten am Ufer des Wienflusses, ungefähr dort, wo sich heute der Naschmarkt befindet. Dieser Garten war dem Vergnügen der österreichischen Prinzessinnen gewidmet und wurde das „*Paradeyss*" genannt. Der Wiener Hof erwarb den Grund schon 1371 und der Park wurde erst im Jahre 1655 aufgelassen. Damals wurde das „Paradeyssgartl" auf den heutigen Michaelerplatz verlegt, an die Stelle der heutigen Winterreitschule. Schließlich übertrug man die ganze Grünanlage um 1700 auf die Stadtmauer, etwa in die Nähe des Elisabethdenkmals im Volksgarten. Der Hofarchitekt Jadot schuf reizende Lusthäuser und Laubengänge, und in der Biedermeierzeit gab es sogar ein viel bestauntes und gerne besuchtes Kaffeehaus im „Paradeyssgartl", das zum Treffpunkt der eleganten Welt wurde. Zahllose reizende zeitgenössische Gemälde und Stiche erinnern uns noch heute an diesen allerliebsten Erholungsort des alten Wien.

Der „*Prater*", der schon 1455 in Urkunden genannt wird, erhielt seinen Namen von dem spanischen Wort „el prado", was soviel wie „Wiese" bedeutet. Die großartige Hauptallee wurde schon in den Jahren 1537—38 angelegt.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war ein berühmter Gartenkünstler in Wien, Jean Trehet, der seltsamerweise als Teppichwirker an den Hof berufen wurde, da man die kaiserliche Gobelinmalerei und Manufaktur zu errichten begann. Er wurde der Schöpfer der ersten *Gartenanlagen Schönbrunns*, des Augartens und des Schwarzenberggartens.

Prinz Eugen verschrieb sich dem berühmten Architekten Dominique Girard, der 1717—1722 in Wien weilte und tatsächlich einen der schönsten Gärten Europas um das Schloß *Belvedere* herum anlegte. Da Prinz Eugenius ein begeisterter Blumen- und Tierfreund war, baute Girard auch eine Menagerie in die Gartenanlagen ein, deren Spuren noch heute im oberen Teil des Parks zu sehen sind. Die herrlichen Glashäuser mit den kompliziertesten Röhrenanlagen und verschiebbaren Dächern bargen die kostbarsten Pflanzen, die sich der Prinz durch Beauftragte in der ganzen Welt besorgen ließ.

Die heutige Gestalt des Schönbrunner Parks geht auf die Anregungen des kunst- und naturliebenden Gatten Maria Theresias, Franz von Lothringen, zurück. Von der frühen Anlage haben sich nur zwei Kupferstiche erhalten, welche ornamentale Beete mit Statuenschmuck zeigen. Der holländische Gelehrte und Gartenkünstler Adrian van Steckhoven entwarf die jetzt vorherrschende Gesamtanlage, die Menagerie und die Gärten rechts und links vom Schloß wurden 1752 von Nicolas Jadot angelegt.

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert kam die Mode der englischen Gärten nach Wien. Man begeisterte sich, die Natur ungezügelt zu genießen. Der Prater war dazu die beste Vorstufe. Das schönste Beispiel einer solchen englischen Gartenanlage ist der herrliche *Laxenburger Park* oder der Park von Neuwaldegg. Einzelne, verstreute Plastiken fügen sich dort sehr reizvoll in ihre landschaftliche Umgebung.

Jahresversammlung der Hilfsgemeinschaft

Am Sonntag, den 7. Oktober 1962, findet die ordentliche Jahresmitgliederversammlung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs im Saale des Schwechater Hofes, Wien 3., statt. Die diesjährige Jahresversammlung hat besondere Bedeutung, ist doch die Leitung der Hilfsgemeinschaft unter der Obmanschaft unseres Kollegen Robert Vogel seit zehn Jahren tätig. Es wird daher Gelegenheit sein, die Leistung der ganzen Organisation einer besonderen Würdigung zu unterziehen. Aus diesem Anlaß wird auch „Unser Schaffen" mit einer Sondernummer erscheinen.

AUGUSTA GEIBLINGER

DER GRAUE KÄFIG

Immer, wenn es Frühling wird und die Luft erfüllt ist von dem in unbändiger Lebenslust aufjauchzenden Gezwitscher der Vögel, wird in mir die Erinnerung an eine Begebenheit aus meiner frühen Kindheit lebendig, obwohl schon Jahrzehnte seither vergangen sind.

Mein Vater war ein Försterssohn. Er hatte so manches verlassene kleine Reh und einmal sogar einen jungen Wolf zu Kindheitsgespielen gehabt. Als er später durch seinen Beruf genötigt war, das heimatliche Forsthaus mit einer engen Wohnung in der grauen Großstadt zu vertauschen, sehnte er sich nach den vertrauten Stimmen des Waldes. So war es nicht verwunderlich, daß er eines Tages mit einem zierlichen, schlanken Vögelchen heimkam, das auf dem Scheitel einen tiefschwarzen Fleck trug — mit einem Schwarzplättchen. Das Halten von Singvögeln war damals noch allgemein üblich und niemandem kam es in den Sinn, daran etwas Bedenkliches zu finden.

Unser Schwarzplättchen bekam ein graugestrichenes Vogelbauer, das am Fenster stand und mit einem grünen Tuche bedeckt war, um dem Vogel sein altes Heim unter einem grünen Laubdache vorzutäuschen. Die ganze Familie erfreute sich an dem hellen Gesang des Schwarzplättchens, wir Kinder standen oft lange Zeit vor seinem Käfig und fütterten es mit Ameiseneiern. Unser Vater pflegte jeden Tag ein kleines Stückchen Weißbrot in seine Frühstücksmilch zu tauchen und es, bevor er zur Arbeit ging, dem Vögelchen eigenhändig durch die Gitterstäbe zu reichen.

Auch für unsere kleinste Schwester war der Gesang des Schwarzplättchens eine Quelle großer Freude, denn ihr wurde der Tag entsetzlich lang, hatte man ihr doch strengstens verboten, die Binde, die sie wegen einer bösen Augenentzündung seit langem tragen mußte, jemals abzunehmen. Sie kannte daher nur die Stimme des Schwarzplättchens, ohne dieses je gesehen zu haben. Eines Tages jedoch konnte sie ihre Neugierde nicht länger bezähmen. Das Vöglein, das so lieblich zwitscherte, von dem wir soviel zu erzählen wußten — sie wollte, sie mußte es selbst sehen, um jeden Preis! Mit den kleinen Händen riß sie sich die Binde ab, die medizinischer Unverstand ihr aufgezwungen hatte. Entzückt blickte sie, in ihrem Bettchen knieend, zum Vogelhäuschen hinüber und in ihrer Freude rief sie: „Vater, ich hab' ja Augen!"

Jäh wandte sich der Vater um. Der Ausruf des Kindes hatte ihn zutiefst erschüttert. Eine heiße Welle der Angst, seine kleine Tochter könnte erblinden, stieg in ihm empor. War nicht das Leiden in letzter Zeit immer schlimmer geworden? Noch am selben Tag brachte er das Kind, so schwierig das bei seinen bescheidenen Mitteln auch war, zu einem hervorragenden Augenarzt. Dieser stellte fest, daß das Verbinden der Augen völlig verkehrt gewesen war und leitete eine neue Behandlungsmethode ein, die in kurzer Zeit zum Erfolg führte.

Nun hatten wir alle das Vögelchen noch lieber als früher, denn es hatte ja sozusagen unserem Schwesterchen das Augenlicht gerettet. Fröhlich sprang die Kleine nun mit uns umher. Das Schwarzplättchen hingegen mußte sich noch immer mit der Enge seines kleinen Käfigs begnügen. Doch eines Tages sagte unser Vater: „Kinder, die Heilung unserer kleinen Ida muß gefeiert werden! Zu Pfingsten fahren wir alle auf Besuch zu den Großeltern ins Forsthaus. Das Schwarzplättchen nehmen wir mit und dort draußen wollen wir ihm die Freiheit schenken. Es hat sie wahrlich verdient. Vielleicht ist es uns allen erst jetzt so ganz klar geworden, was ein Leben im Käfig bedeutet, seit eure Schwester von den Fesseln des Nicht-Sehens befreit worden ist."

PHILODENDRON

Tropisch große, tief geschnitt'ne Blätterherzen,
nach und nach entrollt aus langgestreckten Stielen;
Wurzeln, die, ins Leere greifend, kaum verschmerzen,
daß sie nicht zur Erde dürfen, um zu spielen.

Zierde weiter Räume in der Fensterhelle,
immer höher sich verzweigend und auch in die Breite.
Starkes Leben, phantasiebegabte grüne Welle,
träumend nach der Heimat, in die warme Weite —

DR. KARL KAINRATH

Wahre Freunde der Blinden

(Zu den Bildern auf der nächsten Seite)

Ein echter, warmherziger Freund der Blinden ist Direktor Zackl, Mitinhaber der WIENER MÖBELFABRIK. Mit großer Begeisterung und in selbstloser Weise hat er sich der Wiedereinrichtung des Blindenerholungsheimes „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach gewidmet. Immer wieder gelingt es dem Vorsitzenden der Hilfsgemeinschaft, Obmann Robert Vogel, den Blinden neue wertvolle Freunde zu gewinnen. Sie brauchen viele gute Freunde, um in dieser herrlichen, doch für das Sehen und nicht für das Blindsein geschaffenen Welt bestehen und trotz schwerster Behinderung froh und glücklich werden zu können. *(Bild rechts oben)*

* * *

Sichtlich ergriffen waren die Arbeiter der WIENER MÖBELFABRIK, Wien 12, von den Worten, welche Dir. Robert Vogel an sie richtete. Er führte u. a. aus: „Wenn wir bei bestem Willen nicht imstande sind, den Erblindeten, unter denen sich auch manch tüchtiger Möbeltischler befindet, das verlorengegangene Sehen zurückzugeben, so können wir ihnen doch mit unserer Solidarität beweisen, daß sie für uns als Menschen nicht abgeschrieben sind. Wir müssen versuchen, ihnen als Brüder und Schwestern zu helfen und ihnen beweisen, daß sie unsere Kollegen und Kolleginnen geblieben sind. Alle, die heute blind und auf die Hilfe ihrer Mitmenschen angewiesen sind, konnten es doch auch nicht ahnen, welch furchtbare Wendung sich eines Tages in ihrem Leben vollziehen würde.

Wer kann es aber von den jetzt noch glücklich Sehenden ahnen, was ihm der morgige Tag bringt? Niemand weiß es, und das ist gut so. Aber jeder weiß, daß er heute noch die Kraft und das Vermögen hat, anderen, schwächeren Mitmenschen zu helfen. Was macht es schon aus, wenn wir bereit sind, auf ein kleines Vergnügen zu verzichten, auf ein Glas Bier oder Wein oder auf ein paar Zigaretten; das Leben wird darum für uns nicht weniger schön sein, aber wir bringen ein Opfer für andere, die unsere Hilfe brauchen."

Es blieb kaum ein Auge trocken, als Dir. Robert Vogel von seinem eigenen Schicksal berichtete, wie er in jungendlichem Alter als Schuhverkäufer erblindete und sich fest vornahm, statt vor dem Schicksal zu kapitulieren, den Kampf gegen alle Schwierigkeiten und Härten des Lebens aufzunehmen. Es ist ihm gelungen, vieles zu erreichen, das geeignet ist, die harten Lebensbedingungen der erblindeten Menschen zu mildern, aber er gibt sich mit dem Erreichten nicht zufrieden und setzt seine Arbeit unermüdlich fort. *(Bild links oben)*

* * *

Ein von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs den Arbeitern der WIENER MÖBELFABRIK gewidmetes Dankschreiben wird zur Verlesung gebracht. Spontan haben die Arbeiter dieses einmaligen Unternehmens bei der Neueinrichtung des Blindenerholungsheimes „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach ihre Hilfe zugesichert.

Durch Leistung mehrerer unbezahlter Stunden haben diese braven Menschen mitgeholfen, die Kosten für die Möbel so niedrig wie möglich zu halten.Wenn der gute Wille da ist, geht es. Es ist notwendig, daß die Menschen einander helfen. Es kann doch der, der heute geholfen hat, schon morgen selbst Hilfe brauchen. *(Bild links unten)*

Photo Heinz Vogel

* * *

Betriebsratsobmann Kollege Viktor Stecher beantwortet die Ausführungen des Vorsitzenden der Hilfsgemeinschaft, Robert Vogel, mit einer in bewegten Worten gehaltenen Ansprache und verlieh seiner großen Freude darüber Ausdruck, daß er und alle seine Mitarbeiter zum guten Gelingen eines Werkes beitragen durften, von dessen Existenz viel mehr Menschen Kenntnis haben sollten. Er sagte u. a.:

„Wir wollen schon aus Dankbarkeit, daß wir uns des vollen Sehvermögens erfreuen dürfen, mithelfen, das Leben der Blinden schöner und lichter zu gestalten. Es kann keiner von uns wissen, ob er nicht eines Tages in einem der Betten schlafen wird, zu deren Herstellung er jetzt als Sehender sein Scherflein beigetragen hat." *(Bild rechts unten)*

Mitgliederaufnahme

Erblindete oder schwer sehbehinderte Personen können sich bei der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs um die Aufnahme als Mitglied bewerben.

Die Hilfsgemeinschaft steht allen Erblindeten mit Rat und Tat zur Seite und hilft ihnen bei der Erlangung der ihnen rechtlich zustehenden Leistungen, wie Hilflosenzuschuß, Blindenbeihilfe, Fahrtbegünstigungen, Befreiung von der Rundfunkgebühr usw.

Es ist im eigensten Interesse gelegen, einer Gemeinschaft anzugehören, denn das Schicksal, wie schwer es auch sein mag, wird gemeinsam leichter ertragen. Die Anschrift der Hilfsgemeinschaft lautet:

HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS
Wien XX. Treustraße 9, Telephon 35 36 81 Serie

MARGARETE NEIDL

FERIENGLÜCK

Worin besteht das Ferienglück? Ohne Zweifel darin, daß jung und alt eine bestimmte Zeit des Jahres das tun kann, was ihnen Freude macht. Dies ist naturgemäß bei jedem Menschen anders und richtet sich weder nach dem Alter noch nach dem Beruf, sondern einzig und allein nach der Individualität jedes einzelnen.

Gibt es doch viele Menschen, die vorschlagen, daß die Ehegatten getrennt ihre Ferien verbringen sollen. Diese, in vielen Fällen richtige Ansicht trifft auch nur individuell bei einigen zu, und dasselbe gilt von dem Ferienaufenthalt von Eltern und Kindern. Auch da sollte der Individualität der Kinder Rechnung getragen werden, was nicht immer geschieht.

Was sollen die Ferien dem Urlauber bringen, wenn er sich erholen soll? Wenn es nicht ein ausgesprochener Kuraufenthalt ist, sicher die Erfüllung seiner Wünsche. Bei dem einen ist die Erholung lange schlafen, bei dem anderen zeitige Morgenspaziergänge, bei einem Dritten Tennis, bei andern das Baden. Gerade in der Erfüllung der Lieblingsbeschäftigung, der individuellen Lebensweise liegt auch die notwendige Entspannung.

Die Schulferien sollen in erster Linie der Erholung gewidmet sein. Diese ist für die Kinder die Ausübung ihrer Lieblingsbeschäftigung, die aber meist ganz anders ist, als die Eltern es gerne haben möchten. Viele Eltern scheuen sich, die Kinder in Heime und Lager zu geben. Alle Kinder wünschen es sich nicht einmal, aber manche, geradezu leidenschaftliche Pfadfinder zum Beispiel, sind in ihrem Lager wunschlos glücklich. Der ganze Zauber des selbständigen Handelns, der großen Naturverbundenheit und der heiteren Geselligkeit mit Gleichaltrigen umfängt sie. Einmal keine Ermahnungen von Vater und Mutter! Einmal kann man stundenlang Völkerball spielen, einmal kann man auch allein im Wald spazierengehen, spielen, lachen, tollen, wie es die Jugend liebt.

Auch in den Mädchenheimen und bei den Mädchenreisen kann sich die Individualität entfalten, können Lieblingsbeschäftigungen stundenlang durchgeführt werden, und nun kommt zu diesem Kinderparadies, objektiv betrachtet, der große erzieherische Wert desselben. Worin besteht er eigentlich?

Die sorgende Hand der Mutter fehlt einmal. Vielleicht wird an den ersten Abenden auch der Gutenachtkuß schmerzlich entbehrt werden, aber das Kind ist nun einmal auf sich selbst gestellt, es muß auf alle seine Sachen aufpassen, es muß sie selbst aufräumen, es muß auch selbst einmal etwas annähen, sogar etwas waschen, und das ist sehr gut. In der Gemeinschaft der Gleichaltrigen ist das Durchsetzen des eigenen Willens unmöglich. Etwas verzogene, einzige Kinder müssen ihren egozentrischen Standpunkt aufgeben, weil sie sehen, daß sie damit nicht weiterkommen. Sie fügen sich dann ganz von selbst in diese Gemeinschaft ein und setzen häufig diese gute Eigenschaft auch zu Hause weiter fort.

Überängstlichen Eltern sei gesagt, daß die Kinder auch mit einem gewissen Alter lernen müssen, ihre Gesundheit selbst zu behüten, denn jedes Lager hat ein Interesse daran, daß die Kinder gesund bleiben, und sie bleiben es

ERINNERUNG

Als einst ich noch ein Knabe war,
Wie fand ich es doch wunderbar,
Ins schöne Märchenland zu geh'n,
Die vielen Wunder dort zu seh'n;
Es hat mich nie verdrossen.

Viel später, als ein reifer Mann,
Da klopft' ich wieder einmal an;
Doch diesmal hab' ich nichts geseh'n.
Ich mußte einsam draußen steh'n;
Das Tor blieb mir verschlossen.

Ich klopft' und rief — man hört' mich nicht.
Kein Riese zeigt' sich, auch kein Wicht,
Und weder Hexe kam noch Fee,
Sie alle mieden meine Näh'
Und floh'n vor mir, dem Toren.

Ich war enttäuscht; mir wurde klar,
Daß ich zu spät gekommen war.
Dahin mein schönes Märchenland,
Das ich als Kind so herrlich fand;
Für alle Zeit verloren!

JOHANN THIEM

auch. Die Heimkehr ist dann eine große Freude für Eltern und Kinder.

In der Großstadt ist gegen Sommer die Atmosphäre im Elternhause häufig mit Elektrizität geladen, Vater und Mutter sind überarbeitet. Nach den Ferien geht es meist in bedeutend ruhigerem Tone weiter und vom Ferienlager bleibt die herrliche Erinnerung.

Es können natürlich auch Ferien in der Großstadt ihren Reiz haben, wenn sie durch die Not erzwungen sind, aber auch da muß man trachten, den Kindern eine gewisse Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Schwimmen, selbstverständlich niemals allein und unbeaufsichtigt, in großen Strömen oder zu weite Ausflüge sollen vermieden werden.

Niemals soll man während der Schulferien Kinder täglich mit Aufgaben plagen, selbst wenn sie ein schlechtes Zeugnis hatten oder durchgefallen sind. Eine gewisse Zeit der Ferien muß ausschließlich der Erholung gewidmet sein, sonst verleidet man ihnen das Lernen, und macht es ihnen verhaßt. Gesunde Kinder, die gerne lernen, gehen am Ende der Ferien auch schon wieder mit Freude in die Schule. Wenn Kinder in der Schule zurückgeblieben sind und eine Nachprüfung und dergleichen machen müssen, dann muß man sich die letzten 14 Tage der Ferien aussuchen, um das Kind für die Prüfung vorzubereiten.

Noch ein Wort über das Lesen. Wir alle kennen die sogenannten Leseratten, die in der schönsten Gegend bei herrlichstem Sonnenschein anstatt spazieren zu gehen lesen. Soweit es möglich ist, soll man in den Ferien den Kindern, die mit Leib und Seele diesem schönen Vergnügen huldigen, wenn es gute Bücher sind, die Freude lassen. Es ist die schönste Zeit des Lebens, wenn für den jungen Menschen die Außenwelt versinkt und er mit dem Dichter alles, was dieser erzählt, miterlebt.

Das Versinken in die Ideenwelt des Dichters ist für die jugendlichen Lesefreunde eine herrliche Erholung. Selbstverständlich darf die körperliche Ertüchtigung nicht ganz außer acht gelassen werden, die Bewegung in freier Luft ist sicher wertvoll, aber gerade das Hingeben an die Lieblingsbeschäftigung bei jung und alt bildet in den Ferien die so notwendige nervliche Entspannung. Das Aufstehen zur selbstgewählten Zeit, das Suchen oder meiden der Gesellschaft, das Nichtstun oder Schreiben

Eine hervorragende Figur des ungarischen Blindenwesens ist Direktor Szabo Caroly. Als Leiter der sehr bekannten Blindenanstalt in Szombathely lud er den Vorsitzenden der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ein, um seinen und andere Blindenbetriebe in Ungarn zu besichtigen. Der Besuch gab Gelegenheit zu gründlichen Aussprachen. Der Erfahrungsaustäusch mit den führenden Männern des internationalen Blindenwesens kann sehr fruchtbringend für die Arbeit im eigenen Lande sein.

Photo Heinz Vogel

und Basteln, das Bergsteigen oder Schwimmen, nach freiem Willen eingeteilt, das ist die richtige Erholung. Das harte „du mußt jetzt", das die Kinder zwangsläufig im Laufe des ganzen Jahres in Schule und Haus bis zum Überdruß leider oft ganz unnötig hören, soll während der Ferien vermieden werden.

Nach einem Jahr eifrigen Studiums oder angespannter beruflicher Tätigkeit, eifrigst erfüllter Hausfrauenpflichten, sind Ferien nach eigenem Geschmack und eigenem Willen verbracht, notwendig. Und in dieser Eigenart die Ferien zu verbringen, die oft mit finanziellen Fragen gar nicht zusammenhängen, liegt der richtige Ferienzauber.

OBERSTUDIENRAT HANS HEINOLD

Über das geometrische Zeichnen an Blindenschulen

Die Blindenschulen unserer Republik arbeiten nach den Lehrplänen der Normalschule. Diese sachliche Feststellung sagt nichts über die Bestrebungen der Blindenlehrer und -erzieher, neue methodische Wege und Hilfsmittel zu finden bzw. zu entwickeln. Wenn man dabei bedenkt, daß die Lehrpläne für die zehnklassige polytechnische Oberschule zum Teil vollkommen neue Stoffkomplexe bzw. umfangreiche Erweiterungen bringen, so scheint damit erkennbar, daß es sehr großer allseitiger Erfahrungen und Überlegungen bedarf, bis das didaktische und methodische System der Blindenpädagogik als konstante Grundlage für die weitere Arbeit gelten kann.

Es wird noch tausend kleiner technischer Schritte und ungezählter methodischer Überlegungen bedürfen, die es für spätere Arbeiten auch schriftlich zu fixieren gilt. Ich habe schon früher über die Bedeutung des Geometrieunterrichts an Blindenschulen gesprochen und auch an anderer Stelle versucht, diese Entwicklung in historischer Sicht darzulegen. Schon die Aufgabenstellung des Geometrieunterrichts als räumliche Durchdringung der uns umgebenden Welt wirft Fragen und Probleme auf, die für die Blindenpädagogen von der Mathematik bis zur Psychologie reichen. Die Notwendigkeit dieses Unterrichts und die damit verbundene zeichnerische Darstellung als Stufe zur Abstraktion ist schon oft betont und bewiesen worden, so daß es einer Wiederholung nicht bedarf. Es sei nur daran erinnert, daß bereits Haüy und Klein in ihren ersten Konspekten zu einer Blindenpädagogik dem geometrischen Zeichnen durch die Hand des Blinden besonderen Wert beimaßen. Von den zu bestickenden Papptafeln Zeunes über die verschiedensten Steckpolster mit Nadel und Faden bis zur bekannten Scheibe von Hebold und allen anderen neueren Zeichensystemen und -geräten zieht sich eine Idee: Der Schüler soll durch aktive Tätigkeit im Unterricht in der Lage sein, die gewonnene plastische dreidimensionale Welt zu zergliedern, um Schritt für Schritt durch kontrollierende Darstellungen oder durch Konstruktionen zu neuen Vorstellungen und Erkenntnissen zu gelangen.

Tastbare Zeichnung

Wenn man den Stand der Entwicklung der Zeichengeräte für Blinde in den verschiedensten Ländern überblickt, so ergibt sich eine Gemeinsamkeit: Der Schüler soll einmal in der Lage sein, selbständig eine positive, d. h. sofort tastbare Zeichnung herzustellen, und zum andern soll die zeichnerische Tätigkeit ein Analogon zum Zeichnen des sehenden Menschen darstellen. Damit will ich sagen, daß es nicht darauf ankommt, hochkomplizierte Geräte zu schaffen, die vielleicht nur durch mechanische Hebel zu bedienen sind, sondern darauf, die mathematisch und geometrisch bildenden Elemente zu erhalten und die schöpferische Selbsttätigkeit nicht etwa durch überkomplizierte Mechanismen zu hemmen. Diese Grundkonzeption ist in dem neuen sowjetischen Zeichengerät erkenntlich, bei dem mittels besonderer Rädchen und einer gummiartigen Spezialfolie sofort tastbare Linien gezeichnet werden können. Auch in der CSSR soll es neue Entwicklungen geben, wobei die Geräte auf elektrodynamischer Grundlage arbeiten.

Seit vielen Jahren wirke ich als Mathematiklehrer an einer Blindenschule. Da die Geometrie auf dem Gebiete der Schulmathematik einen beträchtlichen Teil ausmacht, lag es natürlich nahe, mich mit den Problemen des Zeichnens zu befassen. Es ist mir auch gelungen, eine Reihe neuer Geräte zu entwickeln, die alle eine Stufe zu dem Zeichensystem bedeuten, wie ich es heute im Unterricht anwende. Besonders dringend wurde die Lösung des geometrischen Zeichnens für Blinde, als wir in Königswusterhausen vor drei Jahren die damalige Oberschule für Blinde zur Erweiterten Oberschule für Sehgeschädigte ausbauten. In diesen Klassen werden Blinde und Sehschwache gemeinsam auf das Abitur vorbereitet. Der Anteil der blinden Schüler beträgt im Höchstfall 25%, und der Unterricht wird mit Wandtafel, Kreide, besonderer Beleuchtung u. a. nach den Prinzipien der Sehschwachenpädagogik durchgeführt. Da die hier unterrichtenden Lehrkräfte meistens auf große Erfahrungen zurückblicken, gab es beim Übergang zu

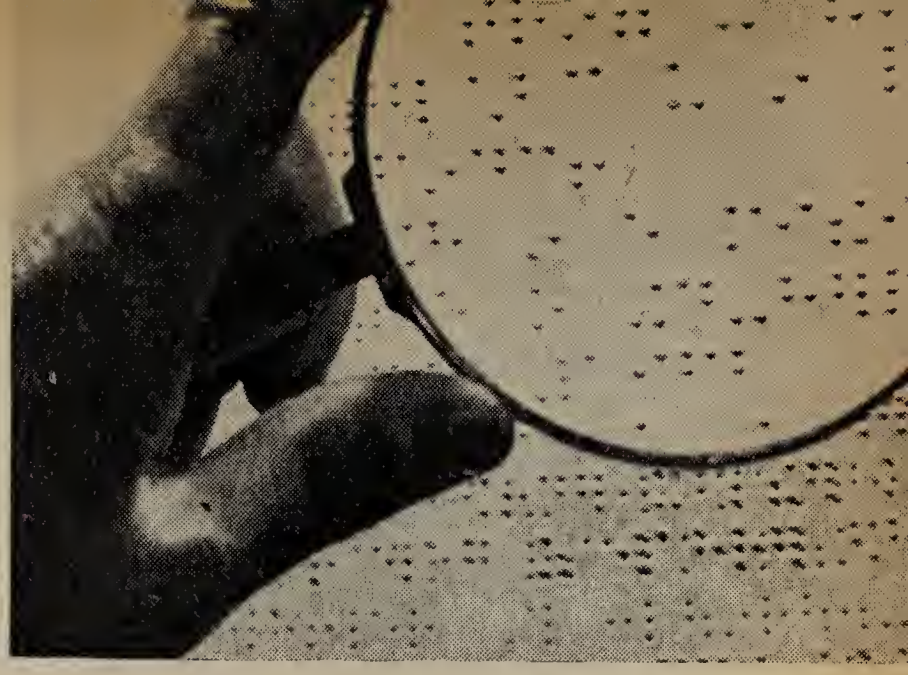
dieser speziellen Kombination keine besonderen Schwierigkeiten. Für den Mathematikunterricht tauchten besonders in der Geometrie neue Probleme auf. Um die blinden Schüler in der Klasse während des geometrischen Zeichnens durch die Sehschwachen im Unterricht nicht inaktiv werden zu lassen, etwa durch Vorlegen einer fertigen Konstruktion durch die Hand des Lehrers, war es dringendste Aufgabe geworden, das bereits entwickelte Zeichengerät so zu vervollkommnen, daß der blinde Schüler im Unterricht in gleicher Zeit die Konstruktion durchführen kann wie sein sehschwacher Mitschüler.

Die Hilfsmittel

Nun möchte ich versuchen, die Art des geometrischen Zeichnens zu beschreiben, wobei ich betone, daß dieser Weg verschiedenste Erfahrungen und Möglichkeiten kombiniert und bisher ansprechende Erfolge zeigte. Grundlage ist das Zeichnen auf Blindenpapier mit sofort tastbaren, positiven Linien. Die Verwendung von Blindenpapier hat den großen Vorteil, daß diese Zeichnung entgegen der Wachstafel oder anderen Spezialunterlagen aufgehoben werden kann und der Schüler damit seine schriftlichen Unterlagen bereichert und vervollkommnet.

Alle Zeichenhilfsmittel sind in einem aufklappbaren Gerätekasten von der Größe 38 × 32 cm untergebracht. Der Kasten ist aus starker Pappe hergestellt und mit grüner Leinwand überzogen. Will der Schüler das Gerät benutzen, so klappt er es über einer schmalen Kante nach links auf und hat die beiden zusammenhängenden Teile des Gerätes vor sich liegen. Hier ist eine 33 × 29 × 0,5 cm große, eingelassene Hartgummiplatte die eigentliche Zeichenunterlage. Vier Federklemmen ermöglichen es, das Zeichenblatt auf die Zeichenunterlage zu legen und festzuklammern. Der linke Teil des Gerätes ist der mit einem 3 cm hohen Rand versehene Deckel. Hier sind alle benötigten Zeichengeräte untergebracht und mit Gummibändern festgehalten. Dieses Prinzip der Zusammenstellung und Unterbringung hat sich gut bewährt und kommt dem Ordnungssinn der blinden Schüler entgegen.

Die benötigten Zeichengeräte sind im einzelnen: das positive Zeichenrad, ein Zirkel



Die Blindenschrift unter die Lupe genommen: Mit anfänglicher Mühe, Geduld und viel Übung gelingt es auch dem später Erblindeten, sich die Kenntnis der Brailleschrift anzueignen. Das Lesen der vielseitigen, in Blindenschrift herausgegebenen Literatur ist dem Erblindeten eine wertvolle Hilfe bei der Überwindung seiner Behinderung.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

mit positivem Rad, Zeichendrähte mit verschiedenen Markierungen und ein dazu passendes eingekerbtes Hartholzstäbchen, zwei verschiedene Winkel, ein Winkelmesser und ein Lineal (30 cm). Winkel und Lineal haben im Abstand von einem Zentimeter Einkerbungen zum maßgerechten Stecken der kurzen, dicken Zeichennadeln in das Papier. Ebenso ist der Winkelmesser im Abstand von 5° mit Einschnitten versehen. Des weiteren ist im Zeichendeckel noch eine einzeilige Beschriftungsleiste mit Griffel und ein Nadelkissen für die Zeichennadeln untergebracht.

Das Zeichenrad

Das positive Zeichenrad ist ein mit schweifförmigen Zähnen versehenes Rädchen, das an einem Griffel geführt wird und eine kleine Bremseinrichtung besitzt. Mit seinen kleinen Spitzen sticht es durch das Papier hindurch und wirft eine positive, tastbare Linie auf. Dieses Rädchen wurde vor über zwei Jahren die Grundlage für das positive Zeichnen. In der Praxis hat sich allerdings herausgestellt, daß es vielen Schülern Schwierigkeiten bereitet, das Rädchen kontinuierlich am Lineal entlang zu führen. Um diesen Arbeitsvorgang zu entlasten, habe ich das Zeichengerät weiter ergänzt. Der Schüler hat jetzt drei mittelstarke Stahldraht-Stücke mit verschiedenen

SALZBURGER REGENLIED

Wie der Regen rinnt und der Wind beginnt
Und der Wind dann wieder nach Süden dreht
Im sanften Regenrauschen . . .
Und plötzlich alles Alte ersteht,
Im Regenklang und vom Winde verweht —
Der Regen rauscht, es raunt der Wind,
Und die Seele beginnt zu lauschen.

Die Luft vom Gebirge kommt kühl und rauh —
Da liegt die Stadt zwischen Fluß und Berg
Im Glanz und Grau ihrer Gassen.
Hier losch oft Größe wie lohendes Werg.
Hier lief auch ein kleiner Menschenzwerg
An Hand der alten und lieben Frau,
Doch die Zeit läßt sich nimmer fassen.

Jahre vergingen. Das Kind wurde Mann.
Schon füllt sich auf Seiten des Lebens Ertrag,
Sie werden zum einsamen Psalter.
Noch immer geht vieler Uhrenschlag
Durch Stadt und Stille, Nacht und Tag.
Welle kam und Welle verrann.
Was gilt hier Tod und Alter?

Vom Berg herab dringt Avegeläut.
Nun glänzt der Fluß im Abendstrahl,
Es wird zu dunkel zum Lesen.
Die alte Stube liegt braun und fahl
Im Dämmer. Dies alles war einmal.
Was ist hier Gestern? Was ist hier Heut!
Doch das Kind bist du selber gewesen.

Dort schwimmt eine Wolke im Abendrot,
So sehnend, wie wir alle sind,
Dem nahenden Dunkel entgegen.
Nur manchmal lebt noch im Manne das Kind —
Dann raunt um die Stadt noch immer der Wind
Die alte Weise von Leben und Tod,
Und es rauscht auf die Dächer der Regen.

DR. HANS NÜCHTERN

Markierungen. Ein Draht ist in bestimmten Abständen eingefeilt und stellt zeichnerisch eine Mittellinie dar. Ein anderer Draht ist mit feinstem, dünnem Draht umwickelt und zusammengelötet. Der dritte Draht findet als glatte Linie Verwendung. Alle Drähte sind mit einem Holzgriff versehen, der bei Bedarf gleichzeitig als rechtwinklige Anlage benutzt werden kann. Da es sich hier um Stahldrähte handelt, ist ein Verbiegen oder Knicken nicht möglich. Alle genannten Geräte sind vom Deutschen Zentralinstitut für Lehrmittel überprüft, geschützt und für den Unterricht zugelassen worden. Will der Schüler eine Strecke zeichnen, so legt er mit Nadeln die beiden gewünschten Endpunkte fest und schiebt einen der Drähte zwischen Papier und Zeichenunterlage bis an die beiden Nadeln heran. Nachdem er von oben mit den Fingern nochmals kontrolliert hat, daß der Draht an den beiden Nadeln anliegt, setzt er auf den Draht und damit auf das Papier ein mit einer Kerbe versehenes Hartholzstäbchen. Es gehört kaum Übung dazu, das Stäbchen aufzusetzen, da Holzstab und Draht zusammenpassen. Mit nur geringem Druck fährt der Schüler mit dem Stäbchen auf dem Draht entlang, ohne daß die Gefahr des Abrutschens gegeben ist. Nach Herausziehen des Drahtes ist eine fast ideale positive Linie entstanden, die an Reliefzeichnungen erinnert. Diese drei Drähte und das positive Zeichenrad gestatten es, vier qualitativ verschiedene gerade Linien in allen Längen und Lagen auf das Zeichenblatt zu bringen.

Zum Schlagen von Kreisen verwenden wir den sehr guten Blindenzirkel nach G. Schutkowski. In diesen verstellbaren Zirkel wurde lediglich ein positives Rad eingebaut, um auch hier erhabene Kreise zu erhalten. Kurven werden mit dem positiven Zeichenrad entlang einem Kurvenlineal gezeichnet. Die Benennung von Punkten erfolgt mit der oben erwähnten Beschriftungsleiste.

Meine Erfahrungen im Mathematikunterricht der Erweiterten Oberschule für Sehgeschädigte zeigen, daß der blinde Schüler mit dieser Methode in der Lage ist, im Unterricht in fast gleicher Zeit wie sein sehender Mitschüler die geforderten Konstruktionen durchzuführen. Es ist eine große Erleichterung für Lehrer und Schüler, wenn z. B. bei der Behandlung der analytischen Geometrie im elften Schuljahr blinde und sehschwache Schüler dieselben Konstruktionen durchführen können, um dann anhand der Zeichnung gemeinsam die notwendigen Formeln zu erarbeiten.

Nicht zu unterschätzen ist dabei das anspornende Erlebnis gleichwertig vollbrachter Leistungen für unsere blinden Schüler. Es ist heute natürlich nicht möglich, zu beurteilen, ob diese Zeichenmethode endgültig sein wird. Die tägliche Unterrichtspraxis aber zeigt, daß sie sehr nutzbringend und praktisch ist und ihren Beitrag zur Erfüllung unserer Lehrpläne leistet.

Aus der Blindenzeitschrift „DIE GEGENWART“

HEINZ APPENZELLER:

Das Märchen vom Studenten Großhans Nimmersatt

Es war einmal ein junger Bursche. Der entwickelte einen gesegneten Appetit. „Iß, damit du einmal etwas Bedeutendes und ein berühmter Mann wirst!" sagten seine Eltern dereinst zu ihm, und Großhans Nimmersatt beherzigte diese Mahnworte. Er futterte tüchtig drauflos, bis seine Gliedmaßen erstarkt waren und der erste Bartflaum sich um sein Kinn zu kräuseln begann. Als er nun so herangewachsen war, da zog er kräftig aus mit großen Schritten wacker in die Weite, um alle Länder dieser Erde zu durchwandern und alle Meere zu durchfahren. Und er ruhte nicht eher, als bis er alles gesehen, bis er die Menschen, ihre Sprachen, ihre Lebensgewohnheiten, ihre Behausungen, Einrichtungen und Werke aus eigener Anschauung kennengelernt hatte. Dann aber zog es ihn wieder nach Hause.

Er belud sich mit ganzen Bergen von Büchern, schloß sich in seine Studierstube ein und ließ sich nicht eher wieder blicken, bis daß er das gesamte Wissen seiner Zeit reiflich durchdacht und in sich aufgenommen hatte. Eigentlich hätte er sich nun nach Abschluß seines Studienganges wieder der Welt zukehren sollen. Er hätte sich seinen Mitmenschen eröffnen müssen, um ihnen mitzuteilen, was er gelesen und was er gelernt. Er hätte nicht nur den Bibliotheken, den Kartotheken und Druckschriftenregalen, allem, was den Anstrich eingetrichteter Weisheit auf sich trägt, nicht nur allem Buchstabenwissen, sondern auch allem, was mit dem Odium und dem Modergeruch des Toten, des Vergangenen und Abgestorbenen behaftet ist, den Rücken zukehren sollen, um aus der stillen Einsamkeit und Abgeschiedenheit herauszutreten. Jetzt, da er bereits lange Haare bekommen hatte, jetzt, da sein Antlitz einen besinnlichen, ernsten Ausdruck angenommen hatte, jetzt, da seine Augen sich bereits chronisch zu entzünden begannen und er das überschwere Haupt schon wie ein alter Mann mit beiden Händen stützen mußte, wäre es an der Zeit gewesen, den Blick wieder von innen nach außen zu kehren und sich mutig und männlich nach Beendigung der Lehr- und Wanderjahre dem blutdurchströmten Leben in die ausgebreiteten Arme zu werfen und sich in seinen Dienst zu stellen.

Aber er gab sich noch nicht zufrieden mit dem, was er erhalten und was er erreicht hatte. Er sprang von seinem Studierstuhl: „Genug ist nie genug, es gibt noch Dinge", rief er begeistert aus, „zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt." Unwillkürlich waren ihm diese klassischen Worte der berühmten Philosophen Nietzsche und Kant wieder in den aufrührerischen Sinn gekommen.

„Es gibt noch gewisse Dinge, von denen ich noch gar nichts weiß, von deren Dasein ich bestenfalls eine Ahnung habe", so flüsterte ihm seine innere Stimme und stachelte seinen Geist zur Auflehnung an, so daß seine an die Schläfen gepreßten Hände sich zur Faust zu ballen begannen, und ein teuflischer Gedanke durchzuckte seine gerötete, von Fieberhitze erfüllte Stirne. Blitzartig war sein Entschluß gefaßt: „Ich muß fort, ich muß fort, hin zu Frau Fragmichwas, zur Zauberin Alrauna Fragmichwas! Sie allein kann mir weiterhelfen! Sie allein weiß mehr als alle Menschen wissen. Sie allein weiß mehr als in den Büchern steht! Sie allein, sie kann mir weiterhelfen!"

So ließ er denn alles liegen und stehen und eilte zu ihr, zu ihr, die Erfahrung besaß in allen häuslichen Künsten, die alle Rezepte der Koch- und Heilkunst kannte, die sich wohl verstand auf die Zubereitung aller Kräutlein und die geheimnisvollen Wirkungen wohltuender Wässerchen, lindernder Tränklein und entgiftender Arzneimittelchen.

Frau Alrauna nahm ihn gnädig auf, denn es freute sie und schmeichelte ihr, einen so gelehrigen, aufmerksamen und wissensdurstigen Schüler gefunden zu haben, und so ward Student Großhans Nimmersatt der

---

Das Licht, das wir im Innern tragen, ist's, was uns beseelt!
Des Alltags Sorge scheint es oft zu löschen.
Glücklich der Mensch, der dieses Licht in seinem Herzen bewahrt,
Damit es immer leuchte, in guten und in trüben Tagen seines Lebens! *H. G.*

Famulus der Zauberin, die ihn bereitwilligst in alles einweihte, worauf sie sich verstand. Sie vermittelte ihm allerlei brauchbare und gewiß wertvolle, der Natur abgelauschte Kenntnisse, aber daneben auch eine ganze Reihe übler Machenschaften, allerlei Ausgeburten dunklen Hexenhandwerks und schwarzer Magie, allerlei Sorten von teuflischem Kurpfuschertum und Quacksalberei. Und Student Nimmersatt nahm auch dies alles in sich auf, ohne eine Auslese, eine Auswahl des wirklich Wertvollen und tatsächlich Wissenswerten zu treffen. Er verschloß sein Ohr nicht eher ihrer Mitteilsamkeit, als bis er Frau Alrauna gänzlich ausgefragt und diese am Ende ihres Wissens angekommen war.

Und als er dann wiederum von ihr Abschied nahm, da war sein Gehirnkasten zum bersten vollgepfropft und es war kein Platz mehr vorhanden, wenn ihm auf der Reise irgendetwas Unvorhergesehenes zustoßen sollte, was darin hätte aufgenommen und vom Gedächtnis festgehalten werden sollen. Sein verschlossenes Wesen, seine starre, trotzige, gläserne und kalte, maskenhaft-unbewegliche Miene und die steife, übertrieben gerade und hochaufgerichtete Haltung verrieten von weitem schon, daß er nur mit sich selbst beschäftigt war, daß seine Gedanken und Ideen ihn gänzlich gefangen nahmen und daß in seinem Innern kein freier Raum für andere mehr vorhanden war.

So entrann er denn auch seinem Schicksale nicht. Im Streben nach dem Glück durch die erleuchtende Sonne der Erkenntnis stürzte er sich geraden Wegs ins Unglück, das seiner in Gestalt von Fräulein Lydia Lauerlieger wartete. Sie sah ihn kommen, tat recht schön und schmeichelhaft, aber hinter ihren blauen Augen steckte faustdick die Falschheit. Hinterrücks und unversehens faßte sie ihn beim Schopf, zwang ihn vor sich auf die Knie und ruhte nicht eher, als bis sie alles aus ihm herausgepreßt, was er in sich aufgestapelt hatte. Sie ließ ihm keine Ruhe, bevor sein Schädel nicht kahl wie ein abgeholzter Berg und alle Weisheit aus ihm herausgeschüttelt und entwichen war. Sie setzte ihm dermaßen zu, daß er zeitweise gänzlich die Besinnung verlor, daß das Blut aus den ohnedies schon farblosfahlen Wangen entwich und seine Denkerstirne sich in tiefe Falten legte.

Verwirrt und verstört, gekränkt und gedemütigt, ein erbärmliches Abbild des Jammers

Blinde Mütter wurden geehrt

Kollege Karl Reinhardt, am Flügel begleitet von Kollegen Konrad Kecler, trug in hervorragendem Maße zum schönen Gelingen der Muttertagsfeier der Hilfsgemeinschaft bei.

Die Spielmusikgruppe des Chores der Wiener Singgemeinschaft unter der bewährten Leitung von Frau Prof. Gretl Stürmer erntete mit ihren ausgezeichneten Darbietungen wahre Beifallsstürme.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

und der Hilfslosigkeit, eilte er zurück zu Frau Fragmichwas, um bei ihr Zuflucht zu nehmen und ihren Beistand zu erbitten. Aber da war guter Rat teuer! Denn sie hatte sich ja gänzlich vorausgabt; auch sie hatte ja alles Wissen von sich dem wahnwitzigen Studenten mitgegeben. Nur ein einziges Zaubermittel war noch in ihren Händen. Ihre Mutter selig hatte es ihr auf dem Sterbebette dereinst anvertraut. Es fiel ihr schwer, sich von ihm zu trennen, aber der Zustand ihres lieben Schülers und Famulus griff ihr dermaßen ans Herz, daß sie die Überwindung aufbrachte, auch dieses für den Augenblick höchster Not aufgesparte Zauberelixier preiszugeben. Unverzüglich wandte sie es an, unter Aufopferung ihrer mit seinem Besitz verbundenen Machtstellung, ihrer Würde und ihres Ansehens, ihres Vorranges, den sie unter den Zauberinnen des Erdballs und den Vorsteherinnen sämtlicher Hexenküchen inne hatte. Es war ein zähes Gebräu, eine salbenartige Schmiere, eine ölige Paste, die sie dem Studenten auf die schweißbenetzte Stirn träufelte und mit der sie seinen Körper zu bestreichen begann. Das Mittel wirkte im Augenblick, die Haut runzelte sich und der Leib sackte schlagartig in sich zusammen. Seine Stimme verlor den männlichen Ton, ihre Rauhheit und Stärke und nahm wieder kindliche Klänge an. Der Schädel zwar behielt seine bisherigen Ausmaße bei, denn er war eisenhart und unvergänglich geworden von vielem Gebrauch. Aber innerlich trocknete er aus. Die entzündete Hirnhaut zehrte sich auf und der Kopf ward hohl gleich einem Ofenrohr.

Blinde an modernen Webstühlen: In dem Budapester, von einem blinden Direktor geleiteten Blindenbetrieb vollführen blinde Weber an modernsten Maschinen hervorragende Arbeit. Das ist die beste Blindentherapie. Der moderne Staat muß sich seiner Pflicht gegenüber seinen blinden Bürgern bewußt sein. Er muß ihnen helfen, vollwertige und geschätzte Mitglieder der Gesellschaft zu werden.

Eine ausgeplünderte, kleinlaute Schrumpffigur, das war alles, was von dem so hoffnungsvollen Studenten jetzt übrig blieb. Ein zwerghafter Krüppel mit übernatürlich dickem Kopf. So wandelte sich der stolze Student zum unscheinbar-winzigen Zwergen. So ward aus Großhans Nimmersatt das Zwerglein Kleinlaut Habenichts. Frau Fragmichwas aber barg ihren kleinen Wicht in einer abgeschiedenen, unzugänglichen Höhle, wo er dem Zugriff und den Blicken der Menschen entrückt in ruhiger Sammlung und stiller Geduld abwarten konnte, bis ihm alles Vergessene wieder in den Sinn gekommen, bis neue Geisteskräfte ihm erwachsen und seine Zeit erfüllet war.

Heute bist du glücklich, kannst noch helfen! Weißt du schon, was morgen ist?

Wer in der angenehmen Lage ist, den Blinden zu helfen, soll dies aus Dankbarkeit tun, daß ihm das harte Los dieser unverschuldet ins Unglück geratenen Menschen erspart geblieben ist. Alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, wie Nähstube, Erholungsheim und Altersheim werden von Menschen in Anspruch genommen, die sich einmal ihres vollen Sehvermögens erfreuen durften. Das Sehen kann man ihnen nicht mehr geben, aber die helfende Hand wollen wir ihnen reichen, damit sie trotz Blindheit auch froh und glücklich werden können.
Wir erbitten auch Ihre Hilfe, lieber sehender Mitmensch, damit wir unsere Heime weiter ausgestalten können.

Erholungsheim
„HARMONIE“
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„WALDPENSION“
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

Korallen bedeuten Zement für Queensland

Eine Zementfabrik mit einem Marineinspektor in ihrem Personal ist ungewöhnlich genug; aber eine Zementfabrik mit einem Marineinspektor, der eine Flotte von drei Schiffen befehligt, die zum Transport von Korallen gebraucht wird, ist noch ungewöhnlicher.

Eine Zementfabrik mit diesen erstaunlichen Besonderheiten gehört der „Cement and Lime Company" in Darra, Queensland, einem Vorort von Brisbane.

Der Marineinspektor ist Kapitän J. W. Day, früher Hafenmeister von Vizagapatam an der Ostküste Indiens. In Vizagapatam hat Kapitän Day viele Erfahrungen im Dreggen gesammelt, die ihm jetzt beim Korallenfischen in den reichen Gründen, die sich um ein kleines Eiland — die Mud-Insel in der Moreton-Bucht bei Brisbane — erstrecken, zugute kommen.

Die Koralle liefert den Kalk, der einen wesentlichen Bestandteil in der Zementherstellung bildet. Der Generaldirektor der Gesellschaft, Mr. L. J. Jones, sagte: „Soviel wir wissen, sind wir die einzigen Zementfabrikanten, die Koralle aus der See verwenden."

Das Unternehmen beschäftigt 40 Männer, darunter drei Schiffsführer, für seine maritimen Operationen. „Ich habe eine sehr interessante Aufgabe", sagt Kapitän Day. „Täglich lerne ich etwas Neues dazu über die Organisation der Korallengewinnung und die Beschleunigung der Arbeitsvorgänge."

Das Fischen der Koralle und ihr Transport über die 40-Meilen-Strecke von der Mud-Insel durch den Brisbane-River zum Kai der Fabrik in Darra sind komplizierte Manöver, die präzise Zeiteinteilung und einen glatten Ablauf verlangen.

„Die ganze Operation, einschließlich der Abfahrt vom Kai in Darra, dem Korallenfischen in der Moretonbucht und der Rückfahrt, müssen innerhalb von 12½ Stunden abgewickelt werden", erklärt Kapitän Day. „Wir müssen uns nach den Gezeiten richten. Während der Ebbe fahren wir zur Mud-Insel hinaus, und mit der Flut kommen wir zurück."

„Wir brauchen 4½ Stunden, um das Riff vom Kai aus zu erreichen, 5 Stunden, um mit der Ladung zurückzukehren, und eine halbe Stunde für das Abladen. Damit bleiben 2½ Stunden zum Landen an der Mud-Insel. Beim Fahren oder beim Einladen kann ich keine Zeit gewinnen. Wenn ich also Zeit verliere, z.B. bei der Aufnahme von Vorräten, so muß ich die Ladezeit auf der Insel verkürzen.

Die Ladeleistung des Schwimmbaggers beträgt 800 t pro Stunde, oder 12 bis 13 t in der Minute. Wenn ich 10 Minuten verliere, so kommt das einem Verlust von 120 bis 130 t Koralle gleich."

Der Schwimmbagger „Coral", der auf der Mud-Insel stationiert ist, war während des letzten Krieges ein Tankladeschiff. Für seine jetzige Arbeit besitzt er eine Anzahl wesentlicher Eigenschaften, einschließlich zweier Vertäuungspfähle am Heck, welche, wenn einer zum Meeresboden geneigt ist, das Schiff in die Lage versetzt, sich im Kreis zu drehen, wie es beim Baggern notwendig ist. Am Bug befinden sich eine Ansaugleiter mit zwei Schrämmaschinen, das Steuerrad und Saugrohre.

Der Haupttransporter der drei Schiffe, die der Gesellschaft gehören, der den Namen „Cemento" trägt, hat eine Füllraumkapazität von 2000 t. „Cemento" hat ebenfalls einzigartige Vorzüge, deren überraschendster vielleicht die Fahrt- und Steuereinrichtung ist, die aus 6 Schiffsschrauben und 6 Steuerrudern besteht. Jede einzelne Schraube wird unab-

Schiffsladungen bringen ständig neue Mengen des gewonnenen Korallenkalkes.

hängig mit Strom versorgt, und das Schiff kann sich mit seinen 4 Maschinen mit 7½ Knoten fortbewegen.

Kapitän Day meinte: „Es ist das handlichste Schiff, das ich je gefahren habe; man kann es auf einem Pfennigstück wenden."

Am Darra-Kai wird die Ladung der „Cemento" durch 44 hydraulische Verladetüren in das Flußbett entleert, von wo die Koralle mit Kränen, die auf dem Kai montiert sind, wieder herausgeholt wird. Auf diese Weise wird die Koralle automatisch zweimal gewaschen. Das erste Mal, wenn sie durch den Saugbagger von der Grundmasse abgelöst wird, und dann wieder, wenn sie aus dem Fluß geborgen wird.

Das große Korallendepot, das von der „Queensland Cement and Lime Company" abgebaut wird, besitzt ideale physikalische und chemische Eigenschaften zur Herstellung des hochwertigen Portland-Zements. Im Gegensatz zu den üblichen Küstenvorkommen, die aus Quarzsand mit verschiedengradigen Beimischungen von Seemuscheln bestehen, stellt das Koralin um die Mud-Insel eine Mischung kalkreicher Korallen mit tangartigen Materien dar, die in Form eines 18—20 Fuß dicken Riffs abgelagert wurden.

Das Werk verarbeitet 600.000 t Koralle im Jahr, jedoch seien die Reserven in der Moreton-Bucht unerschöpflich, wie Mr. Jones sagt. Um einen 94-Pfund-Sack Zement herzustellen, braucht man in Darra 131 Pfund Koralle, 8 Pfund Sand, 5½ Pfund Tonerde, 4 Pfund Gips und ein halbes Pfund Eisenstein. Das Unternehmen nimmt für sich in Anspruch, daß es das billigste Zement in Australien herstellt.

Die Flut des Meeres schwemmt viel Korallenkalk ans Ufer und dieser wird hier gesammelt.

Die laufende Produktion in Darra beträgt 300.000 t im Jahr, wenn jedoch erst das £1,250.000 Ausdehnungsprogramm der Gesellschaft durchgeführt ist, wird die jährliche Produktion auf 500.000 t angehoben werden.

Das Erweiterungsprogramm schließt die Installation eines Riesendrehofens von 465 Fuß Länge, eine Anlage zur Pulverisierung von 14 t Kohle in der Stunde, eine Mahlanlage, die täglich 800 t Zementklinker verarbeitet und einen Betonschornstein von 250 Fuß Höhe ein.

Vitamin-Injektionen gegen Warzen und Hühneraugen

Zufriedenstellende Behandlungserfolge konnten bei krankhaften Hornhautbildungen, z. B. Warzen und Hühneraugen, durch die Verabreichung von Vitamin-Injektionen erzielt werden, berichtete Dr. Cataldo in einem amerikanischen Fachblatt für Fußorthopädie. 17 von 24 Personen, die an diesen Krankheitserscheinungen litten und bei denen das Leiden zwischen einem Monat und 10 Jahren bestand, konnten vollkommen geheilt werden. Sechs wurden beschwerdefrei, und nur bei einem Patienten sprach die Heilung nicht an.

Auch die Ärzte Dr. Melton und Dr. Lehmann berichteten, daß sie durch die Verabreichung von Injektionen hochwirksamer wässeriger Lösungen synthetischen Vitamin A-Palitates bei 70% von 208 Patienten mit Hornhautbildungen auf der Fußsohle eine vollkommene Abheilung erreichen konnten. Das Vitamin wird dabei direkt in die Warze oder das Hühnerauge injiziert. Erstreckt sich die Hornhautbildung auf größere Flächen, so werden mehrere Einstiche gemacht. Es scheint, daß die Vitamin-A-Behandlung die übermäßige Hornstoffbildung hemmt, die als Folge des Eindringens eines Hornhautvirus auftritt.

AUS „DER WOHLFAHRTSDIENST"

MARIA RENARD

Der unsichtbare Partner

Das Pendel der bronzenen Uhr auf dem Kaminsims beschrieb lautlos sein Kreisviertel, und immer, wenn es den Tiefpunkt streifte, blitzte seine polierte Oberfläche golden auf und spiegelte sekundenlang das Licht der dicken, braungelben Kerze, die auf dem Tisch stand. Die gestreiften Vorhänge waren nicht vorgezogen worden, und das Fenster stand einen Spalt breit offen, so daß der ungleichmäßige Anprall der Wellen, das platschende Zerbrechen an den scharfkantigen Felsen und dann wieder das saugende Geräusch des zurückweichenden Wassers bis in die Stube hineindrang. Und über allem das tiefe Brausen des Windes in den Wipfeln der Riesenfichten und Kiefern, die ihr rostrotes Gezweig bis dicht an die Hausmauern breiteten.

Der Raum wurde vom Kerzenlicht nur spärlich erhellt, so daß zwischen den Deckenbalken tiefe Schatten lagen. Nur die eichene Tischplatte und der Oberkörper des Mannes, der am Tische saß, waren vom Kerzenschimmer beleuchtet und standen wie auf einer Lichtinsel im schattenerfüllten Raum.

Der alte Mann — er mochte wohl an die siebzig Jahre alt sein — saß vornübergebeugt, die Stirn in die Hand gestützt und den Blick auf das Schachbrett gerichtet, welches vor ihm auf dem Tisch lag. Von Zeit zu Zeit griff er nach einer der Figuren und tat den einen oder anderen Zug, je nachdem, welche Partei an der Reihe war. Und dann sprach er auch halblaute Sätze vor sich hin, abgerissene Worte wie „Warte, diesmal kriege ich dich" oder „Einmal schaffe ich es doch". In seinen Augen lag dabei ein Ausdruck unsagbaren Hasses.

Immer wenn die Uhr die volle Stunde schlug, füllte der alte Mann sein Weinglas und hielt danach die Flasche für einen Augenblick über das unberührte Glas auf der anderen Seite des Tisches. Dann stellte er sie wieder neben sich auf den Boden, ergriff sein eigenes Glas und hob es grüßend gegen den Partner. Aber der Stuhl auf der anderen Seite war leer.

Und doch mußte dort ein mächtiger unsichtbarer Partner sitzen, denn seit zwanzig Jahren, seit der kleine Fjorddampfer des Kapitäns Aage Olsson an den Klippen zerschellt war, spielte der alte Mann an jedem Abend das gleiche Spiel, ohne jemals seinen Gegner mattsetzen zu können.

Aage Olsson war nicht immer Kapitän eines Fjorddampfers gewesen. Zuvor fuhr er eines jener schlanken, schnellen Fischerboote, die einmal im Jahr dort auftauchten, wo gewaltige Dorschschwärme sich stauten, auf einer rätselhaften Wanderung begriffen, um dann, Leib über Leib und silbern sich schuppend, im Fangnetz der Fischer ihre Reise zu beenden. Zu solchem Fang gehörten Mut und Ausdauer, denn die weite Fahrt durch das Treibeis war gefährlich, und im Kampf standen alle und alles gegeneinander — Mann gegen Mann und Schiff gegen Schiff—, und Sieger blieb, wer die zäheste Besatzung und die stärksten Netze hatte. Und zwischen den Fangtagen lagen Nächte voller Sturm,

SCHEIDEN

Ihr lieben trauten Berge all,
Ihr Täler und ihr Höh'n —
Das Scheiden wird mir fast zur Qual,
Werd' ich euch wiedersehen?

Ihr waret Kameraden mein
so manches liebe Jahr,
Wo ich in mancher Not und Pein
Durch euch getröstet war.

Ihr gabt mir Kraft und gabt mir Mut
Ihr wart mein stilles Glück
Das Schicksal meint es heut nicht gut,
Ich laß euch schwer zurück!

Wenn in des Mondes Flimmerschein
Erglänzt der Berge Pracht,
Da eilen die Gedanken mein zu euch,
Zu euch in jeder Nacht!

Wenn nach des Winters weißer Ruh'
Der Föhn vom Berge weht,
Nimmt meine Sehnsucht wieder zu
Die niemals ganz vergeht!

Und wenn ich einst vergangen bin
Und meine Seele schwebt,
So kehrt sie nochmals bei euch ein
Bevor sie aufwärts strebt.

ILSE WICHEREK

in denen sich der Schnee in großen Wehen um die hastig zusammengeschlagenen Bretterhütten legte, in denen die Mannschaften hausten. Oft müßig dahingebrachte Nächte und Tage, fast gleich zu dieser Zeit im Lande der Mitternachtssonne, Zeiten, die sich endlos zu dehnen schienen mit knapper werdendem Fladenbrot und aus Langeweile wucherndem Streit.

In jenem letzten Jahr waren Sturm und Kälte stärker und anhaltender als jemals zuvor. Die Fischerboote lagen festgefroren zwischen eisgewordenen Wellen, und die Mannschaft lebte seit vielen Tagen nur noch von Klippfisch und Brot und fadschmeckendem Tee, zu dem sie sich Schneebrocken hereinholten und auftauten. Man verdöste den halben Tag und die ganze Nacht in den Strohbetten, und endlich begann der Streit um die alltäglichen Nichtigkeiten, weil man alle Gesprächsthemen in den ersten Tagen bis zum Überdruß erschöpft hatte.

In einer solchen vom Sturm durchtobten Nacht kamen schwere Schritte durch den Schnee. Hart schlug eine Faust gegen die Tür. Draußen standen drei Leute vom Sirius, unter ihnen der Kapitän, Jasper Ruud. Die drei polterten herein, stampften den Schnee von den Schuhen und Jasper stellte mit großartiger Gebärde eine Flasche Rum und ein Schachspiel auf den Tisch.

Jasper war nicht sonderlich beliebt, weder bei seiner eigenen noch bei einer anderen Mannschaft. Er galt als brutal und verschlagen, und jedermann ging ihm aus dem Wege, wenn es irgend möglich war. In einer solchen Nacht aber war jeder willkommen, wenn er nur einige Abwechslung in den zähen Ablauf der Stunden brachte — nur als Jasper nun einen Spielpartner unter Aages Leuten suchte, wollte niemand so recht heran. Er jedoch stichelte auf seine langsame und zähe Art, bis Aage Olsson sich ihm gegenüber an den Tisch setzte.

Beide spielten verbissen und vorsichtig, und den zuschauenden Mannschaften erschien es so, als seien sie einander ebenbürtig. Beide waren noch niemals besiegt worden. In diesem Kampf siegte Jasper Ruud, und das vergaß Aage nicht.

Bald danach verwehte der Sturm den Schnee und trieb das Eis aus dem Fjord, so daß die Schiffe frei wurden. Die Rückenflossen der Fische standen dicht beisammen aus dem Wasser, und in der wilden Jagd nach Fang und Kronen verloren Aage und Jasper einander aus den Augen und begegneten sich nie mehr.

Aage übernahm später einen der kleinen Fjorddampfer, die Passagiere und Post an den Küsten entlangfahren, und als dieser unterging, hatte er gerade genug gespart, um sich das braune Holzhaus auf Nesodden kaufen zu können. Dort lebte er sein beschauliches Leben im Schatten der Bäume, und nur vom Fenster aus sah er den Fjord und drüben, am anderen Ufer, Oslo im Licht einer fast weißen Sonne im Sommer und unter den farbigen Fahnen des Nordlichtes im Winter. Sein Haar war weiß geworden, und seine Augen lagen tief hinter den schlaffen Lidern, aber immer noch hatte er seine Niederlage nicht vergessen.

An jedem Abend, wenn seine Haushälterin gegangen war, trug er das Schachbrett herbei,

NARRENLIED

Ich hab' als höchste Wissenschaft
Das Narrentum erkoren
Und preise als die größte Kraft
Die Weisheit eines Toren.

Mag ihn ein anderer weiterziehn,
Den alten Tugendkarren.
Laß fahren deine Sehnsucht hin
Und pfeif mein Lied der Narren.

Die Welt ist weit und tief das Grab.
Und läufst du auch im Zotteltrab,
Du fällst ja doch ins Schwarze.

Wer, da die Weisen wachten, schlief,
Im Traum sich wund die Füße lief,
Der fürchtet keine Parze.

Die Schulweisheit ging betteln schon,
Als ich die Schulbank drückte.
Jetzt streikt sie um den kargen Lohn,
Der Durstige entzückte.

Da lobe ich die Narren mir,
Die tanzen auf dem Seile.
Till Eulenspiegel hatte hier
Noch niemals Langeweile.

Er ließ die Weisen zu sich hin,
Zum Rathausturme starren.
Das war in Holland, nicht in Wien,
Denn dort gab es auch Narren.

AUGUST FRANKL

AN DIE ELEKTRIZITÄT

Du wunderbare, segensreiche Kraft,
Die rein und lautlos Licht und Wärme schafft,
Gedankenschnell dem Drucke folgt der Hand,
Gleich einem Geist, durch Zaubermacht gebannt,
Die Kranke heilt und bitt're Schmerzen stillt
Und uns des Übels tückischen Keim enthüllt,
Den Menschen, die getrennt durch Land und Meer,
Botschaft und Wort trägt durch die Lüfte her,
Die liebe Stimme, die schon längst verklang,
Noch immer löst zu Wohllaut und Gesang,
Der Jugend holde Schönheit, die verging,
Festhält in eines Spiegels magischem Ring,
Die, was verborgen auf der Erde lebt,
Geheimnisvoll zu unserm Blick erhebt,
Daß uns der Schöpfung ewiges Rätselbild,
Erschütternd wie noch nie das Herz erfüllt,
Wenn keusch die Rose aus der Knospe bricht,
Der Falter aus der Puppe dringt ans Licht.
Du Zauberstrom, der um den Erdball fließt,
In unsichtbare Meere sich ergießt,
Wer kennt den magischen Quell, von dem du stammst,
Aus dem dein Licht, du über Pole flammst,
Botschaft der Gottheit, die da webt und wirkt
Und hinter deinen Blitzen sich verbirgt.

MARGARETE GRUBER

stellte die Figuren auf und zündete eine Kerze an. Dann füllte er zwei Gläser, wie er sie damals gefüllt hatte, setzte sich und spielte langsam und nachdenklich Zug um Zug für beide Parteien. Das Fenster ließ er auch bei klirrendem Frost einen Spalt breit offen, als ließe er der eigenen Einsamkeit einen Fluchtweg nach draußen oder dem unsichtbaren Partner einen Weg hinein zu seinem Platz am Tisch. Es war seltsam — so oft er auch spielte, noch niemals hatte er eine Partie gegen den Unsichtbaren gewonnen, obwohl er sämtliche Kniffe und Schliche des königlichen Spieles angewandt hatte. Sein Gerechtigkeitssinn — stärker als aller Haß — hatte es nicht zugelassen, daß er ebendieselben Kniffe nicht auch dem Partner zugute kommen ließ. So spielte er dieses Spiel mit dem Stoismus des Alters Abend für Abend und Jahr für Jahr, ohne jemals die Hoffnung auf einen Sieg zu verlieren.

An diesem Abend verspürte Aage eine unerklärliche Unruhe. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren, und er trank viel und hastig vom Wein. Seine Hand zitterte, wenn er nach einer der Schachfiguren griff, und oft schien es ihm im flackernden Licht, als rückten die Figuren selbständig von Feld zu Feld. Tastend schob er die eigene Dame von einem schwarzen zu einem weißen Feld hinüber und wollte eben gewohnheitsmäßig den Gegenzug überdenken, als er die Entdeckung machte, daß es keinen Gegenzug mehr gab. Er hatte den Gegner mattgesetzt.

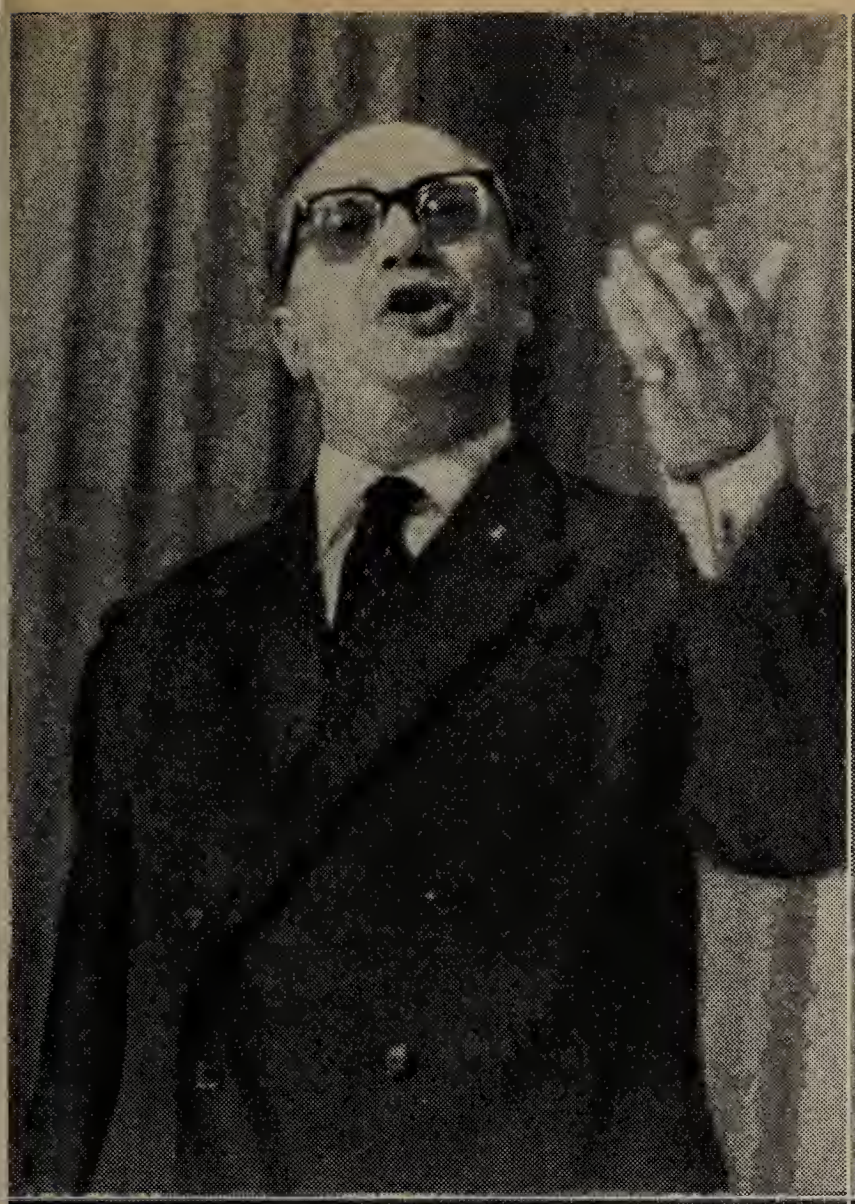
In diesem Augenblick kamen von der Uhr elf helle Schläge. Ein Windstoß fuhr durch den Fensterspalt und ließ die Vorhänge flattern, und dann flog ein großer Vogel mit wild schlagenden Schwingen so dicht am Fenster vorüber, daß er fast das Holz zu streifen schien. Der Vogel — es mochte eine Wildgans sein, die der Sturm aus der Höhe herabgedrückt hatte — schrie, stieß einen rauhen Laut aus, und der alte Mann am Tisch hob den Kopf, nickte zum Fenster hinüber, als gälte es, jemand zu grüßen, lächelte dann auf eine überlegene und zufriedene Weise und wischte mit einer einzigen Bewegung seiner derbfingerigen Hand das Schachbrett vom Tisch.

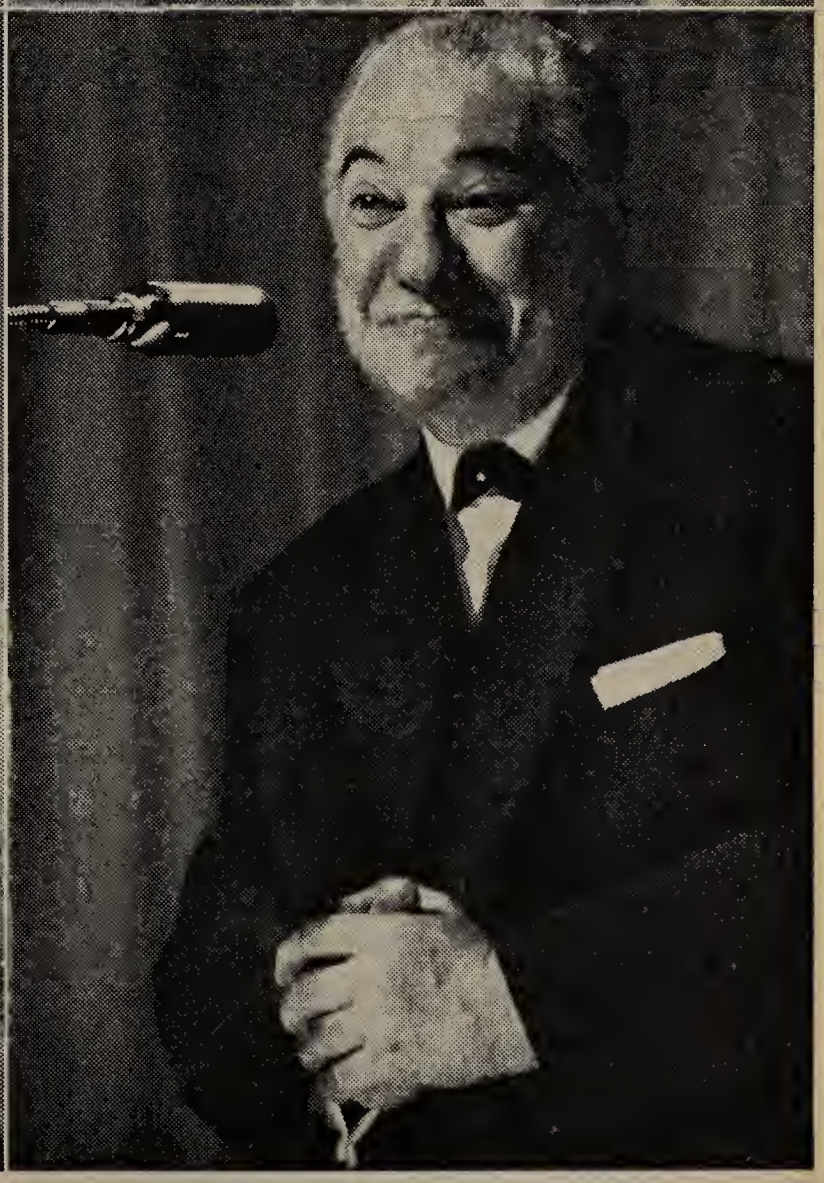
Musik und Humor für Blinde

(zu den Bildern der nächsten Seite)

Links oben: Herr Josef Wallner erfreute die Blinden mit Wiener Liedern, die sie so gern hören. Ist es doch ein Stück Heimat, das vor ihrem geistigen Auge dadurch entsteht. Am Klavier Richard Schmiedberger.
Rechts oben: Der Humor von Frau Mela Resch erfrischte so recht die blinden Zuhörer. Blinde lieben den Humor, denn er erhellt das Dunkel des Alltags. Es gibt kaum ein dankbareres Publikum bei musikalischen und gesanglichen Darbietungen. Sie sind ein Teil ihrer Rehabilitation an das tägliche Leben. Deshalb ist auch die kulturelle Tätigkeit der Hilfsgemeinschaft so dankenswert und nachahmenswürdig.
Links unten: Frau Jona Endres sang im Schwechater Hof beim Unterhaltungsnachmittag der Hilfsgemeinschaft Lieder von Franz Schwabel. Die Liedertexte stammten aus der Feder von Hertha Jahn.
Rechts unten: Wenn Emmerich Arleth plaudert und singt, dann gibt es gute Unterhaltung und Entspannung. Der Chef der Artistengewerkschaft bereicherte mit seinem Humor den Unterhaltungsnachmittag der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs im Schwechater Hof.

Photo Pressebild-Agentur Cerny





Abonnieren Sie „Unser Schaffen“!

ROSE PERZ-SCHÖNEGGER

Liebe auf den ersten Blick

Ob so etwas wohl möglich ist? Viele werden sagen: „Oh, das kommt vor!“ Mancher wird nachsichtig lächeln: Ja, junge, schwärmerische Menschen — möglich. Einige werden eigenen Erlebnissen nachhängen und traumverloren in die Ferne blicken, um vielleicht niemals erfüllten Träumen nachzusinnen. Skeptiker werden entschieden ablehnen. Ich selbst jedoch glaubte, wenn Liebe auf den Moment des ersten Sehens den Menschen befällt, daß dieses Gefühl kein tief anhaltendes sein könne. Strohfeuer nannte ich diese Liebe. Doch wurde ich eines Tages eines anderen belehrt.

Es war kein Frühlingstag, der die Herzen für derartige Gemütsbewegungen empfänglicher macht, sondern ein stürmischer, grauer Aprilmorgen. Vom nahen Stephansturm schlug es gerade acht. Ich bog eben in eine Seitengasse von der Kärntnerstraße ein, als ein Auto in langsamem Tempo an mir vorüberglitt. Durch die Enge der Gasse und die unmittelbare Nähe blickte ich in das Auto und aus demselben schauten mich zwei große, braune Augen an, lange und fest. Es war, als seien unsere Blicke aneinandergebannt. Vielleicht war es auch bei „Ihm“ die Liebe auf den ersten Blick. Ich ging rascher, um ihn im Auge zu behalten, bis der Wagen meinen Blicken entschwunden war.

Seit jenem Apriltag gehe ich stets pünktlich zu meiner Arbeitsstätte, und schneller schlägt mein Herz, wenn ich das Auto erblicke. Ich bin also buchstäblich unsterblich verliebt. Aber auch „Er“ scheint meine stille Begeisterung bereits bemerkt zu haben, denn jedesmal, wenn er mich erblickt, wendet er den Kopf zur Seite und schaut mir in die Augen, lieb, nachsichtig vielleicht, seiner selbst bewußt: „Du bist nicht die erste, die mich . . .“

Unendliches Bedauern erfüllte mich, wenn ich ihm einmal nicht begegnete.

Und nun werden doch viele neugierig sein, wie dieses Ideal wohl aussieht. Eigentlich sollte ich dies nicht verraten, denn die Möglichkeit, ja sogar die große Wahrscheinlichkeit besteht, daß auch andere sich in ihn verlieben.

Er — ist ein wundervoller, brauner Schäferhund mit treuen, herzensguten, braunen Augen und einem mächtigen Haupte. Ein wahrhaft königlicher Vertreter seiner Rasse. Liebe auf den ersten Blick — und eine unglücklich Verliebte.

FRIEDRICH WALLISCH

Sturz ins Dunkel

Ich weiß nicht, wie ich länger leben soll — schrieb der Blinde in sein Tagebuch —, ich habe zu viel verloren. Es gibt Sehende, die sich vor dem Blindsein fürchten. Ich weiß von einem, der mir manchmal gesagt hat: Ich möchte viel lieber tot sein als blind. Und er hatte gar keinen Grund, sich zu fürchten, daß er sein Gesicht verlieren könnte. Der Gedanke allein, daß das Erblinden im Bereich aller Möglichkeiten des Lebens läge, hat ihn so furchtbar erschreckt. Damals war ich noch sehend.

In der ersten Zeit, nachdem ich das Augenlicht endgültig verloren hatte, hielt mich die Hoffnung aufrecht, es werde den Ärzten gelingen, mich zu retten. Ich ließ mir von Fällen berichten, in denen es durch besonders kunstvolle Eingriffe erreicht worden war, daß den Augen wenigstens ein Schimmer des Lichtes wiedergegeben wurde, zumindest die Fähigkeit, Hell und Dunkel zu unterscheiden. Erst als ich erkennen mußte, daß meine Augennerven restlos zerstört waren, so daß mir nichts auf Erden mehr helfen konnte, kam das furchtbare, grauenhafte, höllische Versinken in die Nacht ohne Ende. Kein Blinder kann einem Sehenden die Schrecken dieser lebenslangen Nacht beschreiben. Aber ich will nicht Mitleid erwecken, wo es nicht am Platze wäre. Nein, ich habe es zuwege gebracht, aus dem Dunkel wieder aufzutauchen. Ich bin wieder Mensch geworden.

Es ist merkwürdig, daß gerade Gedanken, die einem Sehenden nicht von besonderer

Bedeutung erscheinen mögen, für uns Blinde die wertvollste, vielleicht die einzige Stütze sind, die uns aufhilft. Solange ich noch das Augenlicht besaß, fand ich Gefallen an der Pflege kleiner Fische in einem Aquarium. Es war ein Spiel, eine Zerstreuung für müßige Stunden des Abends und des Sonntags, manche nannten es merkwürdigerweise einen Sport.

Als ich erblindete, vergaß ich alles, was früher Wert für mich gehabt hatte, ich vergaß meine kleinen Fische und viele andere Dinge, die wichtiger und bedeutungsvoller für mich waren. Dann aber erinnerte ich mich an mein Aquarium.

In der Finsternis — nein, es ist keine Finsternis, es ist etwas Negatives, ein Nichts, das sich nicht beschreiben läßt — in dieser Tiefe meiner Blindheit nun kamen mir meine Fische immer deutlicher in den Sinn. Ich erinnerte mich an alle Einzelheiten mit einer Schärfe und Klarheit wie nie zu jener Zeit, als ich noch mit den Augen erfassen und nachprüfen konnte, was jetzt bloß aus Bildern des Gedächtnisses geformt war.

Ich fragte nach meinen Fischen. Obwohl lange Zeit vergangen war, seit ich mich sehenden Auges um die kleinen Fische gekümmert hatte, hoffte ich, daß sie von irgendwem gepflegt und für mich erhalten worden wären. Und ich erfuhr zu meiner Freude, daß alles in Ordnung war. Das Aquarium wurde in mein Zimmer gebracht, ich tastete das kühle Glas der Wände ab, ich berührte vorsichtig die Oberfläche des Wassers. Ich setzte mich davor hin, so wie ich's als Sehender getan hatte, und betrachtete meine kleinen Fische.

Ich konnte sie nicht mehr sehen, nein. Aber da man mir versichert hatte, daß sie alle wohlbehalten seien, dieselben Fische, die ich mit so viel Sorgfalt und Freude gepflegt hatte, erkannte ich jeden einzelnen wieder. Ich freute mich über die flinken Bewegungen, mit denen sie vom Boden aufschwebten, quer durch das stille Gewirr der Wasserpflanzen, ich hatte meine Freude an den Farben ihrer durchscheinenden Körperchen, an ihren Spielen, ihrem Futterhaschen, ihrem trägen Verweilen auf dem Kiesgrund des Behälters.

Zuweilen bat ich, mir zu berichten, was in dem Aquarium zu sehen war. Ich verlangte sehr selten danach, aber hie und da wollte ich doch durch Worte bestätigt finden, was in

Frau Marianne Kraß ist 80 Jahre alt. Obwohl sie fast nichts sieht, ist es in ihrem Haushalt immer peinlich sauber. Photo Cerny

meiner Erinnerung Gestalt bewahrt hatte. An sich liebte ich es nicht, mir über die Fische berichten zu lassen. Meine Nichte, die mich betreut, hat nicht die Fähigkeit, in richtigen Ausdrücken wiederzugeben, was sie sieht. Ihre Erklärungen waren meiner Erinnerung nicht recht förderlich, im Gegenteil, sie störten ein wenig das innere Bild, das ich betrachtete. Aber es erschien mir doch notwendig, den Zusammenhang mit der Wirklichkeit nicht ganz zu verlieren. Ich bin nie ein Phantast gewesen.

Ich empfange sehr selten Besuche, seitdem ich ein Blinder bin. Hin und wieder bringt mir meine Nichte irgend einen alten Freund ins Haus; sie hofft, mich dadurch ein wenig aufzuheitern.

Gestern war ich allein daheim, als ein Gast unerwartet kam. Es war mein Freund Georg, den ich seit vielen Jahren nicht gesprochen hatte. Er lebt ja im Ausland. Ich öffnete ihm, als ich seine Stimme erkannte. Er wußte, daß ich erblindet bin, aber als wir zuletzt beisammen gewesen waren, hatte ich noch das Licht der Augen. Nun, ich denke, Georg war gestern

sehr erschüttert. Er versuchte, mich's nicht merken zu lassen. Aber was ein Sehender sieht, das hört der Blinde.

„Du hast's ja sehr nett hier", sagte er und gab sich Mühe, gute Laune zu spielen. Er lobte die Ordnung und Reinlichkeit, in der ich lebte, das große sonnige Fenster, die Blumen davor, und dann lachte er plötzlich auf: „Was hast du aber da für eine kleine Badewanne? Was soll denn das Wasser vorstellen?" — Ich begriff nur langsam, daß er das Aquarium mit meinen Fischen meinte. „Das ist mir eine liebe Zerstreuung", sagte ich.

„Was denn?" fragte er erstaunt. „Womit zerstreust du dich denn? Was wäscht du dir denn da? Hände oder Füße?" — „Das Aquarium ist meine Zerstreuung", wiederholte ich unsicher. „Aber, um Himmels willen", polterte er. „Du bist doch ein vernünftiger Mensch! Was treibst du denn mit einem leeren Wasserbehälter?" — „Leer?" fragte ich. „Na, ich sehe nichts. Vier Glaswände und reines Wasser."

Wenn man erblindet ist, hat man gelernt, still mit seinem Herzen fertig zu werden. Ich sagte kein Wort. Ich habe nicht geweint, nicht getobt. Ich war ganz ruhig.

Meine Nichte kam heim. Die beiden sprachen über allerlei. Ich glaube, Georg hatte etwas von seiner Sicherheit verloren. Er begann zu ahnen, was geschehen war.

Als er ging, begleitete sie ihn hinaus. Ich habe ein besseres Gehör als Sehende. Georg flüsterte: „Ich fürchte, ich habe etwas Böses angerichtet. Ich sagte ihm, daß in seinem Aquarium nichts ist als reines Wasser." — „Das ist furchtbar!" gab sie zur Antwort. „All die Zeit hat er im Glauben gelebt, seine Fische seien noch immer . . ." Mehr verstand ich nicht.

Ich hätte auch das nicht mehr hören müssen. Ich wußte schon früher, wie es um mich stand. Aber ich glaube nicht, daß ich so weiterleben kann. Ich hatte mich aus dem Dunkel hinaufgekämpft, zurück in die Welt. Nun war sie mir wieder verschlossen. Ich muß nach einem neuen Weg zu ihr suchen.

FRANZ S. GSCHMEIDLER

Der Mann im Faß

Ob die Wohnungsverhältnisse im alten Athen, der Stadt der Veilchen, auch ähnlich den unsrigen waren, und ob es auch so viele Elendsquartiere gab wie bei uns, darüber schweigt die Geschichte. Aber ein Mann trieb sich damals erwerbs- und obdachlos in der Stadt herum, der dafür als Beispiel herangezogen werden kann, daß man statt eines Wohnraumes auch mit einem Faß als Unterkunft vorlieb nehmen kann: Diogenes von Sinope.

Dieser bekannte Sonderling aus der athenischen Schule der Kyniker lebte bedürfnislos, verachtete jede Kultur, den Staat und die Sittengesetze. Ihm galt der öffentliche Anstand nichts. Zugedeckt mit dem ewig blauen Himmel Hellas, verkroch er sich am Abend in ein Faß, das er als „Eigenheim" bezog.

Als Naturphilosoph machte sich Diogenes keine Gedanken über den Tag hinaus. Denn jedem Bedürfnis ging er aus dem Weg: er sagte sich, daß die Befriedigung eines Bedürfnisses nur die Abhilfe eines Übels sei, also weg damit . . .

Als ihm einmal ein Gesinnungsfreund klagte: „Wenn ich einen arbeiten sehe, verspüre ich bereits Beschwerden", meinte Diogenes und schüttelte sich: „Wundre dich doch darüber nicht. Mir tut schon die Seite weh, wenn ich das Wort Arbeit nur höre". — Auf dem Markt machte er es sich zur Gewohnheit, die Bildsäulen anzubetteln. „Was tust du denn da?" fragte lachend ein Vorübergehender. „Ich übe mich im Nichtsbekommen", sagte Diogenes und ging gleich darauf zu einem in der Nähe Stehenden: „Freund, zieh die Börse und zeige dich gebefroh." Der Mann machte ein säuerliches Gesicht. Man merkte es ihm an, daß er sich nur langsam dazu entschließen konnte, etwas herzugeben. „Mensch", fuhr ihn Diogenes wütend an, „ich bettle ja zum Essen und nicht zu meinem Begräbnis."

Die Athener nahmen den Sonderling als das, was er war, als Herumtreiber und Nichtstuer, der nur möglich war, weil über ihm gütig die „Sonne Homers" lächelte und die Bedürfnislosigkeit des Philosophen sich um das tägliche Brot keine Sorge zu machen wußte.

Als ihn einmal der Philosoph Stilpon, ein Stoiker, in ein Gespräch verwickeln wollte, drehte sich Diogenes mit einer bezeichnenden Geste um und ließ einen Wind streichen. „Wußte ich es doch", entrüstete sich Stilpon, ohne sich über dieses Verhalten weiter aufzuregen, „daß man von einem Diogenes alles andere denn etwas Anständiges zu hören bekommen wird."

Um seine freiwillige Armut in ein gebührendes Licht zu setzen, pflegte Diogenes das ganze Jahr über in einem abgerissenen Mantel durch die Straßen zu gehen. „O Mensch", rief ihm ein Bekannter eines Tages zu, „siehst du denn nicht, daß aus den Löchern deines Mantels die Eitelkeit herausschaut?" — „. . . und die Dummheit von dir hinein", knurrte Diogenes und hatte damit die Lacher auf seiner Seite. „Mir genügt, daß das Vorhandene vollkommen ist", philosophierte er, als er dem Faß entstieg und gähnte, noch halb schlaftrunken, und lenkte seine Schritte zum Markt.

„He, Diogenes", rief ihm ein Spötter zu, „was macht die Philosophie? Verstehst du auch etwas davon?" — „Mein Lieber", versetzte der Kyniker unbekümmert, „wenn ich mich stelle, als ob ich etwas von der Philosophie verstünde, so ist das auch schon Philosophie." In seiner Art war der Philosoph ein Original und als solches ist er bis auf unsere Zeit gekommen. Ein Weiser mit der Narrenschelle . . .

CARL JULIUS HAIDVOGEL

DER HEIMLICHE BESUCH

Onkel Tym hatte nur eine große Leidenschaft: Besuche zu machen. Bei Bekannten oder Freunden plötzlich unangemeldet aufzutauchen, mit Hallo ins Haus zu fliegen, sich dann an den zwischen gezierter Freundlichkeit und peinlicher Überraschung schwankenden Mienen herzlich zu ergötzen, das war für ihn ein Mordsspaß, ja, das Lebenselement seines späten Alters. In letzter Zeit allerdings ist seine Leidenschaft etwas abgekühlt, und das kann ihm eigentlich niemand verargen.

Onkel Tym hatte auf der Durchreise durch seine Heimatstadt einige Stunden Zeit bis zum Anschluß des nächsten Zuges, und da verfiel er auf den Gedanken, seinem Neffen Philipp, der am Rande der Stadt eine nette Villa bewohnte, einen Besuch abzustatten. Seine Absicht, es dabei nicht bei üblichen Besuchsformen bewenden zu lassen, fand in einem bestimmten Plan Fassung. Im Drahtzaun um den Villengarten war ein Loch. Dort wollte er durchschlüpfen.

Es war ein heißer Tag mitten in der Reisezeit, die kleinen Gassen in dem Villenvorort waren menschenleer, und so kam Onkel Tym ungesehen und unangefochten in den Garten. Die Hinterfenster des Hauses waren geschlossen bis auf eines, hinter dem, wie er wußte, das Badezimmer lag. Als Onkel Tym näher kam, bemerkte er außerdem, daß eine Scheibe dieses Fensters gebrochen war. Dieser Umstand wirkte ungemein belebend auf sein ewig junges Lausbubengemüt, und er beschloß sogleich, die Überraschung vollkommen zu machen und sozusagen mit dem Fenster ins Haus zu fallen.

Daß ihn jemand von draußen sähe, war nicht zu befürchten. Also klomm er vorsichtig hoch, griff nach dem Sims und schwang sich so lautlos wie möglich auf das Fensterbrett. Er verschnaufte ein wenig und ließ sich dann mit angehaltenem Atem in den Raum gleiten. Nichts rührte sich im Haus, die Überraschung schien restlos zu gelingen. Er erreichte unbehindert einen kleinen Gang, schlich auf den Zehenspitzen weiter und betrat die kleine Vorhalle.

Da hörte er plötzlich vom Oberstock Schritte kommen. Rasch schlüpfte er hinter einen dicken Stoffvorhang.

Jetzt gingen die Schritte durch die Halle. Der große Augenblick war gekommen: Onkel Tym reckte plötzlich schräg den Kopf hervor und rief so harmlos-naiv wie er nur konnte: „Guckguck!"

Aber sein Gesicht ersteinte augenblicklich: ein fremder Mann stand in der Halle, nett gekleidet, eine Sportkappe unterm Arm, die

BLUMEN

Über der Wiese, der blühenden, lag
Glutendes Licht vom blauenden Tag.
Blumen auf grünendem Tuche sich reihn,
Schimmernd von Farben wie Edelgestein;
Schwebende Blumen — die Falter — zur Rast
Saßen an duftendem Tische zu Gast.
Manche sich haschten in plänkelndem Scherz,
Fanden zusammen sich Herze an Herz.

Zitternde Flügel, wie Blumen so zart,
Schwanden im Äther, zur Hochzeit gepaart.
Flogen empor, bis die Kraft ihnen schwand,
Sanken zum Schlummer in blumiges Land.

LUCIE IMMER

Hände in den Hosentaschen. Er schien nicht sonderlich erschrocken zu sein, denn er lächelte ein wenig nachsichtig-überlegen. Und jetzt bewegte er etwas bedenklich-erstaunt den Kopf hin und her und fand zuerst die Worte: „Wer sind Sie denn?“ Es klang mehr verwundert als bestürzt. „Verzeihen Sie“, würgte der Onkel hervor, „verzeihen Sie, ich wollte zu meinem Neffen.“

„Sind Sie durch den Rauchfang gekommen?“ entgegnete der Fremde mit höflicher Ironie. „Eine etwas sonderbare Art, Besuche zu machen. Im übrigen muß ich bedauern — Ihr Neffe ist verreist.“ — „Darf ich dann fragen“, bemühte sich jetzt Onkel Tym, Haltung anzunehmen, „mit wem ich die Ehre habe?“ — Der andere lächelte leicht: „Ich bin sein Untermieter.“

„Oh“, platzte Onkel Tym erstaunt heraus, denn er wußte, daß Philipp bisher in den besten Verhältnissen gelebt hatte, „oh — mein Neffe hat vermietet?“ — „Ja“, bekam er mit leichtem Bedauern zur Antwort. „Ich wurde leider eingewiesen. Sie wissen ja doch, das Wohnungsamt fahndet jetzt stark nach unterbelegten Wohnungen. Aber ich darf Ihnen trotzdem versichern: das Einvernehmen zwischen Ihrem hochgeschätzten Herrn Neffen und mir ist das denkbar beste. Es hat sich sehr rasch gezeigt, daß wir beide viele gemeinsame Interessen haben, zum Beispiel Briefmarken. Außerdem bin ich ebenfalls Sammler alten Porzellans.“

„Ja, dann allerdings“, glaubte nun Onkel Tym lächelnd versichern zu müssen. Er kannte ja selbst sehr gut die berühmte Porzellansammlung und auch das große Briefmarkenalbum, die beide Philipps besonderer Stolz waren. Er faßte eine gewisse Sympathie für den Fremden. Es war unschicklich, ihn länger zu behelligen. „Schade“, sagte er deshalb, „daß ich niemand daheim angetroffen habe. Erlauben Sie, daß ich mich empfehle. Diesmal auf einem schicklicheren Wege“, fügte er noch hinzu, verbeugte sich leicht und ging auf die Eingangstüre zu.

Der Untermieter bedauerte noch, daß er nicht über Küche und Keller des Hausherrn verfügen könne und griff in die Tasche, um den Haustorschlüssel hervorzuholen. Aber er suchte vergebens. „Ach“, brummte er, „ich werde ihn in meinem Zimmer liegen gelassen haben.“ Dann stieg er die Treppe hinauf. Erst nach geraumer Weile erschien er wieder und hob bedauernd die Hände: „Total verlegt — peinliche Angelegenheit. Wenn Sie warten wollten?“

Aber Onkel Tyms Zug ging in einer Stunde. Er mußte hinaus, und wenn es wieder auf dem seltsamen Weg durchs Badezimmer sein sollte. Aber da kam dem Untermieter eine rettende Idee. Er suchte eine Weile im Telephonbuch, rief dann sehr energisch an, und nach einer Viertelstunde erschien ein Schlosser und öffnete. Onkel Tym empfahl sich sehr herzlich und ließ noch recht schöne Empfehlungen an seinen Neffen zurück.

Zwei Tage später las er in der Zeitung: Vor kurzem wurde die Villenwohnung des verreist gewesenen, sehr bekannten Industriellen Philipp B. von unbekannten Tätern erbrochen und dessen berühmte Porzellansammlung und ein sehr wertvolles Markenalbum gestohlen. Die sehr umfangreiche Diebsbeute wurde bei hellichtem Tage durch die geöffneten Türen der Villa weggeführt. Im dringenden Verdacht der Täterschaft steht ein älterer Mann mit Spitzbart, der von einigen Kindern zur fraglichen Zeit in dieser Gegend gesehen wurde und durch sein seltsames Gebahren auffiel. In einem Notizbuch, das unterhalb des Badezimmerfensters gefunden wurde und wohl diesem Manne gehörte, war der Name Georg Tym eingetragen. Die Polizei ist bereits auf der Spur des Täters.

Onkel Tym ist ziemlich lange auf Besuch bei der Sicherheitsbehörde gewesen, und diesmal wieder auf eine ganz originelle Art, nur war das Staunen nicht auf der Seite der Besuchten.

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN“ BETRÄGT:

Jahresabonnement . . . . . S 50.—
1/2-Jahresabonnement . . . . . S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement . . . . S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . . S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

Eine köstliche Erfrischung:

Rossbacher mit Soda!

Die Chance

ist eine der billigsten **Einkaufsquellen** für Neuwaren — einfach oder elegant — u. für Gebrauchtsachen, aber zugleich eine gute **Geldquelle für jedermann,** weil man jede Art Gebrauchtsachen in der „Chance“ günstig verkaufen lassen kann.
Beste Verwertung von Verlassenschaften und Geschäftsmassen, Möbeln, Bekleidung usw.

Abholdienst 55 45 01

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz, beim Hauptbahnhof

Schmoll Pasta

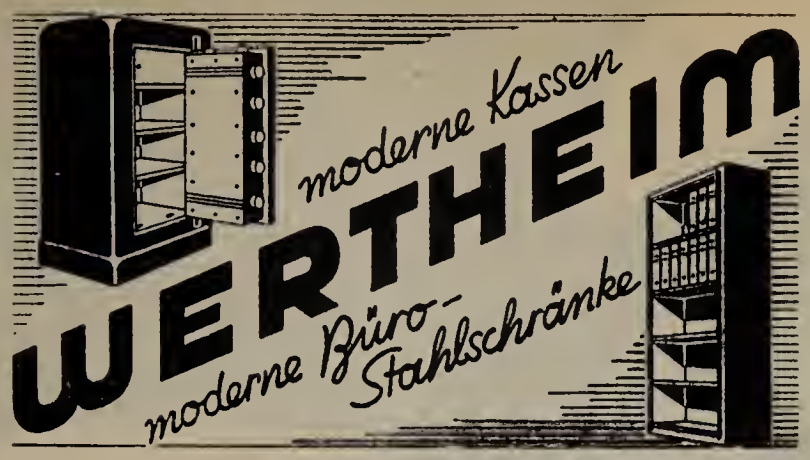
Alles unter einem Dach...

so bequem haben Sie es nur bei

Gerngross

viele Köpfe, viele Töpfe
ein ELIN-Elektroherd

TUNGSRAM-LAMPEN
TUNGSRAM-RADIORÖHREN
TUNGSRAM-QUALITÄTSERZEUGNISSE
"WATT" A. G. - WIEN XIX.



Immer
und
überall...

die Filter-Cigarette
von europäischem
Format

SE 10b/62

In allen Geldfragen
dient, rät und hilft....

ZENTRALSPARKASSE
DER GEMEINDE WIEN

50 ZWEIGANSTALTEN

So muß er sein!

Ihr Kühlschrank mit: Neuer Vollraum-Normlinie Regelbarer Tiefkühlung · Aromaschutz · Abtau-Automatik · Vollraum-Nutzung · ab S 3.575.– Gemüseschale S 170.– bzw. S 250.– Aroma-schutz S 50.–. Bei Ihrem Fachhändler

Bauknecht

weiß, was Frauen wünschen!

Kundendienst in ganz Österreich

Eigentümer und Herausgeber: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XX. Treustraße 9. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

Echte Menschlichkeit
und
wahre Nächstenliebe

UNSER
SCHAFFEN

HEFT 10 · 7. JAHRGANG
OKTOBER 1962

Brief aus Afrika

LAMBARENE, GABON
WEST ÄQUATORIAL AFRIKA

Nachdem ich nun wieder hier zurück bin, habe ich Dr. Schweitzer von meinem Besuch bei Ihnen im Blindenheim in Unterdambach erzählt. Er hat mit großem Interesse von Ihrer Arbeit sich berichten lassen und es freut ihn ganz besonders, daß durch meinen Besuch ein persönlicher Kontakt zustande gekommen ist. Ich habe ihm gesagt, wie tief ich von allem, was ich bei Ihnen sah und erlebte, beeindruckt war! Wie gerne würde ich ein andermal auch noch das Altersheim kennen lernen! Vielleicht habe ich doch einmal eine Möglichkeit.

Dr. Schweitzer ist wieder einmal mit dem Bauen beschäftigt. Wir brauchen einen neuen Operationssaal. Im vorigen Jahr wurden im Spital tausend Operationen gemacht, mehr als jemals zuvor. Unsere Ärzte müssen sehr oft auf zwei Operationstischen gleichzeitig operieren, wozu der jetzige Operationssaal eigentlich nicht groß genug ist. Die Fundamente aus Beton, der unter Dr. Schweitzers Anleitung von unseren helfenden Eingeborenen gemischt und in die Holzverschalungen gegossen wird — sind bereits fertig. Darauf stellt der Zimmermann die Holzkonstruktion, mit dem Dachstuhl für das Wellblechdach. Bis zum Beginn der nächsten Regenzeit im September muß der Bau unter Dach sein. Deshalb verbringt Dr. Schweitzer täglich viele Stunden, manchmal ganze Tage, auf der Baustelle, um die Arbeiten vorwärts zu treiben. Außerdem müssen wieder neue Zimmer für weißes Personal angebaut werden. Da immer mehr Patienten kommen, braucht das Spital auch immer mehr Personal. Wir haben nun fünf Ärzte, die neben Dr. Schweitzer arbeiten. Die Zahl der weißen Pflegerinnen ist auf fünfzehn gestiegen, und auch neue Hütten für die eingeborenen Pfleger mußten voriges Jahr gebaut werden.

Das ständige Größerwerden des Spitals und die dadurch bedingten Bauarbeiten bedeuten für Dr. Schweitzer eine große Belastung. Es macht ihn sehr müde, doch ist er gesund und immer an der Arbeit mit nie erlahmender Energie. Für seine Korrespondenz allerdings findet er nie genügend Zeit. Sie ist viel zu groß, als daß er sie bewältigen könnte.

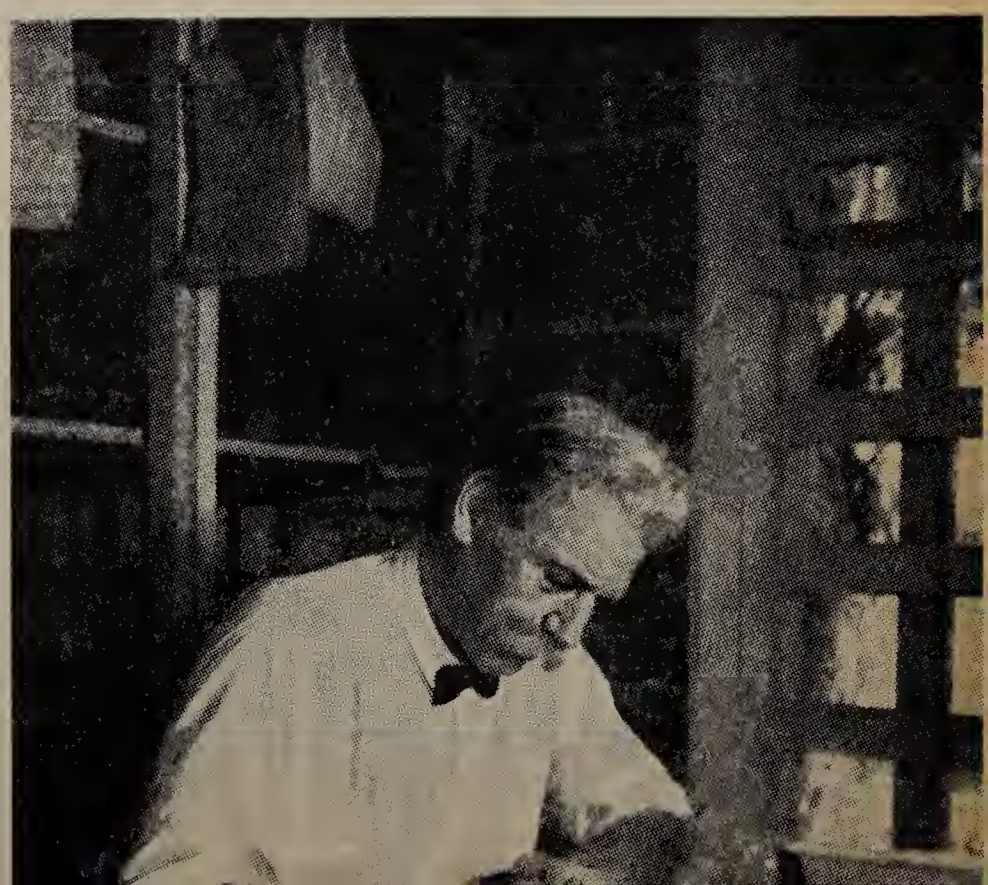
Deshalb bittet er, seine herzlichen Grüße durch mich anzunehmen! Bitte, grüßen Sie Ihre Familie von mir, und die lieben Menschen im Heim, die mich alle so freundlich aufgenommen hatten!

LOTTE GERHOLD

*

Dieser Brief und das beigefügte, mit der Handschrift von Prof. Dr. Schweitzer versehene Bild bestätigen aufs neue die Verbundenheit der beiden Einrichtungen — in Afrika und in Österreich. Es ist eine große Ehre für die Hilfsgemeinschaft und ihre Mitarbeiter, die Anerkennung des größten Humanisten unserer Erde zu finden. Dieses Lob unterstreicht neuerlich die Richtigkeit des Wirkens der Hilfgemeinschaft. Es tut wohl, aus dem fernen Zentralafrika solche Worte zu empfangen, und es ist gut, daß es den „Urwalddoktor" und die Hilfsgemeinschaft gibt.

Am Tisch in Lambarene.
Herrn Direktor Robert Vogel und
seinen Blinden mit bestem Gedan-
ken Albert Schweitzer
Lambarene. 17. 8. 1962



ERNST SCHEIBELREITER

Istrianischer Küstenspuk

Vom Dampfer stieg ich auf das Motorboot um, das mich quer über den Hafenbogen in wenigen Minuten ans Ziel brachte. Die Adriaküste rahmte hier das Meer ein wie eine Girlande; an einem Bogenende lag das istrianische Städtchen, am anderen die Villenpension, die mich hier für ein paar Spätsommerwochen aufnehmen sollte. Gäste genug außer mir: Lärm vom Haus her, Lärm auf dem indischroten Tennisplatz; sogar aus dem Wasser scholl Gelächter, obgleich es schon gegen Abend ging.

In meiner schmalen Kammer packte ich aus, zog mich um. Dann ging ich hinunter ins Freie, wo die Mädchen bereits die Abendkost an die Tische trugen. Wir speisten in unglaublicher Farbenvergeudung des Sonnentodes. Gleich darauf wurde es hinter den großen Scheiben des Hausparterres hell. Ein Klavier zersplitterte Tanzweisen und lachende Jugend flatterte die Stufen hinauf, um jenen launigen Rhythmen zu dienen.

Ich blieb bei meinem Glas Rotwein noch im Freien. Ehe ich mit den Menschen bekannter würde, wollt' ich's mit dem Lande werden. Trotz tröstlicher Sterne über mir schien mir das Stück Küste nun unheimlicher als im Tageslicht. Es gehörte nun nicht mehr den Sommerleuten, sondern dem dunkel lauernden Meer. Nächste Ferne lockte mit Grillenruf und klagte mit Eulenschrei. Manchmal blitzte es irrlichtfahl aus der atmenden Gestaltlosigkeit des Unendlichen. All das hätte ich nicht genossen, wenn ich mit den andern ins helle Haus zum Tanz gegangen wäre. Jung macht man rasch Bekanntschaft. Morgen würde ich mit diesen Lachlustigen schon Wasserball spielen und an ihrem Tisch essen können. Und bald auch eines ihrer Mädchen küssen. Die schöne Zeitlosigkeit an dem Weltwasser würde es wohl so fügen.

Aber nicht das! Ich wollte mich richtig erholen, für ein paar Wochen gerade durch die Fremde näher an mich selber kommen. In meinem Koffer lag kein anderes Buch als die Reden Buddhas. In sie wollte ich mich vertiefen und sonst nichts haben als Meer und schöne Einsamkeit. Warum ich dann an diesem Badestrand gelandet war? Um des Gegensatzes willen; oder ist es nicht eine alte Erfahrung, daß einem tiefe Gedanken am schnellsten in seichter Geselligkeit kommen? Vielleicht ist das auch Täuschung, aber dann eine, die die Eitelkeit füttert!

Der nächste Morgen: ein Augenfest. Überlicht auf Brotfeldern und Weingärten, die in jähem Muschelbruch zum schimmernden Meer absinken. Feigenbäume in solchem Glanze wie nackt. Mitten im Feld ein silbriger Ölbaum, mächtiger Schutzgott der Gegend. Und mit welcher zärtlichen Unentrinnbarkeit einen die Sonne am ganzen Leib faßt!

Nur fort von Haus und Badestrand. Lachen und Jauchzen folgen mir nach. Stille; der Weg wird steiniger, die Küste steigt an. Hier liegt nicht mehr der graue treulose Sand, der Fußspuren leicht annimmt und leicht verliert. Ich komme an Büschen von Lorbeer und Rosmarin vorüber, dahinter bleicht Mauerwerk: schlichte Säulenkapitelle, die ein flaches Dach tragen. Der Lorbeer ringsum haucht Bitternis und schimmert wie Metall. Ich rufe diesem bebenden Lichte Buddhaworte zu: „Da nimmt einer die Erde als Erde und hat er die Erde als Erde genommen, so denkt er: Erde, denkt an die Erde, denkt über die Erde nach und freut sich der Erde. Und warum? Weil er sie nicht kennt, sage ich!"

Blaff! liege ich im Staub. Ein Steinbrocken am Weg ließ mich stolpern. Zorniges Brummen ist um mich, da ich mich erhebe: Wespen. Mein Hinfall muß sie aus ihren Wachszellen aufgestöbert haben, diese Diener einer prachtvollen Zwecklosigkeit! Aber jetzt ist nicht Zeit ihnen schöne Namen zu geben oder gar gleichmütig wie ein Asket zu trotzen! Schon spüre ich ihre Stacheln an der Haut. Zwei, drei Sprünge zum Wasser. Vor dem Sprühregen durch meine Bewegungen ziehn sie sich dann doch zurück. Nun ist auch in mir der Zorn wach geworden, trotz Buddha. Ich hole Steine und Muscheln aus dem Wasser und schleudre sie auf die bleichen Wohnwaben meiner geflügelten Feinde, bis alles zerstört ist. Eine Weile summen sie noch zornig, dann sind sie verschwunden und ihr dunkler Lebenston ist untergegangen im sachten Wellengeräusch.

Im Wasser ragt ein Fels auf, gleich einem versteinerten Ruhebett. Ich will mich auf seine harte Hitze hinstrecken, aber vorher muß ich noch ein Stück schwimmen, diese flachen Wogen in die Arme nehmen, eine nach der andern . . .

Und nun liege ich auf dem steinernen Bett, ziellos, blicklos, fast ohne Gedanken. Da rührt mich eine Stimme an, klagt über die zerstörten Wespennester. Ich reiße die Augen auf, ob auch ein Leib zu jener Stimme gehört. Dicht am Wasser steht eine schlanke Frau, nicht mehr ganz jung, aber Sommerreife an Haut und Gliedern. Das dunkle Haar gemahnt an Eulenfittich. „Haben Sie vielleicht die armen Wespen verjagt?" — Es wundert mich gar nicht, daß ich in meiner eigenen Sprache angeredet werde. „ja, ich habe mich gerächt!" Sie steigt ins Wasser, lehnt sich an mein Steinbett. „Kindisch aber tapfer!"

„Sie wollen mich wohl verspotten?" — „Nein, ich meine es so wie ich es sage; Sie haben eine unschöne Tat eingestanden, das ist seelische Tapferkeit." — Darauf ist nichts zu antworten. Wir schweigen eine Zeitlosigkeit lang. Dann wandeln die Mittagglocken über die schimmernde Meerbrust hin, wie Engelfüße über gebundene Heidengötter.

„Spüren Sie keinen Durst?" fragt jetzt die Fremde. „Die Sonne saugt uns aus; Trauben wären gut!" — „Da sind ja überall Weinberge, wo man stehlen kann", sage ich. „Einverstanden!" kommt es ruhig zurück. Wir steigen aus dem Wasser, schleichen zu den Rebstöcken, vorüber an schattenkargen Feigenbäumen. Nur die mächtige Olive schaut uns fern an, doch nicht feindlich. Im Überglanz des endlosen Augustnachmittags brechen wir Trauben, schlucken den starken Saft. Erst als draußen auf dem weiten Weltwasser ein Dampfer aufheult wie ein Stier, trennen wir uns. Ich sehe noch, wie die Fremde zwischen den Lorbeer- und Rosmarinbüschen verschwindet . . .

Bei Tisch fragt mich die Wirtin, ob ich dort hinter der Villa gewesen wäre, an dem verwunschenen Ufer. Ich lache in die spöttische Aufmerksamkeit der andern: „Verwunschen? Hier ist es doch überall schön und ob der Herrgott oder irgendein Ortsdämon dran schuld hat, ist mir gleichgültig." Ein fröhliches Wort, das aber die Wirtin nur schüchtern belächelt.

LIED DES SCHAFFENDEN

Der Schaffende bin ich,
Euch weit und nah,
Ich suche, ich ahne,
Bin oft nicht da!
Ich male, ich meißle,
Ich töne, ich dichte,
Seh' Abgrund und Himmel
Und letzte Gesichte.
Von Euch gewendet,
Doch Sprossen der Leiter —
Dort, wo ihr endet,
Gehe ich weiter.

Gott, als er geruht am siebenten Tag,
Die Seele der Liebe dem Schaffenden lieh:
Er braucht sie im Traume,
Der Einfache ahnt es,
Der Hochmut nie.
Aus Gottes Gabe, Mensch und Land
Wird das Genie.

DR. HANS NÜCHTERN

Am Nachmittag bin ich wieder drüben beim Steinlager in der Lagune. Die Fremde ist natürlich nicht da. Vielleicht kommt sie später oder morgen, oder überhaupt nimmer. Von diesen drei Brocken mag sich der Drache meiner Ungeduld einen aussuchen! Aber er tut es nicht; er treibt mich lieber zum Haus hinter dem feierlichen Buschwerk. Dieses gibt kaum das Weglein frei zu den Türstufen. Noch ehe ich anpochen kann, steht die Fremde zwischen den schmalen Torsäulen. Hat sie mich gesehen, gar erwartet? Still! Preist nicht schon Buddha die Fraglosigkeit?

Auch innen ist das Haus eng, schmucklos, wenn man von dem pompejanischen Rot der Wände absieht. Das Gartenzimmer macht nur darum den Eindruck eines Saales, weil kaum Möbel drinstehen. Ein Tisch, zwei Stühle, ein Diwan. Alles zart, fast gebrechlich. Wir nehmen Platz und sind bald einem Gespräch ergeben; erzählen uns Teile unseres Lebens. Das taugt gut in jene anmutige Schmucklosigkeit. Die Fremde redet von ihrem Mann, von erwachsenen Kindern; aber sie müssen alle weit fort sein, dem Ton ihrer Rede zu entnehmen. Sie muß auch viel in der Welt herumgekommen sein. Da sie davon berichtet, wird es nur beiläufig, schattenhaft. Sie selber freilich wird immer lebendiger, deutlicher und bleibt trotzdem ein Geheimnis. Meine Rede gewinnt auf einmal Leibesgestalt, unabhängig von meinem Mund und Willen. „Abend müßt es jetzt werden und ein Gewitter kommen!" höre ich mich sagen.

Immer wieder zeigen ausländische Blindenorganisationen großes Interesse für die Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Kürzlich weilte Jan van den Veer, ein Telephonist aus Heerlen, Provinz Limburg der Niederlande, in Österreich und verbrachte einige Zeit in der „Waldpension" in Hochegg.
Als Opfer des letzten Krieges will unser holländischer Freund durch internationale Zusammenarbeit seinen Teil zur Erhaltung des Weltfriedens und zur Erlangung besserer Lebensbedingungen der Blinden in der Welt beitragen. Als Funktionär des Niederländischen Blindenbundes berichtete Jan van den Veer nach seiner Rückkehr von seinen Eindrücken und von seiner großen Bewunderung für das menschenfreundliche Wirken der Hilfsgemeinschaft. Robert Vogel im Gespräch mit Jan van den Veer aus Holland. Photo Heinz Vogel

Die Fremde lacht: „Wozu brauchen Sie denn ein Gewitter?" — „Weil Sie mich dann auffordern müßten, dazubleiben!" — Sie schweigt und es kommt mir wie Aufmunterung vor. Warum nicht in den reifen Sommer fallen? Da schlägt sie mich ins Gesicht, das zu ihrem stürzt um eines Kusses willen. Dieser Schlag fordert meinen Kampf heraus zu ihrer Unterwerfung.

Unterm Raufen, da sie schon im Erliegen ist, fleht mich ihr Gesicht an um Frieden, Barmherzigkeit. Nichts da! Sie verbirgt es für einen Augenblick, und als ich es dann wieder an mich reißen kann, starrt mich eine schreckliche Hexe an. Schlitzäugig, aus verzerrten Lippen zischt der Speichel. Hals und Wangenhaut sind gespannt und verknittert wie Pergament. Meine Hände geben nach, die Frau entwischt mir. Ehe ich mich von dem Schauder halbwegs erholt habe, bin ich allein im Zimmer. Unbehagsam mache ich mich heim. Abends trinke ich nicht wenig von dem Roten aus Rovigno. Fast hätte ich mich in eine Hexe verliebt, einen Sieg, einen Liebessieg über eine häßliche Hexe erfochten! Möge der Wein mir helfen zum Vergessen . . .!

Nächsten Mittag bin ich doch wieder auf dem Ruhesitz in der Lagune. In die Villa der Fremden gehe ich nimmer; aber dieses warme Steinlager kann sie nicht verwehren. Und meiden ist noch lange nicht fürchten! Da kommt sie in einem kleinen Segelboot daher aus dem offenen Wasser. Kein eleganter Kiel, irgendein Fischerkahn, plump und mit geflickter Leinwand. Unweit von meinem Lager landet sie. Ich erhebe mich, grüße noch befangener, weil es unbefangen aussehen soll. Heute ist sie wieder schön, ruhig und geheimnisvoll, nicht erinnert mehr an eine Hexe. „Wenn Sie den unglücklichen Nachmittag vergessen haben und etwas vom Segeln verstehen, dürfen Sie mitkommen!"

Ich stottere von meinen Fahrten auf der Alten Donau und springe in den breiten Kahn. „Wir wollen ein Stück ins Ungewisse hinaus!" Damit überläßt sie mir das Schot und streckt sich auf den Boden des Kahnes aus. Wir genießen die Gnade des Fahrtwindes, der Wellen um den Bug. Langsam fast melodisch rückt das Ufer fort. Da der letzte Streifen hinter dem grünen Rücken des Meeres verschwunden ist, rührt sich die Frau zu meinen Füßen und streift ihr Kleid ab. Sie ist nimmer jung, aber ihre Spätsommerreife schimmert sanft und verhalten vor meinen Augen. Ganz hingegeben bin ich ihrer stillen Offenbarung mit Blick und Atem, und dennoch höre ich, wie der Wind im Segel raschelt und das Wasser an die Planken plunkt. Und mich bannt ein großes, edles, reueloses Antlitz, das meinen Willen in mich zurückschickt ohne Hohn und Demütigung. Erst als das Boot ans Steinufer stößt, erwache ich wieder zum Vollbewußtsein. In ihren Kleidern erhebt sich die fremde Frau und springt ans Land. Ich aber bin auf einmal müde, als hätte ich sie und das Schifflein durch die Wellen getragen. Mit einem letzten Rest von Spott verbeuge ich mich: „Sie haben sich herrlich gerächt!"

Sie lächelt mir zu und schwebt fast ins Buschwerk, auf ihr verborgenes Haus hin. „Aber der Kampf muß weitergehn!" rufe ich ihr nach. Sie wendet sich vor dem Verschwinden um, schaut mich still und unbestimmt an. Ich sollte ihr nachstürzen; die Müdigkeit wäre zu überwinden — Und heute würde ich wohl keine häßliche Hexe im Gartensaal finden! Nein! Ihre Rache hat Raum gebraucht: ich darf meine Antwort nicht zusammen-

drängen in eine kleine erbärmliche Gier. Und heute abend will ich keinen Wein trinken.

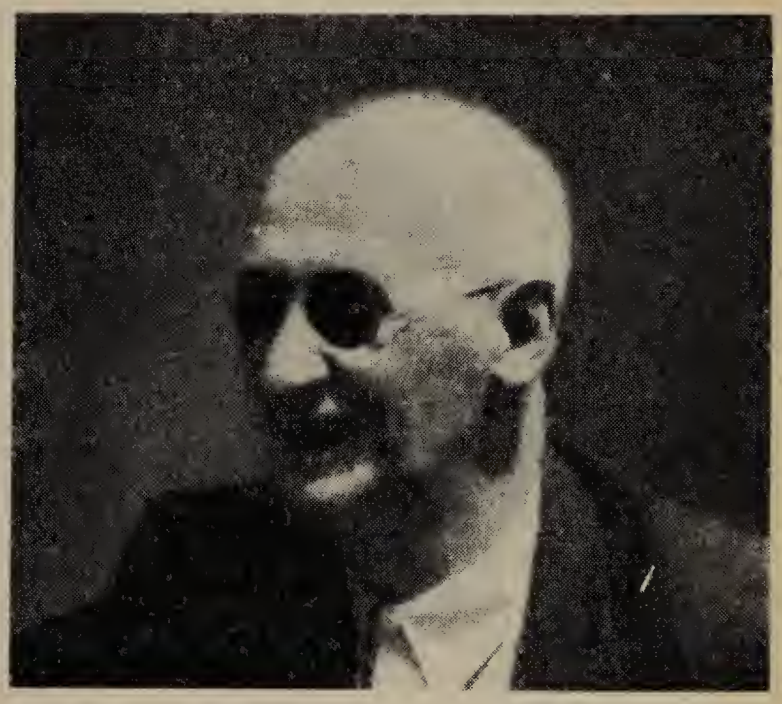
Am nächsten Morgen warte ich vergebens beim Fels. Und wenn ich mich aufstelle, um über das Buschwerk hinzuschauen, kommt mir ihr Haus noch verlassener vor. Gewißheit, Gewißheit! Durch die Büsche stürze ich zur Mauer hin. Das Tor bleibt leer und verschlossen. Mit dem Rücken an dem heißen Holz, verschaue ich mich an den metallenen Lorbeer, über den metallene Insekten zucken. So warte ich dumpf und lang auf ein helleres Gefühl des Schmerzes. Sie ist fort; nach ihrer Rache hat sie wohl fortgehn müssen? Ihre Flucht war notwendig, um der Schönheit des Fleisches und des Geistes willen. Ich begreife manchmal auch etwas, das gegen mich steht und mir wehtut. Ich habe auch Kraft genug, große, entsagende Gedanken gleich selber abzuwürgen, eh sie langsam zu Leichen werden. Ich mag um dieses unerlebten Erlebnisses willen meine Ferienwochen nicht verwandeln, nicht ihres leichten Glanzes berauben. Morgen schon gehöre ich wieder den andern dort drüben, deren Lärm ich manchmal hören kann in dieser bangen Einsamkeit. Ich will mich mit ihnen im Wasser tummeln, mit ihnen im Saal tanzen und ihre Mädchen küssen. . .

Auf einmal zucke ich aus meinen Gedanken: mein nackter Fuß hat rasche, starre, kalte Küsse gespürt. Eine Eidechse ist darübergelaufen und hinter der schmächtigen Torsäule verschwunden . . .

Gedenken an Jakob Wald

Im Jahre 1952 erlitt die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs durch den plötzlichen, unerwarteten Tod ihres Gründers, Jakob *Wald* einen schmerzlichen Verlust. Jedes Jahr am 9. September, anläßlich seines Todestages, finden sich im Urnenhain des Wiener Krematoriums seine Freunde ein, um das Grab des großen edlen Vorkämpfers der österreichischen Blindenschaft mit Blumen zu schmücken und das vor zehn Jahren abgelegte Gelöbnis, sein Werk in seinem Geiste nicht nur zu erhalten, sondern noch weiter auszubauen, zu erneuern.

Als der unerbittliche Tod den Freund und Lehrer aus unserer Mitte gerissen hatte, standen seine Mitarbeiter rat- und hilflos da und vorübergehend erfaßte alle drückende Mutlosigkeit. Es war ein schönes Erbe, das Jakob Wald hinterlassen hatte. Er hatte ein festes Fundament gelegt, auf dem man, aber jetzt ohne seine Hilfe und ohne seinen wertvollen Rat, weiterbauen sollte. Vier Jahre lang war es Robert Vogel vergönnt gewesen, an der Seite dieses erfahrenen Mannes arbeiten und von ihm lernen zu dürfen. Für ihn hatte es schon festgestanden, daß der junge Robert Vogel als einziger für eine eventuelle Nachfolge in Betracht kommen würde und darum ließ er auch keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne ihn in alle Probleme des Blindenwesens einzuführen.



Und dann, als uns am 9. September 1952 die Kunde von dem jähen Tode Jakob Walds erreichte, stand die Hilfsgemeinschaft verlassen da. Sollte man vor den nun verstärkt auftauchenden Schwierigkeiten kapitulieren und damit das gemeinsame, mühsam aufgebaute Lebenswerk Jakob Walds aufgeben, oder sollte man sich nach dem niederdrückenden Schicksalsschlag wieder erheben und mutigen Sinnes vorwärts gehen?

Als Optimisten und als Kämpfer für eine gute Sache entschieden sich seine Freunde für das „Vorwärts". Das Andenken Jakob Walds konnte und kann man nur ehren, wenn man in seinem Geiste für die ständige Verbesserung der Lebensbedingungen der Blinden arbeitet.

Obmann Vogel gibt Bericht

Als mich die Leitung nach dem Tode Jakob Walds mit der Gesamtleitung der Hilfsgemeinschaft betraute, war mir die Schwere meiner Aufgabe vollkommen klar. Mich hat aber das Leben mit all seinen Widerwärtigkeiten, mit seinem ununterbrochenen Auf und Ab so gehärtet, daß ich mich, unterstützt von meinen Mitarbeitern, an die Bewältigung der mir gestellten Aufgaben wagen konnte. Allen Hindernissen zum Trotz und ungeachtet aller Schwierigkeiten sind wir durch diese zehn Jahre mutig unseren Weg gegangen und es ist nicht wenig, womit wir beigetragen haben, das Leben der Blinden schöner und erträglicher zu gestalten.

Niemals haben wir uns mit den erzielten Erfolgen zufrieden gegeben, niemals haben wir daran gedacht, uns auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen. Jedes Jahr, ja man kann sagen jede Stunde dieser 10 Jahre waren ausgefüllt von schöpferischer Tätigkeit und von unablässigen Sorgen und Bemühungen zum Wohle der Mitglieder der Hilfsgemeinschaft, zur Sicherung des Aufstieges unserer Organisation und zum Segen für die österreichische Blindenschaft. Wir haben uns vorgenommen, der „Motor" des österreichischen Blindenwesens zu sein. Wir haben mit der Herausgabe von „Unser Schaffen" der Blindenschaft ein Sprachrohr in die Hand gelegt, ein sehr wichtiges Mittel in ihrem Kampfe um bessere Lebensbedingungen.

Wir konnten im Laufe dieser Jahre wesentlich zur Hebung des Ansehens der Blindenschaft in weiten Kreisen der Bevölkerung beitragen. Die Blinden nehmen gegenwärtig eine ganz andere Stellung innerhalb der Gesellschaft ein, als sie ihnen in früheren Zeiten eingeräumt wurde. Ist dies alles von selbst gekommen? Die Frage kann mit Nein beantwortet werden. Ohne die unermüdliche, aufklärende Tätigkeit fortschrittlicher Blindenorganisationen, ihrer Funktionäre und Mitarbeiter wäre dieses, wenn auch vorläufige Ziel der Blindenbewegung nicht erreicht worden. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, ihre Mitglieder und alle Mitarbeiter dürfen darauf stolz sein, einer Organisation mit modernsten Auffassungen anzugehören und ihren Teil zur Fortentwicklung des Blindenwesens beitragen zu dürfen.

Der Aufstieg der Hilfsgemeinschaft drückt sich ganz besonders in dem steten Ansteigen ihrer Mitgliederzahl, sowie in der Zunahme der Helfer und Förderer der Hilfsgemeinschaft und dem größer werdenden Kreis der ständigen Leser von „Unser Schaffen" aus.

Die Hilfsgemeinschaft ist eine starke Organisation. Sie ist durchdrungen von dem unerschütterlichen Willen aller Mitglieder, ihre Organisation zu einem Schutz in jeder Lebenssituation zu machen. Niemals wäre die Leitung zu den großen Leistungen, welche die Verwirklichung ihrer Pläne bedeutet, imstande gewesen, ohne die tatkräftige und vertrauensvolle Mitarbeit aller Mitglieder.

BEKENNTNIS

Konnte einst aus hellen Augen
Mir die schöne Welt beseh'n;
Heute, wo sie nichts mehr taugen,
Muß ich blind durchs Leben geh'n.

Sah der Sonne Glanz und Feuer,
Sah des Mondes Silberlicht;
Jetzt umgibt mich schwarz' Gemäuer,
Das kein einz'ger Strahl durchbricht.

Dennoch kann ich fröhlich singen;
Mich bedrückt die Blindheit nicht.
Siegreich konnt' ich sie bezwingen,
Mit des Geistes hellem Licht!

JOHANN THIEM

Einige Meilensteine

Es würde zu weit führen, in diesem Rahmen die gesamte Entwicklung der Hilfsgemeinschaft in den nun hinter uns liegenden zehn Jahren schildern zu wollen, aber ich kann nicht umhin, einige ihrer besonderen Marksteine zu erwähnen.

1952: Gemeinsame Kundgebung mit dem Österreichischen Blindenverband beim Wimberger zur Erlangung der Straßenbahn-Freikarte. Ausgestaltung der „Harmonie" in Unterdambach nach den noch mit Jakob Wald besprochenen Plänen.

1954: Zusammenarbeit mit den Invalidenverbänden zum Zwecke der Durchsetzung der Forderung der Zivilblinden nach einem sogenannten Blindenpflegegeld; gemeinsame Kundgebung mit dem Österreichischen Blindenverband in den Sofiensälen.

1955: Weitere Ausgestaltung der „Harmonie" und Bemühungen um die Wasserversorgung; Gemeinsame Demonstration vor dem Wiener Parlament mit dem Österreichischen Blindenverband; Vorsprachen bei allen politischen Parteien und Empfang durch Bundeskanzler Ing. Julius Raab.

1956: Am 18. Jänner erscheint die erste Nummer von „Unser Schaffen". Im Rahmen des ASVG erhalten blinde Personen zusätzlich zur Rente einen Hilflosenzuschuß. In einigen Bundesländern wird im Laufe des Jahres die Blindenbeihilfe eingeführt.

Die Hilfsgemeinschaft führt gemeinsam mit dem Österreichischen Blindenverband einen hartnäckigen Kampf um die berechtigten Forderungen der Zivilblinden. Am 16. November 1956 beschließt auch der Wiener Landtag das Blindenbeihilfengesetz.

1957: Der Kampf um das Wasser für die „Harmonie" ist von Erfolg gekrönt. Am 9. September findet der Spatenstich zum Bau der Wasserleitung und am 26. Oktober im Speisesaal der „Harmonie" ihre feierliche Eröffnung und Einweihung statt.

1958: Der Vorsitzende der Hilfsgemeinschaft erhält im Rahmen der Weihnachtsfeier im Schwechaterhof aus der Hand von Frau Oberstudienrat Margarete Neidl die ihm verliehene „Henri-Dunant-Medaille".

In Unterdambach wird eine für die Einrichtung der Elektroküche erforderliche Transformatorenstation gebaut und eine Warmwasserinstallation eingerichtet.

1959: Die Hilfsgemeinschaft schlägt dem Österreichischen Blindenverband die Fortsetzung der fruchtbringenden Zusammenarbeit beider Organisationen vor. Am 21. Mai findet eine, leider ergebnislose Verhandlung auf dem Mariahilfer Gürtel statt.

1960: **25-Jahrjubiläum der Hilfsgemeinschaft:** Große Festveranstaltung im Auditorium maximum der Wiener Universität und Herausgabe einer Festnummer von „Unser Schaffen". Die Leitung beschließt, das Jubiläum durch die Errichtung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes besonders würdig zu begehen.

Direktor Dr. Szabo Caroly, der Leiter der großen Blindenanstalt in Szombathely, in welcher mehr als 400 Personen beschäftigt sind, stellte seinem Gast, Direktor Robert Vogel, seine engsten Mitarbeiter vor.
Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß es in allen Ländern opferbereite Menschen gibt, die entschlossen sind, sich mit ihrer ganzen Kraft und ihrem ganzen Können dafür einzusetzen, daß die Blinden den ihnen in der menschlichen Gesellschaft zustehenden Platz erlangen können.

Photo Heinz Vogel

Am 29. März wird in der Hilfsgemeinschaft der Kaufvertrag unterfertigt, wonach der Privatbesitz „Waldpension" in Hochegg des Herrn Baumeisters Kramer Eigentum der Hilfsgemeinschaft wurde.

1961: Am 18. Dezember feierliche Eröffnung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes in Anwesenheit von Vertretern der Landes- und Bundesregierung.

Das sind nur einige besonders markante Ereignisse in der Geschichte der Hilfsgemeinschaft der hinter uns liegenden zehn Jahre. Aber sie sind ein deutlicher Beweis dafür, daß wir gute Arbeit geleistet haben.

Wir konnten in den letzten Jahren, begünstigt durch die anhaltende gute wirtschaftliche Lage, unsere Einrichtungen weiter ausgestalten und noch neue dazuschaffen. Wir wissen nicht, wie lange diese günstige Entwicklung anhalten wird. Wir sind aber fest entschlossen, keine unserer Einrichtungen zu vernachlässigen. Es wird in erster Linie an uns selbst liegen, wie sich das nächste Jahrzehnt unserer Hilfsgemeinschaft gestaltet.

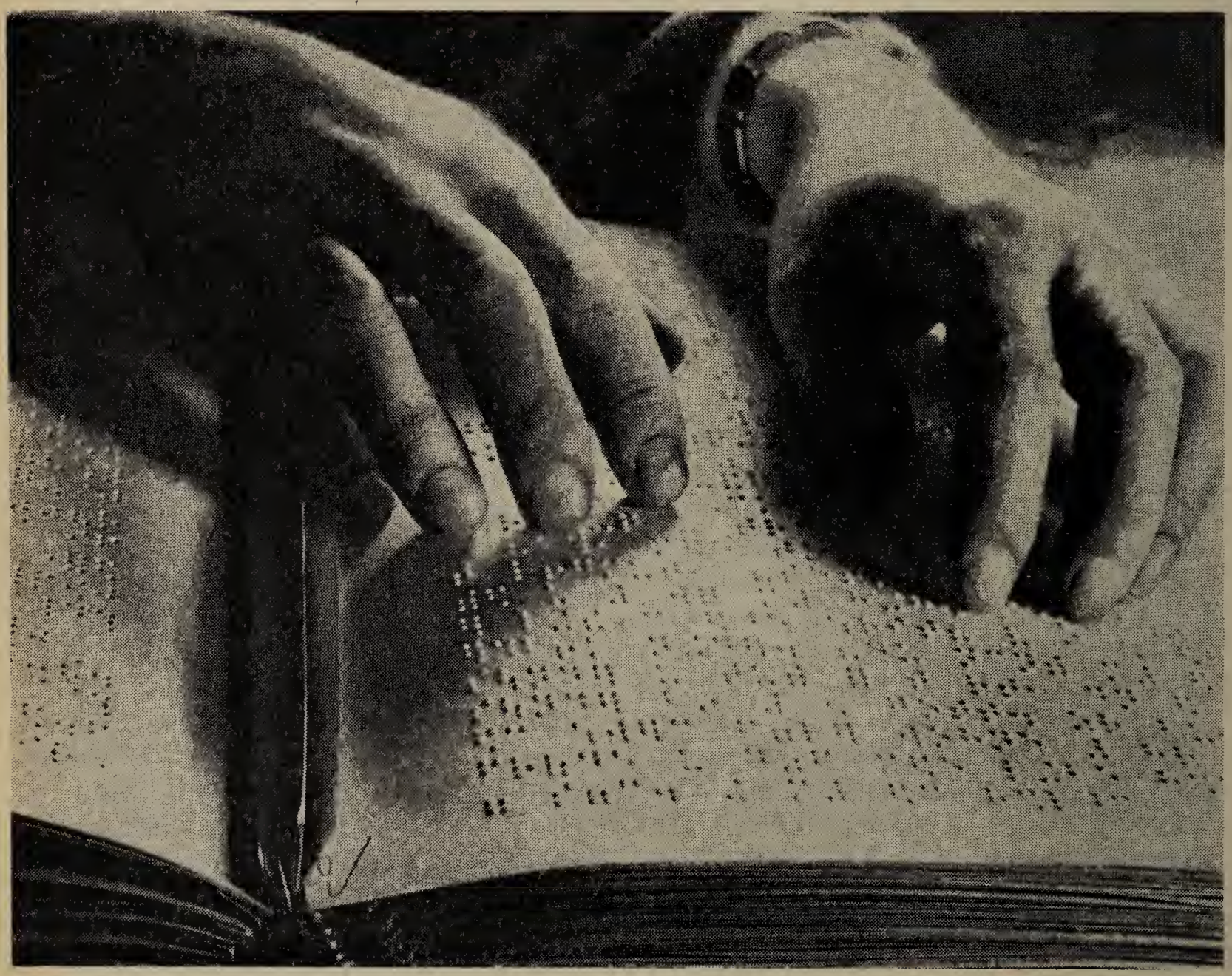
DR. LOTHAR RING

Der Blinde in unserer Zeit

Wir leben, zumindest wirtschaftlich gesehen, in einer Zeit des Aufschwunges, der sich in einer vermehrten Güterproduktion sowie einem vergrößerten Volkseinkommen offenbart, andererseits aber in erhöhten Forderungen des einzelnen der Gesamtheit gegenüber — vielfach durch Preissteigerungen bedingt — eine minder erfreuliche Begleiterscheinung aufweist.

Es ist demnach ein aus Licht und Schatten gemischtes Bild, das sich ohne den Glanz Rembrandtscher Valeurs allen Beteiligten darbietet.

Nun aber ergeben sich hinsichtlich der Persönlichkeit des Blinden Notwendigkeiten besonderer Art. In diesen Kreis gehört neben der öffentlichen und privaten Fürsorge nicht zuletzt die Einstellung des sehenden Bevölkerungsteiles gegenüber der Minorität seiner vom Schicksal des Augenlichtes beraubten Mitbürger. Was letztgenannten Fall betrifft, so herrscht, um es gleich vorweg zu nehmen, eine höchst beklagenswerte Gedankenlosigkeit, die viele Sehende zu Blinden im intellektuellen und moralischen Sinne des Wortes stempelt.



In der ganzen Welt bedienen sich die Blinden der Brailleschrift. Ist diese, von dem genialen Franzosen Louis Braille (1809—1852) erdachte Schrift erst einmal erlernt, hebt sie den Erblindeten aus dem Analphabetismus heraus, in den ihn die Blindheit gestürzt hat.
Die geistigen Fähigkeiten haben durch die Erblindung nicht gelitten und die Brailleschrift vermittelt dem Nichtsehenden Wissen und Entspannung. Seit der Erfindung dieser wunderbaren Tastschrift können auch die Blinden wieder teilnehmen am kulturellen und geistigen Leben und, bereichert durch vielseitiges Wissen, selbst mitarbeiten an ihrem eigenen Aufstieg und an der Verbesserung der Lebensbedingungen aller Blinden.

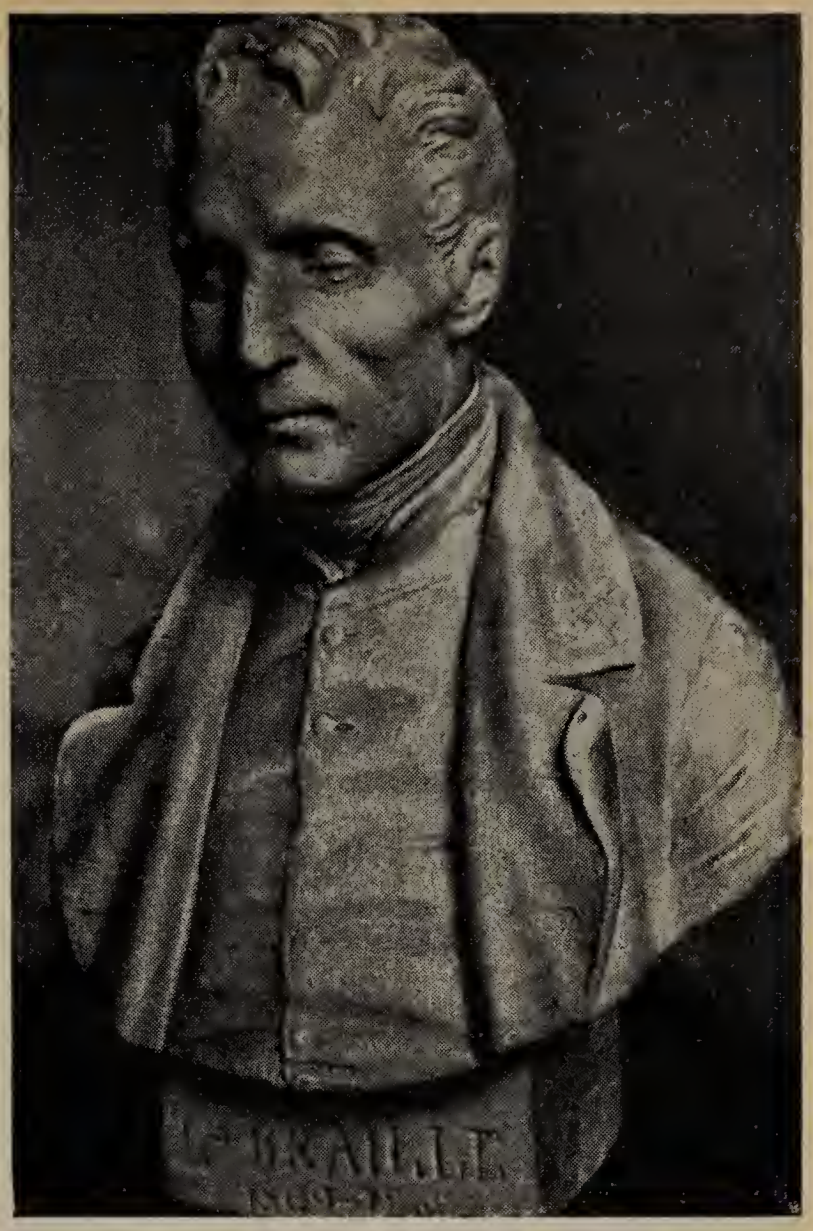
Photo Pressebild-Agentur Cerny

Die sogenannten guten Sitten haben sich mit vergrößertem Wohlstand leider nicht verstärkt, sondern vermindert. Die allgemein herrschende Rücksichtslosigkeit, die sich insbesondere im Straßenverkehr austobt und in Österreich zu einer Rekordhöhe an Unfällen führte, wird von den Blinden in doppelt schmerzlicher Weise empfunden. Wohl gibt es da und dort Verkehrskavaliere, aber sie bilden rühmliche Ausnahmen. Ihre Zahl ist leider zu gering. Man müßte Kurse für Sehende im Umgang mit Blinden abhalten und vor allem die Jugend in dieser Richtung belehren. Es gibt in unserer vielfach zu Unrecht geschmähten Jugend sicher eine nicht geringe Anzahl Begeisterungsfähiger, die nach entsprechender Belehrung Blindenhilfe als schätzenswerte Aufgabe betrachten würden. Solches hätte überdies den Vorteil, das moralische Niveau der kommenden Generation in bedeutsamer Weise zu heben.

Was nun die offizielle Blindenhilfe betrifft, sei gerne zugegeben, daß sie gegenüber den unzulänglichen, wenn nicht geradezu grauenhaften Methoden vergangener Zeitperioden eine erhebliche Verbesserung erfahren hat. Dies nicht zuletzt innerhalb des medizinischen Sektors, dessen Erfolge viele Blinde zu neuen Hoffnungen berechtigen.

Bleiben hinsichtlich der von den berufenen Faktoren zu leistenden Blindenhilfe noch viele Erwartungen offen, so sei auf ein von der Allgemeinheit noch viel zu wenig beachtetes Moment hingewiesen: Nämlich nicht so sehr auf die Hilfe, die wir den Blinden leisten oder leisten sollen, sondern vielmehr auf die Hilfe, welche die Blinden der sehenden Bevölkerung bieten. Ja, meine verehrten Damen und Herren, sie lesen richtig! Die Blinden sind Helfer der Sehenden dank ihrem inneren Licht. Sie sind das lebendige Mahnmal für die Menschheit in einer von Zank und Streit zerklüfteten Welt, die sich, soferne sie nicht rechtzeitig zur Besinnung gelangt, ihren eigenen Untergang bereitet.

Es gibt echte und falsche Friedensfreunde. Die Blinden gehören zu den echten. Sie wissen über ihre eigenen sowie die Leiden und Nöte der Menschheit Bescheid. Vertrauen Sie dem Urteil dieser blinden Seher, deren höchster Wunsch und Appell in dem Gedanken gipfelt, Frieden zu halten, echten Frieden, auf daß die



Die Büste von Louis Braille: So ehren Blinde den Vorkämpfer der Blinden, der ihnen Zugang zu den Kulturgütern der Menschheit schuf.

schöne Welt, an der auch die Blinden Anteil haben mögen, weiterbestehe!

Ich möchte meine Ausführungen nicht beenden, ohne eines Mannes zu gedenken, der wie kein zweiter sich um die Sache der später Erblindeten Österreichs verdient gemacht hat. Was Robert Vogel als Leiter der vor Jahrzehnten gegründeten Hilfsgemeinschaft geleistet hat, grenzt an ein Wunder, es ist ein Licht im Dunkel der Zeit. Noch im Knabenalter erblindet und in der Fremde jeder Not und Gefahr preisgegeben, fand er trotz zahllosen Widerständen die Kraft und Energie, durchzuhalten, und in der Folge zwei Heime zu schaffen, die seinen Leidensgenossen Glück und Erholung bedeuten.

Für seine unter Hilfe verständnisvoller Mitarbeiter vollbrachte beispielgebende Leistung möge er nicht nur die Liebe seiner Blinden, sondern auch den Dank seiner sehenden Landsleute entgegennehmen.

JOSEF GABRIELLI

Der Maurer und der Papagei

In einer Industriestadt Steiermarks hatte sich Direktor Lasnitzer, der Betriebsführer einer großen Fabrik, eine geräumige Villa gebaut, welche er, da seine Ehe kinderlos geblieben war, nur mit seiner Gemahlin und den zwei Dienstmägden, die sie sich hielten, bewohnte. In diesem Hause hatte er sich auch eine Bauernstube eingerichtet, die dem Ehepaar eine große Freude bereitete, doch einmal im Winter funktionierte der sich darin befindliche herrliche Kachelofen nicht, so daß sich Frau Direktor genötigt sah, einen Maurer holen zu lassen, ihm bei seinem Eintreffen den Ofen zu zeigen und ihn dann zu fragen:

„Was fehlt denn eigentlich an dem Ofen, können Sie denselben reparieren und wieviel Zeit brauchen sie dazu?“ — „Dem Ofen, gnädige Frau, fehlt gar nicht viel, nur daß im Innern desselben einige Ziegel locker geworden beziehungsweise gebrochen sind. In einigen Stunden ist der Schaden behoben!“ — „Nun, und wann können Sie das tun?“ — „Schon morgen in der Frühe, wenn Sie es wünschen, Frau Direktor!“ — „Gut, dann kommen Sie morgen um sechs Uhr und läuten bei der Haustüre, das Stubenmädchen wird um diese Zeit schon auf sein!“

Am nächsten Tag punkt sechs Uhr stand schon der Maurer vor der Haustür der Villa, drückte auf den Knopf, doch niemand öffnete ihm, denn das Hausmädchen war zwar schon auf, doch es hatte noch nicht das Läutwerk, das sie am Abend vorher ausgeschaltet hatte, eingestellt.

Die Eheleute hatten aber einen Papagei, ein possierliches und aufgewecktes Tierchen, das manchmal Worte auffing und nachsagte, die seinen Besitzer öfters in Verlegenheit versetzten. Ferner hatte er die Gewohnheit, jedem fremden Besucher auf die Schulter zu fliegen, sich dann ganz nah an dessen Ohr vorzuschieben und denselben zu fragen: „Was suchst du hier, geh nur weg, geh nur weg!“ Dann flog er an die Taschen der Gäste und schrie: „Was hast du denn da, hast gestohlen, hast gestohlen!“

Es ist ja wahr, daß die meisten Leute, wenn ihnen solches widerfuhr, sich darüber überhaupt nicht aufregten, sondern im Gegenteil über die Possen dieses kleinen Schelms nur herzlich lachen konnten. Es waren aber unter diesen Leuten auch solche, die keinen Spaß verstanden, so daß die Hausleute sich bei ihnen darob entschuidigen und sie aufklären mußten. Besagter Papagei nun befand sich an diesem Morgen in seinem Käfig in einem offenen Fenster im ersten Stock des Hauses, und als er den Maurer vor der Haustüre rumoren hörte, rief er laut hinunter: „Wer ist denn da, wer ist denn da?“

Der Maurer, in der Meinung, er höre die Stimme der Hausherrin, antwortete von unten: „Der Maurer ist da, gnädige Frau!“ — „Der Maurer ist da, der Maurer ist da!“ echote es von oben herab. Der Handwerker wartete nun eine Weile, daß ihm aufgemacht werde, doch als dies nicht geschah, rief er neuerdings hinauf: „Der Maurer ist da, bitte aufmachen!“ und der Papagei schrie prompt wieder: „Der Maurer ist da, der Maurer ist da!“ Nach einer Weile schrie der Mann nochmals hinauf und der Papagei äffte ihm wieder die Worte nach, doch als ihm die Türe wieder nicht geöffnet wurde, verlor der Handwerker die Geduld und ging verärgert weg.

ABENDFRIEDEN

Wenn abends still die Welt darniederliegt,
der Mond sein fahles Licht zur Erde sendet
und alles Lärmen, Treiben hat geendet,
dann hat die Ruhe auch mein Herz besiegt.

Wenn sanft der Wind die zarten Äste biegt,
im Troste sich dann alles Herzleid wendet,
dann ist dem kranken Herzen Heil gespendet,
ein seltsam' Glück sich in den Zweigen wiegt.

Im Frieden finden sich die Menschen wieder,
befreit von ihres Daseins schweren Lasten
und lauschen froh der Abendglocke Lieder.

Beendet ist des Tages Mühsal, Hasten,
Glückseligkeit schwebt nun zur Erde nieder
und all die ganze Welt will ruhen, rasten.

FRIEDRICH MARIA WIESENBERGER

Die Frau des Direktors wartete den ganzen Tag auf den Maurer, der sich selbstverständlich nicht mehr blicken ließ und am nächsten Tage erschien sie höchstpersönlich bei ihm, um ihm darüber Vorhaltungen zu machen: „Sie haben mich gestern schön sitzen lassen und Ihr Versprechen gar nicht eingehalten!“ — „Nicht ich, sondern Sie mich, gnädige Frau!“ antwortete der Maurer und erzählte ihr ausführlich, wie es ihm tags zuvor bei ihr ergangen wäre.

Zuerst war die Dame ganz perplex, doch nach kurzem Nachdenken hellten sich ihre Gesichtszüge auf, denn sie wußte ganz genau, daß der eigentlich in Frage kommende Missetäter der kleine Papagei sei. Belustigt klärte sie den Mann auf und beide mußten hellauf lachen, konnten aber dem argen Leutefopper nicht gram sein!

DIE LIBELLE

Libelle, du schnelle
du glitzernde, helle,
du gläsern Gedicht.
Von welliger Schwelle
erheb dich ins grelle,
ins strahlende Licht.

Libelle, du kühne,
dein Schwirren entsühne
den blühenden Tag.
Der Teich sei dir Bühne
zum Flug in das Grüne
von Wiese und Hag.

Libelle, du klare,
du Sinnbild fürs Wahre,
du silberner Traum.
Steig auf und bewahre
dir Weiten und Jahre
im sonnigen Raum.

FRIEDRICH WINKELMÜLLER

LEO SONNWALD

Du sollst nicht krank sein

Du sollst nicht krank sein! Es steht wirklich nicht dafür, krank zu sein. Man hat nur Unannehmlichkeiten davon. Sehr oft muß man das Bett hüten, wenn man krank ist, und das ist eine beschwerliche Angelegenheit. Lieber tausend Schafe hüten als ein Bett! Jeden Augenblick glaubt man, besonders im Fieber, daß einer der „lieben“ Besucher das Bett davonträgt. Nein, nein, nur nicht krank sein und das Bett hüten!

Überhaupt diese Besuche! Sie bringen Tratsch und schlechte Luft, rauchen Zigaretten und heucheln Anteilnahme. Und wenn du irgend etwas „Dringendes“ zu besorgen hast, so schämst du dich, die Leute hievon zu verständigen. Zu allen Teufeln nur mit den „lieben“ Besuchen! Nein, es steht wirklich nicht dafür, krank zu sein. Der Doktor kommt, immer zu einer anderen Zeit als er einzuhalten versprochen hatte, da er ja so viele „Betthütende“ zu besuchen hat, die seine knapp bemessene Besuchszeit überschreiten lassen. Und dann immer wieder seine unleidige Frage: „Na, wie geht's denn heute unserem Patienten? Das Fieber zurückgegangen?“ Darauf, ohne Antwort, bemerkt er weiter: „Nun, es wird bald vorüber sein.“

Die Auslegung dieses akademischen Urteilsspruches bleibt dem armen Patienten selbst überlassen. Dann muß die Zunge wieder heraus, der Körper wird abgeklopft und der Doktor läßt dich husten und atmen, bis dir die Luft vergeht. Am ärgerlichsten aber ist es, wenn der Doktor dir zum Schlusse seiner Visite etwa sagt:

„Im übrigen macht mir Ihre Halsentzündung gar keine Sorge.“ Das glaube ich ihm sehr gerne. Ich versichere ihm — natürlich nur in Gedanken — daß ich mir auch keine Sorgen machen werde, wenn er selbst einmal Hals-, Kopf- oder Bauchweh haben sollte.

Ich kann dir nur nochmals sagen, lieber Freund: Nur nicht krank sein, es steht wirklich nicht dafür!

Die Krankheiten sind ja eigentlich nur Naturtricks, die uns zeigen wollen, wie schön es ist, wenn man gesund ist, besteht doch das Leben nur aus Gegensätzen.

Hüten wir uns also, krank zu sein! Beugen wir den Krankheiten so lange vor, bis sie sich vor uns selbst verbeugen und die Doktoren und Apotheker das Nachsehen haben.

Und so sage ich dir nochmals und abschließend: Du sollst nicht krank sein, lieber Freund. Du hast nur Unannehmlichkeiten davon!

Erstes österreichisches Blindenaltersheim

Das 25jährige Bestehen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs 1935/1960 zum Anlaß nehmend, hatte die Leitung beschlossen, den Privatbesitz des Baumeisters *Kramer*, die „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein zu erwerben, um in dem Gebäude das erste österreichische Blindenaltersheim einzurichten. Die Verwirklichung dieses menschenfreundlichen Vorhabens stellte große Anforderungen an die Hilfs- und Opferbereitschaft nicht nur der Leitung, sondern aller Mitglieder.

Am 29. März 1960 war es nach langen, schwierigen Verhandlungen so weit, daß der Kaufvertrag unterfertigt werden konnte. Durch die spontane Bereitschaft vieler Mitglieder, vorübergehend der Organisation mit Leihbeträgen zu helfen, konnte das Gebäude erworben werden. Für die Ausgestaltungsarbeiten, welche einen größeren Betrag erforderten, sicherten wir uns ein über 20 Jahre laufendes Hypothekardarlehen der Zentralsparkasse der Gemeinde Wien.

Die Arbeiten wurden sogleich in Angriff genommen und am 15. Mai konnte die erste Leiterin des neuen Heimes ihre Tätigkeit beginnen und am 15. Juni wurde mit den ersten zwei Gästen der Altersheimbetrieb begonnen. Am 23. Oktober wurde die neu errichtete Trafostation feierlich eingeweiht, womit auch die neu eingerichtete Elektroküche in Betrieb genommen werden konnte. Im Rahmen einer kleinen Feier, welcher Freunde, Funktionäre der Hilfsgemeinschaft, Vertreter der NEWAG und die ausführenden Firmen beiwohnten, nahm der Vorsitzende der Hilfsgemeinschaft die Stromeinschaltung vor. Ein großer sehr wichtiger Schritt auf dem Wege zur endgültigen Ausgestaltung der „Waldpension" war damit getan. Wenige Tage später konnte auch die neu angelegte Ölheizung in Betrieb genommen werden. Bis zum richtigen Funktionieren dieser vollautomatischen Heizanlage gab es viele Schwierigkeiten und Mängel, doch konnten sie von den zuständigen Firmen im Laufe der Zeit behoben werden. Inzwischen war es uns möglich, immer mehr Pfleglinge nach Hochegg zu bringen.

Von Unterdambach nach Hochegg

Ungehindert gingen die Ausgestaltungsarbeiten fort. Leider fehlte es nunmehr an den nötigen Geldmitteln, um alle bereits fertiggestellten Zimmer auch einrichten und bezugsfertig machen zu können. In dieser Situation entschloß man sich, die während der Wintermonate in Unterdambach doch nicht

Feierlicher Abschluß des Ankaufes der „Waldpension" durch die Hilfsgemeinschaft.

benötigte Einrichtung der „Harmonie“ nach Hochegg zum Zwecke der Einrichtung der Zimmer zu übersiedeln.

Ein Speditionsunternehmen erklärte sich bereit, diesen Transport zu günstigen Bedingungen durchzuführen. Was nicht niet- und nagelfest war, trat seinen Weg in die „Waldpension“ an. Am 19. Dezember 1961 fand die feierliche Eröffnung und Einweihung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes statt. Es war ein großer Freudentag für die Hilfsgemeinschaft, aber auch für viele Freunde der Blinden, welche mit ihren Beiträgen die Schaffung dieses Heimes, einer Stätte wahrer Menschlichkeit und echter Nächstenliebe, ermöglicht hatten. Viele Vertreter von Behörden waren der Einladung gefolgt und soferne sie wegen der vorweihnachtlichen dringenden Geschäfte am persönlichen Erscheinen verhindert waren, hatten sie Begrüßungsschreiben geschickt. In der Vorhalle, die mit Tannengrün und in den Farben unserer Heimat reich geschmückt war, hatten sich die Ehrengäste und die Pfleglinge des Heimes eingefunden. Über dieses Ereignis, worüber der österreichische Rundfunk, fast die gesamte Presse und auch das Fernsehen in seiner Sendung „Streiflichter aus Österreich“ am 22. Dezember berichteten, brachte „Unser Schaffen“ in seiner Februar-Nummer 1962 einen sehr ausführlichen Bericht in Wort und Bild.

Am 24. Dezember fand in der „Waldpension“ die erste Weihnachtsfeier statt. Diese Feier war für alle, die daran teilgenommen haben, ein eindrucksvolles, bestimmt unvergeßliches Erlebnis. Jeder verfügbare Platz wurde vergeben und so konnten manche Mitglieder zwischen Weihnachten und Neujahr erholsame Tage in der herrlichen Umgebung der „Waldpension“ erleben. Es wurde in jeder Hinsicht für eine zufriedenstellende Betreuung gesorgt, was umso leichter möglich war, da es sich noch um einen verhältnismäßig kleinen Belag an Dauergästen handelte.

Die großen Kosten der Ausgestaltung zwangen immer wieder, nach neuen Geldquellen Ausschau zu halten und immer wieder mußte man sich auch an die Mitglieder um verständnisvolle Mithilfe wenden. Man kann jenen Mitgliedern, welche stets bereit waren und es noch immer sind, die Hilfsgemeinschaft in ihren Bestrebungen auch finanziell zu unterstützen, gar nicht genug danken. Sie sind es in erster Linie, die sich selbst und ihren Schicksalsgefährten einen friedvollen, sorgenfreien Lebensabend sichern. Sie sind es auch, von denen kommende Generationen von Blinden mit allergrößter Hochachtung sprechen werden. Sie waren und sind bereit zu opfern, damit auch andere ein menschenwürdiges Leben, einen nach einem meist arbeitsreichen Leben wohlverdienten Feierabend finden können.

Erinnerungstafel in Hochegg

Die „Waldpension", das erste österreichische Blindenaltersheim, wurde von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs anläßlich ihres 25jährigen Bestehens 1935—1960 errichtet, um den alten alleinstehenden Blinden einen sorgenfreien Lebensabend zu sichern.

Das Heim wurde am 19. Dezember 1961 feierlich eröffnet.

Der Schöpfer dieser Stätte, Dir. ROBERT VOGEL, hat damit der Menschlichkeit und Nächstenliebe ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Besuch in der „Waldpension"

Immer mehr alte, alleinstehende Blinde entschlossen sich, nach Hochegg zu gehen. Es mußte aber auch vielen Mitgliedern und Freunden der Hilfsgemeinschaft Gelegenheit gegeben werden, dieses schöne und zweckmäßig eingerichtete Heim kennenzulernen. So wurde die Durchführung von Autobusfahrten dahin beschlossen.

Besichtigungsfahrten sollten es werden und die Verbundenheit der gesamten Hilfsgemeinschaft mit diesem einmaligen Werk zum Ausdruck bringen. Am 4. März 1962 fand die erste Fahrt statt und ihr folgten dann die anderen am 18. März, 1. April, 15. April, 8. Juni und 25. Juni. Wie freuten sich die Besucher und wie staunten sie, als sie die „Waldpension" besichtigten! Sie hatten sich nach den bisherigen Berichten schon einiges vorgestellt, meinten die meisten. Aber was sie nun zu sehen bekamen, übertraf alle Erwartungen. Alle freuten sich darüber, zu diesem Heim auch beigetragen zu haben und versprachen, jetzt erst recht alles zu tun, um der Hilfsgemeinschaft neue wertvolle Freunde zu gewinnen, damit auch der zweite Teil des Hauses ausgestaltet und bald bezogen werden kann.

Am 18. März gab es ein Treffen Wien—St. Pölten in Hochegg mit je einem Autobus. Unsere St. Pöltner Freunde wollten die „Waldpension" kennenlernen. Nachdem die Besucher aus beiden Städten sich in der Vorhalle des Heimes versammelt hatten, nahm Obmann-Stellvertreter Franz *Pechar* die Enthüllung einer dort angebrachten Erinnerungstafel vor. Die in Goldbuchstaben ausgeführte Marmortafel hat folgenden Text:

Das Heimleiterehepaar

Auf Vorschlag unserer langjährig bewährten Mitarbeiterin, Kollegin Klinka, fuhren wir nach Baden, um mit dem Ehepaar *Schrammel* Verbindung aufzunehmen. Wir wurden uns rasch einig und am 31. März d. J. nahm das Ehepaar Schrammel die Tätigkeit als Leiter des Heimes auf. Nun ging es schnell in die Höhe mit dem Belag des Heimes.

Schon jetzt, nach einem halben Jahr, kann gesagt werden, daß mit diesen beiden braven Menschen eine gute Wahl getroffen wurde.

Jetzt wird auch der zweite Stock der „Waldpension" ausgestaltet, wir hoffen, bis zu Weihnachten damit fertig zu sein. Schon in den nächsten Tagen werden die für die Komplettierung der Zimmer noch erforderlichen, von der Wiener Möbelfabrik hergestellten Möbel in Hochegg eintreffen. Verschiedene Unternehmungen haben auch bei der Ausgestaltung dieses Teiles des Heimes wirksam geholfen. So erhielt die Hilfsgemeinschaft alle sanitären Gegenstände, alle Beleuchtungskörper und alle für den Anstrich benötigten Farben und Lacke kostenlos zur Verfügung gestellt. Obwohl es heute nicht leicht ist, zeitgerecht die benötigten Professionisten und Arbeiter zu bekommen, ist es doch gelungen, alle vorgenommenen Arbeiten planmäßig durchzuführen. Wer die „Waldpension" noch nicht kennt, möge sich dieses schöne Heim doch einmal ansehen!

Solange das Heim noch nicht mit Dauergästen besetzt ist, wird jeder Platz für Erholungssuchende vergeben. Wer für einen Urlaub in Hochegg Interesse hat, möge sich direkt an die Verwaltung der „Waldpension" mit seinem Anliegen wenden.

Regierungsrat Dr. FRIEDRICH MORTON

Wenn die Heuschrecken einfallen . . .

Obzwar ich mich in 2200 m Höhe befand, war der frühe Nachmittag glühend heiß. Im Zelte war es nicht auszuhalten. Ich setzte mir den Tropenhelm auf und wanderte übers Weideland zu einem der wenigen Flüsse, die auch während der Trockenzeit Wasser führen. Der Boden war von breiten Trockenrissen kreuz und quer durchfurcht. Von den 3500 m hohen Bergen wird das Wasser in schmalen Kanälen den Kulturen von Mais und Hirse zugeleitet. Die Wasserverteilung ist durch uralte Vereinbarungen streng geregelt. Zu einer bestimmten Stunde wird eine Steinplatte in den Kanal gestellt und das Wasser überflutet nun ein dürstendes Feld. Am nächsten Tage wird die Platte herausgenommen und die Wasserstauung erfolgt tiefer unten beim Nachbarn.

Dieses Hochland hier ist nahezu baumlos; die Wälder sind längst geschwendet worden. Nur die riesigen, heiligen Worka-Bäume stehen einsam in der Sonnenglut und bieten den Herden der Zebu-Rinder Schatten. Auch echte Schirmakazien bilden kleine Gruppen und entzücken durch ihre gelben oder rosenroten duftigen Blüten. Da und dort erheben sich die Wolfsmilchbäume, die bis 15 m hoch werden. Wenn ich vor diesen Riesen stand, die ganz das Aussehen von Kakteen haben, mußte ich an unsere kleinen Wolfsmilchkräuter denken, die ein, zwei Spannen hoch werden.

Nun stand ich am Flusse! Tief hatte er sich in das dunkle Gestein eingeschnitten und es gab zehn, zwanzig Meter hinab eine Kletterei.

Wie anders sah es hier aus! Ich konnte einen Wacholder bestaunen, der fünfzig Meter hohe Bäume bildet, in deren Ästen der wunderschöne, schwarz und weiß gezeichnete Guereza-Affe haust. Hier duftete betörend der echte Jasmin, hier wucherten seltsame Farne, unter ihnen ein Nischenfarn, wie er im Schönbrunner Palmenhause zu sehen ist. Er sitzt auf den Baumstämmen, bildet Wedel aus, die sich unten ans Holz anpressen und richtige Blumentöpfe bilden, in denen sich Humus und Feuchtigkeit sammelt. In diese natürlichen Blumentöpfe treibt der Farn seine Wurzeln. Die zweite Art von Wedeln ist lebhaft grün, ragt frei in die Luft vor und besorgt das Geschäft der Erzeugung von Zucker und Stärke.

Hier unten watete ich durch wilde Pelargonien und hier wachsen zur Regenzeit prachtvolle Liliengewächse.

Ich ließ mich auf einem Steine nieder und sah aufs Maisfeld, das am andern Ufer seine reifen Kolben zeigte. Da kam lautlos und geschmeidig ein Pavian, sicherte und ließ dann die ganze Herde nachfolgen. Im Gänsemarsch zogen sie ins Maisfeld und gleich darauf hörte ich, wie die Kolben gebrochen wurden!

Ich sah auf die Uhr. Es ging auf halb fünf. Da mußte ich an den Rückmarsch denken, denn um fünf ging die Sonne unter und die Nacht folgte mit unheimlicher Schnelligkeit.

So kletterte ich wieder aus dem prächtigen, tropischen Pflanzengarten hinaus auf die dürre, versengte Hochfläche.

Aus einem fernen Tale sah ich eine Wolke daherkommen, eine Wolke, die aus unzähligen Heuschrecken gebildet wurde! Diese riesige Schlange mochte ungefähr zweitausend Meter lang und dreihundert Meter breit sein. Sie kam immer näher und nun erlebte ich das Schau-

BITTE UND WUNSCH

Wer schenkt mir einen kleinen Hund
aus diesem Dorf voll Hunden,
wer sieht mich wie ich schrunz und wund
und blutvergießend unverbunden.

Ich hab' ein Herz und hab' ein Grab,
will wie die Amseln singen,
ich gleich dem alten Küchenschab',
möcht' in den Pappeln schwingen.

Der Abend ist ein blasses Haus
fast mit erstorbnen Gängen
ich meide ihn, zertret' die Maus.
Und ruhe auf den Purpurhängen.

Der Nacht, die mir das Leben gab
aus tausend bunten Sternen.
Die Welt ist allen nur ein Grab,
ein Traum aus weiten Fernen.

KURT KLEBERT

DER RING

Oftmals gleit' ich mit zärtlicher Hand
Über des Ringes goldenes Rund,
Der einst als Zeichen und Unterpfand
Uns vereinte im ewigen Bund.

Funkelt vom Reif auch kein Edelstein,
Gilt er mir doch als kostbarstes Gut;
Glänzt mir von ihm doch der Widerschein
Deiner Liebe, die tief in mir ruht.

Bilder ruft das Erinnern hervor,
Hoher Zeit, die Freude verhieß;
Dann kam der Tag, da ich dich verlor,
Jener Tag, der ins Dunkel mich stieß.

Aber die Hoffnung baut einen Dom,
Der sich hebt in das strahlendste Licht,
Wo, da verebbt einst mein Lebensstrom,
Wir uns finden vor Gottes Gesicht.

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

spiel eines Heuschreckeneinfalles. Zu Zehn- und Hunderttausenden ließen sich die Tiere nieder, besetzten die Felder, die Bananenstauden, die bei den Rundhütten standen, die Kaffeesträucher und das Grünzeug der kleinen Hausgärten, überzogen das dürftige, trockene Gras in dicker Schichte, bildeten sich auflösende Wolken und, von der eben untergehenden Sonne beleuchtet, unheimliche Schattenbilder, die ich im Bilde festhalten konnte, während meine Schnürstiefel durchs krabbelnde Meer unzähliger Tierleiber wateten und auffallende Heuschrecken auf meinem Helme aufprallten . . .

Die Bewohner der „tukuls" (Rundhütten) gerieten begreiflicherweise in Verzweiflung! Sie wußten nichts anderes zu tun, als einen Höllenlärm zu erzeugen, der die Heuschrecken von ihrem Tun nicht abhielt. Ein böses Knattern und Knirschen lag in der Luft und die Massen auf Boden und Pflanzen wurden immer mächtiger. Da konnten auch die Milane, die sich in der Luft an den Bissen gütlich taten, nichts ausrichten.

Eben ging die Sonne unter. Ihre letzten Strahlen umfaßten die noch in der Luft befindlichen Heuschrecken. Riesige Finger, blutrot, schossen übers dunkelblaue Himmelsgewölbe und auf den fernen Hochbergen war noch da und dort ein leuchtender Schein wahrzunehmen.

Auf dem Hochlande war es finster geworden. Da leuchtete mitten zwischen den verstreut stehenden tukuls eine lodernde Fackel auf! Ein dürrer Wolfsmilchbaum war entzündet worden. Knatternd und prasselnd brannte das dürre Holz, Funkengarben stiegen gegen den Himmel auf, es knallte und krachte, daß es nur so eine Freude war! Ein zweiter und ein dritter Baum mußten daran glauben, doch den Heuschrecken war damit nicht beizukommen!

Ich ging in mein Zelt, zog den Eingang zu, entzündete eine Kerze auf der Kiste aus Wacholderholz, die als Schreibtisch und Labortisch diente, trug die Tagesereignisse ins Tagebuch ein und verlöschte das Licht. Nun wurde es kühl und ich hüllte mich in dicke Decken. Im Halbschlafe hörte ich noch das Heulen und Weinen der Hyänen und einmal wachte ich auf, als eine von außen an der Zeltwand vorbeistreifte.

Die wunderbare afrikanische Nacht hatte ihre Herrschaft angetreten . . .

Mitgliederaufnahme

Erblindete oder schwer sehbehinderte Personen können sich bei der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs um die Aufnahme als Mitglied bewerben.

Die Hilfsgemeinschaft steht allen Erblindeten mit Rat und Tat zur Seite und hilft ihnen bei der Erlangung der ihnen rechtlich zustehenden Leistungen, wie Hilflosenzuschuß, Blindenbeihilfe, Fahrtbegünstigungen, Befreiung von der Rundfunkgebühr usw.

Es ist im eigensten Interesse gelegen, einer Gemeinschaft anzugehören, denn das Schicksal, wie schwer es auch sein mag, wird gemeinsam leichter ertragen. Die Anschrift der Hilfsgemeinschaft lautet:

HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS
Wien XX. Treustraße 9, Telephon 35 36 81 Serie

MARTHA HOFMANN

Wiedersehen mit einer Stadt

Wie blau sind die Wellen des Sees, wie leuchtend hell. Und plötzlich wieder schimmern sie blaß wie von Perlmutter. Ein sanfter Wind streicht darüber und kräuselt sie leicht zwischen den ewig wechselnden Lichtreflexen von tiefdunkler Tinte bis zu silbrigem Grau. Wie gepflegt ist der kurzgeschorene Rasen, sind die Boskette und Hecken, die Rotbuchen mit dem breiten Geäst, die gestutzten Platanen, dazwischen die glühenden Rosen im Rasenbeet.

Schloßartig stehen die großen Hotels am Ufer des Genfer Sees. Hellgekleidete Kinder in weißen Sandalen treiben die Reifen rings um die bronzene „Helvetia" des Rondeaux oder haschen einander, während die schön geputzten Mamas in dem Gartencafé Eiscreme und Schokolade löffeln, Vermouth oder auch Porto nippen. Es ist Teestunde, ein kleiner Abendwind fährt den Buben in die Haarschöpfe, läßt die langen Korkzieherlocken der kleinen Mädchen im Lauf hochfliegen. Mama ruft die Kleinen zu sich, auch Gouvernante und Nurse mahnen zur Heimkehr. Bald werden Bub und Mädel in die weiße Wanne, ins weiche Bettchen gesteckt, gepflegt und behütet, bei sich zu Hause.

Und du — wo bis du denn daheim? Bist du es nun in dem sauberen weißen Haus mit den tiefgrünen Rasenflächen im Hof, wo zahlreiche Kinder spielen und tollen, wenngleich minder geputzt als die Kleinen am See, doch nicht weniger fröhlich?

Bist du endlich zur Ruhe gekommen nach langer Irrfahrt, zu Hause in deinen eignen vier Wänden, in der Stadt deiner Jugend, des Grabs deiner Eltern? Ja, noch ist vieles dahier, was dich bindet und hält — und suchst doch vergebens, die einstens dich liebten.

Hörst du den Glockenklang, schwingend über dem See? Sei getrost, singen die Glocken, vertraue auf Ihn, der dich niemals verließ in der Fremde — komm, sei getrost . . .

Denn wie irr und weh kamst du doch einst an dies Ufer, das dich jetzt festlich empfängt, den Gast aus der Fremde, der eine Heimat besitzt, die er nur flüchtig verließ, nur für kurze Ferienzeit. Flüchtig . . . ! Welch einen anderen Sinn hatte damals dies kleine Wort: flüchtig. Da besaßest du weder Heimat noch Haus, weder Paß noch Papiere, die dich beschützten.

Weißt du es noch, wie dir der Atem versagte bei jedem Schritt an dem Ufer des blauen und perlfarbenen, wechselnden Sees? Wie du die lange Brücke kaum überqueren konntest vor Bangigkeit? Wie du bebtest im Wind, wie dein Herz flog gleich dem eines zitternden Vogels, den eine große Menschenhand, wenn selbst mit loser Behutsamkeit, furchtbar umschließt?

Wie fremd schien da alles, von Nebeln verhängt, unzugänglich. Werd' ich hier bleiben dürfen, ganz kurz nur oder für längere Zeit? Lange? Hier, in dem Welschland des Westens, wehte die Luft so weich, war die Sprache so höflich, schien alles so einfach und gut. — „C'est si simple d'aimer . . ." lautete das Lied, das die Bonnen sangen am See, wenn es Abend wurde. Jetzt ging eben ein junger

---

Direktor Robert Vogel spricht zu den in einer der Werkhallen der Wiener Möbelfabrik versammelten Arbeitern und dankt ihnen im Namen der von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs betreuten Blinden für die großzügige Unterstützung bei der in diesem Frühjahr erfolgten Neueinrichtung des Blindenerholungsheimes „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach.
Spontan erklärten sich alle Arbeiter bereit, einige Stunden für diesen guten Zweck kostenlos zu arbeiten, um den erblindeten Kollegen und Kolleginnen ihre Solidarität und Verbundenheit zum Ausdruck zu bringen.
Das ist ein schönes, nachahmenswertes Beispiel wahrer Menschlichkeit.

Photo Heinz Vogel

Helft den Blinden auf der Straße! Diese Bitte erhebt die Hilfsgemeinschaft seit Jahr und Tag, weil nur im gegenseitigen Verstehen der Sehenden und Blinden der Fortschritt liegt.

Sichelmond auf wie ein Zeichen der Hoffnung. Vielleicht darf ich hier . . . ? Aber wo werd' ich denn wohnen? Ich kenne doch keinen Menschen in dieser schönen und stolzen Stadt Genf. Wie lange wird mein bißchen Geld denn noch reichen? Drei Wochen — vier vielleicht, wenn ich nur einmal im Tag esse. Was aber dann? Nicht fragen, nur ja niemals fragen: „Was dann?" Die gehn zugrund', die so zagen — die anderen retten sich. Aber wie denn nur — wie? Halt! Da war doch der eine Name, den ich kürzlich erst in der schönen Monatsschrift zufällig gelesen hatte. Die Redaktion nannte die Stadt und die Straße, sie gab mir die Adresse, und diese war's ja im Grund, die mich herüberzog in die welsche Stadt — ein winziger Schimmer von Hoffnung, ein romantischer Hoffnungsstrahl; und so befand ich mich jetzt im romanischen Land. Wie winzig war diese Hoffnung im Grunde — denn lang war es her, Jahre lang, daß der Name mir etwas zu sagen hatte im Leben und ich ihm. Und doch trog sie nicht, die romantische Hoffnung, denn da knistert der Brief, der mich herbestellt, zu bestimmter Stunde, ganz voll Bereitschaft, voll von Erwartung. Ich solle antworten, möglichst schnell. Ich habe geschrieben. Und so bin ich hier. Doch woran ihn erkennen? Lang ist es her, seit wir uns gesehen haben — Jahre lang. Man hätte ein Zeichen vereinbaren müssen, aber man unterließ es. Fühlte man vielleicht unbewußt eine Hemmung, zu sagen: wir sind sehr verändert, sind älter geworden, sind Fremde? Man wagte es nicht.

Dort — ist er das am Ende? Nein, der Herr geht vorüber, ganz unbeteiligt, das kann er doch nicht sein? Oder bin ich so unkenntlich geworden, einfach unvorstellbar verändert? Das wird es wohl sein! Keine Illusionen, arme Seele: man erkennt dich nicht mehr . . .

Doch sieh, der andere dort, er wirkt so bekannt, irgendwie heimatlich. Und er kommt auf die Ecke zu, in die du mutlos gekauert bist, er ergreift deine Hand: „Gott sei Dank, daß du gekommen bist! Ich fürchtete schon . . ." Man erfährt nicht, was er gefürchtet hat. Doch es tut wohl, die vertraute Stimme wieder zu hören. Auch er ist verändert, nur seine Stimme ist's nicht. Erst mußt du nun einen Imbiß nehmen, als sein Gast, das versteht sich. Dann fangen vorsichtig Fragen an, ob Beziehungen da sind, Aussichten, Hilfe. Wen du kennenzulernen wünschest, welches Comité? Das vor allem — ein Hilfscomité!

Furchtbare Minuten. Nein, du fällst weder unter die Kategorie X noch Kategorie Y, leider. Aber Hierbleiben werde schon gehen: Madame N. habe alle Beziehungen, du mögest dich gleich an sie wenden, das werde das Richtige sein . . .

Er selbst? Die Frage scheint ihm nicht ganz willkommen.

„Naja, danke, natürlich, alles ist nicht mehr so wie früher einmal — man ist selbst ja nur geduldet, aber es macht sich, danke der Nachfrage. Naja, man hat allerhand kleine Erfolge, leider nichts Großes, man kommt nicht dazu."

Er schweigt einen Augenblick, er scheint müde. Dann belebt sich sein Mienenspiel wieder: „Und du? Die Gedichte? Wie? Noch ungedruckt? Diese Perlen der Poesie? Welch ein Jammer! Voilà — c'est la guerre." — Ein Quartier? Leider hat man ja selbst nur ein sehr bescheidenes Appartement, viel zu wenig geräumig. Aber in der Pension vis-à-vis ist vielleicht eine kleine Mansarde frei, sehr

preiswert, man wird morgen gleich mit der Besitzerin sprechen. Einstweilen wird sich ein Hotelzimmer finden, für den Übergang.

„Hast du Verwandte? Ich glaube, du hast sie einmal erwähnt." — Ja, die habe ich. Im äußersten Fall werden sie etwas schicken. Sie taten es, halfen mehr als die mächtigen Comités, doch sie stellten Bedingungen. Man sollte die Sprache aufgeben, in der man lebte und schuf; man sollte die Dichtkunst aufgeben — denn wer kümmerte sich noch um diese in der Zeit eines Krieges?

Daß die Menschen den, den sie mit einer Hand atzen, zugleich mit der andern erdolchen müssen! Nein, man darf keine Wohltaten annehmen, wenn man die Freiheit liebt. Wenn man das Wahre sucht, die eigene Wahrheit. Es muß auch ohne Hilfe gehen . . .

ABONNIEREN SIE
„Unser Schaffen"

All das erzählen die stummen Wellen des Sees, wenn sie der Abendwind kräuselt. Wohl mir, daß keiner ihr Lied vernimmt außer mir. Mir allein erzählen sie, wie es gewesen ist, als ich das erste Mal an dies Ufer kam, flüchtig und heimatlos, zaghaft und doch voll heimlicher Hoffnung — die sich zuletzt auch erfüllte.

Träumerisch-reiches, unsägliches, nur mit unirdischem Ohr vernehmliches Lied meines Wiedersehens mit diesem See, dieser Stadt!

Das Alter unserer Erde

Bei der Altersbestimmung unserer Erde hatten sich die berufenen Gelehrten zusammengefunden. Auf verschiedenen Wegen waren sie zu dem Ergebnis gekommen, daß die Erde seit rund 4 Milliarden Jahren existiere. Die Kosmologen stützten sich auf die gesetzmäßigen Bewegungen der Spiralachse. Messungen der derzeitigen Nebelflucht lassen erkennen, daß die große Reise der Spiralnebel und damit auch die Ausdehnung des Weltalls vor fünf Milliarden Jahren begonnen hat.

Weiters lassen die von den Gezeiten eingegrabenen Spuren erkennen, daß das Erd-Mond-System seit über 4 Milliarden Jahren aktiv ist. Zu einem ähnlichen Resultat führten Berechnungen darüber, wieviel Jahrmillionen erforderlich waren, um den Meeren ihre heutige Salzmenge durch die Flüsse zuzutragen.

Weitere Methoden entwickelte das Wissen um die Radioaktivität. Da bei Erzen, die Radium, Uran oder Thorium enthalten, diese radioaktiven Elemente nach unabänderlichen Gesetzen, u. zw. unbeeinflußt durch Temperaturen oder Druck zerfallen, kann man an dem jetzigen Verhältnis vom radioaktiven Gehalt zur umgewandelten Masse das Alter des Gesteins ablesen.

Geologische Untersuchungen in allen Kontinenten ergaben, daß die Gesteinskruste der Erde ihren Erstarrungsprozeß vor mindestens 4 Milliarden Jahren abgeschlossen hat. Auch das Verhältnis von radioaktivem Kalium in der Erdoberfläche zu dem daraus ausgestrahlten und heute in der Atmosphäre vorhandenen Edelgas Argon 40 ergibt eine Entwicklungszeit von knapp fünf Milliarden Jahren.

Nunmehr will ein Astronom diese geschlossene Front der Erkenntnis durchbrechen: Dr. R. A. Sandage vom Mt.-Palomar-Observatorium in Kalifornien behauptet, nach seinen Messungen mit einem Riesenteleskop hätten die kosmischen Nebel einen viel weiteren Weg hinter sich, als bisher festgestellt wurde. Nach der Spiralnebelmethode müsse das Alter des Universums zwischen 9 und 18 Milliarden Jahren liegen.

Der Widerspruch der Gelehrten ließ nicht lange auf sich warten. Der Streit auf höchster wissenschaftlicher Ebene wird hart und langwierig sein. Wir Laien sind jedoch weniger daran interessiert, ob die Kosmologen unserem Trabanten 5,9 oder 18 Milliarden Jahre Vergangenheit zuerkennen, als vielmehr daran, welche Zukunft er haben wird.

Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von
ING. RUDOLF SCHOLZ

Maria Klinka zum 60. Geburtstag

Ein heißer, strahlender Sommernachmittag lag über der Großstadt. In den Seitengassen tollten und lärmten ausgelassene Kinder, sie hatten Ferien; jetzt gehörte ihnen, ihren Fetzenlaberln und Bällen die Straße. Man schrieb das Jahr 1926. Kraftfahrzeuge belebten relativ selten die Außenbezirke. Es war ein Wien, von dem die Dichter und Komponisten heute noch so gerne träumen; eine Stadt voll süßer Romantik, aber auch voll Elend und Not.

Wer konnte damals an eine Urlaubsreise denken? Wohl nur wenige; die meisten blieben in der Stadt. Die jungen Mütter nahmen an solch einem herrlichen Nachmittag ihre Kleinsten und suchten mit ihnen die nächstgelegene Parkanlage auf. Auch unsere Jubilarin, sie war damals 24, hatte den kleinen Franzi in dem Kinderwagen verstaut und wollte mit ihm die Schönheit der dürftigen Großstadtnatur genießen. Sie schob den leichten Sportwagen vor sich her, umwirbelt von den Kindern der Straße. Plötzlich, Frau Maria spürte einen stechenden Schmerz im linken Auge. Um sie wurde es dunkel, verschwommen entfernte sich der Lärm schreiender und hastender Kinder. Maria war an eine Hausmauer getaumelt. Endlich, da war wieder die Sonne; aber der helle Strahl schmerzte. Maria schloß die Augen, hielt angstvoll mit beiden Händen den Kinderwagen. Langsam, dem Schatten zugekehrt, öffneten sich ihre Lider. Die Straße war leer. Buben und Mädeln, alle hatten das Weite gesucht — nur ein Vollgummiball lag im Rinnsal. War er der Schuldige, daß die junge Frau einmal blind werden sollte?

Jahre vergingen und niemand dachte mehr an den strahlenden Sommernachmittag von 1926, auch der Vollgummiball schien fast vergessen. Bei Maria stellten sich immer häufiger Sehstörungen ein. Der Arzt konstatierte eine veraltete Netzhautablösung. Vorläufig war an eine Operation nicht zu denken. Die wirtschaftliche Lage Österreichs war ungünstig, die Zahl der Arbeitslosen wuchs und wuchs.

Die soziale und gesellschaftliche Stellung der Blinden konnte sich unter dem Drucke der herrschenden Gegebenheiten kaum nennenswert entwickeln. Mehr und mehr schwand das Sehvermögen der allzu hart geprüften Frau; je größer das Leid, desto entschlossener kämpfte Maria.

Als durch Jakob Wald im Jahre 1948 die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs reaktiviert wurde, da stellte sie sich begeistert in den Dienst der guten Sache; jetzt wußte Maria, wo sie hingehörte, sie kam in eine neue Welt, in ihre Welt. 1952, als Robert Vogel mit der Lenkung der Geschicke der Hilfsgemeinschaft betraut wurde, zählte die tatkräftige und lebensfrohe Frau zu seinen engsten Mitarbeitern. Ihr wurde die Leitung der Nähstube und im Sommer des gleichen Jahres die Führung des Erholungsheimes übertragen. Maria gewann die Herzen ihrer Schützlinge im Sturm und wurde auch bald als Fürsorgerin in der Organisation eingesetzt. Ihre herzliche Art, an allen Schicksalen teilzunehmen, ihr mütterliches Wesen, trugen ihr bald den schlichten Namen „Tante Maria“ ein.

Selbst blind, verströmte sie ihr Leben an die Blinden. Mehr als 10 Jahre wirkte diese tapfere Frau in der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs zum Wohle aller Mitglieder. Am 31. Dezember 1961 nahm Frau Maria Klinka von der Hilfsgemeinschaft Abschied, sie wird in den Herzen der Mitglieder auch weiterhin die „Tante Maria" bleiben. An ihrem Jubeltag wünschen ihr die ganze Hilfsgemeinschaft und die Redaktion von „Unser Schaffen" Glück und Gesundheit für viele weitere Jahre.

Die Zeitschrift

Mit dem Jahre 1963 erscheint der 8. Jahrgang unserer Monatsschrift. Es gibt heute niemand mehr unter uns, der sich das Blindenwesen in Österreich und die Hilfsgemeinschaft ohne „Unser Schaffen" vorstellen könnte. „Unser Schaffen" ist buchstäblich aus dem Nichts entstanden und kann jetzt nach verhältnismäßig wenig Jahren auf einen gewaltigen Aufstieg hinweisen. Es hat bei der Gründung unserer Zeitschrift Pessimisten gegeben. Die einen meinten, daß uns doch der Stoff bald „ausgehen" würde. Sie meinten, man könnte über die Blinden, ihr Leben und ihre Probleme nicht öfter schreiben, ohne in Wiederholung zu verfallen oder „langweilig" zu werden.

Wie es sich in vielen anderen Fällen und so oft im Leben gezeigt hat, haben nur die Optimisten recht behalten, die davon überzeugt waren, daß die auf dem Gebiete des Blindenwesens bestehende Lücke ausgefüllt werden und der Blindenschaft ein Mittel für ihren Kampf um ein besseres Leben in die Hand gegeben werden mußte. In den Jahren des Erscheinens von „Unser Schaffen" ist der gesellschaftliche Aufstieg der Blinden zu verzeichnen. Wer könnte behaupten, daß die Veränderung in der Einstellung der sehenden Mitmenschen und der öffentlichen Stellen nicht auch auf die unermüdliche aufklärende Tätigkeit von „Unser Schaffen" zurückzuführen ist? Wenn jemand über die Blinden und ihr Leben etwas wissen will, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als „Unser Schaffen" zu lesen. In den höchsten öffentlichen Stellen ist „Unser Schaffen" zum Nachschlagewerk in Blindenfragen geworden. Der Kreis der ständigen Leser wächst und der Aufstieg der Monatsschrift drückt sich nicht zuletzt auch in den Einnahmen aus. Viele Mitglieder haben auch im letzten Jahre Beiträge zur Verfügung gestellt: Gedichte, Kurzgeschichten, Übersetzungen und kleine Abhandlungen und haben damit zur bunten Gestaltung der Monatsschrift beigetragen.

Allen Mitarbeitern von „Unser Schaffen", der Administration, den Dichtern und Schriftstellern und allen Mitgliedern und Lesern, welche dem Blatte durch bisher sieben Jahre die Treue gehalten haben, sei namens der Organisation, ja namens der österreichischen Blindenschaft herzlichst gedankt. Mit „Unser Schaffen" wurde eine Pionierarbeit geleistet und wird noch geleistet, deren hoher Wert vermutlich erst in seinem vollen Umfange kommenden Generationen von Blinden bewußt werden wird. Helfen auch Sie mit, „Unser

VERLOR'NE TAGE

Was waren meines Lebens Tage doch,
Könnt' ich sie liegen seh'n wie sie erstarben?
Vielleicht, wer weiß, waren es Ährengarben
Zerstampft am Boden vor der Reife noch.

Gemünztes Gold, verschwendet und geschuldet,
Blutstropfen, die den schuld'gen Fuß befleckten,
Vergoß'ne Tränen, die im Traume neckten
Den Höllenrachen, der kein Sattsein duldet?!

Hier seh' ich sie nicht mehr. Doch nach dem Tod
Ich weiß, bei Gott, daß sie sich zeigen werden
Die eigenen ermordeten Gebärden
Nach Atem ringend in der tiefsten Not:

Und alle rufen dann zur gleichen Zeit:
„Ich bin's, dein zweites Ich! Was tat ich dir?"
„Du bist's, mein zweites Selbst? Was tat'st du mir?"
Einander zu in alle Ewigkeit!

HEINZ APPENZELLER

HELFT DEN BLINDEN

Siehst du an der Straßenecke
einen Blinden hilflos steh'n,
dann besinne dich nicht lange,
hilf ihm beim Hinübergeh'n.

Ist es doch schon sehr gefährlich
für den Sehenden wie du,
um so schlechter für den Blinden,
überleg nicht lang, pack zu!

Reich ihm deine Hand und führ ihn
auf die andere Straßenseit'
und er wird dir dafür danken,
weil du warst so hilfsbereit.

Frag ihn, ob er nicht wird gehen
gleichen Weg wie du ihn hast,
trifft dies zu, dann wirst du sehen,
wie die Freude ihn erfaßt.

Jeder Mensch sei stets zufrieden,
auch wenn er ein armer Mann,
Reichtum macht nicht immer glücklich,
glücklich ist, wer sehen kann.

Heute strahlen deine Augen,
morgen kann es anders sein,
und du suchst nach froher Herberg
in Hochegg bei Grimmenstein.

OSWALD ALFONS BASCHA

Schaffen" zu verbreiten, denn es ist das einzige Blatt auf diesem Gebiete und es gibt in Österreich viele Menschen, die irgendeine Beziehung zu Blinden haben.

Das Tonband

Das Tonband spielt im Leben der Blinden heute eine immer größere Rolle und immer mehr Blinde entschließen sich dazu, ein Tonbandgerät anzuschaffen. Sie erwerben sich damit auch einen Teil der ihnen mit der Blindheit verloren gegangenen Unabhängigkeit zurück und erleben viel Freude und Entspannung.

Seit mehreren Jahren erscheint „Unser Schaffen" auf Tonband und die Besitzer von Tonbandgeräten können sich den Inhalt unserer Monatsschrift zu Gemüte führen, ohne auf die Hilfe ihrer Angehörigen angewiesen zu sein. Sobald „Unser Schaffen" von der Druckerei kommt, wird es in dem einfachen Tonbandstudio gelesen und dann mit einfachen Mitteln vervielfältigt. Elisabeth *Rawitz* vom österreichischen Rundfunk ist den Hörern von „Unser Schaffen" schon sehr vertraut, und laufend kommen Anerkennungsschreiben über die gute Aufnahme der Monatsschrift an die Redaktion.

*

Das Tonband spielt auch bei den Veranstaltungen der Hilfsgemeinschaft eine große Rolle. Von diesen auf sehr hohem Niveau stehenden Darbietungen macht Kollege Johann *Thiem* stets eine Aufnahme. Die Kopien werden an Mitglieder in den Bundesländern, an ausländische Freunde verschickt und werden auch in den beiden Heimen vorgeführt. So bedienen sich auch die Blinden der modernsten Hilfsmittel, um am gesellschaftlichen und kulturellen Leben Anteil zu haben.

Heute bist du glücklich, kannst noch helfen! Weißt du schon, was morgen ist?

Wer in der angenehmen Lage ist, den Blinden zu helfen, soll dies aus Dankbarkeit tun, daß ihm das harte Los dieser unverschuldet ins Unglück geratenen Menschen erspart geblieben ist. Alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, wie Nähstube, Erholungsheim und Altersheim werden von Menschen in Anspruch genommen, die sich einmal ihres vollen Sehvermögens erfreuen durften. Das Sehen kann man ihnen nicht mehr geben, aber die helfende Hand wollen wir ihnen reichen, damit sie trotz Blindheit auch froh und glücklich werden können.
Wir erbitten auch Ihre Hilfe, lieber sehender Mitmensch, damit wir unsere Heime weiter ausgestalten können.

Erholungsheim
„HARMONIE"
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„WALDPENSION"
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

FRIEDRICH SACHER

DER RING

Der Mann traf pünktlich bei dem Gastgeber ein, legte im Vorzimmer Hut und Mantel ab und wurde sogleich zu Tisch gebeten.

Bald darauf bekam er eine Sitznachbarin: ein äußerlich beinahe unscheinbares Mädchen, aber, wie er rasch feststellte, von großen inneren Vorzügen. Die Unterhaltung mit ihr sagte ihm sehr zu. Es wurde ein angeregter Abend.

Nur etwas machte den Mann ziemlich nervös. Die junge Dame hatte eine Angewohnheit. Wenn sie sich im Gespräch ereiferte, begann sie mit einem kleinen Ring zu spielen, von dem der Mann, ein Fachmann, auf den ersten Blick erkannt hatte, daß er trotz seinem bescheidenen Aussehen von außerordentlichem Wert sein mußte. Du wirst ihn solange abstreifen und wieder auf den Finger schieben, dachte der Mann, bis er dir einmal entwischt. Du wirst ihn eines Tages verlieren. Was dann?

Noch am selben Abend sollte der Mann recht bekommen. Mit einem entsetzten kleinen Seufzer stellte die Dame neben ihm fest, daß ihr der Ring entglitten, hinabgefallen sei.

Die gesamte Tischgesellschaft begann augenblicklich danach zu suchen. Die Stühle wurden zurückgeschoben, der Tisch wurde auf die Seite gerückt, der Teppich an einigen Stellen aufgehoben. Peinlicherweise waren alle Bemühungen vergeblich. Der Ring fand sich nicht wieder. Er blieb verschwunden und verrollt. Man vertröstete jedoch die junge Dame auf die gründlichste Nachschau, morgen beim Reinemachen. Obwohl alle Beteiligten sich Mühe gaben, die Sache bis dahin auf sich beruhen zu lassen, war die Stimmung merklich beeinträchtigt. Vielleicht ging man deshalb sogar etwas früher auseinander.

Der Mann brachte die Dame noch zu ihrem Wagen. Er redete ihr beruhigend zu. Sie trug das Mißgeschick bereits mit erstaunlicher Fassung. Hielt sie es für selbstverständlich, daß der Ausreißer sich wiederfinden werde? Der kleine Ring fand sich tatsächlich wieder. Als der Mann sich daheim entkleidete und seine Hose wie gewöhnlich über die Stuhllehne hängte, fiel der Ring aus seinem Versteck. Er hatte sich in dem Umschlag der Hose verfangen. Das war aus einem besonderen Grund seltsam. Nicht an und für sich; denn solche Tücken gibt es. Sondern darum, weil der Mann keineswegs ein Freund von Hosenstulpen war. Er hatte bei der Bestellung des Maßanzuges nur vergessen gehabt, dies seinem jetzigen Schneider ausdrücklich zu sagen, und so war bei der Anprobe die Hose unten eben doch mit einem Aufschlag versehen gewesen. Er hatte dann nicht auf der Abänderung bestanden, hatte sich nur ein wenig geärgert, in der Hauptsache aber über sich selbst.

Am nächsten Tag stellte er der Dame den Ring zurück. So war alles auf die angenehmste Art in Ordnung gekommen; denn dieses vom Zufall erzwungene Wiedersehen erfreute den Mann von Herzen. Aus der beiläufigen Bekanntschaft wurde übrigens eine für die Dauer; und aus den beiden ein Paar.

Der Mann erfuhr es lebenslang nicht, daß bei der ganzen Angelegenheit von einem Zufall nur bedingt die Rede sein konnte; keineswegs nämlich was den Anfang, was die gemeinsame Einladung und die Tischnachbarschaft betraf; wenn auch den Rest die Kobolde besorgt haben mochten.

War also wieder einmal aus einer kleinen Ursache eine große Wirkung hervorgegangen? Allein, wer wollte — und damit schließt sich der Ring — heimliche Liebe eine kleine Ursache nennen!

GEBET . . .

Wenn die Nacht im müden Kampf
der Sonne Allmacht weichen muß,
erhebe ich, o großer Gott, zu dir
mein Bitten und mein Hoffen.

Schenk' mir die Kraft, die heut' ich brauch';
denn mühvoll ist der Alltag.
Und gib mir Mut, das Leben ist
voll Hinterlist und Tücke!

Die Sonn' der Mond und auch die Stern'
sind höchstes deiner Schöpfung,
wie klein ist so ein Menschenherz
vor DEINER ALLMACHT GRÖSSE!

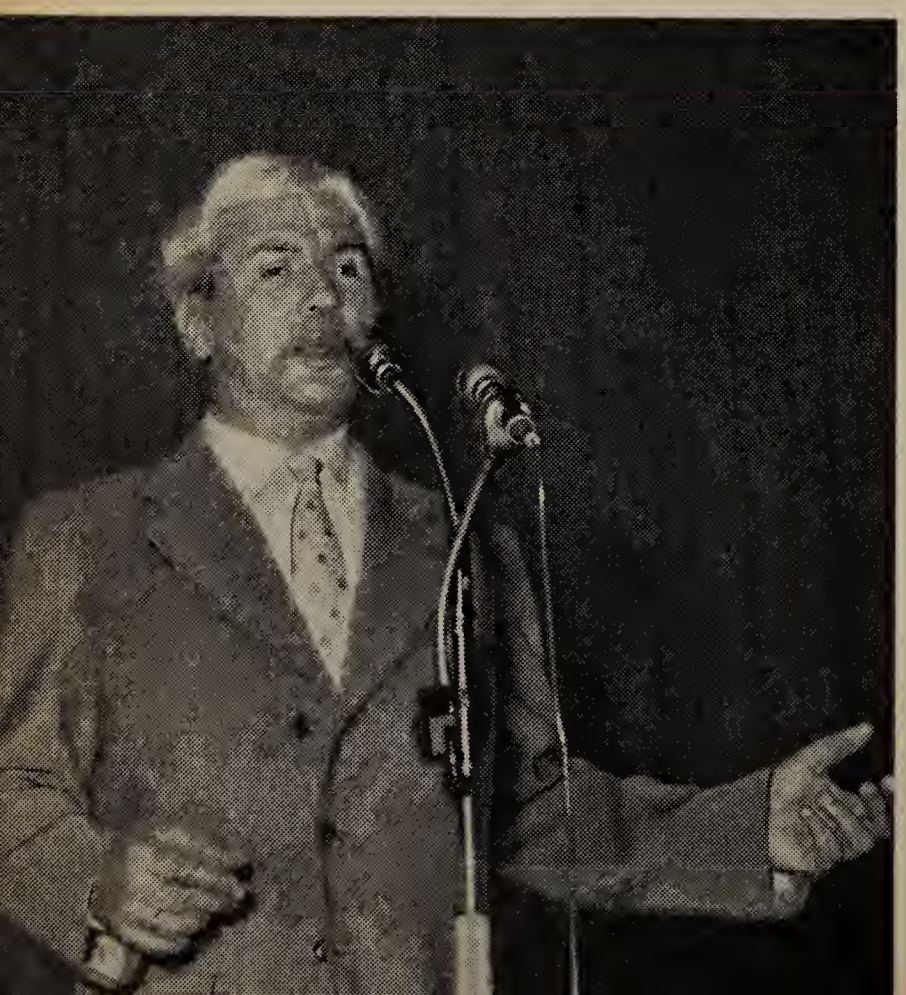
FRIEDERIKE SPERL

Einer von uns

„Unser Schaffen" veröffentlichte bereits eine Reihe von Darstellungen und Gesprächen mit Blinden, die auf die eine oder andere Weise ihr Schicksal gemeistert haben. Sie alle haben damit den Beweis erbracht, daß Blindheit zwar ein harter Schlag, aber keinesfalls ein Unglück ist, aus dem es keinen Ausweg gibt. Heute sind diese Zeilen einem Blinden gewidmet, der, seit Jahrzehnten im Blindenwesen tätig, bereits Hervorragendes für seine Schicksalsgefährten getan hat.

Es geht diesmal um Robert Vogel, den Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Seit zehn Jahren steht er an der Spitze dieser einzigartigen Organisation. Am 3. Juli 1909 als sechstes Kind einer Hernalser Familie geboren, trat er, kaum der Schule entwachsen, als kaufmännischer Lehrling ins Berufsleben. Nach gut bestandener Lehrzeit wurde er Kaufmannsgehilfe und ein tüchtiger Angestellter. Aber kaum hatte er eineinhalb Jahre gearbeitet, setzte ein tückisches Augenleiden seinen Hoffnungen auf weitere Erfolge in seiner beruflichen Laufbahn ein Ende.

Es ist bezeichnend für die besondere Begabung des jungen Robert Vogel, daß seine Berufskollegen bis zum heutigen Tag eine warme und kameradschaftliche Erinnerung an ihn bewahrt haben. Ist doch eine Episode bemerkenswert, die sich vor kurzem in der Hilfsgemeinschaft ereignet hat. Die ehemalige Abteilungsleiterin der Geschäftsabteilung, in der Robert Vogel arbeitete, erblindete selbst und meldete ihre Mitgliedschaft bei der Hilfsgemeinschaft an. Im Verlaufe des Gespräches, beide sind ja jetzt blind und konnten einander nicht sehen, erkannten sie sich an den ausgetauschten Erinnerungen. Und diese Frau erzählte mit großer innerer Bewegung, wie viele der einstigen Freunde und Kollegen jahrelang den harten Schicksalsschlag der Erblindung Robert Vogels mitempfunden und bedauert hatten. Hier war also offensichtlich ein talentierter und vielseitig begabter junger Mensch aus seiner Laufbahn geworfen worden. Was hätte er alles für die Sehenden leisten können!



Ein tückisches Augenleiden hatte der Sehkraft Robert Vogels ein jähes Ende bereitet. Aber sobald er einigermaßen diesen schweren Schicksalsschlag überwunden hatte, wollte er im Blindeninstitut auf der Hohen Warte einen der damals üblichen Blindenberufe erlernen. Sein aktives Temperament ließ es jedoch nicht zu, ruhig zu sitzen und einer rein persönlichen nur dem eigenen Vorteil dienenden Tätigkeit nachzugehen. Sein Interesse für das Blindenwesen erwachte frühzeitig. Schon in den Dreißigerjahren hatte er viele Kontakte mit Blinden und ihren Vereinen. Ältere Blinde erinnern sich noch daran, wie Robert Vogel in den Versammlungen der Wiener Blinden, besonders im Lokale der Bäckerinnung, auftrat und dort eine gesetzliche Zuerkennung von Rechten für die Blindenschaft forderte. Denn damals lag das Blindenwesen noch im Argen. Der Blinde galt als Bettler, als Mensch zweiter Ordnung, mit dem man höchstens Mitleid haben konnte. Von einer kulturellen oder sozialen Gleichberechtigung war keine Rede. Und gerade das spornte den jungen Robert Vogel an. Mit dem blinden Bettler vor Augen entwickelte er sich allmählich zum Pionier des Blindenwesens, der er bis heute geblieben ist.

Bezeichnend für diese seine Grundeinstellung ist auch seine Familie. Sein glückliches und harmonisches Familienleben wird durch

die gemeinsame Tätigkeit, durch das gemeinsame Ziel gefestigt. Sohn und Tochter stehen ebenso im Dienste der Blinden, wie die treue Gattin, die ihrem Mann und Gefährten eine gute Mitarbeiterin wurde.

Als während des zweiten Weltkrieges Robert Vogel, wie viele andere aufrechte Österreicher die Heimat verlassen mußte, suchte er im holländischen Gastlande sogleich Verbindung mit den dortigen Blinden. Bis zum heutigen Tage hat sich die enge Freundschaft mit den niederländischen Blindenkollegen erhalten. Es gibt kaum einen Blinden Hollands, der bei einer Reise nach Österreich nicht die Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft besucht hätte. Das ist wahre Österreich-Propaganda.

Seit 1948 gehört Robert Vogel der Leitung der Hilfsgemeinschaft an. Vom damaligen Obmann Jakob Wald berufen, wurde Robert Vogel sein Stellvertreter und engster Mitarbeiter und Freund. Damit trafen zwei Männer zusammen, die der weiteren Entwicklung des österreichischen Blindenwesens eine Wendung verliehen. Sie können als Pioniere eines modernen Blindenwesens in Österreich bezeichnet werden.

Im Jahre 1952 wurde Robert Vogel, nach dem plötzlichen Hinscheiden Jakob Walds, dessen Nachfolger und Obmann der Hilfsgemeinschaft. Seinem Gelöbnis am Grabe seines Vorgängers, seine ganze Kraft in den Dienst der Blinden zu stellen, ist Robert Vogel treu geblieben. Zehn Jahre Obmannschaft unter den Blinden bedeuten ebenso viele Jahre emsiger, voll Initiative vollbrachter Leistungen. Sie sind in dieser Nummer von „Unser Schaffen" festgehalten. Wir sind der Meinung, daß Robert Vogel volle Anerkennung seiner Tätigkeit gebührt. Dank verbietet er sich selbst. Das Motto dieser Nummer der Zeitschrift „Echte Menschlichkeit und wahre Nächstenliebe" gilt für sein Werk und für sein Leben.

In den zwei sichtbarsten Werken der Hilfsgemeinschaft kommt am deutlichsten das Wirken Robert Vogels zum Ausdruck. Am Beginne seiner Tätigkeit stand die Aktion „Blinde aufs Land". Sie fand ihren Höhepunkt mit der Errichtung des modernsten Blindenerholungsheimes Harmonie in Unterdambach. Dann aber folgte die Arbeit für die alten Blinden, denen ein ihrer Blindheit angemessener Lebensabend ermöglicht werden sollte. Sie führte zur Errichtung des ersten österreichischen Blindenaltersheimes Waldpension in Hochegg. Das sind zwei weithin leuchtende Denkmäler pionierhafter Tätigkeit. Es ist daher auch kein Zufall, daß Robert Vogel im Jahre 1959 die Henri-Dunant-Medaille zuerkannt wurde, und zwar als nächstem nach dem weltbekannten Humanisten Professor Schweitzer. Diese Anerkennung seitens internationaler Kreise galt dem Blinden, der hier als Gebender erstmalig auftrat.

Der polnische Blindenfunktionär Jan Silhan besuchte die Waldpension und studierte anerkennend diese österreichische Blindeneinrichtung.

Ein wesentlicher Charakterzug von Robert Vogel ist seine Korrektheit und Wahrheitsliebe gegenüber allen Mitmenschen. Die großen Erfolge der Hilfsgemeinschaft in den letzten zehn Jahren sind mit dem Namen Robert Vogel untrennbar verbunden. Wenn es auch manchmal schwierig sein mag, einem noch in voller Aktivität, noch dazu einem so schöpferischen Geist die volle Beurteilung durch die nötige Distanz zukommen zu lassen, so sprechen hier die geschaffenen Werke eine um so lebhaftere Sprache. Dabei ist festzuhalten, was Robert Vogel immer wieder hervorhebt, daß das von den Blinden Geschaffene, Blinden und Sehenden zugute kommt. Niemand kann heute wissen, ob er nicht schon morgen Nutznießer all dessen wird, was hier in hartem Ringen erbaut wurde. Dadurch wächst das Errungene über den engen Kreis der Blinden heraus, wird zum Allgemeingut, welches als nachahmenswertes Beispiel auch auf anderen Gebieten des Lebens gelten kann.

Robert Vogel kann der bleibenden Würdigung seiner Leistungen durch die Blindenschaft sicher sein. Für uns alle aber gilt: Erleichtern wir seine und seiner Mitarbeiter Wirken für das Allgemeine. Geben wir ihm die materielle und ideelle Hilfe, die er braucht.

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

DER SPIELER

Langsamen Schrittes wanderte Albert Martil vorüber an vornehmen Villen und Hotelpalästen, dem Spielkasino von Monte Carlo zu. Golden verströmte der späte Tag die Fülle seines Lichtes über die Rivieralandschaft hin, deren Bergkuppen sich hoch und feierlich in den türkisfarbenen Himmel hoben. In schimmernder Unendlichkeit bot sich das Meer den Blicken dar, und das Duftverschwenden zahlloser Blütenkelche ringsum schien aus dem Paradies selbst zu kommen. Nur das Hupen dahinrasender Kraftwagen sowie lautes Lachen und Schwatzen modisch gekleideter Menschen aus aller Herren Ländern verursachten einen Mißklang in dieser so wundersamen Harmonie. Die meisten Besucher dieser schönheitsgesegneten Küste erfreuten sich allerdings weniger am Zauber der Landschaft als an dem prickelnden Erwarten, im Glücksspiel vielleicht doch erfolgreich zu sein.

Auch Alberts Stimmung war in dieser Stunde nicht eben dazu angetan, das Leuchten und Prangen ringsum entsprechend zu genießen. Er dachte an seine Braut Antoinette, die als Verkäuferin in einem Pariser Warenhaus ein ebenso arbeitsreiches wie bescheidenes Dasein führte; er dachte daran, wann es ihm, dem kleinen Angestellten, endlich möglich sein werde, mit dem geliebten Mädchen den Bund fürs Lebens schließen zu können . . . Trotz größter Sparsamkeit war es ihnen noch immer nicht gelungen, die zur Gründung eines Hausstandes notwendigen Mittel aufzubringen, und die Aussichten dafür, daß es in Bälde möglich sein werde, waren gering.

Der junge Mann tat einen tiefen Atemzug — oh, er hatte es, da er gestern im Auftrag seiner Firma hierhergekommen war, als eine besondere Fügung angesehen, als einen Wink des Schicksals, im Roulett sein Glück zu versuchen.

Als er dann vor dem ihm gleich einem Märchenschloß entgegenschimmernden Prunkbau des Kasinos stand, überfielen ihn schwere Bedenken. War er nicht im Begriffe, einen höchst leichtsinnigen Schritt zu unternehmen? Was sollte werden, wenn er etwa doch sein bescheidenes Monatsgehalt verspielte? . . . Lange kämpfte er mit sich selbst — dann aber brachte eine übermächtige Sehnsucht nach Eheglück und eigenem Heim jede Stimme der Vernunft zum Schweigen.

Als Albert den Spielsaal betreten und an einem Roulett-Tisch Platz genommen hatte, versank mit einem Schlage alles um ihn herum. Er setzte auf Rot und starrte dann mit vor Erregung flackernden Augen auf die kleine Kugel. Diese landete im schwarzen Felde; aber anstatt das Spielen aufzugeben, setzte Albert einem Besessenen gleich, und dies so lang, bis er den letzten Franken verloren hatte.

Aschfahl im Gesicht, wankte der junge Mensch in einen Winkel des Saales und, gepeinigt von Selbstvorwürfen, brütete er vor sich hin. Was um Himmels willen hatte er getan und was sollte nun aus ihm und Antoinette werden? . . . Ein Schwarm erregter

Auch die Schuhe der Blinden wollen sauber sein und schön glänzen. Mit großer Liebe versieht Kollegin Paula Klein trotz Blindheit ihren Haushalt.

Photo Cerny

Gedanken durchkreuzte sein Gehirn — aber soviel er sich auch den Kopf zerbrach, er vermochte keinen Ausweg zu finden.

Plötzlich fühlte er sich am Arm berührt — aufblickend gewahrte er vor sich einen ihm völlig Unbekannten. „Ich habe beobachtet, daß Sie gewaltiges Pech hatten, mein Lieber", sagte der Fremde mit leiser, eintöniger Stimme. „Aber ich gebe Ihnen hier die Möglichkeit, Ihr Glück noch einmal zu versuchen!" Mit diesen Worten drückte er seinem Gegenüber einige Banknoten in die Hand.

In einer anderen Verfassung wäre Albert diesem ungewöhnlichen Angebot mit Erstaunen und Mißtrauen begegnet, in diesem Augenblick jedoch besann er sich nicht lang, sondern stürzte neuerlich an den Roulett-Tisch. Und diesmal schien die kleine Kugel es gut mit ihm zu meinen — mit wenigen Ausnahmen rollte sie immer wieder auf die von dem jungen Mann gesetzte Farbe.

Als Albert mit einem stattlichen Geldbetrag freudetrunken das Kasino verließ, begegnete er dem Fremden, den er im Saal vergeblich gesucht. Des Frohgestimmten Dank und seine Absicht, die zur Verfügung gestellte Summe zurückzuerstatten, wehrte der andere ab. „Ich bin Ihnen weitaus größeren Dank schuldig", bemerkte er, „denn Sie haben mir das Leben gerettet!" Und da er Alberts Überraschung sah, fügte er hinzu: „Ich, der ich mir durch meinen Reichtum alle Genüsse verschaffen konnte, fühlte mich trotzdem unbefriedigt und unglücklich; aus dieser inneren Leere heraus, dachte ich ernstlich daran, mein Dasein von mir zu werfen. Nur eine jähe Laune veranlaßte mich, Ihnen beizustehen; doch angesichts Ihrer großen Freude erkannte ich zum ersten Male, daß wir uns durch Verständnis und Hilfebringen selber reichlich beschenken. Leben Sie wohl, mein Freund, und gedenken Sie manchmal eines Mannes, der spät, aber nicht zu spät den wahren Sinn des Lebens entdeckt hat!" Damit wendete er sich zum Gehen zukunftsfroh wie einer, der einen wundersamen Schatz gefunden hat.

MELITTA ADLER

Ein Kätzchen für Hochegg

Obmann Vogel war nach Hallstatt gekommen, um einem Seekonzert beizuwohnen, das zugunsten der Hilfsgemeinschaft stattfinden sollte. Kurz nach seiner Ankunft saßen wir alle gemütlich beieinander. Da meinte eine bekannte alte Dame: „Herr Direktor, könnten Sie für Ihr Altersheim nicht einen kleinen Kater brauchen? Ich habe daheim drei zur Auswahl. Kommen Sie, und schauen Sie die Tierchen an!" Kollege Vogel sagte begeistert: „Oh, gewiß wäre uns ein so junges Kerlchen erwünscht, denn unsere Katze ist schon 13 Jahre alt. Aber leider kann ich nicht mit Ihnen kommen, da wir den Sammlern die Festabzeichen überbringen müssen." — „Nun", erklärte die 87jährige resolut: „Ich hole den schönsten und bringe ihn her", und sie machte sich entschlossen auf den Weg, obwohl ihre Wohnung fast eine halbe Stunde von der meinen entfernt ist.

Wir gingen inzwischen daran, unsere Spendenausweise zu zählen und mit Stecknadeln zu versehen, wobei uns einige Hallstätter Mädchen halfen. Ehe wir unsere Arbeit beendet hatten, stand schon Tante Anna, so wollen wir die tierfreundliche Dame nennen, wieder in unserer Mitte und wir beäugten neugierig die große Tasche, die sie in der Hand trug.

Langsam und vorsichtig wurde der Zippverschluß geöffnet und bald lugte aus der immer größer werdenden Lücke ein schwarzes Katzenköpfchen, halb neugierig, halb ängstlich, hervor. Rasch folgte ein schwarzes Körperchen mit einem weißen Fleck auf der Brust und im Nu hatte sich das winzige Kerlchen unter dem Sofa in Sicherheit gebracht.

Als wir ihm aber kleine Wurststückchen vor die Nase hielten und es sich auch an einem Schälchen Milch gelabt hatte, verlor es seine Scheu und wanderte von einem Kinderarm in den anderen. Ich aber war äußerst besorgt. Wie würde meine Katze, die selbst in allernächster Zeit Nachwuchs erwartete, den kleinen Eindringling empfangen, der doch bis zum nächsten Morgen, dem Abreisetermin Obmann Vogels, in meiner Wohnung bleiben mußte? Doch Ruth, eines der Mädchen,

Murli, der liebe kleine Kater aus Hallstatt, hat sich rasch zum Liebling der Bewohner der „Waldpension" gemacht. Sein jugendliches Temperament läßt die alten Blinden vergessen, daß sie sich in einem Altersheim befinden. Murli ist in jedem Zimmer ein willkommener Gast und schläft auch einmal da und einmal dort. Wieviel Freude kann doch ein Tier schenken und wie sehr kann es die Menschen für viele Enttäuschungen entschädigen.

Photo Heinz Vogel

wußte Rat: „Ich nehme das Kätzchen über Nacht zu mir und bringe es morgen früh wieder her." Nachdem sie unsere Bedenken, was man wohl bei ihr zu Hause über den unerwarteten Pflegling sagen würde, zerstreut hatte, gingen wir beruhigt an die Vollendung unserer Aufgabe und Tante Anna kehrte befriedigt nach Hause zurück.

Abends richteten wir eine große Schachtel zum Katzentransport her. In den Deckel wurden Luftlöcher gebohrt, der Boden mit einem Plastiktuch bedeckt, darauf kam eine dicke Lage Sägespäne und schließlich ein weicher Stoffrest. Unser Kätzchen sollte es während der weiten Reise gemütlich haben.

Am nächsten Morgen erschien Ruth rechtzeitig mit ihrem Schützling, den wir mit einem kräftigen Frühstück stärkten. Das Mädchen wollte aber nichts davon wissen, als wir den kleinen Kater gleich beim Abmarsch in die Schachtel stecken wollten. „Der kleine Kerl muß während der sechsstündigen Eisenbahnfahrt nach Wien und der zweistündigen Autoreise nach Hochegg ohnehin lange genug in seinem finsteren Gefängnis schmachten. Ich begleite Sie zur Haltestelle."

Nachdem wir Direktor Vogel mit einem kleinen Fläschchen Milch und einem „Einspänner" ausgestattet hatten, wanderten wir zum Schiff, das die Reisenden ans andere Ufer des Hallstätter Sees zur Eisenbahnhaltestelle bringen sollte. Ruth trug ihren Liebling auf dem Arm, Melitta folgte mit der Schachtel. Als wir bei der Anlegestelle des Motorbootes anlangten, entschloß sich Ruth, Herrn Vogel zum Eisenbahnwaggon zu begleiten, damit das Katerchen noch etwas länger Luft und Licht genießen könne. Sie reichte das Tierchen seinem künftigen Beschützer durch das Waggonfenster hinein.

Nach wenigen Tagen erhielt ich folgenden Bericht unseres Obmanns: „Unser Kater ist sehr lieb und hat die Reise nach Hochegg sehr fein überstanden. In Attnang-Puchheim haben wir ihn zum erstenmal gefüttert, dann schlief er wieder längere Zeit. Murli, so heißt unser schwarzer Liebling, fühlt sich in Hochegg wohl und wird, wie kann es auch anders sein, sehr verwöhnt. Er ist reizend und der Freund aller. Jetzt klettert er schon die Bäume hinauf und schläft abwechselnd in allen Betten des Hauses."

Da waren wir alle, besonders auch Tante Anna über das Schicksal Murlis beruhigt. Wir sprachen noch lange davon, wie Obmann Vogel, den so viele Sorgen für das Altersheim drücken, doch daran denkt, den alten Leuten durch ein quicklebendiges Tierchen Freude ins Haus zu bringen.

Kaufen Sie die

Blindenwaren der Hilfsgemeinschaft!

Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte Bestellung. Tel. 35 36 81

Blinde in die „Harmonie“

Seit Jahren betreibt die Hilfsgemeinschaft eine emsige Tätigkeit „Blinde aufs Land“ zu bringen. Das ist deshalb so wichtig, weil das Nervensystem im Laufe der zwölf Monate stärker beansprucht und verbraucht wird, als das der Sehenden. Viele Blinde bestätigen, daß ihnen der dreiwöchige Aufenthalt in der „Harmonie“ in Unterdambach hilft, die übrige Zeit leichter zu überwinden. Dieser Aufenthalt unter Gleichen, unter sorgsamer Betreuung, guter Verpflegung wirkt sich wie eine Art Rehabilitation aus, im weitesten Sinne verstanden. Deshalb verwendet die Hilfsgemeinschaft soviel Sorge auf die Ausgestaltung, dem ständigen Ausbau dieses Heimes.

Es ist ein Schmuckkästchen geworden, die „Harmonie“. Es gibt keinen Blinden oder Sehenden, der einmal draußen war, der dieses Blindenparadies nicht bewundert hätte. In dem abgelaufenen Jahre gab es einen besonderen Höhepunkt, die Neueinrichtung und Adaptierung der „Harmonie.“ Sie erstrahlt nun in noch schönerem Glanze. Darüber berichtet Obmann Vogel im folgenden.

Erholungsaktion 1962

Als wir im Herbst vorigen Jahres, um die „Waldpension“ einrichten zu können, unsere Dambacher Einrichtung nach Hochegg übersiedelten, hatten wir eigentlich die Absicht, die Erholungsaktion 1962 in Hochegg durchzuführen. Dies sollte uns eine finanzielle Ruhepause geben und andererseits mithelfen, den modernst eingerichteten Betrieb in Hochegg wirtschaftlicher zu gestalten.

Als wir aber zwischen Weihnachten und Neujahr Hochegg besuchten und den Betrieb und all seine Begleitumstände genau beobachteten, wurde es klar, daß es doch nicht immer so geht, wie man es sich vorstellt. Nun war aber guter Rat teuer, denn die „Harmonie“ war geplündert und stand leer da. Die Zeit vom Jänner bis Beginn Mai war sehr kurz. Wie sollten wir das für eine Neueinrichtung der „Harmonie“ erforderliche Geld und noch dazu in so kurzer Zeit aufbringen? Wir hatten ja schon manche Leistung vollbracht, aber diese neue Aufgabe erschien uns doch ein wenig zu groß, und doch blieb uns nichts anderes übrig als die Zähne zusammenbeißen, die Ärmel aufkrempeln und an die Arbeit zu gehen. Wie schon so oft vorher war uns auch diesmal das Glück wieder hold.

In der „Harmonie“ herrschte strenge Kälte, als wir, an einem grimmigen Jännertag mit den Inhabern der Wiener Möbelfabrik, eintrafen. Es wurde gemessen und berechnet und anschließend alles besprochen.

Helfende Engel

Sehr bald erhielten wir einen Kostenvoranschlag und nachdem wir ihn verglichen hatten, war es uns sofort klar, daß sich uns hier zwei Engel in Menschengestalt zur Hilfe angeboten hatten. Nun ging es mit Zuversicht und verstärkter Kraft an die weitere Arbeit.

Wir hatten kein Eß- und kein Kochgeschirr. Wo aber eine Taube ist, fliegt leicht eine zu. Es gelang uns, von einigen Unternehmungen alle benötigten Gegenstände kostenlos zu erhalten. Wir fanden andere Fabriken bereit, zu sehr günstigen Bedingungen Sessel, Decken, Textilien, Beleuchtungskörper und alles, was eben nötig war, zu liefern. Es wurde mit dem Zimmermaler vereinbart, daß bis Anfang Mai das ganze Haus frisch ausgemalt sein müsse. Die einmalige Gelegenheit des leeren Hauses mußte ausgenützt werden.

PYRMONT

Am Waldeshang, unter dem Blütenschnee
Sitz' ich, schau' träumend ins Tal;
Vergessen ist alles, Sorge und Weh',
Des Alltags ewige Qual.

Es singen die Vögel, lind ist die Luft,
Der Blütenduft hüllet mich ein,
Rauscht leise der Wald, ein Kuckuck ruft —
Wie kann man so glücklich nur sein!

Hoch über mir blaut das Himmelszelt,
Wolken, sie strahlen wie Schnee,
Göttlicher Hauch, er durchdringt die Welt,
Mit trunkenem Aug' nur Schönheit erspäh'.

Nun klingen die Glocken, leicht wie ein Hauch,
Die Winde, sie tragen das Tönen vom Tal,
Aus Häusern, wie Spielzeug, kräuselt Rauch,
Wird Zeit wohl zum Abendmahl.

ANNA PLÜMER

Neben dem Blindenerholungsheim „Harmonie“ in Unterdambach bei Neulengbach steht die erst kürzlich renovierte „Franz-Josef-Gedächtniskapelle“. Allwöchentlich findet dort für die Gäste des Blindenerholungsheimes ein vom Pfarrer von St. Christophen abgehaltener Gottesdienst statt.

Photo Heinz Vogel

In der Möbelfabrik traten wir mit den Betriebsräten in Verbindung. Nach einer guten Aussprache mit ihnen und nachdem man ihnen aus dem Leben der Blinden berichtet hatte, erklärten sie sich namens der Belegschaft bereit, einige Stunden für diesen Zweck kostenlos zu arbeiten. In unserer Nähstube wurde an den Überzügen genäht und unsere Kollegin Klinka erklärte sich spontan bereit, zum gegebenen Zeitpunkt nach Unterdambach zu gehen, um dort die Maler- und Tischlerarbeiten, die Elektroinstallation sowie die Wiedereinrichtung der „Harmonie“ zu überwachen. Wir wandten uns vertrauensvoll an unsere Mitglieder um Leihbeträge, damit unsere überall geliebte „Harmonie“ wieder eingerichtet werden kann.

Die Wiedereröffnung

Am 4. Mai war es dann so weit, daß ein großer Wagen nach dem anderen vorfuhr, um die Möbel für die „Harmonie“ abzuladen. Wir waren begeistert von der schönen Einrichtung. Wir sind Herrn Dir. Zackl und Frau Zinterhof zu großem Dank verpflichtet.

Am Samstag, den 5. Mai, fanden sich die gesamte Leitung, die Redaktion von „Unser Schaffen“ und einige geladene Freunde sowie Frau Zinterhof ein, um im Rahmen einer kleinen Feier die neu eingerichtete „Harmonie“ zu eröffnen und ihrer Bestimmung zu übergeben. Es folgte ein Rundgang durch das Haus, wobei es allgemeines Staunen und Entzücken gab. Von den Gästen wurde die Einrichtung als das Schönste bezeichnet, was man sich nur vorstellen kann, und alle äußerten den Wunsch, selbst einige Zeit in dieser „Pension“ verbringen zu können. Es ergab sich für uns aber auch die Notwendigkeit, den Posten der Heimleiterin so rasch und so gut wie nur möglich zu besetzen. Schließlich fiel die Wahl auf Frau Handelsberger, die Gattin unseres Blindenratmitgliedes und Bezirksgruppenleiters von St. Pölten, Koll. Georg Handelsberger.

Frau Handelsberger erklärte sich bereit, auch die Küche selbst zu führen, womit wir sofort einer großen Sorge enthoben waren. Während aller Turnusse herrschte sehr gute Stimmung. Sehr viel dazu trug unser humorvoller Kollege Handelsberger bei sowie auch die Tonbandvorführungen. Viele Aufnahmen von unseren schönen Unterhaltungsnachmittagen im Schwechaterhof wurden wiedergegeben und erfreuten unsere Gäste. Insgesamt wurden sechs Turnusse durchgeführt, und zwar vom 7. Mai bis 21. September, mit zusammen mehr als 4000 Verpflegstagen. Wir können mit der Erholungsaktion 1962 zufrieden sein.

*

Immer wieder wollen wir allen Menschen danken, die es uns ermöglichen, alle unsere Vorhaben zu finanzieren, die es uns gestatten, unseren Schicksalsgefährten alljährlich einige Wochen der seelischen und körperlichen Stärkung im Kreise ihrer, sie sehr gut verstehenden blinden Freunde zu bieten. Wir wollen hoffen und werden auf jeden Fall dafür arbeiten, daß es uns auch im kommenden Jahr möglich sein wird, diese wertvolle Ferienaktion in der „Harmonie“ weiter auszubauen.

So ist es in der „Harmonie“

ANTON PAUK

DIE LETZTE GARBE

Bei den Erntearbeiten der vergangenen Woche hat es der alte Bauer endgültig gespürt, daß es an der Zeit sei, sich ins Ausgedinge zurückzuziehen. Der Hof und die Felder verlangen junge, starke Hände und manche Umstellung in der Bewirtschaftung. Er ist wahrhaftig schon müde geworden und kann nicht mehr recht mit. Die achtzig Jahre seines Lebens sind hart genug mit ihm ins Gericht gegangen.

Nachdenklich hob der Bauer seinen Blick zum Gottesacker hinüber, während er die letzte Garbe auf den Wagen lud. Dort wird bald gut ausruhen sein, wenn einer, wie er, Gott auf den Äckern geholfen hat, die Brotbitte der Menschen zu erfüllen. Wie schwere Unwetter waren die Jahre der politischen Umwälzungen über ihn niedergebrochen. Die halbe Welt brannte im Aufruhr gegen Gottes Gebote. Obwohl viele die Ansicht vertraten, Gott habe nichts mehr zu sagen, hielt er in zäher Bauerngläubigkeit an ihm fest. Der Bauer wurde auch an Gott nicht irre, als dieser ihn nicht verschonte und der Postbote dreimal in sein Haus trat und die Nachricht vom Soldatentod der Söhne brachte.

Damals war der Bauer nicht ins Fluchen gekommen, er raffte sich zusammen und begab sich zu seinem Bildstock draußen auf den Feldern. Dort verharrte er allein bei dem an die Geißelsäule gebundenen Christus. Zu diesem Bildstock „Unser Herr im Elend" nahm er auch an jenem traurigen Nachmittag den Weg, als er nach der Beerdigung das Friedhofstor zumachte und die Bäuerin darin zurücklassen mußte. Die Angst vor der Zukunft, die Hoffnungslosigkeit, auf einem Hof ohne Kinder, ohne Erben, das Leben verbringen zu müssen, hatte ihr bald nach dem Unglück mit den Söhnen das Herz abgedrückt.

Das alles liegt nun Jahre zurück. Die wenigen, nicht von den Türmen geholten Kirchenglocken läuteten zaghaft wieder den Frieden ein. Auch über das kleine, weltvergessene Dorf war der Krieg erbarmungslos dahingebraust und hatte grauenvolle Verwüstung mit sich gebracht.

Die ersten Lichtstreifen hellten zögernd den verdunkelten Himmel auf. Von der See her überflogen keine Bombengeschwader mehr beunruhigend das Land. Die Schuttmassen zerstörter Häuser und Dome wurden unterdessen weggeräumt, die Aufbauarbeit in den Dörfern und Städten begann und trug Wohlstand und neues Ansehen ein. Das Bildstöckel am Feldrain überdauerte diese grausige Zeit, wo die Erde getränkt wurde vom Blut und den Tränen der schwer getroffenen Menschen.

Jedesmal nach vollbrachter Erntearbeit legte dort der Bauer das versprochene, letzte Garbenbündel nieder. Es war ein stummes Zeichen seines Vertrauens und seiner Dankbarkeit, daß einen „Unser Herr im Elend" trotz des eigenen Kummers nicht vergaß. Nah war er dem Bauer geblieben, als er, hart heimgesucht, in Verzagtheit und Verbitterung zu versinken drohte. Im Verlaufe der achtzig Jahre waren beide untrennbar miteinander verwachsen, der Bauer und „Unser Herr im Elend".

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN" BETRÄGT:

Jahresabonnement . . . . . S 50.—
1/2-Jahresabonnement . . . . . S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement . . . . S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . . S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

Und nun war es so weit, das Lebenstagwerk des Bauern ging zu Ende. Zum letztenmal trug er sein Garbenbündel zum Bildstock „Unser Herr im Elend". Viel langsamer als sonst lenkte der Bauer diesmal den hohen Erntewagen die Dorfstraße entlang. Der Abschied von den Feldern und der Gang ins Austragstüberl wurde dem Bauer doch schwerer als er dachte.

Angefüllt bis unters Dach standen heuer die Getreidescheunen. Da packte in der guten Stube der alte Bauer seine Habseligkeiten zusammen. Gefaßt schritt er der Kammer zu, die ihn bis zum Tod beherbergen sollte. Verwundert schaute ihm der Großknecht nach, der Fremdling, der im reichen Bauernhof ein neues Zuhause gefunden hatte. Wie in den bittersten Stunden vordem nie, spürte er sein Dasein aufgewühlt und erschrocken bebte er vor Mitgefühl mit dem alten Bauern. Als er noch ein halber Bub war, mußte er seine Heimat verlassen.

Wie von Gott geschickt, nahm ihn der Bauer in sein Haus auf. Er umarmte ihn wie einen von der Front heimgekehrten Sohn. Er sollte es nicht zu bereuen haben. Bescheiden, unermüdlich und mit seltenem Geschick betätigte sich Sebastian in der Landwirtschaft. Dennoch aber sträubten sich die Dorfburschen lange, Sebastian als ihresgleichen zu betrachten. Darum nahm ihn der Bauer manchmal mit zum Bildstock „Unser Herr im Elend", wenn Gram und Zorn über erlittenes Unrecht den Sebastian überwältigen wollte und er wehmütig an die verlorene Heimat dachte.

Was wird nun aus ihm werden, wenn der Bauer ins Ausgedinge geht? Mehr als eine Stunde grübelte Sebastian. Da kam der Bauer geradewegs auf den Großknecht zugegangen. Seine drei Buben hat er im Krieg hergeben müssen, sie liegen in fremder Erde. Er weiß sich nur einen, welchem er die Äcker und den Bauernhof in treue Obhut geben könnte. Mit seinen durchdringenden Augen blickte er Sebastian forschend ins Gesicht.

Gott hatte ihm den Flüchtling wie in einer Todesstunde seines Lebens zugeführt. Nächte quälte er sich verzweifelt. Wie der wuchtige Baum vor dem Gehöft war er geworden, den der Herbststurm entwurzelte, als er den Söhnen frühzeitig das Requiem sang. Aber wie Gott jedem Verzagten Trost und jedem Hungernden Brot und Wein über den Tisch

Links: Das Leiterehepaar des Blindenaltersheimes „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein, Herr und Frau Schrammel.

Rechts: Das Leiterehepaar des Blindenerholungsheimes „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach, Herr und Frau Handelsberger.

In einer von Egoismus und Rücksichtslosigkeit erfüllten Welt haben sich diese vier braven Menschen entschlossen, alle ihre Kräfte dafür einzusetzen, damit sie den ihnen anvertrauten Blinden ein schönes Leben bieten können. Erfüllt von echter Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft tragen sie viel dazu bei, Licht und Hoffnung in die Herzen der vom Schicksal so schwer getroffenen Blinden zu bringen. Möge dieses schöne Beispiel wahrer Nächstenliebe Nachahmung finden.

Photo Heinz Vogel

herüberreicht, so gab er ihm den Sebastian. Der war nicht einer, den es vom Land in die Stadt zog, der war auch bereit, sich auf die fremde Scholle hinzuknieen, um ihr wie der eigenen zu dienen. Ja, der Bauer wußte sich keinen Würdigeren als den Sebastian. Sein Antlitz, das er zum Bauern emporhob, sprach mehr als Worte. Ohne viele Förmlichkeiten überreichte er ihm darum die Schlüssel des Anwesens, die so groß wie Kirchenschlüssel waren. Kaum zu atmen vermochte der Sebastian, wie zu einem Schwur umklammerte er die Schlüssel mit seinen Händen. Das allein war seine Antwort auf den Antrag des Bauern: „Nimm sie in Besitz!"

Während an diesem Tag glühend die Sonne unterging, schritt Sebastian aufrecht dem Bauernhaus zu. Und der alte Bauer wußte, jetzt führt Gott selber den Sebastian als neuen Herrn auf den Hof ein.

Soziale Arbeit der Hilfsgemeinschaft

Die seit Jahren geleistete Sozialarbeit zeigt sich auf den verschiedensten Gebieten. Hier seien einige davon angeführt.

*

Auch im letzten Vereinsjahr war es in vielen Fällen notwendig, in Renten- und Wohnungsangelegenheiten zu intervenieren. Wieder war es unserem unermüdlichen Kollegen *Pechar* vorbehalten, sich zum Anwalt der hilfesuchenden Mitglieder zu machen. Er führte viele Interventionen durch. Es konnten auch wieder einigen Mitgliedern Wohnungen beschafft werden, doch gibt es immer noch genug Mitglieder, welche sehr dringend eine Wohnung brauchen würden.

Sehr erfreulich ist es, daß es nach so vielen Jahren gelungen ist, wieder eine, wenn auch bescheidene Verbesserung der Blindenbeihilfengesetze zu erreichen. Leider konnte noch keine bundeseinheitliche Regelung in der Frage der Blindenbeihilfe erwirkt werden. Der Österreichische Blindenverband begnügt sich mit Eingaben und dabei vergeht ein Jahr um das andere. Wir schlagen der Bruderorganisation immer wieder eine Zusammenarbeit vor, denn es ist sicher, daß wir mehr erreichen können, wenn wir einheitlich und entschlossen auftreten. Wenn es jetzt aber nur zu bescheidenen Novellierungen der Blindenbeihilfengesetze kommt, so soll nicht vergessen werden, daß die Blindenbeihilfengesetze als Grundlage für die heutigen Novellierungen im gemeinsamen Kampf der beiden Organisationen erreicht wurden. In der Frage der Straßenbahnbegünstigungen konnte leider noch nichts erreicht werden.

Telephonnotdienst für Blinde

Als eine kleine Delegation der Hilfsgemeinschaft vor längerer Zeit in der Schweiz weilte, lernte sie eine praktische Einrichtung kennen, den Telephonnotdienst für Blinde.

Wir wandten uns mit einer entsprechend begründeten Eingabe an die Generalpostdirektion und in einer persönlichen Aussprache mit Herrn Generalpostdirektor Dr. Bruno Schaginger zeigte dieser für diese von uns vorgeschlagene Einrichtung großes Verständnis. Schließlich gelang es uns, den Telephonnotdienst für Blinde zu erreichen. Seit dem 7. Juni können blinde Telephonteilnehmer unter der leicht zu wählenden Nummer „112" Rat und Hilfe erhalten in allen Fällen, wo die betroffenen Personen außerstande sind, sich selbst zu helfen. Dieser Dienst ist kostenlos und wird sich, wenn er erst richtig eingeführt und von den blinden Telephonteilnehmern auch immer in Anspruch genommen werden wird, als ein wahrer Segen er-

---

Hilfe über den Tod hinaus

Am 5. Juli verstarb in Wien die Witwe des bekannten Wiener Liederkomponisten, Karl *Föderl*, Frau Therese *Föderl*. Als langjährige Förderin der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und als gutherzige Blindenfreundin hatte sie nicht vergessen, in ihrer letztwilligen Verfügung auch die Blinden mit einem Legat zu bedenken. Wir werden der teuren Verstorbenen in Dankbarkeit stets ein ehrendes Angedenken bewahren.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit die vielen Förderer und Freunde der Hilfsgemeinschaft bitten, bei Errichtung eines Testamentes die Blinden nicht zu vergessen, und vor allem zu beachten, daß der richtige Wortlaut unserer Organisation „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" die Voraussetzung dafür ist, daß das uns vermeinte Legat auch tatsächlich uns zugesprochen werden kann.

Jeder öffentliche Notar ist gerne bereit, über die mit der Errichtung eines Testamentes zusammenhängenden Fragen die gewünschte Auskunft zu erteilen. Nähere Auskünfte erteilt auch das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft, Wien XX. Treustraße 9, Telephon 35 36 81.

weisen. Viele Blinde werden dadurch wieder weniger abhängig von fremder Hilfe sein und etwas Schöneres und Angenehmeres kann es für einen Blinden doch nicht geben.

Glücklicherweise ist man bei der Generalpostdirektion unserem Vorschlag gegenüber aufgeschlossen gewesen und hat sich durch die blindenfeindliche Haltung anderer nicht beeinflussen lassen. Wir wollen es nicht unterlassen, auch an dieser Stelle der Generalpostdirektion für die Bemühungen und das Entgegenkommen zu danken.

Unsere Geburtstagsehrung

Auch in diesem Vereinsjahr wurde unser schöner Brauch, die Mitglieder anläßlich des Geburtstages zu ehren und ihnen außer den Glückwünschen der Hilfsgemeinschaft auch ein bescheidenes aber bestimmt praktisches Geschenk zu überreichen, fortgesetzt. Sehr häufig tritt die Hilfsgemeinschaft als alleinige Gratulantin auf und alle Mitglieder freuen sich darüber, daß man sich ihrer zu diesem Ehrentag erinnert. Die Bezirksgruppe III/XI z. B. ehrte unsere Kollegin Straub anläßlich der Vollendung ihres 90. Lebensjahres im Rahmen eines Bezirksgruppenabends. So entsteht in den Bezirksgruppen ein echt familiärer Geist und eine gute Freundschaft zwischen unseren Kollegen und Kolleginnen, welche für die weitere Arbeit der Hilfsgemeinschaft nur vorteilhaft sein kann.

Den Mitgliedern in den Bundesländern wurde das Geburtstagsgeschenk durch die

Blinde an modernen Maschinen

In einem großen, von dem selbst erblindeten Direktor Gyula Solymos geleiteten Blindenbetrieb in Budapest hatten die Vertreter der Hilfsgemeinschaft anläßlich ihres Ungarnbesuches Gelegenheit, blinde Männer und Frauen bei ihrer wertvollen Arbeit an vollautomatischen Webstühlen zu sehen.
Nur sinnvolle Arbeit ist imstande, den Erblindeten über den schweren Schicksalsschlag hinwegzuhelfen. Wenn sich die Blinden als vollwertige und gleichberechtigte Bürger ihrer Heimat fühlen und zu deren Entwicklung beitragen können, werden sie ihre schwere Behinderung überwinden können. Es ist Pflicht aller öffentlichen Stellen, dafür zu sorgen, daß jeder Erblindete wieder Anschluß an das normale Leben und den Weg zur Teilnahme an der Produktion finden kann.

Photo Heinz Vogel

Im Rahmen der Erholungsaktion „Blinde aufs Land" verbrachte auch die 78jährige Frau Anna Heuritsch einige schöne Wochen in der „Harmonie". Im Kreise ihrer Schicksalsgefährten fand sie das richtige Verständnis. „Auch ich habe einmal gesehen", erzählte uns die Annatant, wie sie von den übrigen Gästen genannt wurde, „aber dann, ach, ich will lieber nicht mehr daran denken, dann senkte sich ewige Nacht über mich. Meinen Lebensabend möchte ich im Blindenaltersheim in Hochegg verbringen. In der Hilfsgemeinschaft sind alle Menschen so gut und jeder bemüht sich, dem anderen Freude zu machen und das Leben zu erleichtern. Damit uns aber die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs helfen kann, ist es notwendig, daß sie von allen Menschen, die das Glück haben, gut zu sehen, unterstützt wird. Jeder soll helfen, der nur irgendwie kann."

Photo Heinz Vogel

Post übermittelt und vielleicht bringt dieser Gruß der Hilfsgemeinschaft den auf dem Lande meist isoliert lebenden Freunden noch mehr Freude als unseren Wiener Mitgliedern, die doch immer etwas mehr Kontakt mit der Organisation und den übrigen Mitgliedern haben.

Unsere Muttertagsfeier

Am 13. Mai fand im Schwechaterhof unsere *Muttertagsfeier* statt. Wieder hatten wir gemeinsam mit Prof. Dechantsreiter ein schönes Programm vorbereitet und alle Gäste, vor allem aber unsere blinden Mütter kamen auf ihre Rechnung. Es war für jeden Geschmack etwas da. Wie alljährlich erhielten die Mütter zu ihrem Ehrentag ein bescheidenes Geschenk von der Hilfsgemeinschaft, worüber sie sich freuten. Für manche unserer blinden Mütter war es das einzige Muttertagsgeschenk und dadurch umso wertvoller.

Die Hilfsgemeinschaft sorgt aber während des ganzen Jahres auch für die blinde Mutter und hat es daher nicht notwendig, allein an diesem einen Tag des Jahres großes Aufsehen zu machen. Viele blinde Mütter, welche zur Feier nicht kommen konnten, wurden in ihrer Wohnung, im Krankenhaus oder im Altersheim besucht. Den blinden Müttern in den Bundesländern ging das Geschenk der Hilfsgemeinschaft über die Post zu. Viele Schreiben sind uns auch aus diesem Anlaß zugegangen, worin die Freude über diese nette Aufmerksamkeit zum Ausdruck gebracht wurde.

Unsere Nähstube

Leider schied in diesem Jahr eine unserer Näherinnen aus der nun schon 14 Jahre arbeitenden Nähstube aus und konnte noch immer nicht ersetzt werden. Es ist jetzt nicht leicht, geeignete Arbeitskräfte zu finden und so ergibt es sich, daß Frau *Elias*, die nun nach dem Abgang von Frau Plechard in der Nähstube allein arbeitet, nicht rasch genug nachkommen kann, wodurch sich für unsere Nähstubeninteressenten manchmal etwas längere Wartezeiten ergeben. In der Nähstube werden seit Jahren gebrauchte und beschädigte Wäsche- und Kleidungsstücke von Blinden zur Reparatur übernommen. Wir werden uns aber bemühen, dennoch allen Wünschen und Bedürfnissen gerecht zu werden, und wir werden uns auch wieder um eine zweite Näherin umsehen. Frau Plechard wollen wir aber für ihre langjährige gute Mitarbeit an dieser Stelle danken.

WILHELM FUCHS

Wie Schillers „Räuber“ entstanden

Auf einem Korridor der vom Herzog Karl Eugen von Württemberg gestifteten Militärakademie — die im Jahre 1775 aus dem Lustschlosse Solitude nach Stuttgart verlegt worden war, kurz „Karlsschule“ genannt — standen vor der Türe, die in das Vortragszimmer des Professors Jahn führte, die Eleven in lebhaftem Gespräche beisammen.

„Hört, Kinder“, sagte der eine — Wilhelm von Hoven —, „heute hat unser Professor wieder einen schönen Vortrag gehalten. Was er über die menschlichen Leidenschaften sagte, hat mich bis ins Innerste erschüttert. Es ist mir ganz kalt durch die Glieder gelaufen.“ — „Du hast recht, Wilhelm“, fiel Petersen ein, „aber da war nicht sosehr der Professor daran schuld, obwohl er wirklich sehr schön und anschaulich reden kann, aber gepackt hat mich vor allem das, was er vorgelesen hat. Dieser Shakespeare ist doch ein Prachtkerl! Wo gibt es einen Dichter in deutschen Landen, der den Haß, die Eifersucht, die Herrschbegierde so erschütternd darstellen könnte, wie dies Shakespeare in ‚Othello‘ und ‚Macbeth‘ getan, aus denen uns Professor Jahn vorgelesen hat? — Geht nur mit eurem Uz, Gellert und Klopstock, das sind alles windige Gesellen gegen den Engländer; der überragt sie wie der Chimborasso die Hügel unserer schwäbischen Heimat, wie der Turm des Ulmer Doms das Pfarrkirchlein in Lorch!“

„Und habt ihr gesehen“, mischte sich jetzt ein dritter Eleve ins Gespräch, namens Elwert, der schon als Kind mit Schiller Freundschaft geschlossen hatte und dessen feurige Augen und verzückte Mienen seinen schwärmerischen Charakter verrieten. „Habt ihr gesehen, wie der Fritz ganz Aug’ und Ohr war und wie seine Blicke an den Lippen des Professors hingen? Er hat sicher auf seine ganze Umgebung vergessen, und wenn man ihn in dem Momente gefragt hätte, wo er ist, ich will wetten, er hätte keine Antwort geben können; er hat ja den Professor förmlich verschlungen mit seinen Blicken.“

„Ja, unser Schiller“, sagte Haug, der vierte Eleve, darauf, „der wird noch unser deutscher Shakespeare! Mögt ihr’s glauben oder nicht; er hat ja auch schon eine Menge zusammengedichtet. Mein Vater hat auch sein Gedicht ‚Der Abend‘ in das ‚Schwäbische Magazin‘ aufgenommen, und er prophezeit unserem Fritz eine große Zukunft. — Da hab’ ich neulich eine Geschichte in diesem ‚Magazin‘ gelesen, die will ich dem Fritz geben; das wäre etwas für ein Drama. Neid und Vatermord aus Herrschgier, Habsucht und Räuber aus Edelmut. Wenn der Fritz mit seiner Feuerseele diesen Stoff in die Hände bekommt, da wird was draus, paßt auf, etwas, was die Welt erschüttert noch nach hundert und mehr Jahren.“

„Schiller mag schon ein großer Dichter werden“, sagte darauf der Eleve Scharfenstein, „aber ein großer Schauspieler ist Fritz nicht! Alle haben lachen müssen, wie er neulich den ‚Clavigo‘ gespielt hat. — Habt ihr nicht alle Furcht gehabt, so wild ist er herumgerutscht auf dem Sessel, und er hat geschrien und gekreischt — vraimont comme un fou, wird sein jamais niemals ein guter Redner und acteur, mon chère Schiller!“ So der Eleve Scharfenstein, ein französischer Elsässer, der das Deutsche noch wenig beherrschte, als er in die Akademie eintrat und auch jetzt noch die deutsche Sprache unvollkommen beherrschte.

DEN BLINDEN

Wo Liebe wohnt im Herzen,
ist es nicht weit zum Glück,
Geborgensein der Schmerzen
in manchem Augenblick.

Was Augen niemals sehen,
das fühlt die zarte Hand,
die oft, wie stummes Flehen
dem Lichte zugewandt.

Wir streicheln sie voll Liebe,
es sei für sie das Licht,
das sich im Taggetriebe
um ihre Herzen flicht.

FRANZ ICHMANN

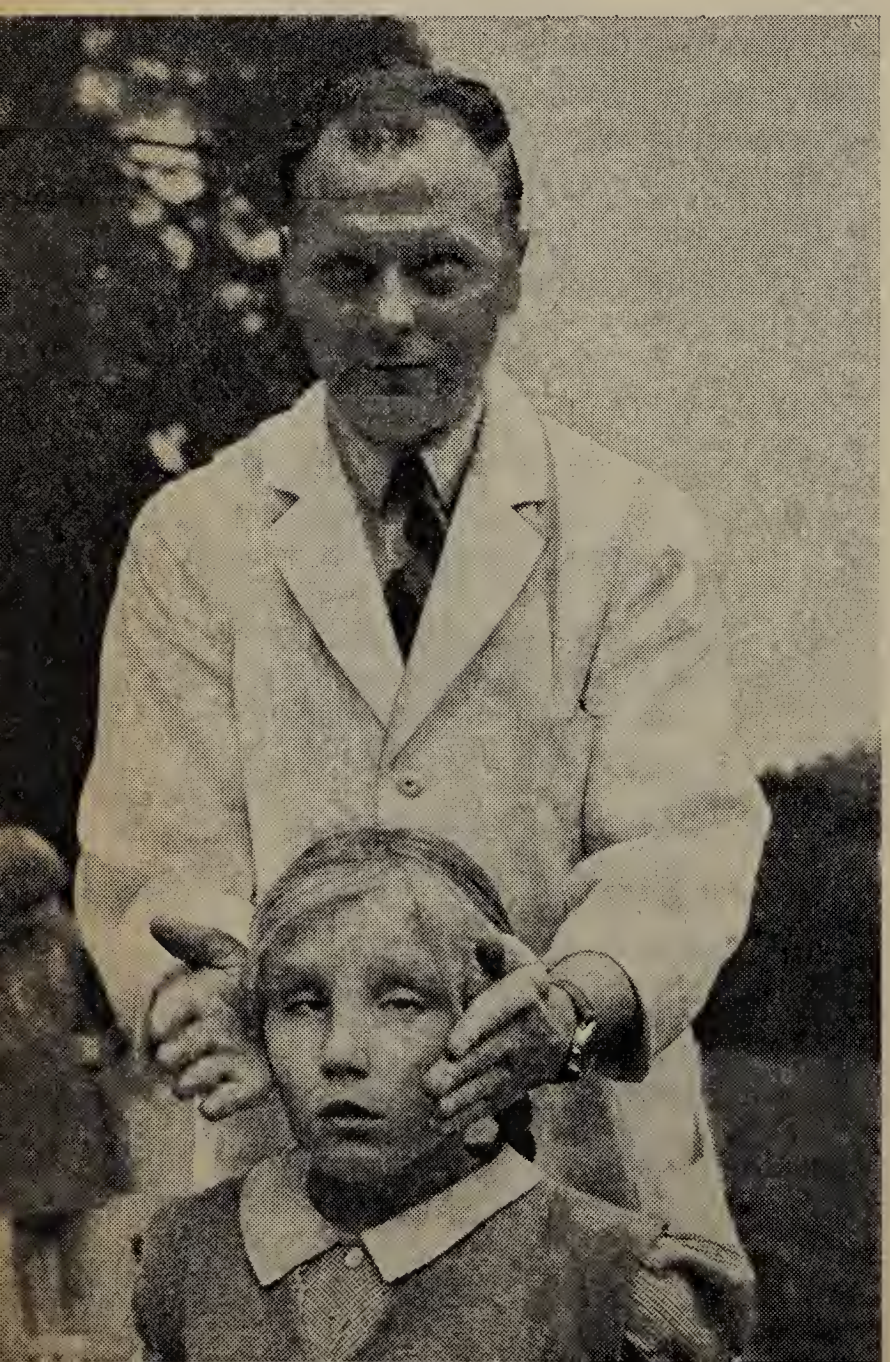
Hoven, der treueste Freund Schillers, ärgerte sich über diesen Ausfall Scharfensteins: „Ja, es ist wahr", fiel er sogleich ein, „der Fritz hat damals viel zu viel Feuer entwickelt und viel zu sehr übertrieben. — Aber das kommt nur davon her, weil seine ganze Seele auf den Dingen ruht, die ihn begeistern, und weil er doch die Welt und die Menschen nur aus den Büchern kennt. — Sind wir denn nicht alle wie mit Gitterstäben von der Außenwelt getrennt? — Und in uns gärt es und stürmt es und drängt nach Freiheit. — Wie sollen wir da nicht übertreiben, wenn wir in sinnloser Wut knirschen gegen diesen Zwang und Druck, der auf uns lastet und uns abgrundtief von der Welt trennt, nach der wir mit glühender Seele schmachten?"

Da öffnete sich die Türe des Vortragssaales und heraus trat der, von dem soeben die Rede war — Eleve Friedrich Schiller. In der erhobenen Rechten hielt er ein Buch, und mit seiner etwas kreischenden Stimme rief er den Akademikern zu: „Kinder, es war einfach gottvoll! Shakespeare umspannt Welten und Gestirne, Himmel und Hölle! Er kann in einem Zuge lachen und weinen, toll sein und Schrecken einflößen, den Narren und den Helden lenkt er am Schnürchen seiner Phantasie. — Ja, wer das könnte und auf die deutsche Bühne ein Stück brächte wie ‚Othello' und ‚Hamlet', das wäre ein Dichter, den die Nation nie vergessen würde! Hier hab' ich das Buch, aus dem Jahn vorgelesen hat. Ich will's verschlingen, ich will die Worte in meine Seele graben. — Vielleicht kann ich auch einmal etwas Ähnliches hervorbringen wie jener unsterbliche britische Dichtergeist! Wahrhaftig, da lohnte sich's zu leben, wenn's auch ein so elendes Leben ist, wie hier in diesem Gefängnis, in dem ich schon jahrelang schmachten muß!"

„Fritz", sagte Hoven, „ich hab' einige Bände von deinem göttlichen Shakespeare in der Übersetzung Wielands; du kannst sie haben für einige Zeit." — „Bruder", entgegnete Schiller in stürmischer Aufwallung, „was willst du dafür? Was ich habe, gebe ich dir. Wilhelm, ich weiß, was ich dir Gutes tun kann. Du lebst mehr auf der Erde, ich in höheren Regionen. — Du ißt manche Speisen gern, die auf unseren Tisch kommen; und wenn auch unsere Portionen schmal sind, ich will dir gerne meine Rationen abtreten, wenn ich nur nach Tisch in Shakespeare schwelgen und meinen Geist mit seinem himmlischen Ambrosia nähren kann!"

„Topp", sagte Hoven, „der Handel ist abgemacht! Ich muß gestehen, mir sind feine schwäbische Spätzle lieber als die Gerichte, die uns die Dichter vorsetzen, bei denen aber der Magen hungrig bleibt. Du, Fritz, bist aus anderem Stoffe, und so profitieren wir vielleicht beide bei dem Handel. Ich will dir noch etwas sagen, Fritz. Ich hab' gestern im ‚Schwäbischen Magazin' eine Geschichte gelesen, die der arme Schubart nach einer wahren Begebenheit niedergeschrieben hat. — Es handelt von zwei Brüdern, Wilhelm und Karl; der eine böse und heimtückisch, der

Der blinde englische Pädagoge Robert F. Walker, auch „Onkel Robert" genannt, leistet Hervorragendes bei der Erziehung blindgeborener Kinder. Seine Methode geht darauf hinaus, den blinden Kindern Selbstbewußtsein und Sicherheit im täglichen Leben zu geben. Dazu gehört die körperliche Sicherheit als Grundlage für die psychische. Hier korrigiert er die Kopf- und Körperhaltung der Kinder mit seinen Händen. Und wie die Erfahrung zeigt, können Blinde viel Erstaunliches leisten, woran oft Sehende sich nicht heranwagen.



andere edel und offen. — Wilhelm haßt seinen edlen Bruder, will ihn verderben und um die Liebe des Vaters bringen. — Fritz, Herzensfreund, aus diesem Stoffe ließe sich was machen, und vielleicht kannst du da den Hebel ansetzen, um ein deutscher Shakespeare zu werden!“ Begeistert umarmte Schiller den Freund.

„Die Götter geben es, daß du recht hast, dann will ich die Mauern dieses Kerkers sprengen und die Welt mit dem Glanze meines Ruhmes erfüllen!“ — Da ertönte die Glocke, welche die Eleven in den Rangiersaal rief, von wo aus der militärische Marsch in den Speisesaal angetreten wurde.

Einige Jahre waren seit diesem Vorkommnis in der Militärakademie verstrichen. — Das Jahr 1779 sollte für Schiller das Ende des ihm so verhaßten Zwanges in der „Karlsschule“ herbeiführen. Aber es kam anders. Die Prüfungsarbeit über „Philosophie der Physiologie“ ward von den Examinatoren ungünstig rezensiert, und der Herzog resolvierte, daß Eleve Schiller, „weilen sein Feuer noch zu stark sei“, noch ein Jahr in der Akademie verbleiben solle. — Schiller knirschte vor Ingrimm und namenloser Erbitterung, aber des Herzogs Wort war nicht umzustoßen. — Die vierzehntägige Pause während der Prüfungszeit gewährte den Akademikern einige Freiheiten.

Und so wurde denn an einem Sommertag von unseren Freunden, die treu zusammenhielten — Schiller, Petersen, Hoven, Haug, Elwert (Scharfenstein hatte die Akademie schon verlassen), zu denen sich noch der später so berühmtgewordene Dannecker, der Maler Heideloff und der Musiker Zumsteeg gesellten —, ein Ausflug ins nahegelegene „Copfer-Wäldchen“ beschlossen. Es war ein herrlicher Sonntagnachmittag, und die Freunde streckten sich am Fuße einer mächtigen Eiche ins Gras und stimmten einen Rundgesang an.

Plötzlich sprang Schiller auf und griff in die Brusttasche, aus der er ein geheftetes Büchelchen hervorzog, dessen Seiten voll beschrieben waren. „Brüder“, sagte er, „ihr erinnert euch, wie mir damals vor vier Jahren mein lieber Freund Wilhelm gesagt hatte, er wisse einen Stoff für mich zu einem Drama, das mich zu einem deutschen Shakespeare machen könnte. — Schubart, der die Geschichte im ‚Magazin‘ erzählt hat, schrieb

Frau Lotte Gerhold, die Sekretärin des weltberühmten Urwaldarztes Dr. Albert Schweitzer, zeigte anläßlich ihres Österreichbesuches großes Interesse für die Einrichtungen der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs“ (im Bilde rechts). Ihren besonderen Beifall fand der schöne Garten des Blindenerholungsheimes „Harmonie“ mit seinem für die Blinden so praktischen Führungsgeländer.

Photo Heinz Vogel

damals dazu: ‚Er gebe das Geschichtchen einem Genie preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen, wenn er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Szene in Spanien und Griechenland, sondern auf deutschem Grund und Boden eröffnet.‘ — Ich habe ein Schauspiel daraus gemacht, das in Deutschland und in der Gegenwart spielt, denn ich habe den ganzen Haß gegen den unwürdigen Zwang, den ich jahrelang erlitten, den ganzen Groll gegen einen Fürsten, der sein Land bedrückt und aussaugt, die ganze glühende Sehnsucht nach Freiheit, den heißen Drang, die Menschheit zu beglücken und ihre Ketten zu zerreißen, all das hab’ ich hineingelegt, und nun ist das Stück fertig. Es heißt ‚Die Räuber‘; ich will es euch vorlesen. Horcht auf!“

Und mit wachsendem Interesse, mit einer Spannung, die sie den Atem zurückhalten ließ, horchten die Freunde den Worten des Dichters. — Man achtete nicht auf seine wilden Bewegungen, nicht auf seine sich oft überschreiende Stimme, nicht auf die schlechte Aussprache vieler Worte und den störenden schwäbischen Akzent, den Schiller auch später nie ganz los wurde. Der Stoff war zu gewaltig, ergreifend und hinreißend, so daß

GLOCKENSCHLAG

Kam eben von der Reise an,
Hab' weit das Fenster aufgetan,
Da tönt vom Turm im Doppelklang,
Die halbe Stunde zum Empfang.

„Grüß Gott daheim!" mir sagt ihr Gruß.
Als Gegengruß ich denken muß:
„Du guter Freund durch alle Zeit,
In meiner stillen Einsamkeit."

Vom Morgengrau'n den ganzen Tag,
Geleitet mich der Glockenschlag.
Mir ruft so manche Worte zu,
Bis ich mich leg' zur Abendruh'.

"Schlaf' wohl!" Im Viertelschlag 's noch klingt,
Und alles dann im Traum versinkt.
Es kommt mit dir und geht die Zeit,
Zerrinnet in der Ewigkeit.

LUCIE IMMER

die Außenwelt verschwand und nur die Dichtung lebte, welche zu stürmischem Fluge mit fortriß.

Schon die erste Szene, in der der gleisnerische Franz die Liebe zu Karl aus seines Vaters Herzen reißt und der triumphale Monolog des Franz am Schlusse dieser Szene griff allen ans Herz. — Von Akt zu Akt, von Szene zu Szene wuchs der Beifall.

Als Schiller seine Vorlesung beendigt hatte, entstand zuerst eine Pause schweigenden Staunens, dann brach der Jubel aus, stürmisch und gewaltsam; es war, wie wenn sich ein Alp von den Herzen der Zuhörer gelöst hätte, als hätte Schiller ausgesprochen, was allen denkenden und fühlenden Menschen seines Zeitalters auf den Lippen lag. Der erste, der aus seiner Betäubung sich ermannte, war Wilhelm Hoven; er sprang auf und schloß Schiller stürmisch in die Arme.

„Wir brauchen die Briten nicht mehr zu beneiden", rief er aus, „auch wir haben unseren Shakespeare! Er heißt Friedrich Schiller und hier steht er. Hoch lebe unser Fritz!" — „Hoch, Friedrich Schiller, hoch! Hoch! Hoch der Dichter der ‚Räuber'!" So scholl es durcheinander, und immer wieder drängten sich die begeisterten Kameraden an Schiller heran, drückten ihm die Hand und preßten ihn ans Herz.

So wurden Schillers „Räuber" geboren, und so berührte der erste volle Strahl des Ruhmes die Stirn unseres großen Dichters, des Lieblings der Jugend.

HEINZ APPENZELLER

Rehabilitation in zweifachem Sinn

Der Ausdruck „Infirmeneingliederung" beinhaltet zwei deutlich gegeneinander abgesetzte, wenn schon häufig nicht mit der wünschenswerten Bewußtheit und Klarheit voneinander unterschiedene Begriffe: 1. Die Heranführung der Infirmen aus der Anstalt und die Wiedereinführung bzw. Wiedereingliederung oder „Reintegration" in die menschliche Gesellschaft; 2. Die Herausführung aus der Unabhängigkeit und die Wiederbrauchbarmachung, die „Rehabilitation", die Befreiung von der Armengenössigkeit und der Betreuungsfürsorge durch Gewährung von Hilfe zur Selbsthilfe auf Grund öffentlich-rechtlichen Anspruches, die Ermöglichung gleicher Startbedingungen im Wettbewerb mit den Gesunden.

Jahrhundertelang war man in guten Treuen der Ansicht, es sei sowohl für die Blinden als auch die bürgerliche Gesellschaft am besten, wenn jene von dieser abgesondert in abseits vom Gesellschaftsbetrieb gelegenen, geschlossenen Anstalten untergebracht werden und ihrem Gebrechen gemäß ihr Eigenleben führen können. Die versorgten Infirmen seien der Sorge für die Existenz enthoben, und die Gesellschaft wurde durch ihren Anblick und ihre Anwesenheit nicht mehr belastet. Die Infirmen sahen sich zur Einengung ihres Horizontes und zur Beschränkung ihrer Lebensbedürfnisse angehalten. So fiel es weniger ins Gewicht, daß sie zumeist reine Verbraucher waren, die sich durch handwerkliche Arbeit höchstens ein Taschengeld oder einen niedrigen materiell wenig ins Gewicht fallenden Verdienst zu erwerben vermochten. Noch vor 25 Jahren drohte selbst qualifizierten, wohlausgebildeten Blinden die Verbringung in eine Anstalt, wiewohl der dabei ausgeübte Zwang offensichtlich dem Gedanken der durch die Verfassung des Bundes und der Kantone, wennschon nicht überall ausdrücklich garantierten sogenannten Bewegungsfreiheit widersprach.

Dann aber kam der Zweite Weltkrieg und mit ihm das Heer der Invaliden in den kriegführenden Ländern: es kam nach dem Kriege die Hochkonjunktur, die Rationalisierung und die zunehmende Arbeitsteilung; es kam auch der Mangel an Arbeitskräften und damit die Aufwertung der beschränkten Arbeitskraft des Infirmen. So trat zuerst, andernorts, dann auch unaufhaltsam bei uns die geistige und sozialreformerische Wandlung ein. Sie öffnete den Infirmen die Anstaltstore und bewirkte ihre Wiederaufnahme in den Schoß der Gesellschaft. In diesem Sinne ist die Blindeneingliederung heute kein Problem mehr. Sie hat sich durchgesetzt. Sie hat allgemeine Anerkennung gefunden.

Anders steht es gegenwärtig noch um die Eingliederung der Infirmen im Sinne der Herbeiführung gleicher Startbedingungen im Konkurrenz- und Daseinskampf durch umfassende, vollständige Rehabilitation. Es geht hier um die medizinische, die pädagogische, soziale und ökonomische Rehabilitation, um Arzthilfe, Schulung, eventuell um die Gewährung besonderer Vergünstigungen. In den Dienst dieses sozialen Um- und Aufbruches der Infirmen stellen sich nicht nur die sich neuorientierenden Institutionen der privaten und öffentlichen Invalidenfürsorge, nicht nur die Infirmen-Selbsthilfebewegungen, sondern nicht zuletzt auch die Invalidenbeihilfen und -versicherungen auf kommunaler, kantonaler und federaler Ebene. Angesichts der Tatsache jedoch, daß all diese Hilfeleistungen zusammengenommen bei weitem noch nicht den infirmitätsbedingten Mehraufwand decken, angesichts der Tatsache, daß die Schweizer Invalidenversicherung mit nur sehr bescheidenen Leistungen aufzuwarten vermag, muß der Gedanke eines vollen Behinderungsausgleiches in materieller Hinsicht bei uns vorerst noch schöner Wunschtraum bleiben.

Die Hochkonjunktur hält an. Löhne und Preise steigen. Die Renten bleiben jedoch unverändert niedrig. Nur die Einführung der dynamischen Sozialrente und erhebliche Steigerung der Sozialleistungen sind imstande, den Infirmen in wirtschaftlicher Hinsicht das zu bringen, was sie mit den Nichtinfirmen auf gleiche Ebene mit gleichen Startbedingungen stellt: einen angemessenen monetären Behinderungsausgleich.

Der Schweizer Blindenfunktionär Heinz Appenzeller mit Obmann Robert Vogel

ADELE ZAUNEGGER

„Falsch verbunden“

Nach langer Zeit kam endlich wieder einmal ein Lebenszeichen von meiner besten Freundin, die nur den einen großen Fehler hat, schreibfaul zu sein. Aber aus ihrem letzten Brief will ich einen Teil bekanntgeben: „. . . Du weißt, wie oft wir uns schon geärgert haben über die häufigen Fehlverbindungen! Man eilt, oft von einer wichtigen Arbeit aufgestört, wenn es klingelt an den Apparat, dann aber hört man „Falsch verbunden“ und zieht verdrossen ab. Vor ca. zwei Monaten war es wieder so weit. Gleich zwei falsche Verbindungen hintereinander, von denen die eine ich verbrochen, die zweite aber ein anderer auf dem Gewissen hatte.

Nun aber reicht es, dachte ich und begab mich wieder an die Nähmaschine. Aber es heißt nicht umsonst: Aller guten Dinge sind drei! Denn es gab bald darauf abermals ein Verhängnis und das kam so. Die ‚Old Mary‘, wie wir eine alte Freundin zu nennen pflegten, erschien mit dem Ersuchen, für sie zu telephonieren, denn sie ist ein wenig schwerfällig und sehr schwerhörig, also für Telephonate nicht gut geeignet! Selbstverständlich sagte ich zu und sie nannte mir die Nummer, redete aber unentwegt weiter, so daß meine Aufmerksamkeit beim Zusammenstellen der Nummer etwas geteilt war. Und als ich nach der ‚Dame des Hauses‘ fragte, meldete sich eine Männerstimme mit den Worten: ‚Ich habe keine Frau mehr‘. Überrascht und ärgerlich erwiderte ich: ‚Da stimmt etwas nicht!‘ (Denn ich wußte doch, daß es in dieser Familie keinen Mann gab.) Und setzte hinzu: ‚Mit wem spreche ich denn?‘ Worauf der Herr seinen Namen, ‚Dr. G.‘ nannte.

Ein Glück, daß ein Sessel neben dem Telephontischchen stand — sonst hätte ich mich in meinem Schock vielleicht auf den Boden gesetzt. War es doch ein guter Freund aus Jugendtagen, dessen Namen ich nun vernommen hatte! Für einige Sekunden war ich nun der Sprache beraubt. Aber als am anderen Drahtende gefragt wurde: ‚Und mit wem aber spreche ich?!‘, und ich meinen Namen nannte, da war es neuerdings für einen Augenblick still auf unserer Leitung. Bald aber überstürzten sich Fragen über Fragen — kurz, es dauerte nicht lange, so war auch schon eine Zusammenkunft in einem Café vereinbart.

Es hatte sich herausgestellt, daß, nachdem uns das Schicksal, obwohl wir uns so gut verstanden hatten, auseinandergeführt hatte, wir lange Jahre verheiratet und nun seit mehreren Jahren verwitwet waren und mehr oder weniger allein dastanden. Beide ergriffen wir diese Gelegenheit, die wir als einen Wink des Schicksals empfanden, und setzten die Zusammenkünfte aus der Jugendzeit zu gemeinsamen Theater- und Konzertbesuchen, Spaziergängen und kleinen Ausflügen fort, als ob gar nicht so viele Jahre dazwischenlägen. Die gemeinsamen gleichen Interessen, das Einanderverstehen oft mit einem Blick — all dies war wieder erwacht und verschönte nun unser Alter in unverhoffter Weise!

An Heirat freilich dachten wir beide nicht, schob doch einesteils mein Pensionsverlust für diesen Fall schon einen Riegel vor. Ich konnte und wollte auch nicht die Verantwortung für die Führung eines größeren Haushaltes übernehmen, da mein etwas schwankender Gesundheitszustand und auch manche Altersbeschwerden mir schon in der Sorge für meinen Haushalt allein genug Mühe aufluden. Zum Glück war mein alter Freund durch eine tüchtige Wirtschafterin in dieser

DER APFEL

O laue, blaue Nächte,
o sonnengoldne Wochen,
vergesset im Gezweige
den kleinen Apfel nicht.

Laßt ihn, o laßt ihn reifen,
macht würzig ihn und herb,
und wenn er fällt, er falle
in weise Sammlerhand.

Und wer an Winters Abend
ihn kosten wird, der kostet
euch goldne Sonnenwochen,
dich laue, blaue Nacht.

JOSEF LUITPOLT

Hinsicht gut versorgt. (Nebenbei gesagt würde diese sich ihre Selbständigkeit durch eine Ehefrau nicht rauben lassen.) Wir sind mit dem jetzigen Zustand zufrieden und preisen das Schicksal und die Fehlverbindung als Bereiter unserer Freuden.

Old Mary, über das lange Telephonat verwundert, war dabeigestanden. Ich klärte sie über den Sachverhalt auf, denn sie hatte von den Gesprächshälften kaum einen kleinen Teil verstanden und sich nicht ausgekannt. Sie freute sich und lachte mit mir über diese günstige Fehlverbindung, die zum Teil ja eigentlich ihr Werk gewesen ist. Der Doktor und ich aber haben das Telephon nun zu unserem Freund erklärt und verzeihen ihm, wenn sein Klingeln uns wieder einmal vergeblich aufstören sollte."

Der Brief schloß mit herzlichen Grüßen und mit einem „Hoch" auf das Telephon.

Die Organisation der Hilfsgemeinschaft

Um die Mitglieder besser kennenzulernen wurde im Jahre 1961 versuchsweise die Gründung von Bezirksgruppen vorgenommen. Die organisatorische Arbeit läßt sich in kleinerem Rahmen leichter und wirksamer durchführen, und die Mitglieder sollen doch in ständigem Kontakt mit der Organisation sein.

Die Errichtung von Bezirksgruppen war aber nur dort möglich, wo man von vorneherein mit einigen Mitarbeitern rechnen konnte. Die regelmäßig durchgeführten monatlichen Zusammenkünfte in den Bezirksgruppen haben sehr schöne Erfolge gezeitigt. Hier soll ganz besonders auf die Bezirksgruppen St. Pölten und Meidling verwiesen werden. Diese haben es bisher am besten verstanden, viele Mitglieder aus dem Bezirk zu den Abenden zu bringen und auch die Zusammenkünfte gesellig und anziehend zu gestalten. Auch die Bezirksgruppe Landstraße beginnt sich gut zu entwickeln.

Die Freunde und Mitarbeiter in den Bezirksgruppen sollen wissen, daß sie eine sehr schöne, wertvolle Aufgabe zu erfüllen haben, die sich nicht nur auf die Zusammenkünfte und deren Gestaltung selbst beschränken kann. Ihnen obliegt auch der Hausbesuch, damit jene Mitglieder, welche zu den Veranstaltungen der Hilfsgemeinschaft aus irgendwelchen Gründen nicht kommen, doch in Verbindung mit der Organisation bleiben. Der Haus-, Kranken- und Spitalsbesuch ist besonders für unsere weiblichen Funktionäre geeignet. Kollegin *Maier* und Kollegin *Schulz* haben in dieser Hinsicht vorbildlich gearbeitet.

Die Bezirksgruppen sollen sich auch immer mehr mit der Werbung neuer Mitglieder und mit der Werbung neuer Helfer und Förderer der Hilfsgemeinschaft, sowie mit der Werbung von neuen Lesern von „Unser Schaffen" befassen. Nur in der aktiven Arbeit für unsere Gemeinschaft wird die Organisation immer stärker werden und wird es gelingen, neue Freunde zu gewinnen und das Ansehen der Hilfsgemeinschaft zu heben.

Einfallsreichtum

Manche Bezirksgruppen sind sehr einfallsreich bei der Durchführung der Abende. So veranstaltete die Bezirksgruppe III eine Geburtstagsfeier für eine 90jährige Kollegin. Die Bezirksgruppe Meidling führte kleine Nikolo- und Osterbescherungen durch. Diese Bezirksgruppe sorgt auch immer für Musik und Gesang, und es geht sehr gemütlich zu in Meidling. Die Bezirksgruppe St. Pölten hat sich große Verdienste bei der Werbung neuer Mitglieder erworben. Kollege Handelsberger und Kollege Wimmer, unterstützt von den sehenden Freunden Hofbauer und Liegl, arbeiten mit Freude und Begeisterung an der weiteren Stärkung ihrer Gruppe. Zum Sommerfest kamen die St. Pöltner mit einem Sonderautobus.

An diesen nachahmenswerten Beispielen erkennt man den großen Wert kleiner Organisationseinheiten. Diese Entwicklung soll fortgesetzt und allen Mitgliedern und Freunden der Hilfsgemeinschaft die Möglichkeit des Mittuns gegeben werden.

MARIA ZWINZ-BREYER

NEUES WERDEN

Er lag auf einer Wiese. Auf einer jener hügeligen Wiesen, die Wien umsäumen und an schönen Sonn- und Feiertagen so belagert sind. Die erste warme Frühlingssonne hatte aber noch nicht allzuviele verlockt, sich in das noch dürre Gras zu lagern, so daß der Mann ein einsames Plätzchen hatte finden können. Und seine Haltung schien allen zu sagen, daß sie in seiner Nähe nicht erwünscht wären. Die Beine weit von sich gestreckt, lag er da, die Joppe unter seinem struppigen Kopf gerollt und das Kinn herausfordernd vorgestreckt wie eine Kampfansage, was durch den trotzig geschlossenen Mund noch unterstrichen wurde.

Der Wind spielte im Haar des noch jungen Mannes, die Sonne lag wärmend auf ihm. Er fühlte es mit rein tierischem Behagen. Frei, endlich frei . . . Wieder Wind und Sonne genießen, nicht mehr gehemmt durch dicke Mauern, enge Gitter und enge abgeschlossene Höfe, die wie eine Falle wirkten. Eine Welle der Wut und des Hasses schoß hoch in ihm, so daß es in roten Kreisen vor seinen Augen tanzte. Die Hände krampften sich in das dürre, niedergetretene Gras, das so sehr seinem verdorrten, zertrampelten Inneren glich. Und nun fing wieder der Hund in seiner Brust zu heulen an, der Schmerz um seine verlorene Jugend, um sein vertanes Leben.

Jung, und doch schon fertig, erledigt für immer. Er spürte es erst gar nicht, daß er in seinem Grimme die Hände so fest zusammenballte, daß ihm ein harter, dürrer Halm wie ein Dorn in die Handfläche drang, dann war ihm dieser körperliche Schmerz Ablenkung, Betäubung für jenen andern in der Brust. Wenn er nur diesem heulenden Hunde da drinnen Ruhe gebieten könnte, ein für allemal. Hatte er ihn nicht in der Strafanstalt zum Schweigen gebracht? Schwieg er nicht auch jetzt wieder, wenn ihn die schwere Arbeit, der Lärm der Fabrik betäubte? Und doch, nicht nur die Mußestunden verdarb ihm dieser Schmerz, nein, seit er in Freiheit war, konnte er sich dieser nicht mehr richtig erfreuen. Innerlich trug er Ketten und würde sie wohl sein ganzes Leben lang tragen müssen. Und am schwersten war dies an den freien Tagen, den Sonn- und Feiertagen. Sonn-tage. Sie waren nicht durchsonnt, diese freien Tage, sondern umdüstert. Der Schatten des Gefängnisses lag schwer auf ihnen und — auf ihm. Jetzt lag wohl die Sonne wärmend auf ihm, aber sie drang nicht in sein Herz, durchwärmte nicht sein Inneres. Nur müde machte sie, so müde und schläfrig. Seine Augen schlossen sich, ehe er es sich versah, zu leichtem Schlummer.

Er erwachte, als hätte ihn etwas berührt. Er fühlte den Wind im Haar, ja sogar an den Hosenbeinen. Doch nein, das war nicht der Wind, dort krabbelte ja etwas. Schon wollte er dem vermeintlichen Hund einen Fußtritt geben, als er dieses Etwas nun an seiner Seite spürte. Er blickte auf und schaute in ein Paar große, strahlende Kinderaugen, sah auf einen lächelnden Kindermund, jetzt ganz nahe seinem Gesicht. Ein 2—3jähriges Mäderl hockte dicht an seinem Kopfe und blickte ihn lächelnd an. Und nun berührte es mit dem weichen Händchen sein Gesicht. Eine warme Welle überflutete sein Herz und, ohne daß er es wußte, erwiderte er das Lächeln des Kindes. Die Kleine, dadurch ermuntert, stach mit einem dieser dürren Grashalme, mit denen er sich vorhin verletzt hatte, spielend nach ihm und er riß nun auch einen dürren Halm aus und stach gleichfalls scherzend auf die Kleine ein. Die lachte und schrie vor Vergnügen und — er lachte laut mit. Sein Mund, der zuerst das Lächeln nur läppisch, weil ungewohnt, erwidert hatte, er konnte jetzt schon laut lachen, so laut, daß der Hund in seiner Brust nicht zu hören war. Und als sich die Kleine rittlings auf seine Brust setzte, brachte

DIE KRAFT IN DIR

Schöpfe aus dem Brunnen deiner Seele,
Kraft ist ihr gegeben und ein Licht.
Gott selbst schuf dir beides aus der Gnade,
trag' es wieder hin dereinst vor sein Gericht.

Schöpfe aus dem Brunnen seiner Gnade,
ewig ist der Quell uns aufgetan!
Höre nur das Rauschen aus der Tiefe
und es hebt in dir ein Strom zu beten an!

TRAUDE SINGER

sie diesen ganz zum Schweigen. Dafür stand aber die Jugend wieder in ihm auf, vergessene Kinderlieder und -spiele fielen ihm ein, „Hopp, hopp, hopp, Pferdchen, lauf Galopp", „So reiten die Herren, so reiten die Damen, so tschuken die Bauern" und die Kleine jauchzte, wenn er sie recht wild zum Reiten brachte bei der bäuerlichen Art des Reitens, ihr Gesichtchen glühte, ihre blauen Augen glänzten und er sah in sie hinein wie in den Himmel; und das Lächeln des süßen Kindermundes war ihm strahlende Verheißung neuen Lebens.

Beide, Mann und Kind waren mitten im Toben und Scherzen, als die junge Mutter der Kleinen, die mit einer Gesellschaft weiter unten lagerte, wie er später sah, im Suchen nach der Verschwundenen sie nun holen kam; sie war erst durch das Jauchzen des Kindes daraufgekommen, daß die Kleine fehlte, erklärte sie und entschuldigte sich, daß ihr Mäderl ihn gestört und aus dem Schlaf geweckt habe. Er wehrte lächelnd ab: „Geweckt hat sie mich wohl, aber zum Leben und zur Lust, auch Kinder zu haben; Ihre Kleine ist reizend." Ein wenig erstaunt, aber stolz lächelnd sah ihn die junge Mutter an, dankte ihm für die Freude, die er dem Kind gemacht und ging dann hinunter zu ihren Leuten. Das Mäderl sträubte sich heftig, gezogen von der Mutter, drehte es sich immer wieder um und winkte freundlich, und er winkte ebenso zurück.

Zuerst war ihm, als sei eine Wolke über die Sonne gezogen, dann aber verflüchtigte sich diese rasch, ehe sie noch sein Inneres beschatten konnte. Und er setzte sich wieder in das dürre Gras. Dürr? Aber nein — da sproßte ja schon junges Grün und da, ja, war er denn blind gewesen? Da waren doch auch Veilchen . . . und welch süßer Geruch ihnen entströmte . . . seine Sinne waren wohl alle taub gewesen. Aber nun sah er, fühlte er, hörte er. Er sah die blaue Glocke des Himmels über die Erde gespannt, sah die sanften Hügel, welche die Stadt da unten in weitem Umkreis umsäumten, er hörte das Lachen und Jauchzen herumtollender Kinder auf der Wiese,

Der Propagandist des Niederländischen Blindenbundes, unser Schicksalsgefährte Johan van den Berg, besuchte, begleitet von seiner Frau Jo, die „Waldpension" das erste österreichische von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, errichtete Blindenaltersheim und war von der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung sehr beeindruckt.
Das Bild zeigt die holländischen Besucher im Gespräch mit einigen der alten alleinstehenden Blinden, welche in der „Waldpension", den nach einem meist arbeitsreichen Leben wohlverdienten sorgenfreien Lebensabend verbringen können.
Die Hilfsgemeinschaft hat nicht nur in Österreich, sondern auch in anderen Ländern wertvolle Freunde. „Unser Schaffen" nimmt seinen Weg in die ganze Welt und kündet von dem die Hilfsgemeinschaft beseelenden echt österreichischen Pioniergeist und von der Entschlossenheit, alles zu tun, um den Blinden ein schönes Leben zu sichern.
Gerne kommen ausländische Freunde nach Österreich, um sich an Ort und Stelle von dem segensreichen Wirken der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs zu überzeugen. In ihre Heimat zurückgekehrt, berichten diese Freunde von den beispielgebenden Leistungen der Hilfsgemeinschaft und manche ihrer Einrichtungen haben schon in einem anderen Lande Nachahmung gefunden.

Photo Heinz Vogel

hörte die Vögel aus dem nahen Walde singen, fühlte den sanften Frühlingswind, spürte den Geruch aufgebrochener Erde und spürte auch den Aufbruch in seinem Inneren. Tief atmete er die würzige Luft ein, die es vom Walde herübertrug. Da drinnen, im Lainzer Tiergarten, blühten wohl schon die wilden Kirschen- und Apfelbäume. Das Wunder war da, aus Dürrem schlug neues Treiben und Blühen. Und er wußte, daß auch an ihm dieses Wunder geschah.

BITTE, DAS ABONNEMENT FÜR 1963 NICHT VERGESSEN!

GRETE SCHOEPPL:

Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe

Wenn auch in den Gebieten der Wissenschaft und Forschung zuweilen ein glücklicher Zufall über einen großen Wurf entscheidet, so wäre doch ein solcher Erfolg ohne den überbrückenden Geniefunken der Intuition nicht denkbar. Manche epochemachende Leistung des Geistes erscheint aber durch die Tatsache besonders interessant, daß sie im wahrsten Sinne des Wortes im Schlaf vollbracht wurde. Jawohl, im Schlaf! Eines der größten und bewundernswertesten Rätsel der menschlichen Seele ist die wunderbare Macht des Unterbewußtseins, das im Traum mitunter Lösungen findet, denen der wache Verstand vergebens nachjagt.

Eine der größten Entdeckungen der modernen Heilkunde verdankt einem solchen Geistesblitz im Traum ihre Entstehung. Draußen trieb der Herbstwind das welke Laub im Kreise über Wege und Straßen, der Wind des Herbstes von 1920, als ein junger und noch ziemlich unerfahrener kanadischer Arzt, Dr. Banting, in die Lektüre von Werken über die Zuckerkrankheit vertieft saß. Endlich begann es in seinem Hirne von widersprechenden Theorien, von Krankheitsgeschichten und von Darstellungen mehr oder weniger sinnreicher Experimente, die mit Versuchstieren vorgenommen wurden, zu summen. Spät abends war es, als Dr. Banting endlich müde und schläfrig sich zu Bett begab. Gegen zwei Uhr morgens fuhr er hoch, knipste das Licht an, schrieb drei Sätze in sein Notizbuch, die sich auf einen geträumten Tierversuch bezogen und ging am nächsten Tag daran, den Traum ins Experiment umzusetzen. Das Ergebnis dieser Versuche war die bahnbrechende Entdeckung des — Insulins.

Auch der Traum eines anderen Mediziners wurde mit einem Nobelpreis belohnt. Spät nachts war es, als Professor Löwl, der damals an der Universität in Graz lehrte, an einem Osterabend aus dem Schlafe aufschreckte. In seinem Bewußtsein haftete noch ein seltsamer Traum, der ihm mit erstaunlicher Klarheit die Lösung des medizinischen Problems zeigte, die er bisher vergebens gesucht hatte. Noch halb von Schlaf umfangen, nahm der Professor ein auf dem Nachtkästchen liegendes Stück Papier und kritzelte mit dem Bleistift einige Worte darauf. Dann legte er sich wieder hin und schlief weiter. Am Morgen fiel sein Blick auf diesen Zettel, doch zu seinem tiefen Bedauern vermochte der Professor die so flüchtig hingeworfenen Worte nicht mehr zu entziffern. Auch konnte er sich auf den Inhalt des stattgehabten Traumes nicht mehr erinnern.

Da geschah etwas Seltsames. Am darauffolgenden Abend kehrte der Traum wieder, und zwar mit solcher Eindringlichkeit, daß der Gelehrte aus dem Schlafe auffuhr. Diesmal hatte sich die geträumte Lösung mit größter Klarheit seinem Geiste eingeprägt. Er kleidete sich mitten in der Nacht an, weckte seinen Assistenten und die beiden begaben sich unverzüglich ins Laboratorium. Die Experimente gaben den herrlichen Beweis, daß er die richtige Lösung gefunden hatte.

Elias Hove, der Vater der Nähmaschine, hatte sich lange Zeit über die Konstruktion einer zweckmäßigen Nadel den Kopf zermartert, bis ihm ein Angsttraum die richtige Lösung zeigte. Im Traum kam es ihm vor, als befände er sich im Schwarzen Erdteil und sei von einer Rotte Wilder verfolgt. Er flüchtete durch mehrere Felsenhöhlen, die einen zweiten Ausgang hatten, so daß er sich förmlich wie ein Zwirnfaden durch die Öffnungen wand. Plötzlich glaubte er, mit nacktem Fuß auf etwas Scharfes zu treten. Er sah einen Nagel, der aus dem Boden herausragte und bemühte sich nun vergeblich, diesen Nagel herauszuziehen. Da kam ihm der Gedanke, den Nagel unterhalb der Spitze anzubohren, einen Bindfaden durchzuziehen und so den Nagel herauszureißen. Eine blitzartige Gedankenverbindung brachte Nagel und Maschine in Zusammenhang — die Idee der Nähmaschinennadel war geboren.

Zahlreich sind die Fälle schöpferischer Traumeingebungen auf dem Gebiete der Kunst. Richard Wagner hatte einmal im Traum das Empfinden, in einen reißenden Strom zu versinken. Das Brausen des Wassers ging in Musiktöne über. Mit dem Gefühl, daß die Fluten über seinem Kopf zusammenrauschen, fuhr Wagner aus seinem Schlummer hoch. In seinem Geist summte klar und deutlich das Motiv zum Rheingold-Vorspiel, das der Traum in den Tiefen seines Unterbewußtseins erklingen ließ.

Unsere Verkaufsabteilung

Begünstigt durch die konjunkturellen Verhältnisse und durch die Anwerbung einiger guter Vertreter war es unserer Verkaufsabteilung im Geschäftsjahr 1961 möglich, den Umsatz zu erhöhen. Leider stiegen auch die Preise der Waren sowie der sich aus dem Vertrieb unserer Waren ergebende Aufwand, so daß wir nicht von einem wesentlich gestiegenen Reingewinn aus unserer Verkaufstätigkeit sprechen können. Es haben sich jedoch alle Mitarbeiter der Verkaufsabteilung bemüht, ihr Bestes zum Erfolg beizutragen. Vielleicht wird es möglich sein, die Umsätze der Verkaufsabteilung bei relativ gleichen Kosten noch zu steigern, so daß damit auch der gewünschte Reingewinn eine Erhöhung erfahren kann.

Es gibt leider auf dem Gebiete des Blindenwarenvertriebes sehr viel Unfug und unverschämte Elemente versuchen immer wieder, sich auf Kosten der Blinden zu bereichern und die Gutwilligkeit der Bevölkerung auszunützen. Unsere seriös arbeitenden Vertreter haben es heute sehr schwer, die manchmal von anderen betrogenen Kunden wieder zu gewinnen. Das gebrannte Kind fürchtet eben das Feuer.

Trotzdem setzen sich unsere Waren durch, sind sie doch von einmaliger Qualität. Die Hilfsgemeinschaft ist seriös — auch als Geschäftsmann.

❋ ❋ ❋

Viele Waren für Haushalt und Geschäft führt die Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft in Wien 20. Treustrasse 9 (Telephon 35 36 81). Rufen Sie an und bestellen Sie gleich, oder lassen Sie unsere Vertreter Sie aufsuchen. Sie werden zufrieden sein.

ELIX

ELIX-LAMPEN

heller — besser

ELIX GLÜHLAMPEN
GESELLSCHAFT M. B. H.
WIEN I. DOBLHOFFGASSE 5

Tel. 45 46 61 Tel. 45 46 92

„Die Chance"

ist eine der billigsten **Einkaufsquellen** für Neuwaren — einfach oder elegant — u. für Gebrauchtsachen, aber zugleich eine gute **Geldquelle für jedermann,** weil man jede Art Gebrauchtsachen in der „Chance" günstig verkaufen lassen kann.
Beste Verwertung von Verlassenschaften und Geschäftsmassen, Möbeln, Bekleidung usw.
Abholdienst 55 45 01

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz, beim Hauptbahnhof

Rowenta

automat

federleicht

Der meistgekaufte Bügelautomat des Kontinents. Er hat immer die genau richtige Temperatur für jedes Gewebe, ob schwer oder leicht; er spart Kraft und Zeit.

bügelt – beflügelt

viele Köpfe, viele Töpfe ein ELIN-Elektroherd

In allen Geldfragen dient, rät und hilft....

ZENTRALSPARKASSE
DER GEMEINDE WIEN

50 ZWEIGANSTALTEN

Eigentümer und Herausgeber: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XX. Treustraße 9. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

Das Einzige, worauf es ankommt, ist, daß wir darum ringen, daß Licht in uns sei. Das Ringen fühlt einer dem anderen an, und wo Licht im Menschen ist, scheint es aus ihm heraus.

Albert Schweitzer

In dieser Nummer — 48 Seiten

Prof. Dr. H. Nüchtern, M. Neidl, K. H. Jüllig, M. Brunner, M. Renard

UNSER SCHAFFEN

PREIS S 5.—
DM 1.—, sfr 1.—

AUS DEM INHALT:

Echte Menschlichkeit
Wiederbegegnung mit dem Meer
Blindenzentrum Torquay
Tierfreunde
Allerheiligen 1914
Erlebnisse mit Hunden
Waschmaschinen für Blinde
Der Rotundenbrand
Der Mann, den niemand kannte
Blinde in Polen

HEFT 11 · 7. JAHRGANG
NOVEMBER 1962

ECHTE MENSCHLICHKEIT

Es wird wohl kaum einen Menschen geben, der nicht das richtige Verständnis dafür hat, daß die Blindheit den von ihr Betroffenen große zusätzliche Belastungen auferlegt und ihnen Schwierigkeiten bereitet, die sie aus eigener Kraft nur schwer überwinden können. Die Erfahrung hat aber auch gelehrt, daß „wirklich sehende" Mitmenschen der Blinden es nicht beim Verstehen und Mitfühlen allein bewenden lassen, sondern daß sie vielmehr immer bereit sind, alle Bestrebungen zu fördern, welche darauf gerichtet sind, das harte Los der Blinden zu mildern und ihnen günstigere Lebensbedingungen zu schaffen.

Die Hilfe für die Blinden ist bereits Tradition geworden. Nicht nur in Österreich, sondern auch in anderen Ländern wandten und wenden sich die Blindenorganisationen stets an die Bevölkerung und erbitten die Hilfe bei der Ausübung ihrer fürsorgerischen Tätigkeit.

Eine einzigartige Organisation

In einem sehr ausführlichen Bericht konnte der Vorsitzende der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Direktor Robert Vogel, anläßlich der am 7. Oktober d. J. stattgefundenen Jahreshauptversammlung den vielen sehenden Freunden der Blinden für ihre große Hilfsbereitschaft danken, durch welche die Schaffung verschiedener wertvoller Blindeneinrichtungen ermöglicht wurde.

Nur durch die bitteren Kriegsjahre unterbrochen, übt die Hilfsgemeinschaft ihre segensreiche Tätigkeit nunmehr bereits seit dem Jahre 1935 aus. Nach der im Jahre 1948 erfolgten Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit mußte wieder ganz von vorne begonnen werden. Mit einem Grundkapital von nur 100 Schilling ging man damals an die Arbeit.

Fürsorgetätigkeit

Wenn es im letzten Tätigkeitsbericht heißt, daß in den nun verstrichenen Jahren für Fürsorgezwecke ein Betrag von mehr als 5,5 Millionen Schilling aufgewandt werden konnte und daß in dem gleichen Zeitraum das Vereinsheim in Wien XX. Treustraße 9, das Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach und das Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein geschaffen werden konnten, dann darf die Hilfsgemeinschaft wahrlich mit berechtigtem Stolz auf ihre Leistungen hinweisen.

Es ist nur begreiflich, daß aus verschiedenen Kreisen der österreichischen Bevölkerung an die Leitung und die Mitglieder der Hilfsgemeinschaft immer wieder die Frage gerichtet wird, was die öffentlichen Stellen, der Bund, die Länder und andere für das Schicksal der Blinden zuständigen Stellen sowie die Sozialversicherungsträger zur Schaffung dieser doch dem Gemeinwohl der gesamten Bevölkerung dienenden Einrichtungen beigetragen haben? Die Antwort muß dann leider immer lauten, daß die Hilfsgemeinschaft, unterstützt von der braven österreichischen Bevölkerung und verschiedenen Unternehmungen, bisher alles aus eigener Kraft schaffen mußte.

Die öffentliche Hand

Wir müssen also einen Widerspruch feststellen: Auf der einen Seite die hilfsbereite Bevölkerung, die es für gut findet und instinktiv auch fühlt, daß es gut und notwendig ist, daß es derartige, von der Hilfsgemeinschaft errichtete Heime gibt, weil man doch nie wissen kann, ob man sie eines Tages nicht vielleicht selbst in Anspruch nehmen muß, und auf der anderen Seite eine nicht zu begreifende Interesselosigkeit, um nicht zu sagen, Ablehnung bei öffentlichen Stellen.

Wo bleibt der immer wieder und bei allen möglichen Anlässen gerühmte Geist der Menschlichkeit und Nächstenliebe, wenn man nicht bereit ist, für die Blinden und ihre Einrichtungen mehr zu tun, als sie gelegentlich einmal lobend zu erwähnen.

Es kann doch auf die Dauer den Blinden und ihren Interessenvertretungen nicht allein überlassen bleiben, die ganze Last der Schaffung und Erhaltung spezifischer Blindenheime zu tragen. Die Blinden haben ein Recht darauf, daß Staat, Länder und Gemeinden sowie die Sozialversicherungsträger und alle anderen zuständigen Stellen alles daran setzen, um auch ihr Leben freudvoller und leichter zu gestalten.

Zivilblinde — Kriegsblinde

Warum werden die Zivilblinden in Österreich den Kriegsblinden gegenüber benachteiligt behandelt? Die Zivilblinden erwarten, daß endlich einmal der Unterschied zwischen Kriegs- und Zivilblinden beseitigt und daß alle Blinden auf Grund der Verfassung in gleicher Weise durch den Staat versorgt werden.

Es ist nicht einzusehen, warum die Zivilblinden und deren Interessenvertretungen für jede auch noch so geringfügige Verbesserung der sozialrechtlichen Bestimmungen erst einen jahrelangen, harten Kampf führen müssen und dazu noch in einer Zeit, in der allgemein von Wohlfahrt und Wohlstand gesprochen wird.

Die Wiener Straßenbahn

Ist es nicht ein großes Unrecht, wenn die Gemeinde Wien bei Gewährung von Fahrtbegünstigungen an Zivilblinde das Einkommen der im gleichen Haushalt lebenden Familienangehörigen heranzieht? Nicht nur, daß viele Blinde, vor allem blinde Frauen, zum Haushalt nichts beitragen können, weil sie früher, als sie noch gesehen haben, keiner Arbeit nachgingen, so belasten sie den Haushalt, weil sie wegen der Blindheit nicht imstande sind, die notwendigen Verrichtungen ohne fremde Hilfe auszuführen.

Wiederholt wandten wir uns an die Gemeinde Wien mit dem Vorschlag, allen Blinden freie Fahrt auf allen öffentlichen Verkehrsmitteln und an allen sieben Tagen der Woche zu gewähren. Gegenwärtig erhalten die meisten Blinden nur eine Viertagekarte. Wenn sie an den festgesetzten vier Tagen von dieser Karte jedoch keinen Gebrauch machen können, aber an den drei übrigen Tagen Wege haben, dann müssen sie für sich und die Begleitperson voll bezahlen. Das ist für viele unverständlich.

Gleichheit vor dem Gesetz

Alljährlich findet in Wien eine Haussammlung zugunsten der im Stadtgebiet wohnenden Zivilblinden statt, und obwohl sich die Hilfsgemeinschaft wiederholt um den berechtigten Anteil am Ergebnis dieser Sammlung beworben hat, erfolgte stets eine Ablehnung durch die zuständigen öffentlichen Stellen. Dabei ist es doch eine Tatsache, daß die Bevölkerung ihre Spenden für alle Blinden gibt und nicht für Mitglieder einer bestimmten Organisation allein.

Wiederholt wurden Referenten der zuständigen öffentlichen Stellen, Behörden und Ämter zur Besichtigung der von der Hilfsgemeinschaft geschaffenen Einrichtungen eingeladen, ohne daß diesen Einladungen Folge geleistet wurde. Wie sollen aber die Fürsorgereferenten über die Bedürfnisse und Nöte der Blinden Bescheid wissen, wenn sie sich nicht die Mühe nehmen, deren Einrichtungen zu besichtigen und kennenzulernen? Nur durch engen Kontakt und gute Zusammenarbeit zwischen Blindenorganisationen und den zuständigen öffentlichen Stellen kann den Blinden wirksame Hilfe gebracht werden, die sie nicht als Mitleid oder Almosen empfinden müssen. Und Geld für die Ausgestaltung der Blindeneinrichtungen ist zur Genüge da.

Die Hilfsgemeinschaft

Es darf und soll nicht vergessen werden, daß die Hilfsgemeinschaft Pionierarbeit leistet, die sich auch schon in vielen anderen Ländern höchster Anerkennung erfreut und dazu beiträgt, unserer Heimat in der ganzen Welt zu Ansehen und Achtung zu verhelfen.

Mit großer Begeisterung und Anteilnahme folgte die Generalversammlung den Ausführungen des Vorsitzenden der Hilfsgemeinschaft und dankte ihm für sein nunmehr zehnjähriges Wirken als Obmann der Organisation. Die Hilfsgemeinschaft ist eine Organisation voll echter Menschlichkeit und wahrer Nächstenliebe.

Es machte auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck, als der sehende Kassier der Hilfsgemeinschaft, Dr. L. Berg, im Anschluß an seinen Bericht davon sprach, daß er es früher, als er mit den Blinden noch nicht in engerem Kontakt war, nicht für möglich gehalten hätte, zu welchen beispielgebenden Leistungen diese Menschen imstande sind. Viele Sehende, meinte der Sprecher, glauben, den Blinden etwas geben zu müssen, und doch erkennt man sehr bald, daß man von den Blinden ebenso viel empfangen kann. Wenn es nur viele solcher Hilfsgemeinschaften gäbe, dann würde es bei uns anders aussehen und vielen Menschen könnte es dann besser gehen. Es gibt aber leider nicht nur „sehende Blinde", die trotz schwerster eigener Behinderung weit vorausblickend an die Schaffung wertvoller Einrichtungen schreiten und dabei nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das ihrer schwächeren Schicksalsgefährten erträglicher gestalten, sondern es gibt auch leider viele „blinde Sehende", die an den Blinden achtlos vorübergehen, ihnen ab und zu vielleicht aus reinem Mitleid ein wenig helfen, aber die noch nicht bereit sind, sich ihrer großen moralischen Verpflichtung diesen vom Schicksal schwer getroffenen Menschen gegenüber bewußt zu werden.

Blindheit heißt nicht Armut

Die Zeit ist vorüber, da Blindheit und Armut nebeneinander herschritten. Blindheit und Armut brauchen miteinander nichts zu tun haben, das sind keine siamesischen Zwillinge. Die Blinden haben vielfach bewiesen, daß sie zu wertvoller schöpferischer Arbeit fähig sind, und sie wollen daher auch nicht länger als Bettler und Almosenempfänger behandelt werden. Sie wollen ein menschenwürdiges, sorgenfreies Leben. Wenn man schon nicht imstande ist, den Blinden das verlorengegangene Sehvermögen zurückzugeben, so muß man alles tun, um sie einigermaßen für diesen schweren Verlust zu entschädigen. In erster Linie liegt hiefür die Verpflichtung bei den zuständigen öffentlichen Stellen. Wir hoffen und wünschen im Interesse aller Blinden Österreichs, daß unser Appell an die öffentlichen Stellen einen guten Widerhall findet. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist jederzeit bereit, an allen zugunsten der Blinden zu schaffenden gesetzgeberischen Maßnahmen mitzuwirken.

Herrlich ist die Umgebung des Blindenerholungsheimes

PROF. DR. HANS NÜCHTERN

Auf Anton Wildgans' Spuren

Es ist eine Fahrt durch brennendes Land, die uns heraufgeführt, Felder und Wälder flammen im Herbst. Rot und golden glüht das Laub an den Bäumen, doch unabänderlich und verwehend sinken die Blätter, es ist Oktober, reifer und tiefer Herbst. Dauernd, ernst und groß ziehen die Nadelwälder vom Wechsel zum unsichtbaren Hochwechsel empor. Feldtrümmer tauchen aus Matten und Wiesen, Urgestein, das sich mit gewaltiger Kraft an die Erde klammert, der es entstammt. In geschwungenen Hängen und Hügelketten sinken die Berge zu Tal, der fernen unendlichen Ebene zu. Etwas eigentümlich Ernstes und Strenges liegt dieser Landschaft zugrunde, und doch eine unendliche Lieblichkeit und Wärme, in der die Seele sich dem Innersten erschließen mag. Es ist Herbst, vergehender, welkender Herbst und doch liegt es wie eine Ahnung kommenden Frühlings über den Matten und Höhen. Herbstfrühling, der den Menschen zuinnerst ergreift. Das ist Mönichkirchen, Anton Wildgans' geliebte Landschaft, die Gegend, die mit seinem Dichten und Gestalten untrennbar verbunden, in die ein Großstadtausflug ihn Weihnachten 1910 das erstemal geführt und der dann der junge Mann, der reifende und der reife in unverbrüchlicher Treue angehörte. Vom 12. Mai 1911 stammt ein Brief an seine Frau, der bereits in ahnender Liebe diese Landschaft schildert. „Ich bin nach einer entzückenden Bahnfahrt durch blühendes Land hier bei schönem Abendwetter und aufsteigendem Vollmond angekommen, habe bereits gestern gleich nach der Ankunft einen kleinen Spaziergang zum Friedhof gemacht, bin um zehn Uhr ins Bett gegangen, um aber bereits vor fünf Uhr von dem, trotz den herabgelassenen Vorhängen, hereinflutenden Sonnenlicht geweckt zu werden. Ich habe im Freien gefrühstückt, bin zum Friedhof gegangen, hab' mich dort auf die Bank gesetzt. Es ist ein wunderschöner Frühlingstag, das Gelände ist zwar schon ganz und gar mit zartem Grün überzogen, aber manche Bäume beginnen erst auszuschlagen. Die Wälder rauschen im Wind und in der Luft geigen die Lerchen. Es ist ein Brausen und Trillern ohnegleichen. Ich bin dann zwei Stunden aus gewesen, umklungen von Tönen der Natur und voll Rauschen und Drängen der endlich befreiten und ungestörten Gedanken, die mich mit einer leisen Traumseligkeit begaben. Ich könnte zehn Sachen auf einmal beginnen. Noch ist zuviel da, was zu Worte kommen will. Erst muß ich sichten, manches abweisen, manches liebevoll pflegen, was mir am wertvollsten scheint — ich hoffe, daß diese Zeit reich sein wird für mich. Ihre ersten Zeichen sind es schon . . ."

II

Die Zeichen haben nicht getrogen. Unendliches ist für Anton Wildgans aus dieser Landschaft, dieser Erde gestiegen, das ihn beseligte, das wir beiden verdanken. Aber noch ein Seltsames ist in diesem Frühlingsbrief vor Jahren, dieser zweimalige Gang, eh der Ort heimlich und vertraut geworden, zum Friedhof. Wer Anton Wildgans' Werk kennt und liebt, der weiß um diesen ernsten Celloklang des Todes, der immer wiederkehrt, dies Ahnen frühen Adagios der Ewigkeit, von dem er vielleicht immer gewußt, bis sich das Unabwendbare erfüllte: Zu früh für ihn, zu früh für uns, den wir immer stärker entbehren! In dieser Zeit, da viel vom Leid erstarkenden Österreichs die Rede, wird vielleicht zu wenig des Mannes gedacht, in dessen Worten, Gedichten — wie ein glühendes Bekennen — der Glaube an dies alte Österreich wiederkehrt, an diesen ewigen Raum geistiger Sendung, dem sein Innerstes gehörte . . . Wir entbehren ihn schwer, denn was immer fehlt, ist ein ganzer, ein aufrechter, sich selbst getreuer Mann, der, was er tut, nicht um seinetwillen beginnt, sondern der Sache wegen und in der Treue zur Berufung innerer Botschaft. 1913 ist Wildgans hier in dieses Haus übersiedelt, in den Stirner-Hof, aus dem erst später eine Pension geworden. Sonnenglanz des Herbstes liegt über dem

---

Schön ist das Leben, wenn es zur Pflicht uns macht,
was uns're Wünsche sind; dann ist's reiche Pracht,
ist immer Atem, Wachstum, Werden,
immer Erfülltsein und selbst Erfüllen.

Laß uns das Schwere, Herr, wie ein Blühen sein,
das sein Bestimmtsein fühlt und mit heißem Drang
sich selbst in tiefstem Schmerz vollendet,
reifend zur Frucht, was wir sehnend ahnen.

GERTRUD ANGER

Der erblindete Schauspieler und Theaterdirektor Hermann Brenner fühlt sich mit seinem treuen Gefährten, dem Hund, besonders verbunden.

Pressebild-Agentur Cerny

alten gelben Hause, über der Toreinfahrt die Tafel, die zur Erinnerung die Gesellschaft, die des Dichters Namen trägt, errichtete: „In diesem Hause schuf Anton Wildgans von 1913 bis 1932 den überwiegenden Teil seiner Werke." Es ist ein einfaches zweistöckiges Haus, das zur Linken den Gendarmerieposten beherbergt, eine Erinnerung an den „Kirbisch", den Wildgans hier aus der persönlichen Welt von Mönichkirchen schuf. Das Eckzimmer im oberen Stock ist sein Arbeitszimmer; es ist ein einfaches Pensionszimmer, ein ladenloser Schreibtisch, ein rot überhangener zweiter Tisch, ein bunter Herbststrauß steht darauf. Ein kleines Bücherregal an der Wand. Einsam steht die grüne Lampe auf dem verlassenen Schreibtisch, hinter dem der leere Armstuhl wuchtet.

Hier in diesem Raum entstanden seine Gedichtbücher von „Und hätte der Liebe nicht" bis zum „Mittag" und den „Italienischen Sonetten". Hier die berühmten „Sonette an Ead", der „Kirbisch" und alle seine Dramen.

III

Vom Fenster geht der Blick ins Land über Matten und Hügel. Vor langer Zeit, an einem goldenen Spätnachmittag eines früh endenden Herbsttages bin ich mit Lily Wildgans, der Gattin des Dichters und der getreuen Hüterin seines Erbes durch diese früh in Schatten sinkende Landschaft gegangen. Von Anton Wildgans war viel die Rede, von dem Mann, den alle, die ihn näher kannten, geliebt, der, dieser Landschaft verbunden, herb und kompromißlos war wie sie, und der, in ihr wurzelnd, zwischen Licht und Schatten stand, hoch über dem Gemeinen des Tals, auf der Paßhöhe zwischen Irdischem und Ewigen ragend, und der hinab mußte, eh sich der Wechsel des Irdischen scheinbar erfüllte. Hier läuft durch Hügel und Hänge sein geliebter Triftweg waldwärts, von dem aus man empor zu seinem Lieblingsplatz, der alten, hundertjährigen Fichte, steigt, die heute, unter Denkmalschutz gestellt und mit den Versen seines herrlichen Gedichtes „Blick von oben" versehen, das schönste Denkmal darstellt, das dem Dichter dieser Landschaft in Liebe und Treue gesetzt werden konnte. Die Rehe sind im Abendlicht aus dem Wald getreten, als suchten sie den hinabgegangenen Freund, der hier oft von der Bank auf der Höhe ihre scheuen Fluchten und Sprünge belauscht. In der Stille des Abends war so plötzlich und jäh der Gedanke nah, wie rasch ein Leben wechselt und sich ändert, wie, was gestern noch Jungwald war, heute schon Stammwald ist und morgen Hochwald, um den übernächsten Tag nicht mehr zu erleben und, gefällt am Boden liegend, wieder Erde zu werden, aus der neuer Baum und neues Laub werden soll; Samen und Düngung kommenden Stämmen und Geschlechtern.

Wurde selber ein Anfang, der ich ein
Ende mir deuchte,
Kaum erst der Wiege entwöhnt, stand
ich zu Wiegen gebeugt.

Wir gingen die Straße talab, der nahen steirischen Grenze zu. Dort, wo die Straße um den Friedhof biegt, wo der junge Dichter am ersten Morgenspaziergang vor Jahrzehnten geruht, liegt an der Friedhofsmauer ein herrlich blühender Alpengarten, in dessen Mitte die Bank steht, die Anton Wildgans' Namen

trägt. Die Liebe der treuen Freundin Anna Stirner, in deren Haus, im Stirner-Hof, er so oft in den Tagen der Kraft geweilt, in den Räumen, von denen er todkrank nach Mödling fuhr, um dort zu sterben, sie hat seinem Vermächtnis dies blühende Gedenken errichtet; das volle Licht der Herbstsonne liegt über Ranken und späten Blüten, über dem Kraut der Erika.

IV

Wir standen am alten, über hundert Jahre hier in der Erde wurzelnden Grenzstein, der zwei Länder verbindet. Hier auf dieser Bank über den Alten Mühlen ruhte er oft, auch im letzten Jahre des Abschieds. Oben am Straßenrand liegt die alte Hufschmiede, von der er gesungen. Verwurzelt dieser Erde, eingestemmt in diesen Boden, der Großstadt, die er erschütternd besungen, fern, ihrem Elend mitleidend nah, schuf er. Den Tritt des Undanks hat er empfangen, um ein vertrauendes Vergeltsgott rang er, die Einsamkeit war oft sein Lohn, das Glück des Alleinseins kam aus dieser Erde von Mönichkirchen.

Hier am Grenzstein stehend, empfand man es, Dichten ist ein An-der-Grenze-Stehen zwischen Traum und Wachen, Bekennen und Verhüllen, Licht und Schatten, zwischen Sonne und Sternen. Wie Tropfen eisigen Taues standen in dieser Nacht in Mönichkirchen die Sterne am Himmel, in schimmernder, weiter Höhe über dem schlafenden Stirnerhof kreisend.

Eine Wanderung zwischen Herbst und Sternen, zwischen Höhe und Tälern war diese Fahrt auf Anton Wildgans' Wegen. Der nummergereihte Friedhof einer Großstadt umhegt das Ehrengrab des Dichters in Wien, wo er unter dem Gruß eines Alpengartens den letzten Schlaf schläft. Sein Ewiges ruht ewig hier in dieser Erde, Teil von der Weite und Schönheit unseres Vaterlandes. Wer Anton Wildgans suchen will, mag überall in österreichischer Landschaft seiner gedenken; hier in Mönichkirchen findet er das schwebende Ruhen seines Geistes über den Höhen und dem Hochwechsel.

Die Chance

ist eine der billigsten **Einkaufsquellen** für Neuwaren — einfach oder elegant — u. für Gebrauchtsachen, aber zugleich eine gute **Geldquelle für jedermann,** weil man jede Art Gebrauchtsachen in der „Chance" günstig verkaufen lassen kann.
Beste Verwertung von Verlassenschaften und Geschäftsmassen, Möbeln, Bekleidung usw.
Abholdienst 55 45 01

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz, beim Hauptbahnhof

HEINZ APPENZELLER

Ganz groß

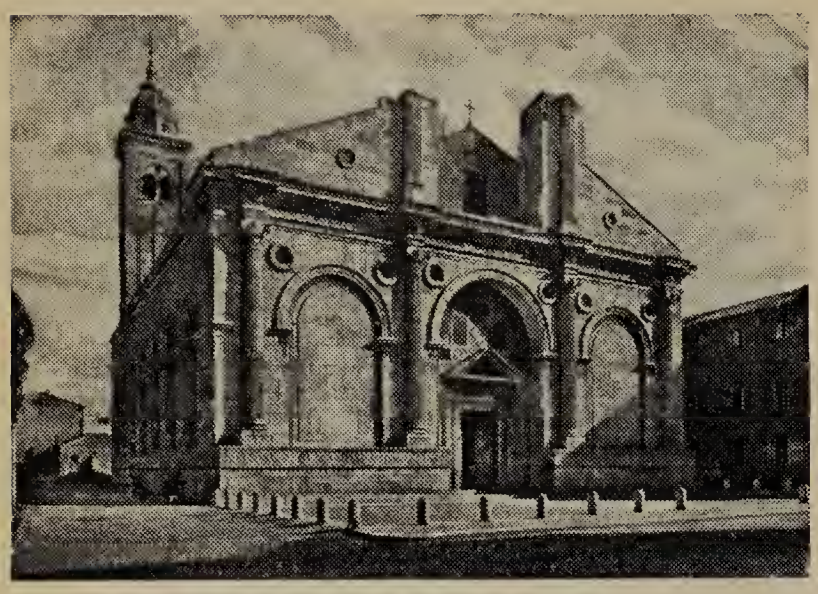
Gibt es etwas, das eher dazu angetan wäre, einen der Hilfe bedürftigen Menschen zuversichtlich und optimistisch zu stimmen, als ein bereitschaftswillig hingehaltenes Kinderhändchen, als ein gläubiges, so ganz von Selbstvertrauen erfülltes Kinderstimmchen!

Ich stand am Straßenrand, meinen weißen Blindenstock zum Emporstrecken bereit in der Hand haltend, um einen zum Überschreiten der Fahrbahn günstigen Moment der Verkehrsstille abzuwarten. Da schieben sich unversehens ein paar winzige Fingerchen zutraulich zwischen die meinigen, und ein zartes aber gleichwohl unbeirrtes, selbstbewußtes Stimmchen ließ sich ohne alle Scheu glasklar und mit aller Deutlichkeit durch den ärgsten Straßenlärm hindurch vernehmen: „Mini Mamme hätt gseit, i dürf nid mit de Manne go! Aber mit — em — e Blinde darf i scho. I ha kei Angscht und au Sie müend kei Angscht vor mir ha!" Das Meiteli machte eine kleine Pause, als wolle es sich für die Bewältigung einer nicht allzu leichten, unmittelbar bevorstehenden, wichtigen Aufgabe sammeln und sich der freiwillig zu übernehmenden Verantwortlichkeit bewußt werden. Ihr Händchen umklammerte fest und entschlossen meinen Mittelfinger. Und dann rief in kurz und bündiger Zielsicherheit ihr kleines Mündchen an mein Ohr hinauf: „Chömmet Si numme! Ich wärde Si scho rächt übere bringe."

„Solch ein hilfsbereiter, kleiner Schutzengel hienieden auf Erden", dachte ich im stillen bei mir, als ich ohne Gefährde am Händchen meiner geschickten und achtsamen Begleiterin die andere Straßenseite erreicht hatte, „wiegt doch noch tausend Englein droben im Himmel auf."

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Wiederbegegnung mit dem Meer



Träume der Kindheit

Oftmals in Stunden der Muße kommt es mir in den Sinn, wie ich schon als Kind mit besonderer Aufmerksamkeit den Erwachsenen zuhörte, wenn sie über das Meer sprachen und ihre dort gewonnenen Eindrücke mehr oder minder lebendig schilderten. Gern blätterte ich auch in unserem Ansichtskartenalbum, wo die verschiedensten Abbildungen des „Großen Wassers" zu sehen waren, Abbildungen, die mich stets aufs neue fesselten und entzückten. Dabei überkam mich immer ein sehnsüchtiges Verlangen, all dieses Wunderbare selbst erleben zu dürfen. Wie herrlich mußte es doch sein, in den salzigen Fluten zu baden, im Sande allerlei Figuren zu zeichnen oder nach Muscheln zu suchen! Schön und verlockend erschien mir auch die Fahrt mit einem der Ozeanriesen, wobei das allenfalls drohende Gespenst der Seekrankheit meine Begeisterung keineswegs zu stören vermochte.

Herzenswunsch findet Erfüllung

So träumte ich bis zu jenem Tage, da sich mein Herzenswunsch endlich erfüllen sollte. „Nächste Woche geht es an die jugoslawische Adria!" erklärte meine gute Mutter ganz unverhofft, und diese Aussicht bedeutete für mich begreiflicherweise eine große Freude. Ich fieberte förmlich vor Ungeduld und konnte es gar nicht erwarten, bis wir endlich im Zuge saßen. Nie werde ich jenen Augenblick vergessen, als wir uns noch auf den Höhen des Karstgebietes befanden und die Reisenden mit dem Ausruf „Das Meer, das Meer!" ans Fenster stürzten. Und wirklich begleitete uns einige Minuten lang die tiefblaue, sonnenüberrieselte Wasserfläche, um jedoch bald wieder hinter mächtig aufragenden Felswänden zu verschwinden. Als wir dann unser Reiseziel erreicht hatten, war ich allerdings ein wenig enttäuscht, denn dort gab es kein offenes Meer — das heißt: die weite Sicht des Horizontes wurde durch vorgelagerte Inselgruppen eingeengt. Bald jedoch hatte ich diese „Programmuntreue" vergessen und ergab mich, gleich vielen anderen Badegästen, dem Vergnügen eines eifrigen Tummelns in der kühlen Flut. Der Wettergott war uns gnädig, und so saß ich des öfteren und am liebsten allein auf einer von Lorbeergebüsch und Rosmarinstauden umwucherten Bank, um mich am wechselvollen Farbenspiel der Wellen zu erfreuen. Es war wirklich ein schönes Bild, dieses leuchtende Blau, das bald ins Grünliche hinüberschillerte, um gleich darauf wie ein riesenhafter Amethyst aufzuglänzen. In diesen Stunden fühlte ich mich allem Göttlichen ganz nahe und glücklich. Reizvoll erschien mir auch die Fahrt mit einem kleinen, buntbemalten Boot, das man nach einer weltberühmten Opernsängerin benannt hatte. Es war ein klarer, windstiller Abend, die See lag nahezu unbewegt und spiegelte die Häuser der Uferstraße wider. Unser „Kapitän" ruderte uns ziemlich weit hinaus; wir „umschifften" eine kleine Insel, die durch eine Fülle in bunten Farben blühender Bäume und Sträucher einen bezaubernden Anblick bot. Immer, wenn die Ruder emportauchten, glitzerten und sprühten die unzähligen Wassertropfen wie Edelsteine. Das leise Rauschen der Wellen bildete eine stimmungsvolle Begleitung zu dem Gesang schwermütiger Volksweisen, der von irgendwoher zu uns herüberwehte.

Bilderreigen der Vergangenheit

Dieser meiner ersten Begegnung mit dem Meer sind im Laufe der Jahre noch weitere gefolgt, und ich verdanke auch ihnen eine Vielfalt von interessanten Begebenheiten. Wie eindrucksvoll war doch jener frühe Morgen, da wir einmal in Marseille eintrafen. Der

Himmel war bedeckt, das Meer zeigte sich grau und unfreundlich. Wir hatten den außerhalb der Stadt gelegenen Strand aufgesucht, als sich das Gewölk plötzlich zerteilte und die Sonne mit flammendem Purpurlicht das Meer und die Klippen ringsum überflutete. Auch der verschwenderische, sich in der Lagune widerspiegelnde Lichterglanz des abendlichen Venedig hat sich meinem Erinnern unauslöschlich eingeprägt.

Aber nicht nur mir, der Sehenden, sondern auch mir, der später bis auf einen geringfügigen Sehrest Erblindeten, schenkte das Meer schöne und beglückende Eindrücke. Ob es nun in Frankreich, Italien, an der Ost- oder Nordsee gewesen ist, alle diese Stunden werden mir unvergeßlich bleiben, denn sie haben mein Leben bereichert. Da ich nun vor allem auf das Gehör angewiesen bin, liebe ich das Rauschen und Branden der See ganz besonders, ruft es doch bunte und wechselvolle Bilder in mir hervor. Manchmal denke ich auch über die geheime Anziehungskraft nach, die das Meer auf mich ausübt. Ich sprach einmal darüber mit einer befreundeten Ärztin und erfuhr, daß die moderne Tiefenpsychologie das Meer als den Begriff der Mutter wertet, ein Begriff also, der Geborgenheit und Schutz verheißt. Vielleicht trifft diese wissenschaftliche Annahme auch auf mich zu, denn wie sagt doch Arthur Schnitzler so schön und richtig: „Die Seele ist ein weites Land!“

Reise nach Rimini

Als mich in diesem Sommer wieder meine „alte Sehnsucht“ packte, entschloß ich mich kurzerhand, an die italienische Adria zu fahren, wo es mir immer gut gefallen hatte. Ich landete in Rimini, das eine malerische Altstadt mit zahlreichen Baudenkmälern aus der Zeit des Kaisers Tiberius aufzuweisen hat. Als einmaliges Meisterwerk gilt der von den Herren von Malatesta im Jahre 1450 geschaffene Malatestatempel, der auch wegen seiner dort abgehaltenen Kirchenkonzerte berühmt ist. Aber Rimini besitzt nicht nur historische Bauten, sondern auch viele moderne Villen, Hotelpaläste und sogar ein Hochhaus mit über zwanzig Stockwerken. Geradezu beängstigend wirkte der sich durch die Straßen, Plätze und engen Gäßchen ergießende Men-

Die Blindheit fragt nicht nach Weltanschauung, Parteizugehörigkeit, Glaubensbekenntnis oder Abstammung

Sie erfaßt den Reichen wie den Armen und kümmert sich auch nicht um die Hautfarbe. Jeder aber, der erblindet, braucht die Hilfe seiner sehenden Mitmenschen. Hilf darum, lieber sehender, glücklicher Mitmensch, und frage auch du nicht nach mehr als darnach, ob dein leidgeprüfter Bruder, deine notleidende Schwester deine Hilfe brauchen.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat sich die schöne Aufgabe gestellt, jedem Erblindeten Helfer und Wegbereiter zu sein. Wer die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten unterstützt, handelt richtig.

Bitte, unterstützen Sie mit Ihren Spenden unsere Gemeinschaft, damit wir unsere Einrichtungen erhalten und immer weiter ausbauen können.

Erholungsheim
„Harmonie“
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„Waldpension“
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

BETRACHTUNG

Wer weiß, was tausend Halme sprechen,
wenn sich der Abend bindet.
Wer weiß, was tausend Kinder brechen,
wenn sich ihr Magen windet.

Wer weiß, was alle Wolken gießen,
wenn sie vom Wind zerschlagen.
Wer weiß, was alle Bäume sprießen,
die in den Himmel ragen.

Die Erde ist für uns ein Knebel,
wenn wir nach anderen Sternen streben,
durchbrechen wir den Staub und Nebel,
denn uns gehört ein neues Leben.

KURT KLEBERT

schenstrom, der an den zwei Markttagen in der Woche zu einer wahren Völkerwanderung anschwoll. Der Markt verlief in einer echt südländischen Weise — ohrenzerreißendes Geschrei, Feilschen, Gedränge, lautes Schimpfen, aber auch fröhliches Lachen und Halloh. Aber nun will ich vom Meere berichten und von dem lustigen Leben und Treiben am Strande! Wie herrlich war es, im heißen Sand ganz nahe am Wasser zu liegen, um die frische, salzhaltige Brise in vollen Zügen einzuatmen! Während meines Aufenthaltes gab es fast immer einen ziemlich hohen Wellengang, welcher vor allem der badefreudigen Jugend großen Spaß bereitet hat. Aber auch die kleinsten „Badegäste", die in ihren buntfarbigen Höschen sehr herzig waren, tollten vergnügt im Wasser herum. Auf mich selbst wirkte die urewige Melodie des Meeres beruhigend und kräftespendend; ich fühlte mich so wohl, daß ich am liebsten für immer dort geblieben wäre. Ergötzlich muteten auch die vier Obstverkäufer an, die sich im Gänsemarsch mit unglaublicher Geschicklichkeit durch die Reihen der Strandkörbe schlängelten. Drei von ihnen trugen die Körbe mit den Früchten, der jüngste und letzte dieses Strandkleeblattes war mit einer aus Großmutters Zeiten stammenden Waage sowie kleinen Papiersäckchen ausgerüstet. Sie alle trugen originelle Strohhüte, mit einer lustig wehenden Hühnerfeder darauf. Dann gab es noch den Eisverkäufer, der, stimmgewaltig und mit beschwörenden Handbewegungen eines Magiers, seine Erfrischungen anpries. Ja, am Strand war viel los und für heitere Abwechslung ständig gesorgt!

Bei meinem letzten Aufenthalt in Rimini erlebte ich das Meer nicht nur in seiner friedlichen Schönheit, sondern auch in einem Aufruhr von bestürzender Wildheit. Während der Nacht hatte sich plötzlich ein Sturm erhoben, der immer mehr an Stärke zunahm. Aus dem Schlaf gerissen, eilten die meisten Gäste verängstigt ans Fenster, denn das gewaltig brodelnde Meer erfüllte die Luft mit einem unheimlichen Brausen. Mächtige Wellenberge türmten sich empor, und wir alle fürchteten die Gefahr einer Springflut. Doch es ging alles gut vorüber, und am Morgen bot das wieder zur Ruhe gekommene Element seinen gewohnten Anblick.

Leider war die schöne Zeit nur allzuschnell verflogen, und als ich vor meiner Abreise noch ein letztesmal auf den Balkon hinaustrat, erschien mir das Rauschen des Meeres wie der Abschiedsgruß eines Menschen, dem ich mich innig verbunden fühle. Wann werde ich wohl dieser meiner großen Liebe neuerlich begegnen?

Mitgliederaufnahme

Erblindete oder schwer sehbehinderte Personen können sich bei der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs um die Aufnahme als Mitglied bewerben.

Die Hilfsgemeinschaft steht allen Erblindeten mit Rat und Tat zur Seite und hilft ihnen bei der Erlangung der ihnen rechtlich zustehenden Leistungen, wie Hilflosenzuschuß, Blindenbeihilfe, Fahrtbegünstigungen, Befreiung von der Rundfunkgebühr usw.

Es ist im eigensten Interesse gelegen, einer Gemeinschaft anzugehören, denn das Schicksal, wie schwer es auch sein mag, wird gemeinsam leichter ertragen. Die Anschrift der Hilfsgemeinschaft lautet:

HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS
Wien XX. Treustraße 9, Telephon 35 36 81 Serie

Blindenzentrum Torquay

Über das Rehabilitationszentrum für erwachsene Blinde in Torquay (England), wird in dem folgenden Artikel von G. Jamesmith berichtet. Der Verfasser machte dort als Rehabilitant einen dreimonatigen Lehrgang für Neuerblindete mit.

Lange Zeit konnte ich mich nicht entschließen, nach Torquay zu gehen. Einerseits glaubte ich, mit dem mir verbliebenen Sehrest mein Auslangen finden zu können, andererseits fiel es mir auch schwer, für drei Monate getrennt von meiner Familie zu leben. Nach einem Jahr unschlüssigen Überlegens kam ich jedoch zur Ansicht, daß die Zeit, welche ich für Rehabilitation verwenden würde, gewiß nicht unnütz vertan wäre und ich mir eines Tages vielleicht sogar Vorwürfe machen müßte, eine sich mir bietende Gelegenheit dazu nicht genützt zu haben. Auch hatte ich, wenn ich mich entschloß, einen Lehrgang in Torquay zu absolvieren, nichts zu verlieren, doch möglicherweise alles zu gewinnen.

Das Rehabilitationszentrum von Torquay besteht aus zwei Häusern, welche eine kleine Wegstrecke voneinander entfernt liegen. Zu meiner Zeit beherbergte das eine Haus 20, das andere 40 Insassen männlichen und weiblichen Geschlechts. Ich wohnte in dem kleineren Heim.

Ich hatte angenommen, daß das Heim einer Ausstellungshalle von Hilfsmitteln für Blinde gleichen würde. Natürlich war diese Annahme grundfalsch. Beide Heime hätte man kaum von durchschnittlichen Villen unterscheiden können. Wie ich später erfuhr, war diese Unauffälligkeit Zweck der Übung. Wohl gab es gewisse, dem Laien kaum ins Auge fallende Hilfen, welche dem Blinden die Orientierung erleichtern sollten. Er wußte z. B., wenn er im Erdgeschoß nach einigen Schritten über den gepflasterten Flur auf einen Teppich trat, daß hier der Weg zu den Gesellschaftsräumen einzuschlagen sei. Ähnlich verhielt es sich mit der Kennzeichnung der Richtung zu den Schlafräumen im oberen Stockwerk. Im Park hatten sämtliche Wege zu beiden Seiten Führungsgeländer, so daß ein Abweichen von der richtigen Bahn praktisch unmöglich erschien. Die Gesellschaftsräume des Hauses machten einen ausgesprochen vornehmen und gediegenen Eindruck, sowohl in ihrer Anlage, als auch in bezug auf die Einrichtung. Wir hatten ein Klubzimmer mit Hörbücherei und Plattenspieler, einen Bastelraum, ein Schreib- und ein Lesezimmer. In nächster Nähe des Haupteinganges befand sich die Turnhalle und auch die Werkstätten für Holzarbeit und Töpferei waren dort untergebracht.

Die von mir ursprünglich gehegte Vorstellung, daß alle Absolventen des Rehabilitationszentrums fast oder völlig erblindet sein würden, war gleichfalls falsch. Einige meiner Kameraden hatten peripheres Sehen, wodurch es ihnen unmöglich war, die Augen seitlich zu wenden; andere waren nachtblind, während eine dritte Kategorie nachts wieder am besten sah. Es gab Vollblinde, Kurz- und Weitsichtige und auch Menschen, bei denen sich das Sehvermögen von Tag zu Tag zu verändern schien. Während meines Aufenthaltes in Torquay waren etwa 10% meiner Mitrehabilitanten vollblind. Natürlich wurden wir anderen, die wir teilweise noch über ein beträchtliches Sehvermögen verfügten, durch diesen Umstand angespornt, unseren vollblinden Kameraden zu helfen, wo und wann immer Hilfe gebraucht wurde.

NOVEMBER

Am Grabe meiner Eltern blühen viele schöne Blumen,
von Kindeshand in tiefster Dankbarkeit gepflanzt!
Manch stille Tränen netzten oft die Erde,
die ich geweiht, weil einsam und allein
die teuren Eltern mich gelassen haben!
Ich frag' mich oft, warum seid ihr schon fort
eh ich erkannt der Elternliebe teuren Hort?
Wenn ich vor eurem Hügel stehe,
klingt eine Stimme, die mir leise sagt:
„Sei gut, mein Kind,
wir sind dir nur vorausgegangen
in eine ferne, schön're Welt!
Du kommst zu uns
und zärtlich schließen wir dich in die Arme,
hab noch Geduld,
auch deine Zeit kommt bald . . .“
Dann fallen müde Blätter auf den Hügel,
an dem niemand stehen wird,
denn des Lebens Kreis ist nun geschlossen —
leise singt ein Engelschor . . .

FRIEDERIKE SPERL

Direktor Deszö Solymos und Direktor Robert Vogel besprechen anläßlich des Ungarnbesuches des Vorsitzenden der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs eingehend die verschiedenen Probleme des Blindenwesens und pflegen einen sehr wertvollen Erfahrungsaustausch.
Die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Blindenwesens ist mit eine der wesentlichen Voraussetzungen für eine günstige Fortentwicklung.

Photo Heinz Vogel

Ursprünglich hatte ich auch geglaubt, in dem Rehabilitationszentrum eine Atmosphäre des Schweigens und der Düsterkeit zu finden. Eine Atmosphäre, welche nicht die geringste Regung von Fröhlichkeit zulassen würde. Es überraschte mich daher nicht wenig, daß dort eine Kameradschaft herrschte, welche, ohne Rücksicht auf Stand und Alter der Rehabilitanten, bei jeder Gelegenheit tonangebend war. Wenn ich Lust zu besinnlichem Geplauder hatte, fand ich ebenso leicht einen Partner, wie etwa zum Scherzen oder zu einem fröhlichen Abendbummel.

Es gab kaum Zeit zu dumpfem Grübeln und meine diesbezüglichen Sorgen wurden, ohne daß ich recht wußte wie, mit einem Schlag hinweggefegt. Natürlich gab es auch wieder Augenblicke, in denen sich diese Sorgen erneut einstellten; solche Augenblicke ereigneten sich hauptsächlich nach telephonischen Anrufen von zu Hause. Dann konnte es geschehen, daß ich, durch die Räume wandelnd, etwa einen Kameraden fand, den ähnliche Probleme bedrückten.

Wir alle hatten unsere „schwachen Stunden"; doch war es für den Einzelnen wesentlich leichter, diese Stunden in der Geborgenheit einer Gemeinschaft Gleichgesinnter und Gleichgestimmter zu ertragen. Das gute Klima im Rehabilitationszentrum — dies fühlte ich mehr und mehr — war aber nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß unsere Ausbildner und Lehrer ihren Beruf wirklich als Berufung betrachteten. Tausende von Rehabilitanten mochten ihnen im Laufe der Jahre anvertraut gewesen sein; dennoch behandelten sie jeden neuen Gast mit gleicher Freundlichkeit und Liebe und hatte man ihnen einmal seinen Vornamen genannt, konnte man gewiß sein, daß dieser niemals vergessen war. Diese ungeheure Liebe zum Beruf mochte wohl nicht zuletzt daher rühren, daß der Direktor des Zentrums, Mr. Drake, selbst vollblind war und auch einige Mitglieder des Lehrkörpers an Sehbehinderung litten.

Als Tag des Endes wie auch des Beginnes der Rehabilitationslehrgänge war jeweils der Donnerstag festgesetzt, und so war es auch ein Donnerstag, an dem ich in Torquay eintraf. Nach der Begrüßung durch Mr. und Mrs. Drake wurde uns von einem der Heiminsassen das Haus gezeigt. Sodann konnten wir unsere Schlafzimmer aufsuchen, um auszupacken. In meinem Schlafzimmer befanden sich außer mir noch drei Kameraden. Am Freitag wurde allen Neuangekommenen zunächst die Möglichkeit gegeben, nach Hause zu schreiben. Für jene, welche nicht imstande waren, selbst zu schreiben, wurde dies auf Wunsch von der Heimverwaltung besorgt. Sodann wurden wir zum Direktor gebeten, der sich eingehend mit jedem über seine Probleme unterhielt. Im späteren Verlaufe des Tages begleitete uns ein Angestellter der Verwaltung in die Stadt, um uns zu zeigen, wie man sich dort am besten zurechtfindet. Wir erhielten auch Gelegenheit zum Ankauf von weißen Stöcken. Einen weißen Stock zu tragen, wurde grundsätzlich von jedem Rehabilitanten verlangt. Für uns, die wir noch über einen Sehrest verfügten, war diese „Verordnung" wohl etwas peinlich, denn wir fühlten uns doch bei weitem nicht so hilflos wie die Vollblinden. Da kam uns der zusammenlegbare weiße Spazierstock sehr zustatten. Ihn konnten wir, wenn „die Luft rein" war, getrost in die Tasche stecken, während er, falls benötigt, wieder leicht daraus hervorgezaubert war.

Samstag und Sonntag hatten wir frei und jeder von uns konnte die Freizeit nach Belieben verbringen. Die Arbeits- und Unterrichtswoche begann mit Montag. Ich erlernte zunächst das Stuhlflechten. Nach zwei Wochen

ging ich zum Korbmachen über und lernte später auch, verschiedene in der allgemeinen Industrie gebräuchliche Maschinen zu bedienen, was sozusagen eine Vorschulung für den Industriearbeiter darstellen sollte.

Den überwiegenden Teil der Arbeitstage mußte ich mit diesen handwerklich-technischen Verrichtungen verbringen. Diese Tätigkeit wurde lediglich von einer Maschinschreib- und einer Punktschriftstunde täglich unterbrochen. Gegen Ende des Kurses verbrachte ich jedoch fast meine gesamte Arbeitszeit mit Punktschrift- und Schreibmaschinenunterricht, welche Gegenstände mich ganz besonders interessierten. Die Unterrichts- und Werkstunden waren äußerst lehrreich und interessant und auch die Kameraden, mit denen ich zusammenarbeiten mußte, erwiesen sich als sehr wertvolle Menschen. Einige meiner Arbeiten aus Töpferei und Korbmacherei sowie einen von mir selbst eingeflochtenen Stuhl brachte ich als Geschenke für meine Familie nach Hause. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich richtiggehend gebastelt und, obwohl die Qualität meiner Arbeiten manches zu wünschen übrig ließ, konnte ich mich eines gewissen Stolzes nicht erwehren, als mich mein Söhnchen fragte, ob ich dies alles selbst verfertigt hätte.

Der Arbeitstag endete um 16.30 Uhr. Dann folgte die Teezeit, nach welcher jedermann bis 23.30 Uhr über seine Freizeit verfügen konnte. Die Kost war ausgezeichnet und reichlich. Es gab drei Hauptmahlzeiten und die Teezeit sowie einen kleinen Imbiß zwischen Frühstück und Mittagessen. Die Freizeitgestaltung stellte für mich kein Problem dar. Es gab jede Woche eine Theatervorstellung, deren Besuch für uns kostenlos war. Außerdem machten wir gerne Ausflüge oder gingen schwimmen. Verbrachten wir unsere Freizeit zu Hause, war auch hier für Zerstreuung aller Art, wie Musik, Schach- oder Kartenspiele usw., gesorgt. Auch hatten wir die Möglichkeit, Tanzveranstaltungen zu besuchen. Wenn die Fußballmannschaft von Torquay ein Heimspiel absolvierte, hatten wir zu diesem Spiel freien Eintritt und erhielten Kopfhörer, welche uns über eine Radioanlage den Kommentar zum Spielverlauf vermittelten.

Jeden Freitag versammelten wir uns zu einer Art Appell, bei welcher Gelegenheit von jedermann Wünsche, Beschwerden oder Anregungen vorgebracht werden konnten. Die einzige Beschwerde, die ich zu hören bekam, war eine Beschwerde der Direktion. Die Klingel der neu errichteten Weckanlage, welcher die Aufgabe zukam, die ganze Hausgemeinschaft um 7 Uhr morgens aus den Federn zu reißen, war nämlich bereits am dritten Tage ihres Vorhandenseins entfernt worden. Natürlich versteht es sich von selbst, daß der „Täter" nicht namhaft gemacht werden konnte. Wir hatten eine Heimselbstverwaltung mit zwei Sprechern der Heimgemeinschaft. Die Heimselbstverwaltung wurde jeden Monat neu bestellt.

Die meisten Rehabilitanten verblieben in Torquay während der vollen Dauer ihres Kurses von 12 Wochen. Natürlich gab es auch Kameraden, welche das Rehabilitationszentrum vorzeitig verlassen konnten, da sie eine passende Anstellung erhielten. Es wurden von der Direktion laufend Berichte an interessierte Stellen weitergegeben, welche den Stand der Rehabilitation jedes Umschülers sowie seine Eignung für diesen oder jenen Beruf betrafen. Monatlich einmal besuchte uns ein Berufsberater von der Arbeitsbehörde

in London, der mit jedem Einzelnen über dessen Wünsche und Aussichten in bezug auf berufliche Unterbringung sprach. Die besten Berufsaussichten hatten Interessenten für die Laufbahn des Industriearbeiters, des Stenotypisten oder Telephonisten. Für die beiden letztgenannten Berufe mußte sich der Rehabilitant einer Spezialausbildung in einem der von der Regierung hierfür erhaltenen Blindenbildungszentren unterziehen. Es gab auch eine begrenzte Zahl anderer Berufe, in denen Rehabilitanten mit besonderer Begabung Chancen hatten vermittelt zu werden. Aber selbst wenn jemand aus gesundheitlichen oder anderen Gründen nicht zur Ausbildung für einen praktischen Beruf vorgeschlagen werden konnte, so war doch eines gewiß: Wir alle fühlten nach Absolvierung des dreimonatigen Rehabilitationskurses, daß uns der Besuch von Torquay in jeder Beziehung genützt hatte.

(Aus „The New Beacon", April 1962).
Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von
ERNST KOTOVSKY

MARGARETE NEIDL

Hobby verjüngt

„Einst" sprachen wir in Österreich von einer Lieblingsbeschäftigung, „heute" sind wir selbstverständlich schon beim „Hobby" angelangt. Es klingt auf jeden Fall ausländisch, und dafür hat der Österreicher nun einmal unleugbar eine große Schwäche.

Welchen Wert hat nun die Lieblingsbeschäftigung im Dasein eines jeden Menschen? Psychologen, Eltern und Ehegattinnen werden den Wert mit Recht unschätzbar finden, und das ist auch unbedingt richtig. Wir leben leider in der Zeit der Motorisierung und leiden unter ständigem Zeitmangel. Je höher die Stellung, desto karger die freie Zeit, desto abgehetzter die Nerven, desto müder das Herz. Selbst die Mahlzeiten werden bei vielen als Zeitvergeudung empfunden und nur rasch absolviert. Und im Urlaub besieht man womöglich selbst chauffierend mit Gemahlin und Kind ein noch nicht bereistes Land und freut sich im geheimen schon wieder auf die Arbeit im verheerendem Tempo des 20. Jahrhunderts.

Auch die modernste besteingerichtete Maschine, ob Flugzeug, Auto oder Lokomotive muß einmal still stehn, um wieder für die Arbeit hergerichtet zu werden. Sie muß von den Schlacken der geleisteten Arbeit befreit werden, genau dasselbe verlangt auch der menschliche Körper. Er muß einmal stillestehn und auch frisch geölt werden, das heißt, er braucht Ruhe, damit sich neue Kräfte bilden. Er braucht neue Kräfte durch frische Luft und Bewegung, und das würde er alles finden, bei einer richtigen Lieblingsbeschäftigung. Wenn der überarbeitete Mensch plötzlich in ein Sanatorium käme, würde er sich auch bei dem besten Nervenarzt unglücklich fühlen, weil er ganz richtig meinen würde, daß er nicht krank sei, was er im wahrsten Sinne auch nicht ist.

Er hat auch keine akute Erkrankung, sondern etwas viel Ärgeres: sein ganzer Organismus ist abgenützt und die „Rekreation", die seit altersher jedes Kloster seinen Schwestern und Brüdern vorschreibt, weil das richtige „Ora et labora" — „Bete und arbeite" auf die Dauer nur möglich ist, wenn Arbeit und Gebet durch Erholung unterbrochen wird, das fehlt dem „Roboter". Die Erholung muß nicht immer gerade ein Liegestuhl sein, auf dem man liegt und in den Himmel schaut, obwohl das für viele wunderbar ist, weil man träumen und überlegen kann, was man so selten tut, was aber oft sehr nötig ist, sich selbst über sein Tun und Lassen Rechenschaft zu geben. Es kann auch die Pflege eines Rosengartens sein, es kann die Vervollständigung einer Markensammlung, einer selbst gemalten Bildersammlung sein, Tennis spielen, Segeln,

---

Ein Gläschen Wein macht uns oft fröhlich
und wir schweben im siebenten Himmel.
Nüchtern aber sehen wir dann, daß wir uns
in der Hölle befinden!

H. G.

Schwimmen, Ski fahren, was für denjenigen eine völlige Entspannung bedeutet. Die Gedanken an den Beruf verschwinden, auch die jeweiligen Sorgen, die jeder Mensch hat, werden verdrängt. Einmal tritt der Alltag zurück und mit dem Gefühl der Freude gibt man sich der körperlichen oder geistigen Lieblingsbeschäftigung, der richtigen Entspannung hin. Das Hobby lenkt den Geist ab, sich auch außerhalb des Büros, der Bühne, des Ateliers mit der Berufstätigkeit ununterbrochen zu beschäftigen, was Körper, Geist und Seele zermürben muß. Die sogenannte Managerkrankheit trifft am ehesten jene, die keine Lieblingsbeschäftigung haben, keine selbst gewählte, ihrem Charakter zusagende vergnügliche Arbeit außerhalb ihrer Berufstätigkeit zur Entspannung.

Wie oft klagen die Eltern bei ihren Kindern, daß sie über ihrer Lieblingsbeschäftigung das Lernen vergessen, das darf natürlich nicht sein, aber die Pflege der Lieblingsbeschäftigung ist auch für die Jugend und besonders für die heutige Jugend von unersetzlichem Werte. Warum? Weil sie auf die natürlichste Weise die Jugend vor der Berührung von Schmutz und Schund bewahrt. Zu der Lieblingsbeschäftigung gehören natürlich gleichgesinnte Freunde, die es zum Beispiel im Markensammeln, im Besuche von Theatern, in der Sportbetätigung, zu einem gewissen Rekord bringen wollen, es versteht sich von selbst, daß sich Freundschaftsgruppen bilden, in der diese Lieblingsbeschäftigung gepflegt wird. Dies kann soweit gehen, daß die Lieblingsbeschäftigung zum Beruf wird — siehe die Sieger bei den Olympischen Spielen — bei den alten Griechen und heute. Wenn alle Jugendlichen nur alle ein ausgeprägtes Hobby hätten, sie würden vor mancher unüberlegten Tat bewahrt bleiben. Es ist der Zweck der Jugendverbände, Pfadfinder, Klubs, die verschiedenen Neigungen unter gegenseitigem Gedankenaustausch zu pflegen und in ihrer Lieblingsbeschäftigung zu einer gewissen Höhe zu bringen.

Betrachten wir einmal folgendes Bild: Der Besitzer eines großen Geschäftes, bis in die Nacht hinein tätig und am Sonntag — fischend. Dieses Hobby ist die Erholung für den übermüdeten Körper. Die Natur, die gute Luft, das zwangsläufige Schweigen um jeden Fischer bringt Erholung, je öfter, desto besser.

Qualifizierte Arbeit an modernsten Maschinen kann von Blinden ebenso geleistet werden wie von Sehenden. In Ungarn bemüht sich der Staat, den Blinden volles Selbstbewußtsein durch selbständige berufliche Tätigkeit zu geben.

Der Besitzer einer großen Fabrik, für die er selbst viele Instrumente in präziser Kleinarbeit entwarf, hatte ein ganz besonderes Hobby: er kochte jeden Sonntag. Keine Bewunderung für sein Geschäft und kein Erfolg seiner Erfindungen konnte ihn so erfreuen, wie wenn seine Gäste satt und befriedigt beim Mokka saßen und die Köchin, die serviert hatte, belobten. Bei guten Freunden gab er sich dann zu erkennen und strahlte vor Vergnügen, daß seine Kunst anerkannt wurde.

Wieviele Ärzte haben die Musik zu ihrem Hobby erkoren. Der Besuch einer Oper entspannt ihre verantwortungsvolle Tätigkeit, und wenn die Zeit für einen Opernbesuch nicht vorhanden ist, dann pflegen sie zu Hause manchmal Musik zu machen. Erinnern wir uns an einen unserer größten Psychiater, der

Sie sind selbst nicht begütert, unsere braven Arbeiter von der Wiener Möbelfabrik, Wien 12, aber sie haben ein goldenes Herz, und das lassen sie für die Blinden schlagen.
Durch die gute Zusammenarbeit aller war es möglich, dem Blindenerholungsheim „Harmonie" die dringend benötigte Einrichtung zu verschaffen, ohne die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs finanziell zu sehr zu belasten.

Photo Heinz Vogel

durch sein Hobby, das Klavierspiel, seine Gattin, eine gefeierte Opernsängerin, kennen und lieben lernte. Sie haben in einer langen Ehe die Harmonie der Töne und die Harmonie des Lebens kennengelernt. Der Staatsdienst hat von jeher große Anforderungen von den Beamten an leitender Stelle verlangt. Welch ein Glück, wenn das Hobby eines solchen Staatsmannes die Malerei war oder die Rosenzucht. Beides läßt die Gedanken eigene geruhsame Wege gehen, bis sie wieder in das Joch der Staatskunst gezwungen werden. Es wäre unmöglich, aufzuzählen, was für exotische Lieblingsbeschäftigungen es gibt und wie verschieden sie Sammlerwut sich austobt. Trotzdem bedeutet beides eine Entspannung.

Leider gibt es eine große Anzahl Menschen, die keine Lieblingsbeschäftigung haben und mit der freien Zeit daher nichts anzufangen wissen, die Berufsarbeit daher bis zum äußersten Zeitpunkt ausdehnen, manchmal ohne Rücksicht auf ihre Mitarbeiter, und sich im Urlaub statt glücklich, unglücklich fühlen. Denen sei das Wort von Gottfried Keller gesagt: „Ein Tag kann eine Perle sein und ein Jahrhundert nichts." Denken wir, daß wir beinahe alles erkaufen können, nur nicht die Zeit. Sie steht still, sie wartet auf uns, was wir aus ihr machen. Wir müssen diese Zeit auch für unseren Körper so zu gebrauchen verstehn, daß Arbeit und Entspannung in ein richtiges Verhältnis kommt. Die Lieblingsbeschäftigung ist die Brücke zwischen Arbeit und Erholung, aber diese Brücke ist Goldes wert, sie ist Gesundheit, denn sie schafft Zufriedenheit. Der Überarbeitete kommt scheinbar in eine andere Arbeit, aber die freut und entspannt ihn. Es ist manchmal eine körperliche Arbeit, aber eine selbstgewählte Arbeit, eine Arbeit mit einem Ziel, das ihn befriedigt, sei es in einem Garten, bei Kakteen, sei es im Wald, Schwämme oder Heilkräuter zu suchen, sei es auf der Piste oder im Schwimmbad, bastelnd oder beim Entwerfen von Kleidern, Hüten, Taschen und Modedingen. Einem unserer mondänsten Modekünstler war es nicht an der Wiege gesungen, daß er es werden würde. Er stammte aus einer angesehenen Offiziersfamilie. Der Krieg verhinderte die Vollendung der Laufbahn, sein Hobby — schöne Frauenkleider zu zeichnen, wurde sein Beruf. Und heute muß er sich als Modeschöpfer ein neues Hobby suchen.

Das Hobby glättet die Sorgenfalten auf der Stirne des geplagten Ministers ebenso wie die des Bastlers, der froh ist, nach getaner Arbeit zu sitzen. Die Lieblingsbeschäftigung begleitet treu über den gefährlichen Augenblick der Trennung vom Beruf in den ruhigeren Lebensabschnitt und versonnt das Alter.

Musikinstrumente

Gut erhaltene Musikinstrumente werden erbeten für die Heime der
HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS
Entgegengenommen werden diese Geschenke im Zentralsekretariat:

WIEN XX. TREUSTRASSE 9

Auf Wunsch erfolgt auch ihre Abholung. Herzlichen Dank unseren Musikfreunden!

KURT KLEBERT

Eine von uns

Es ist ein sonniger Spätherbstvormittag, der Wind treibt dürres, mattbraunes Laub vor sich her. Eingerollte Blätter hüpfen und rollen über das Großstadtpflaster. Der Abend des Jahres breitet Milde und Zufriedenheit über Parkanlagen, Häuser und Menschen. Und auch hier in der Laxenburger Straße 17/13 wohnt Milde und Zufriedenheit. Ich besuche Frau **Berta Pernath** an solch einem Vormittag; sie ist nicht ungehalten über meinen Besuch, obwohl ich sie störe inmitten ihrer häuslichen Tätigkeit. Anfangs ist Frau Pernath etwas scheu, denn ich habe sie beim Erdäpfelschälen überrascht, aber das ist bald überwunden, nachdem ich ihr einige Episoden aus meiner hausfraulichen Tätigkeit (die ich in meiner Junggesellenzeit ausüben mußte) erzähle. Ich setze mich zu ihr in die Küche, Frau Pernath schält weiter ihre Kartoffeln und beginnt in typisch wienerischer Art von ihrer Jugend, von ihrem Leben und von ihrer Blindheit zu plaudern.

„Am 15. 4. 1898 wurde ich in Wien geboren, besuchte die Schule und trat mit vierzehn Jahren in eine Buchbinderei ein. Mein Leben verlief gleichmäßig, ohne besondere innerliche und äußerliche Erschütterungen. Da, es war 1929," — Frau Berta seufzte tief — „begann mein Augenlicht mehr und mehr zu schwinden. Nach eineinhalb Jahren war ich gänzlich erblindet. Kein Arzt konnte mir helfen, ich hatte Sehnervschwund."

Die Hausfrau säuberte ihre Hände von einigen Kartoffelresten und bereitete ein kleines Gabelfrühstück, sie schnitt das Brot, bestrich es und stellte Teewasser auf den Gasherd. All das machte sie so flink und unbekümmert als ob sie noch sehen würde.

„Mangels anderer Einkommen lebte ich eine Zeit von der Fürsorge, weil aber mein Mann arbeitete wurde diese Rente bald eingestellt."

Kaum hatten wir die kleine Stärkung eingenommen, stand Frau Berta wieder auf, sie war trotz ihrer 64 Jahre arbeitsfreudig und wollte nicht stillsitzen. Sie ließ den Wäschetrockner herunter und hing feuchte Wäsche auf.

„Ja, wenn es einen einmal erwischt, dann bleibt einem aber auch nichts erspart. Ich wohnte während des letzten Krieges mit meinem Manne im Reumannhof und wurde dort siebenmal ausgebombt. Für einen blinden Menschen war dies noch viel, viel härter als für jeden anderen. 1954 starb mein Mann und so bin ich halt ganz allein und führe ein stilles, bescheidenes Leben. Mir ist nie langweilig; in einem Haushalt, wenn auch nur für eine Person, gibt es immer zu tun, denn ich will es stets sauber und nett haben."

SPÄTHERBST

Die letzten Blätter liegen welk im Staube,
Es braust des Sturmes wilde Jagd einher,
Der Weinstock ist beraubt der gold'nen Traube
Und traurig zieht der Nebel graues Meer.

Die Sonne, schwach, mit zittrig fahlem Schimmer,
Versucht vergeblich, wärmend noch zu sein,
Der Vögel froher Sang erklinget nimmer,
Es fühlt das Herz sich einsam und allein.

Der Regen fällt in endlos grauen Strähnen,
Der Wind fährt durch die Straßen, kreuz und quer;
Mein Inneres erfüllt ein tiefes Sehnen,
Als lebte ich an einem fernen Meer.

Ich fühle mich von aller Welt verlassen,
Mein Sinn ist grübelnd, still in mich gekehrt:
Daß alles Leben stirbt — ich kann's nicht fassen,
Zu allgewaltig ist's — und so verklärt!

JOHANN THIEM

Sauber und nett hatte es Frau Berta, ihre Wohnung war gut und zweckmäßig eingerichtet und jeder Besucher sah und fühlte es, daß diese Frau ihre Möbel, ihren Boden, auch ihre Fenster mit Liebe pflegte. „Freilich, so wäre ja alles in Ordnung, aber mit dem Fortgehen ist es so eine Sache. Allein traue ich mich nicht auf die Straße, der Lärm, die hastenden Menschen, alles macht mich so unsicher. Für jeden Weg, den ich machen muß, brauche ich eine Begleitung und die muß ich bezahlen."

Frau Berta machte ein etwas trauriges Gesicht und ich meinte tröstend, es wird sicher besser werden, vielleicht bekommen die Zivilblinden auch bald das Pflegegeld in gleicher Höhe wie die Kriegsblinden. „Natürlich habe ich als blinde Frau viele zusätzliche Ausgaben, welche der sehenden Frau fremd sind, aber ich bin trotzdem stolz darauf, alle Schwierigkeiten überwinden zu können. Ein starker Wille vermag eben vieles." Ich verabschiede mich von ihr und bin froh, einen Menschen gefunden zu haben, der trotz Blindheit das Leben meistert.

ALOIS FIALA

Etwas mehr Aufmerksamkeit

Es ist 17 Uhr und tausende Menschen strömen von ihren Arbeitsstätten heimwärts. In den Straßen stauen sich weite, unübersehbare Kraftfahrzeugkolonnen und bilden eine ständig lärmende und aufbrüllende Masse. Motorenlärm, Hupensignale, schrille Pfiffe . . . Großstadtmelodie. Dirigiert von den Armen der Verkehrspolizisten und den Lichtern der Verkehrsampeln. Halt, und dann wieder freie Fahrt. Hunderte Menschen überqueren hastig die Fahrbahn oder treten auf das Gaspedal, und hunderte Fahrzeuge setzen sich in Bewegung.

Da steht ein einzelner am Straßenrand und wagt nicht, auf die Fahrbahn zu treten. Niemand kümmert sich um ihn, kein Mensch hat Zeit. Man bemerkt ihn gar nicht. Er trägt eine gelbe Armbinde mit drei schwarzen Punkten und einen weißen Stock. Nach einer Weile versucht er es doch, er möchte ja auch nach Hause kommen. Nervenzerreißend quietschen die Bremsen des eleganten Autos. Dann kurbelt ein Mann nervös das Wagenfenster herunter. „Sind Sie wahnsinnig, schau'n Sie doch, sehen sie nicht daß ich grünes Licht habe. Wie die Blinden laufen sie alle herum!" — „Verzeihen Sie, ich konnte nicht sehen, es tut mir leid, ich bin blind!" . . . Ein würgendes Gefühl stieg in der Kehle des eleganten Mannes hoch. Er hatte zu spät bemerkt, daß er diese unschönen Worte einem Blinden zugeschrien hatte.

In diesem Trubel hatte er ihn übersehen. Nun tat es ihm aufrichtig leid und er wollte es irgendwie gutmachen. „Entschuldigen Sie bitte, darf ich Sie in meinem Wagen nach Hause bringen, sagen Sie mir bitte ihre Adresse!" — „Wenn Sie so liebenswürdig sind, bitte schön!" Der Fahrer half dem Mann mit dem weißen Stock beim Einsteigen und dieser nannte seine Adresse. Grünes Licht, ein leichter Tritt auf das Gaspedal und zehn Minuter später war eine Unachtsamkeit zu einer guten Tat geworden.

HEDWIG HELENE KRAUS

TIERFREUNDE

„Fredi, gehst heute du mit dem Hund hinunter?“ Fredi macht ein Gesicht, als ob er Essig geschluckt hätte, sagt aber nichts, nimmt die Leine und das Geschirr des Hundes — schirrt ihn an.

„Mistvieh — halt still!“ Wuff! „Stillhalten sag' ich!“ Wuff! geht es nochmals und der Hund tänzelt freudig umher. „Dummes Vieh, warum hast du so eine Freude? Weil ich dich an die Leine lege?“ Wuff.

Dummheit muß bestraft werden — so, und er legt ihn an die Leine. Ich werde auch an der Leine herumgeführt — und an der Nase zugleich! denkt Fredi. Wuff? fragt der Hund. Die Frau hat in einem der Zimmer zu tun. Schon gehen Hund und Herr die Stiege hinunter. Der Herr verhaspelt sich an der etwas langen, tierfreundlichen Leine, beginnt zu stolpern — und purzelt kurzerhand die Stiege herunter; der Hund mit ihm. Für diese Woche ist die Stiege sauber. So.

Beide rappeln sich wieder auf. Der Hund umtanzt freudig den Herrn ob solcher Kapriolen; das war ihm gerade recht — dem Hund. Draußen ist Schnee. Lauter weißer Schnee. So schnell kann der Herr gar nicht sein, wie der Hund davon ist — samt der Leine. An der Ecke steht ein Wachmann, verbeißt ein Schmunzeln, geht rasch um die Ecke. Fredi hat ihn nicht gesehen. Das Auge des Gesetzes darf sich beim Zudrücken nicht erwischen lassen, sonst ist es pleite; nämlich — sonst geht die Hochachtung flöten. Doch der Hund hat den Wachmann aufgespürt, rennt ihm nach. Der Wachmann will sich zeitgerecht davonschleichen. Es gelingt ihm nicht. Schon hat ihn der Hund bei einem Fliech (was soviel wie Flügel oder Teil des Mantels heißt) erreicht.

Wuff! macht der Hund und hält ihn fest. Der Wachmann lächelt noch immer. Ein liebes Viecherl, den könnte ich nie aufschreiben — so auch dessen Herrn nicht; schon des Hundes wegen nicht.

Endlich stellt der Herr die beiden — Wachmann und Hund. „Wuppi — komm her!“ befiehlt Fred. Der Hund läßt nicht locker, zerrt am Mantel des Wachmanns; zum Glück ist der aus festem Tuch.

„Also!“ sagt der Wachmann — „ich muß Sie doch aufschreiben!“ — „Wieso mich? Kann ich dafür, wenn mir der Hund auskommt?“ — „Wer denn?“ — „Der Hund war eben schneller als ich!“ — „Ausrede.“ — „Keine Ausrede — bestimmt nicht!“ — „Bestimmt nicht?“ — „Hand drauf!“

„Gut. Verkaufen Sie mir den Hund — und ich will nichts gesehen haben.“ — „Verkaufen? Den Hund?“ — „Oder wollen Sie lieber gestraft werden?“ — „Ich? Eines Hundes wegen — gestraft?“ — „Na also! Schlagen Sie ein! Zögern Sie nicht so lange — topp!“

„Gut — topp. Was geben Sie mir für den Hund?“ — „Eine Katze.“ — „Um Gottes Willen! Das auch noch!“ — „Ja, ich habe daheim eine Katze; die habe ich neulich jammernd aufgefunden, aber meine Frau sagt, sie ist falsch — die Katze natürlich — und um jeden Streit zu verhindern, will ich sie auf anständige Art wieder los werden — die Katze natürlich!“

„Versteht sich. Also meinetwegen!“ — „Ich habe ohnedies gleich dienstfrei — kommen Sie mit mir auf die Wachstube!“ Fredi erschrickt; das klang so scharf! „Wachstube — haben Sie gesagt!“ und er schluckt. — „Ach was, geschieht Ihnen ja nichts — kommen Sie nur mit — so.“

Die Körperhaltung blinder Kinder ist für sie von entscheidender Bedeutung. Deshalb legt „Onkel Robert“ so großes Gewicht auf aufgelockerte und sichere Körperführung.

SELBSTGESPRÄCH EINES SPÄTERBLINDETEN

Einst kannt' ich die Welt in leuchtenden Farben,
sie bot meinen Augen ein frohes Gesicht,
an Freude und Licht, da gab es kein Darben,
ich lebte mein Leben in Sonne und Licht.

Sah rings die Welt bis in die Ferne,
so hell, so schön und sonnbeglänzt,
sah hoch im All den Mond, die Sterne,
denn meinem Blick war nichts begrenzt.

Sah sanfte Hügel, Berge, Wälder,
schmuck blühend, auch vom Schnee gekrönt,
und wellig grünend Wiesen, Felder,
welch Schönheit meinem Aug' gegönnt!

Sah Vöglein fliegend, bunt gekleidet,
das Reh, den Fuchs, den Has' auf Fährte,
den Strom, den See ins Blau geweitet,
und Lebenslust war mein Gefährte.

Ich sah in frommen Kinderblicken
die Lieblichkeit der Unschuld schimmern,
in Frauenaugen voll Entzücken
die Seligkeit der Liebe flimmern.

Weh mir, all dies hab' ich verloren,
als mich des Schicksals Rute schlug,
zu ew'ger Blindheit auserkoren;
fragt nicht, wie es mein Herz ertrug!

Einsam leb' ich in steter Nacht,
im Dunkel tastend durch die Zeit,
nichts mehr von all der Lebenspracht
steht meiner Armut nun bereit.

Doch manchmal leuchtet leis' erinnernd
in meines Daseins dunkle Stunden
erlebtes Leben bunt und schimmernd:
Ich hab' in mir das Licht gefunden!

HERMANN ERNST

Fredi geht mit — aber in ziemlich weitem Abstand; es könnte ihn ja jemand sehen! Der Hund hält noch immer den Mantelzipfel im Maul, trabt natürlich brav mit, ist doch sein Herrchen dabei!

Bald ist der Dienst des Wachmannes beendet; zwei Zigaretten lang — und beide gehen mit dem Hund zur Frau des Polizeibediensteten. Miau! tönt es schon bei der Türe. Wuuff — Wuff — Wuuuu — Krrrr — Pfff . . .

Der Mann läutet — die Türe geht auf. Die Katze fährt heraus wie der Teufel, will dem Hund eines auf die Schnauze geben; der Wachmann ist aber schneller, schiebt den Hund rasch hinein, will die Katze Fred übergeben. „Nein!" ruft jetzt Fred. „So haben wir nicht gewettet! Ich will meinen Hund wieder haben! Der kratzt wenigstens nicht und dieses Miau-Geschrei wird auch meiner Frau nicht recht sein."

„Das geht jetzt nicht mehr. Sie haben ja eingeschlagen!" sagt der Wachmann gutgelaunt. Da öffnet sich die Türe, die Frau des Wachmannes guckt durch den Spalt — und wieder fährt die Katze, die sich merkwürdig dünn gemacht haben muß, hinein. Nun geht die Türe ganz auf. Im gleichen Augenblick fährt die Katze dem Hund ins Genick, gibt dem armen Kerl eine Ohrfeige — so; bloß, weil er wieder Wuff! gemacht hat . . .

So ist das — beginnt Fred zu philosophieren. Man braucht bloß Wuff! zu machen — und schon hat man eine und noch dazu eine von diesen katzenartigen Geschöpfen! „Womit Sie nichts gesagt haben wollen!" lächelt der freundliche Wachmann, der überdies ein großer Tierfreund zu sein scheint.

„Ja, aber meinen Wuff gebe ich doch nicht her!" — „Vielleicht haben Sie recht!" sagte der Wachmann, schiebt die Katze, die den beiden Männern und dem Hund nachgeschlichen war, wieder beim Türspalt hinein — und nimmt den Hund jetzt liebevoll auf den Arm. Die Frau hatte sich wieder ihrem Geschirrschaff zugewendet.

„Schade! Du hättest mir grad' so gut gefallen — wirklich schade!" Dann stellt er ihn wieder zu Boden; der Hund schüttelt sich, beschnuppert den Wachmann und legt sich — vor die Füße Freds.

ERNEUERN SIE, BITTE, IHR ABONNEMENT FÜR 1963!

Generaldirektor Dr. Fritz Skacel gestorben

Die Blinden haben einen guten Freund und Helfer verloren

Am Freitag, den 19. Oktober d. J., verschied in Wien der Generaldirektor der Newag, Herr Dr. Fritz Skacel.

Erfüllt von echter Menschlichkeit und wahrer Nächstenliebe, war Dr. Skacel zeitlebens um das Wohl seiner Mitmenschen bemüht, und sein warmfühlendes Herz machte ihn zum Freund und Helfer der Blinden.

Beide Heime der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, das Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach und das Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein, erfreuten sich der besonderen Gunst und Förderung dieses edlen Menschen. Dr. Skacel war immer bereit zu helfen, um diese beiden Heime auszugestalten, und wurde dadurch im wahrsten Sinne des Wortes Licht- und Wärmespender für die Blinden.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und mit ihr die gesamte österreichische Blindenschaft werden dem teuren Toten in unauslöschlicher Dankbarkeit stets ein ehrendes Gedenken bewahren.

GERARD LAP

Internationaler Kongreß blinder Esperantisten

Etwa siebzig Teilnehmer aus acht europäischen Ländern waren vom 4. bis 11. August d. J. in der Königlichen Blindenanstalt von Kopenhagen vereint. Am ersten Abend gleich, während des Festdiners, gab es ein frohes Wiedersehen mit früheren Freunden, und wir machten mit Esperantisten aus vielen Ländern neue Bekanntschaften. Das Kontaktmittel war die internationale Sprache Esperanto.

In Holland lernen wir in der Schule Englisch, Französisch und Deutsch, aber es macht auch große Freude, wenn man mit Leuten aus Skandinavien, Italien und Japan sprechen kann.

Esperanto ist das Kontaktmittel, es legt ein Band von Bruderschaft um die Esperantisten der ganzen Welt. Dieselbe Meinung hatte auch der Gründer dieser Sprache, Dr. Zamenhof. Wenn ich durch Österreich reise und deutsch spreche, bin ich eine neutrale Person. Doch wenn ich dort einem Esperantisten begegne, dann heißt es sofort: „Sie sind Esperantist? Wie freue ich mich, Sie zu treffen!" Die internationale Sprache Esperanto ist auch der Grund, auf dem Freundschaft wachsen kann.

Nach dem Kongreß ist durch Korrespondenz ein intensiver Kontakt mit vielen blinden Freunden in der ganzen Welt möglich. In unseren Arbeitsversammlungen gedachten wir des Blindenberufes in vielen Ländern, und wir untersuchten, wie es möglich ist, die Zahl der Blindenberufe zu vergrößern. In Deutschland haben vierzehn Blinde eine Stellung beim Rundfunk. Zu dieser Tätigkeit gehört nur das Abhören von Irrtümern beim gesprochenen Wort.

In vielen Zeitungen werden Kritiken über das Rundfunkprogramm gebracht. Diese Arbeit können auch Blinde machen, wenn sie sie erlernen und je nach ihrer Bildung eine Prüfung ablegen, die Beweise von ihrer Begabung zu dieser Tätigkeit erbringt.

In Dänemark ist das Blindenwesen eine Angelegenheit des Staates. Ob die Blinden nun arbeiten oder nicht, sie bekommen eine Unterstützung vom Staat. Die Bildung der blinden Kinder erfolgt ebenfalls in staatlichen Schulen. Auch die Arbeitsvermittlung, die Ferienheime und die Heime für alte, kranke Blinde sind Staatssache. Es gibt in Dänemark nur einen Blindenverband.

Wir besuchten ein Heim für alte, kranke Blinde, ferner die Blindenschriftdruckerei, die Bibliothek und das Studio für das gesprochene Buch und lernten dabei die neuesten amerikanischen Maschinen dafür kennen.

Abends wurde ein Schauspiel in Esperanto aufgeführt und später ein reizendes Tanzfest. Es ist gut, daß die Blinden immer Kontakt mit Schicksalsgefährten und Sehenden aus vielen Ländern haben. Glücklicherweise ist dies durch die internationale Sprache Esperanto möglich.

Es war nicht meine Absicht, eine vollständige Wiedergabe vom Kongreß in Kopenhagen zu geben, doch wenn meine österreichischen Freunde von der Hilfsgemeinschaft den internationalen Kontakt mit ihren Schicksalsgefährten weiterhin vergrößern, dann ist der Zweck dieses Berichtes erreicht.

ESTHER RUNGALDIER

„NITSCHEWO“

Als Fürst Bismarck noch nicht der große, eiserne Kanzler des Deutschen Reiches war, sondern Gesandter am russischen Hofe, erhielt er einmal im Winter des Jahres 1862 eine Einladung zu einer Hofjagd, die etwa hundert Kilometer von Petersburg entfernt abgehalten wurde. Der Fürst war ein leidenschaftlicher Jäger und wollte noch einige Stunden vor den Feierlichkeiten und dem offiziellen Beginn der Jagd und vor Eintreffen des Hofes dort sein, um im Gelände ein wenig pirschen zu können.

Als er in der Endstation den Zug verlassen hatte, verirrte er sich in dem tiefen Schnee und kam in ein kleines Dorf. Dort fragte er einen Bauern, wie weit es noch bis zum kaiserlichen Jagdschloß wäre. „Dreißig Werst“, war die Antwort. „Wollen Sie mich hinfahren?“ fragte der Fürst. Der Bauer bejahte und holte einen alten, geflickten Schlitten, spannte zwei alte, magere Gäule davor und der Kanzler setzte sich hinein. Er fragte den Bauern ein wenig mißtrauisch, ob es auch rasch genug gehen werde, er hätte es sehr eilig.

„Nitschewo“, sagte der Bauer gleichgültig, was im Russischen allerhand bedeuten konnte und soviel hieß, wie: es tut nichts — oder: nur keine Aufregung — oder: schon gut so! Das elende Gefährt kam aber sehr langsam vorwärts und der ungeduldige Bismarck rief: „Was haben Sie denn da für Schnecken eingespannt, das sind ja keine Pferde!“ . . . Aber der Bauer wackelte bloß ein wenig mit dem Kopf und sagte leise: „Nitschewo!“ Immerhin hatte er aber auch seinen Ehrgeiz und peitschte jetzt auf die Gäule los, die wie rasend zu rennen begannen.

Der Schlitten begann ganz beängstigend zu schwanken und Bismarck rief: „He, so stark brauchen Sie die Tiere nun ja nicht zu jagen!“ — „Nitschewo“, brummte der Bauer und die tolle Fahrt ging weiter. Da kam ein steiler Abhang und Bismarck, der ein Unheil kommen sah, rief: „Mensch, langsamer! Wir werden noch hinunterstürzen!“ Aber der Bauer peitschte die Pferde weiter und brummte bloß sein „Nitschewo!“ Pfeilschnell ging's dahin und dann — geschah's! Fuhrwerk und Insassen wurden den Abhang hinuntergeschleudert und wälzten sich im Schnee. Der Schlitten war in seine Bestandteile zerfallen. Bismarck erhob sich wutschnaubend und packte die Peitsche, um den Bauern damit durchzuprügeln.

Dieser aber kam langsam und demütig auf ihn zu, blickte ihn freundlich aus seinen Kinderaugen an und flüsterte: „Nitschewo!“ Bis-

marck war entwaffnet. Er erkannte, daß es doch etwas Großes sei, sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen. Er steckte ein Stück des Eisenbeschlags der Schlittenkufen ein und ließ sich dann später daraus einen Ring schmieden, auf dem das Wort „Nitschewo“ eingraviert war.

Diesen Ring trug er sein Leben lang und der Gedanke an dieses Symbol trug viel dazu bei, daß ihn kaum etwas aus der Fassung bringen konnte . . . Wie heilsam wäre es für so manche Menschen, wenn ihnen zu gewissen Zeiten das Wort „Nitschewo“ in seinem ernsten und tiefen Sinn vor Augen träte!

„In der Waldpension lebt sich's gut“

MARIA BÖHM-HUEMER

Allerheiligen!

Kaum zehn Gehminuten hinter unserem einstigen Haus in Floridsdorf, befindet sich der Töllerpark. Alte Bäume spenden dort Kühle und Schatten und der Verkehrslärm der Straße stört auch heute noch kaum die Ruhe dieses Parkes.

Dem Vorbeikommenden freilich verrät die Mauer, die den Park umgibt, das Gittertor sowie das unverkennbare Totengräberhäuschen, daß es sich hier um einen aufgelassenen Friedhof handelt. Es war dies auch der alte Donaufelder Friedhof. Denn auch die Gemeinde Donaufeld hatte wie die anderen später dem 21. Wiener Gemeindebezirk einverleibten Gemeinden wie Floridsdorf, Groß-Jedlersdorf, Stammersdorf, Kagran, Leopoldau, Hirschstetten, Aspern, Eßling u. a. ihren eigenen Gottesacker. Der Floridsdorfer und der Donaufelder Friedhof wurden etwa 1930 zu Parkanlagen umgewandelt.

Verschwunden sind heute schon die Namen jener Donaufelder, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Nur beim Eingang des Parkes ist in der rechten Ecke noch das Ehrengrab des letzten Bürgermeisters von Donaufeld, Anton Plankenbüchler erhalten, nach welchem auch die noch in Donaufeld befindliche Plankenbüchlergasse ihren Namen trägt. So wie der Totengräber Zeitlberger, so war auch die alte Frau Pfanner, die „Bammer-Großmutter", wie sie genannt wurde, eine bekannte Erscheinung am Donaufelder Friedhof. Vom Frühjahr bis zum Herbst trug sie sich täglich in einem großen Buckelkorb Gras für ihre Ziegen heim, das auf dem ganzen Friedhof üppig wucherte, bis auch sie eines Tages für immer ausblieb.

Jedes Jahr zu Allerseelen ging am frühen Nachmittag eine Prozession auf den Donaufelder Friedhof, welcher wir Kinder uns auch anschlossen, wenn sie bei unserem Nachbarhaus vorbeikam. Zu Allerheiligen war ich aber immer mit anderen Buben und Mädchen schon in den Vormittagsstunden auf dem Donaufelder Friedhof zu finden. Vorher hatten wir Kinder noch bei den dort aufgestellten Kerzenstandeln um die wenigen Heller, die wir besaßen, weiße, rote, blaue und gelbe Kerzchen erstanden; dann wanderten wir zwischen Kreuzen und Grabsteinen auf dem Friedhof herum, um auf Gräber, die ohne Blumen oder ohne Lichtschein waren, ein Kerzchen hinzustellen, das immer von einem der Buben angezündet wurde.

Bei den Buben, die mit dabei waren, war auch einer, der Franzl hieß; Franzl wollte sein Kerzchen für ein vergessenes Grab mit einem sehr hohen Grabstein opfern. Plötzlich kam

---

Heute bist du glücklich, kannst noch helfen! Weißt du schon, was morgen ist?

Wer in der angenehmen Lage ist, den Blinden zu helfen, soll dies aus Dankbarkeit tun, daß ihm das harte Los dieser unverschuldet ins Unglück geratenen Menschen erspart geblieben ist. Alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, wie Nähstube, Erholungsheim und Altersheim werden von Menschen in Anspruch genommen, die sich einmal ihres vollen Sehvermögens erfreuen durften. Das Sehen kann man ihnen nicht mehr geben, aber die helfende Hand wollen wir ihnen reichen, damit sie trotz Blindheit auch froh und glücklich werden können.
Wir erbitten auch Ihre Hilfe, lieber sehender Mitmensch, damit wir unsere Heime weiter ausgestalten können.

Erholungsheim
„HARMONIE"
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„WALDPENSION"
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

AM TAG DER TOTEN

Einmal im Jahre mahnen unsre Toten,
zu tun der Liebe unverjährte Pflicht,
zu schmücken ihre Gräber mit dem Licht
der Kerzen und mit Astern, herbstlich roten.

Da bluten alle Wunden, die verlohten,
von neuem, wenn ihr Schmerz die Narben bricht,
und an den Gräbern um Verlornes spricht
der Mund der Lebenden und denkt der Toten.

Viel Glück in Gräbern ruht zwischen sechs Brettern;
seufzend beklagt's der Allerseelenwind
und treibt herzlos sein Spiel mit welken Blättern.

Stumm geht die Trauer durch des Kirchhofs Gassen,
um die, einst viel geliebt und nicht mehr sind
und uns mit unsrem Schmerz allein gelassen . . .

FRANZ S. GSCHMEIDLER

ihm der Gedanke, das Kerzchen nicht in die vorhandene Laterne, sondern ganz oben auf den Grabstein zu stellen. Wir hatten aber nicht darauf geachtet, daß der obere Teil des Grabsteines sich im Laufe der Jahre bereits zu neigen begonnen hatte. In einer Hand sein brennendes Kerzchen, so erkletterte Franzl den oberen Teil des Grabsteines. Plötzlich neigte sich dieser und fiel, Franzl unter sich begrabend, um. Wir Kinder waren vor Schreck wie gelähmt. Franzl rührte sich nicht mehr, und viel Blut rann über sein Gesicht. Es liefen dann viele Leute zusammen, die Franzl unter dem Grabstein hervorholten und zu dem Totengräber hineintrugen. Dann kam auch die Rettung, damals noch ein von zwei Pferden gezogener Wagen, der Franzl wegfuhr. Wir Kinder glaubten alle, Franzl sei tot. Jedes von uns opferte sein schönstes rotes Kerzchen, die wir dann auf ein Grab stellten und für Franzl niederbrennen ließen. Franzl war aber zum Glück nicht tot, er war nur bewußtlos gewesen; der umgestürzte Grabstein hatte ihm eine Wange direkt entzweigeschnitten. Später, als junger Mann, hatte er immer erzählt, daß die große Narbe auf seiner Wange von einer Mensur stamme.

Es waren dies die letzten Allerheiligen, wo ich am Donaufelder Friedhof Kerzchen aufstellen gegangen bin. 19 Tage später ist dann meine Großmutter gestorben, die auf einem anderen Friedhof beerdigt wurde und deren Grab ich dann zu dem nächsten Allerheiligentag schmückte.

Tastend suchen die Hände der alten Blinden das Grab des unvergeßlichen, für sie viel zu früh verstorbenen Gatten.

EINSAMES GRAB

Ein alter Stein, verwittert, ohne Namen,
Das Grab verfallen, keine Blumen. Aus Samen
Nur, die einst der Wind hieher geweht,
Wächst Gras und Unkraut. Wer vorübergeht,
Beachtet kaum den Hügel, öd und leer;
Und wer da unten ruht, weiß keiner mehr.
Ob eine Frau, ein Kind oder ein Mann —
Dem Toten zündet keiner ein Licht mehr an.
War es ein Fremder? Hatt' er keinen Freund,
Der seiner noch gedenkt? Die Sonne scheint
Auf diesem Grab wie auf den andern allen,
Im Frühling, Sommer — und im Herbste fallen
Die dürren Blätter, decken sanft es zu,
Dann kommt der Winter und die große Ruh'.
Es streicht der Wind über den Hügel hin,
Er rauschet leise und die Wolken zieh'n.
Ein kleiner Vogel setzt sich auf den Stein —
Fremder Toter, du bist nicht mehr allein!
Hörst du in deiner Seele wohl das Singen?
Es soll aus dieser Welt dir Grüße bringen.
Die Sterne leuchten über dir bei Nacht —
Schlaf ruhig, Freund, du wirst von Gott bewacht!

E. PRANTL

KARL HANS JÜLLIG

YVONNE

Er war eben von den Felstoren von Etretat gekommen. Das Blau der Wellen und die Frische der Meeresbrise erfüllte ihn noch ganz, als er Yvonne auf der Leiter zur Bibliothek der „Sardinenbüchse" kennenlernte. Die Sardinenbüchse war ein Pariser Diskutierklub von Künstlern und Gelehrten und hatte ihren Namen von der Enge des Raumes, in welchem die geistigen Brillantfeuerwerke gallischer Dialektik losgebrannt wurden.

Yvonne gefiel ihm vorerst nicht besonders. Aber sie lachte oftmals übermütig, machte kurze, burschikose, doch nie verletzende oder unfeine Bemerkungen und brachte ihm eines Tages einen Band Victor Hugo, um mit ihm über einzelne Verse zu debattieren. Außerdem spielte Yvonne Geige, etwas besser allerdings, als Gregor — das war der Nachteil.

Als die „Boite à Sardines" einen Ausflug nach Barbison machte, gingen sie viel abseits und allein durch Föhrenwäldchen und dünnes Laubgebüsch, und Gregor erlaubte sich manches, was er in seinen wohlgeborgenen zwanzig Jahren daheim in Wien in der elterlichen Hut nie gewagt hätte. Es war beglückend, auf ihre braunen Locken einen schüchternen Kuß zu drücken, mit ihr auf dem von Sonnenflecken umtanzten Moosboden zu lagern und von Etretat zu erzählen. Mit großen Augen hörte Yvonne zu, wie Gregor dort die Wellen gezählt und dabei daran gedacht hatte, die Wellen des menschlichen gesellschaftlichen Geschehens dereinst als Gelehrter zu zählen, zu berechnen und ihren weiteren Verlauf zu prophezeien oder gar zu bestimmen.

In der Tat — Gregor wollte nichts Geringeres, als ein Soziologe werden; das hatte er sich droben auf der Steilküste der Bretagne im Angesichte des blauen Meeres und seiner weißen Schaumkrönchen geschworen. Aber, als er im Dämmer dieses Maitages mit Yvonne im Zugabteil dritter Klasse der Großstadt zurollte, da war dieser feste Lebensplan bereits in Stücke gerissen. Die Liebe hatte mit ihrer dämonischen Urgewalt von seinem Herzen Besitz ergriffen und er dachte nur über das Eine fieberhaft nach, wie er Yvonne fürs Leben zu der Seinigen machen könnte. Sie entführen! Das war das Naheliegendste. Man brauchte ja nur an den Bahnschalter treten und ein Billett nach Le Havre lösen und dann — das Schiff — das weite Meer — New York — ein kleines Zimmer in einem großen Hotel — Konzerte — Ruhm! Alles mußte kommen — die herrliche, die berauschende — die alles erfüllende Liebe . . . Halt! Eines hatte er vergessen; das Geld . . . Sie verließen den Bahnhof, Gregor überquerte an Yvonnes Hand die von Fahrzeugen überfüllten Straßen. Er sah nichts von den Brillantfeuern der nächtlichen Lichtreklamen — er ging wie im Traum.

Blinde auf der Straße bedürfen unbedingt der Hilfe Sehender. Der wachsende Straßenverkehr macht es älteren, sehenden Menschen schon schwer, eine Straße zu überqueren, um wieviel mehr Blinden. Wir alle sind ja doch eine Familie! Beweisen wir es auch.

„Meine Mutter — weißt du — ich schulde ihr viel Dank! Sie hat mich in allem selbst unterrichtet", sagte Yvonne ganz schüchtern. Das war peinlich. Da war auch eine Mutter! Nun ja, natürlich — mein Gott —, in solcher Stimmung vergißt man sein bißchen Biologie — natürlich, die Mutter! Die Mutter ging freilich vor. Es war ein wenig verbitternd.

„So willst du also lieber bei der Mutter bleiben?" — „Oh, nein! Ich geh' mit dir bis an die Pforten der Hölle!" beteuerte Yvonne. Das war wieder so ganz nach Gregors Sinn — bis an die Pforten der Hölle! — Keine Eltern — keine Behörden — nur Liebe — freie, freieste, wahrste Liebe!

Sie hatten einige Wochen reinster Freude: Heimliche Rendezvous da und dort — einen Spaziergang um die Festungswälle der Stadt — Veilchen auf den Wiesen, dumpfes Dröhnen aus dem Inneren des ungeheueren Häusermeeres und unklares Träumen. Noch ist Gregor der „große Soziologe", den das Lachen eines Kindes aus einem der blühenden Gärten unterhalb der Festungswälle zu dem Ausrufe bringt: „Höre doch, Yvonne, ganz Paris ist zum Kind geworden — Paris, ein großes, dummes Kind, das erst nach und nach gescheit werden muß." Und doch, er, der Zwanzigjährige, er ist das Kind! Der nächste Tag lehrt es ihn: Eine Todesnachricht kommt aus Wien. Eben, als Yvonne neben ihm sitzt. Sie essen Kirschen und schießen mit den Kernen durchs offene Fenster. „Oswald ist gestorben!" Das ist nun so eine Sache mit Oswald. Er ist der Gatte Irenes, jener jungen, schönen Frau, der Gregor so viel verdankt, und die er als Fünfzehnjähriger so heiß geliebt hat, daß er Oswald mehr als einmal den Tod gewünscht hatte. Nun ist er tot.

Irene tritt vor Gregors Seele, die schöne, kluge Frau, das herrliche Weib, um dessentwillen Gregor so viele Nächte schlaflos zugebracht hatte. Soll er ihr kondolieren? Was soll er ihr schreiben? Doch da liegt noch ein zweiter Brief. Er trägt die markige Schrift des Vaters und befiehlt Gregor, der in Paris viele dumme Streiche gemacht hat, die sofortige Heimreise.

An Yvonnes Seite wirft Gregor noch einen schmerzlichen Blick vom Eiffelturm — dann kommt der Abschied. Adieu, Gregor, adieu für immer! Aber es soll nicht für immer sein. Irene legt ein gutes Wort bei Gregors Eltern

LEBEN IM GLEICHGEWICHT

Nicht laß Verwirrung dich fassen:
Verwirrung ist schwankendes Fürchten;
Klarheit sende in alles.
Vergiß nie: Gott glaubt an den Menschen!
Glaubt an den Sieg der Bewährung
durch Vollendung steigender Stufen.
Selbst der Staub, den dein Fuß
streift in täglichem Schreiten,
Erde, die Stütze ihm gibt,
fühlt wärmenden Strahl der Bejahung.
Und wie sollten nicht fühlen
Blumen, Tiere und Menschen
Freude der strahlenden Kraft,
die sich im Gleichgewicht findet.
Wissen wir denn, wie tief
die Wärme dringt liebender Herzen?
Weißt du, wie weit der Geist
die Kräfte trägt gläubigen Willens?

GABRIELE M. ARTHUR

ein. Man muß Yvonne aufs Land einladen — man wird ja sehen.

Und so kommt noch einmal die Stunde des Wiederfindens. Gregor darf Yvonne nach Buchs entgegenfahren, um sie nach Tirol zu seinen Leuten zu bringen. Da stehen sie alle vor dem breitspurigen Bauernhause, dessen Schindeln mit Steinen beschwert sind und begrüßen die beiden „schlimmen Kinder", die Mutter, der Vater, die Schwestern und — ernst in Schwarz gekleidet — Irene. Auch sie reicht Yvonne die Hand und heißt sie in gebrochenem Französisch willkommen.

Bei Tisch sitzt Gregor an Yvonnes Seite, und Irene sitzt ihm gegenüber. Yvonne ist übermütig und witzig, Irene ernst und schweigsam. Den ganzen Tag über ist Gregor mit Yvonne zusammen. Schon in aller Früh ruft sie ihn vom unteren Balkon. Sie trägt ein anmutiges lila Morgenjäckchen und duftet nach feinem Parfum. Sich heimlich umarmen und küssen ist Wonne und Qual. Sie lesen „Das Leben der Bienen" von Maeterlinck und gehen nach dem Frühstück hinab zum Bienenstock, um nachzusehen, ob alles stimme, was in dem Buche steht. Doch Yvonne ist nichts für wissenschaftliche Beobachtungen. Sie will die Bienen necken und steckt eine Schafgarbe ins Flugloch. Und die Bienen tun ihr nichts.

Dann wandern die beiden Arm in Arm über die Wiesen und Felder hinab bis zum Fluß und zum Bahnkörper. Ein Lastzug fährt langsam vorbei. Der Bremser winkt, und Gregor

fühlt: Sie gefällt auch ihm! — Mägde machen Heu auf der Wiese und rufen Gregor etwas zu, und Yvonne fühlt: Er gefällt auch ihnen. Im nahen Städtchen kauft Gregor einen antiken Ring für Yvonne und sie besuchen das urgeschichtliche Museum auf der Burg. „Sieh doch — ein Stockzahn von Mademoiselle Science Sociale", ruft Yvonne aus, als sie an dem Riesenzahn eines Mastodons vorbeikommen. Ja, sie ist witzig, diese Yvonne — aber von Science Sociale versteht sie nichts . . .

Nach dem Essen wird auf der Tenne Geige geübt. Yvonne geigt hinterm Heu — Gregor hinterm Stroh. In den Nachmittagsstunden gibt es einen einsamen Spaziergang durch Wälder und über sonnige Halden. Yvonne pflückt Beeren und bringt sie ihrem „Bien-aimé". Und dann finden sie ein verschwiegenes Plätzchen hoch über einem Wasserfall, wo sie einander verliebt und doch zurückhaltend in die Arme sinken.

Da ertönt aus der Tiefe ein greller Ruf. Sie blicken hinab zu der „Kanzel" am Wasserfall und sehen aufgeregt winkende Stöcke und Schirme. Die ganze Familie hat sie entdeckt! Sie fliehen wie angeschossenes Wild ins Dickicht. Sie kommen an den kleinen Bergsee und nehmen ein Bad. Yvonne kann nicht schwimmen — sie stolpert auf dem Kies, fällt kopfüber ins Wasser, nur ihre Beine strampeln in der Luft. Gregor darf ihr das Leben retten — welch ein Vergnügen!

Abends nimmt die Mutter Gregor beiseite und macht ihm Vorstellungen — er gehe auf Abwegen — die Braut küssen! „Braut?" — Woraufhin? Auf welcher Grundlage er heiraten wolle? „Man wartet in Paris auf dein bißchen Geld, das ist alles!" Gregor ist entrüstet. So wird das ausgelegt? Die Mutter hat ihm das Herz vergiftet. Einsam irrt er am nächsten Tag durch die Wiesen und Felder — geht durch die alte Stadt — steigt zur Burg hinan — streift durchs Museum — er sieht den „Stockzahn von Mademoiselle Science Sociale". Waren das Zeiten damals in Etretat, als er noch Soziologe war, der große Soziologe! Was ist er jetzt? Als er den Marktplatz drunten überquert, sieht er es .Von Haus zu Haus ist ein Seil gespannt, und ein Seiltänzer zeigt hier seine halsbrecherischen Kunststücke. Ja, das ist er, das ist Gregor, der Violinvirtuose, der für Geld seine Kunststücke dem Publikum vorführen wird, um Yvonne heiraten zu können.

Er hat Yvonne auf einer Bank vor der Stadt verlassen — nun hat er ganz darauf vergessen, daß sie dort auf ihn wartet. Erst, als er nach Hause gekommen ist, erinnert er sich daran und eilt nun, sie zu holen. „Du bist lange ausgeblieben", sagt sie und reicht ihm einen bunten Käfer hin, den sie in ihrer Hand hält. „Ich habe ihn für dich gefangen."

Daheim liest Irene aus „Gott und Welt" von Goethe vor. Sie liest packend. Gregor möchte zuhören — aber dort steht Yvonne. Sie versteht nicht Deutsch — da muß er doch bei ihr bleiben . . . Es ist eine rechte Quälerei diesen Sommer; Gregor kommt gar nicht zum Genuß all der Schönheit um ihn. Irene sagt nichts, aber aus ihren Blicken liest er immer den Vorwurf: „Warum hast du das getan!" Gregor taucht in Erinnerungen — sieht sich wieder zu Irenes Füßen sitzen und ihren Worten lauschen, wie er als Knabe getan. Und doch — er liebt Yvonne! Bestimmt! Sie ist die Richtige — wer denn sonst?

Eines Abends schreibt er in sein Tagebuch: „Ich bin sehr unglücklich." — „Unglücklich?

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN" BETRÄGT:

Jahresabonnement	S 50.—
1/2-Jahresabonnement	S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

— Was heißt das?“ fragt Yvonne, die das eine Wort aus vielen anderen instinktiv herausgefunden hat. „Es heißt „heureux“, übersetzt ihr Gregor das Wort und errötet. Dann aber würgt ihn die Lüge im Hals. Er kann es nicht länger verschweigen, es muß heraus: „Yvonne, ich bin sehr unglücklich, tief unglücklich — ich weiß nicht . . .“ — „Was weißt du nicht?“ — „Ich weiß nicht, ob wir wirklich für einander geschaffen sind.“ Da ist Yvonne wie vernichtet und geht aus dem Zimmer.

Nach einiger Zeit folgt ihr Gregor. Das Haus ist leer, sie ist nirgends zu finden. Er eilt in den Wald hinaus, ruft ihren Namen — umsonst! Der Mond geht auf und beleuchtet die Berglandschaft fremd. Wie, wenn sie zum See gelaufen wäre — ein furchtbarer Gedanke; wie, wenn sie dort — das wäre ja . . . Da hört er Schritte hinter sich — ihre Stimme. „Yvonne!“ Sie reicht ihm Blumen. „Ich hab' sie für dich gepflückt.“ — „Du!“ — Er kniet zu ihren Füßen. „Ich liebe dich wie nichts auf dieser Erde.“

Der Tag des Abschieds naht heran. Yvonne soll nach Paris zurück, Gregor nach Wien; sie sollen ihre Studien erst beenden — dann vielleicht . . . „Gehen wir hinauf zum Klausner auf dem Tierberg — vielleicht traut er uns heimlich!“ Sie unternehmen eine Wallfahrt hinauf zu dem alten Tertiarier, der allabendlich hoch droben das Glöcklein läutet. Er ist lieb und gut, doch den Gefallen kann er ihnen nicht tun. Ungetraut steigen sie die hundert Stufen seines Berges wieder herab. „Ave Maria“ tönt es leise aus der Höhe . . .

Es ist die letzte Nacht, die sie unter einem Dache verbringen. Morgen früh wird Yvonne abreisen. Ruhelos wirft sich Gregor auf seinem Bett in der Mansarde herum. Er kann nicht schlafen. Da hört er draußen leise Schritte. Schnell aus dem Bett und aufschließen — „Yvonne!“ — „Ich mußte zu dir kommen!“ Stürmisch reißt Gregor sie an sich. „Nicht!“

Als sie am nächsten Morgen zum Bahnhof gehen, kommen sie an einer kleinen Kapelle vorbei. Sie treten ein. „Maria Krönung“ stellt das Deckengemälde dar. „Auch du wirst eine Krone empfangen“, sagt Gregor leise. „Ich werde dich immer lieben!“

Spät, sehr spät kommen sie zum Zug. Die Gepäcksstücke werden ihr von Gregor in den fahrenden Zug nachgeworfen. Aus dem kleiner und immer kleiner werdenden Fenster winkt ein Taschentuch und vergeht im Rauch . . .

Der Verwalter des Blindenaltersheimes „Waldpension“ in Hochegg bei Grimmenstein bemüht sich in jeder Hinsicht, den Gästen auch ein lieber Freund und Heimvater zu sein. Er und seine Gattin sorgen immer dafür, daß sich die alten, alleinstehenden Blinden, welche sich dazu entschlossen haben, ihren Lebensabend in dem von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs errichteten ersten Blindenaltersheim zu verbringen, auch wirklich wohl und wie zu Hause fühlen.
„Meine Frau und ich“, sagt Herr Schrammel immer wieder, „sind glücklich, daß wir helfen können, und erblicken in unserer Aufgabe mehr als nur die Führung dieses Heimes. Diese Menschen, denen wir nun helfen dürfen, haben so viel verloren, und man kann nicht genug für sie tun, um sie einigermaßen dafür zu entschädigen.
In der ‚Waldpension‘ sollen sie aber spüren, daß es noch Menschlichkeit und Nächstenliebe gibt. Heute dürfen wir helfen, aber können wir wissen, ob wir eines Tages nicht selbst Hilfe brauchen?“

Photo Heinz Vogel

Blinde in Polen

Die Blindheit stellt auch in Polen ein Problem dar. Es gibt etwa 17.000 völlig Blinde und zirka 30.000 fast Erblindete. Alljährlich kommen etwa 700 Blinde hinzu. Die häufigsten Ursachen für die Erblindung sind Augenverletzungen, insbesondere durch Arbeit in der Industrie, im Bauwesen und in der Landwirtschaft. Eine häufig notierte Ursache für den Verlust des Augenlichtes bei Kindern sind gefährliche Spiele.

Etwa 10% der Blinden haben das Augenlicht während des Krieges oder infolge des nach dem Krieg zurückgebliebenen Sprengmaterials, wie Granaten usw. verloren. Eine beträchtliche, obwohl im Ergebnis der Entwicklung des Gesundheitsdienstes ständig kleiner werdende Gruppe der Erblindungen stellen in Polen Infektionskrankheiten, wie Körnerkrankheit, Syphilis, Augentuberkulose, Meningitis, usw. dar. Bekannt sind tragische Vergiftungsfälle durch Alkohol, insbesondere Denaturat, und als Nachwirkung die Entzündung und sodann Nervenschrumpfung in den Augen, die zur Blindheit führen.

Die Besonderheit der Invalidität, der Verlust des Augenlichtes, erfordert die Anwendung besonderer Behandlungsmethoden sowohl in der Vorbereitung Blinder zur Arbeit als auch, wenn es sich um die Sicherung ihrer intellektuellen und kulturellen Entwicklung und Befriedigung ihrer sozialen Daseinsbelange handelt.

Die Blinden stellten vor dem Kriege eine benachteiligte Bevölkerungsgruppe dar. Sie wurden vom aktiven Strom des Lebens isoliert und in ihrer großen Mehrheit an die Fürsorge und Hilfe der karitativ-philanthropischen Institutionen verwiesen. Das lastete im großen Maße auf ihrer Lebenshaltung, dem Bildungsniveau und ihrem Wissen sowie auf der sozialen Aktivität.

Ganz anders sieht das Blindenproblem im jetzigen Volkspolen aus. Trotz zahlreicher Unzulänglichkeiten auf diesem Gebiete muß hervorgehoben werden, daß die meisten Blinden heute in Polen besser, selbständiger und schöpferischer leben als ehemals.

Im Jahre 1951 ist der Polnische Blindenverband gegründet worden, der dieser Invalidengruppe große Dienste erweist. Der Polnische Blindenverband berief sofort die Komitees der Blindheitsprophylaxe ein, arbeitete ein spezielles Informationsbulletin aus, das anläßlich des Weltgesundheitstages herausgegeben wurde, verbreitete sanitäre Volksaufklärung im Bereich der Augenerkrankungen. Die Blinden haben das Recht der kostenlosen medizinischen Behandlung, ebenso ihre Familien. In verschiedenen Lehrgängen wird das Lesen der Blindenschrift gefördert. Es werden „sprechende Bücher" produziert, die auf Tonbänder aufgenommen wurden. Zahlreiche Blinde lernen in Grund-, Ober- und sogar Hochschulen.

Jetzt arbeiten die Blinden nach entsprechender Schulung mit den Sehenden in zahlreichen Berufen gemeinsam, und zwar als Rechtsanwälte, Rechtsräte, Richter, Schriftsteller, Dolmetscher, Lehrer, Musiker, Masseure, Telephonisten usw. Sie werden so zu selbstbewußten und selbständigen Menschen in der polnischen Gesellschaft.

Unterhaltungsnachmittag

Am Sonntag, den 11. November 1962, findet der erste Bunte Nachmittag der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs dieses Herbstes statt. Wie immer geht er im Festsaale des Schwechaterhofes, Wien III. Landstraßer Hauptstraße 97, vor sich, und das Programm ist vielversprechend. Einstweilen sei nur die Mitwirkung des Radiolieblings **Professor Hugo Ellenberger** verraten. Kommen Sie alle, bringen Sie Ihre Freunde und Verwandten mit. Sie werden es nicht bereuen. Beginn: 15 Uhr, Garderobe frei.

LEOPOLD LACKNER

MEINE ERLEBNISSE MIT HUNDEN

Irgendwo habe ich einmal gelesen: „Wenn du vom Menschen genug hast, dann nimm dir ein Tier zu eigen, es wird dich nie enttäuschen." Nun, man soll das Tier selbstverständlich nicht höher werten als den Menschen, denn es bleibt bei allen seinen guten Eigenschaften doch nur ein Tier. Aber ein Körnchen Wahrheit mag auch dieser Redensart anhaften.

Besonders Hunde können uns mit ihrer Treue und unerschütterlichen Anhänglichkeit viel Freude und oft auch recht viel Spaß bereiten.

Ich selbst hatte in meiner Jugend zwei Hunde. Nicht zugleich, sondern zeitlich auseinander. Und ich kann sagen, sie waren mir meine besten und liebsten Jugendkameraden. Mein erster Hund war ein Holländer. Nein, ich meine hier nicht etwa eine neue Hunderasse, sondern ich war selbst in Holland, und dort besaß ich ihn.

Im Jänner 1920 kam ich mit vielen anderen ausgehungerten Wiener Kindern durch die von Holländern ins Leben gerufene Aktion „Wiener Kinder nach Holland" nach Zwolle an der Zuiderzee. Meine guten Pflegeeltern waren sehr vermögende Leute; der Pflegevater von Beruf Baumeister und Inhaber einer größeren Baufirma. Letzteres bedingte es, daß sich beim Haus, einem ziemlich großen Einfamilienhaus, zwischen den ausgedehnten Gemüse-, Zier- und Obstgartenanlagen und dem Wohnhaus ein Hof für zahlreiche Baugeräte, die eine Baufirma eben benötigt, befand. Dieser Hof hatte ein $1\frac{1}{2}$ m hohes Tor direkt auf die Straße hinaus. Dieses Tor war gewöhnlich, wenn nicht gerade Wagen durch mußten, verschlossen. Und von diesem Tor wird im Verlauf meiner Erzählung noch die Rede sein.

Also in dieses Haus verschlug mich 1920 das Schicksal, und gleich für ein ganzes Jahr. Dieses Jahr gehört zu den glücklichsten meiner Kindheit, und nicht zuletzt deshalb, weil mich ein Hund durch dieses Jahr begleitete. Ich will Ihnen, lieber Leser, jetzt schildern, wie ich die Bekanntschaft dieses Hundes machte und wie Hess, so hieß er, mein bester Freund wurde, der mir, seit ich ihm sympathisch wurde, niemals, buchstäblich niemals mehr von meiner Seite wich, wenigstens nicht freiwillig. Lassen Sie mich ganz von Anfang beginnen.

Als ich von zwei Komiteedamen ins gastliche Haus meiner holländischen Wohltäter gebracht wurde — es geschah dies wegen der nächtlichen Ankunft des Wiener Kinderzuges gegen Mitternacht, denken Sie nur! —, da war neben dem weiblichen Hausfaktotum, das erst von den Begleitdamen durch die schrille Hausklingel lange aus dem ersten und besten Schlaf, vielleicht auch gerade aus einem schönen Traum, herausgerissen wurde, das erste Lebewesen, dessen ich im Flur ansichtig wurde, ein trummächtiger Wolfshund, der mich aber schon gar nicht gastlich aufnahm. Nein, könnte ich nicht behaupten, denn so schnell konnte Dina, so hieß das Faktotum, dieses „Rabenvieh" gar nicht beim Halsband erwischen, um es zurückzureißen, als auch meiner schönen Waisenhaus-Gala-Uniform das rechte Knie fehlte, mit dem der Schützer dieses Hauses knurrend und mit gesträubtem Fell (letzteres war bei ihm stets ein Zeichen großen Zornes) davonschlich. Das war also meine erste Begrüßung in Holland; „na, das kann ja gut werden!" dachte ich mir.

Einige Minuten nach dieser sympathischen Aufnahme kamen vom Stock herunter meine Pflegeeltern, ebenfalls total verschlafen, aber trotzdem war der Willkomm ihrerseits schon viel herzlicher als der des Vierbeiners. Sie

HERBST IN EBENSEE

Erst war es nur der Wind,
Eine Unruhe, fremd bei Nacht,
Dann keimte Glanz, der blind
Ins All hinüberrinnt.
Nun atmet andres sacht.

Empor ins Licht, wohin?
Nicht zittre mehr und frag.
Steig wie die Vögel zieh'n
In den Tag aus Rubin,
In den herbstlichen Tag!

ILSE MARIA ENDO

Auch die traditionellen Blindenberufe, wie Flechten und Basteln, benötigen heute der maschinellen Hilfe. Dadurch werden sie wieder konkurrenzfähig und befreien die Blindentätigkeit von der ihr noch immer anhaftenden „Barmherzigkeit" durch den sehenden Käufer.

nahmen mich gleich bei der Hand und führten mich, nachdem ich mir in der Küche meine von der langen Reise schwarz gewordenen Hände reinigen durfte, in den Salon. Bei dem von Dina rasch improvisierten kalten Abendessen, bestehend aus einem gar feinen Aufschnitt und heißer Milch, das ich, der verhungerte Wiener Waisenbub (nichts gegen das brave Waisenhaus, aber damals litten eben alle Wiener Hunger), mit unglaublichem Heißhunger in mein Scheunentor hineinschob, saßen meine neuen Eltern mit mir bei Tisch und sperrten Augen und Mund weit auf vor Staunen über die Mengen von Wurst, Käse, Brot und Pasteten, die da in der Vorhalle meines leeren Magens verschwanden. Draußen aber, vor der Salontüre, donnerte noch immer das unmutige Grollen des Hundes, der es mir anscheinlich nicht verzeihen konnte, daß ich die ganze nächtliche Ordnung so einfach auf den Kopf stellen durfte und dafür noch mit einem so herrlichen Mahle belohnt wurde.

Aufgeweckt durch diesen „Hundelärm", kamen auch alsbald die drei Kinder meiner Pflegeeltern herunter, ein 12jähriger Junge und zwei Mädels, 10jährig bzw. 9jährig. Sie waren sehr erstaunt über ihren neuen Familienzuwachs in adretter Uniform ohne rechtes Knie und freuten sich wirklich unbändig, als ihnen von ihren Eltern mitgeteilt wurde, daß ich bis auf weiteres ihr gleichberechtigter Bruder sein würde. Nach meiner Sättigung und nachdem Dina den „Wüterich" in den Keller eingesperrt hatte, führten meine neuen Eltern mich in meine eigens für mich eingerichtete Kammer, in der ich dann auch für ein ganzes Jahr König sein durfte.

Als ich am nächsten Vormittag — die Sonne stand schon hoch am Himmel — von meiner Kammer herunterkam, war Hess immer noch im Keller eingeschlossen, und wie ich aus seinem zornigen Knurren und Fletschen erkennen konnte, noch immer diabolisch böse auf mich. Ich weiß heute nicht mehr, ob es zwei oder drei Tage waren, während welchen Hess im Kellergefängnis schmachten mußte. Ich entsinne mich nur noch, daß Hess mit der Zeit ruhiger wurde und schließlich nicht einmal mehr knurrte, wenn ich die Kellertüre passierte, was mir sehr oft aufgetragen wurde, um sich zu vergewissern, ob man die Befreiung des „Unbändigen" aus der „Korrektionszelle" schon wagen dürfe. Aber schließlich nahm seine Bewährungsfrist denn doch ein Ende und das Tor des Verließes wurde vorsichtig aufgetan. Der Blick, den Hess nunmehr auf mich warf, dieser Blick voll von „Verachtung" und Arroganz, dieser unbeschreibliche Blick brachte außer mir sämtliche Anwesenden hellauf zum Lachen. Hess verschwand im Hof in der Geräteremise und war den ganzen Tag nicht mehr zu sehen. Des anderen Tages, als er mit mir so ganz zufällig im Haus zusammentraf, beschnupperte er mich ziemlich gründlich und meine Ausdünstung schien ihm nicht unsympathisch zu sein, denn — o Wunder! — er wedelte schon ein bißchen mit dem Schwanz.

An diesem Tage bekam ich von meiner neuen Mutter die mir sehr schmeichelnde Aufgabe, Hess sein Futter vorsetzen zu dürfen, und damit hatte ich bei ihm auch

schon gewonnen gehabt. Von Tag zu Tag wurde er mir immer mehr und mehr zugetan, ja, dies wurde so arg, daß mir seine Anhänglichkeit oft geradezu lästig wurde, obwohl diese Anhänglichkeit auch andererseits wieder rührend war. So geschah es öfter, daß Hess, wenn ich außer Haus war, das schon erwähnte $1^1/_2$ m hohe Hoftor glatt übersprang, um mir, nachdem ich oft schon ziemlich weit entfernt war, mit heraushängender Zunge und triefenden Lefzen nachzuhetzen.

Da ich in Wien Ministrant war, ließen mich meine Pflegeeltern bald in den Kirchendienst einteilen und zumeist machte ich in der Frühmesse, um $^1/_2$7 Uhr, Altardienst. Die Stadt Zwolle war von unserem Haus eine gute $^1/_2$ Stunde entfernt, so daß ich zu dieser Frühmesse schon um $^3/_4$6 Uhr von zu Hause fortmußte. Das muß hier erwähnt werden, da es zu dem Folgenden dazugehört.

Ich weiß nicht, lieber Leser, ob Sie wissen, wie sehr ein Hund seinen Herrn lieben kann, aber erlauben Sie mir bitte, daß ich Ihnen jetzt Vorkommnisse mitteile, die die Hundeliebe zum Menschen demonstrieren. Es sind das Erlebnisse, die mich heute noch, nach 42 Jahren vor Rührung fast weinen und zugleich lachen machen, wenn ich mich ihrer erinnere. Da hatte ich also wieder einmal Ministrantendienst bei der Frühmesse und kniete vorm Altar. Plötzlich bemerkte ich unter den Kirchenbesuchern eine ziemliche Unruhe. Nur konnte ich die Ursache derselben nicht gleich innewerden.

Die Erregung in der Kirche nahm aber immer mehr zu, so daß ich mich doch einmal umsah. Und da — heiliger, großer Gott! — da sprang gerade mein Hund über das Kommuniongitter und mit einem lauten Aufbellen war er mit einem einzigen Salto bei mir angelangt und winselte und jaulte vor Glück und Freude, daß er mich gefunden hatte. Dann stellte er sich hoch und legte seine Vorderpfoten, wie er es bei mir oft machte, auf meine Schultern und beleckte mir das ganze Gesicht, so daß ich mir mein morgendliches Waschen ruhig hätte ersparen können. Diese Szene verursachte in der Kirche einen Heidentumult, so daß der Gottesdienst empfindlich gestört war.

Was Wunder, daß sich der zelebrierende Pfarrer unmutig umdrehte und beim Anblick dieser sicherlich in seinem Leben noch nie

ROSE AN DER STRASSENKREUZUNG

Auf einer Insel, mitten im Getriebe,
im Räderbrausen und am Todesrand der Hast,
steht sie mit andern, aufgeschlossen eurer Liebe,
auf fremder Erd' ein fremder Gast.

Sie läßt sich nicht um ihre Ruhe bringen,
trägt unbeirrt die ihr vom Los erkor'ne Pflicht:
die stahlgeword'nen Herzen duftend zu umschlingen,
auch wenn ihr eig'nes Herz zerbricht.

DR. KARL KAINRATH

abgespielten Komödie zu Tode erschrak. Ich wußte ja selbst nicht, ob ich lachen oder heulen sollte, als mir der Pfarrer unmißverständlich zu verstehen gab, daß ich mit meinem komischen Freund sofort die heilige Stätte zu verlassen hätte. Freilich hätte es dieser energischen Aufforderung nicht erst bedurft, denn schon von alleine schnappte ich Hess bei seinem Halsband und zerrte ihn, dem die bunten Kleider des Priesters und die brennenden Kerzen anscheinend recht wohl gefielen, denn ich mußte ihn tatsächlich hinter mir nachzerren, vom Altar weg, hinaus in die Sakristei. Na, die machten erst Augen, so groß wie Mühlenräder, als sie mich mit dem Riesenhund hereinstolpern sahen. Ein anderer Ministrant, der erst für die zweite Messe eingeteilt war, mußte hinaus, um mich zu ersetzen. Damit aber war das Theater für heute noch nicht aus, denn um 8 Uhr hatte ich Schule. Den Hund heimführen, dazu reichte die Zeit nicht mehr. Schulschwänzen? Das fürchtete ich. Da hätte ich nächsten Tag von zu Hause eine schriftliche Entschuldigung bringen müssen, denn die Schulleitung verstand da keinen Spaß und auch meine Pflegeeltern, so herzensgut sie auch ansonsten zu mir waren, schienen in diesem Punkt recht streng.

Was blieb mir also anderes übrig, ich nahm den Hund mit in die Schule und suchte den Direktor in seiner Kanzlei auf, um ihm mein Mißgeschick und den Streich, den mir mein Till Eulenspiegel in der Kirche gespielt hatte, zu erzählen. Diesem, obwohl er ein Ordensmann war, gefiel anscheinend die Eskapade meines treuen vierbeinigen Freundes ganz außerordentlich, denn er lachte sich Tränen in die Augen, wobei sein nicht allzu kleines Bäuchlein ganz beachtlich mithüpfte. Als er

sich endlich beruhigt hatte, telephonierte er meiner Pflegemutter und teilte ihr, indem ihm beim Erzählen eine neuerliche Lachsalve beinahe das Sprechen blockierte, mit, daß er schon viele Kinder, aber noch keinen Hund unterrichtet hätte und mich, da der Hund nicht von meiner Seite weiche, wieder nach Hause schicken müsse. Also machten wir beide uns wieder auf den Heimweg, nicht ohne die günstige Situation gründlich auszunützen und in der Stadt herumzuvagabundieren, was mir wieder auch nicht schadete, da ich somit wenigstens die Stadt gut kennenlernte. Im wahrsten Sinn des Wortes hundemüde und hungrig kamen wir erst gegen Mittag nach Hause, wo man sich schon wegen unseres langen Ausbleibens große Sorgen gemacht hatte. Das war mein erstes Abenteuer mit Hess.

Das zweite spielte sich abermals in der Kirche ab. An der dortigen Kirche war es erwünscht, daß die Ministranten jeden Samstag gegen 4 Uhr nachmittags zur Beichte gingen. Ich wollte mich nicht ausschließen und so ging auch ich zur Beichte. Zum besseren Verstehen des folgenden möchte ich nur kurz sagen, daß die Zwoller Buben fast alle in der warmen Jahreszeit barfuß gingen. Meine Pflegeeltern aber sahen dies von mir gar nicht gerne. Wahrscheinlich wollten sie nach außen nicht den Eindruck entstehen lassen, als hielten sie mich knapp. Kurz, sie verboten mir das Barfußgehen. Aber, wie Buben schon einmal sind, kaum war ich vom Haus fort und unsichtbar, zog ich auch schon meine Schuhe aus und hing sie mir, wie weiland die Wiener Schusterbuben, mit den zusammengeknüpften Schuhbändern über eine Schulter. Und genau so ging ich an einem schönen, recht heißen Samstagnachmittag wie üblich zur Beichte. Und da kniete ich also im Beichtstuhl und war gerade mitten drin im Beichten, als mich plötzlich etwas Rauhes an meinen Fersen und Sohlen kitzelte, aber derart, daß ich mit meinen beiden Beinen hin- und hermurkste. Ja, der ganze Körper kam durch dieses unerträgliche Kitzeln in heftige Bewegungen.

Und wieder war Hess der Kirchenschänder. Und wieder mußte eine heilige Handlung seinetwegen unterbrochen werden, denn der Beichtvater, es war übrigens wieder derselbe Pater, der den Frevler schon einmal an heiliger Stätte ertappte, schob seinen violetten Beichtstuhlvorhang etwas zur Seite, um nachzusehen, was denn da draußen außerhalb des Beichtstuhles vor sich ging, was mich, sein Beichtkind, in so große Unruhe versetzte. Und auch heute erschrak er gar heftig, als er diesen Riesen von einem Hund in der Kirche wahrnahm, und als ich gar noch angesichts seines Zornes lachte, da landete er in meinem Gesicht — ich spüre sie noch heute — eine so schallende Ohrfeige, daß sämtliche herumstehenden Buben vor Schadenfreude lachten.

Und wieder schlichen zwei arme Sünder, von denen einer fünf Fingerabdrücke in seinem Gesicht hatte, aus der Kirche. Diesmal meldete es der Pfarrer meinen Pflegeeltern und verbat sich derartige Störungen auf das entschiedenste. Trotzdem war es nicht das letztemal, daß Hessi, so nannte ich ihn selbst, mich in der Kirche besuchte. Es geschah einige Male, daß er mich sonntags, wenn ich mitten unter den vielen Gläubigen in der Bank saß und dem Prediger aufmerksam lauschte oder während der Messe meine Blicke vorne

EINE LEHRE

In einer alten Gasse,
Man hört der Kinder heit'res Spiel.
Doch bald aus diesem Spaße,
Ein Streit entstand und bös Gewühl.

Der großen Knaben einer
Haut derb auf einen kleinen ein,
Jedoch es schert sich keiner
Um dieses armen Kindes Schrei'n.

Auf einem Fensterrande
Saß sonnend sich ein Schäferhund.
Verfolgt das Spiel der Bande,
Jetzt aber wird es ihm zu bunt.

Er läuft und pufft den Großen,
Der fällt vor Schrecken wortlos hin.
Ein and'rer wird gestoßen,
So daß die andern eiligst flieh'n.

Dann geht er zu dem Kleinen,
Leckt ihm die Tränen vom Gesicht,
Verstummet da das Weinen,
Ein Lächeln allen Kummer bricht.

Ein Hund nur kam zu strafen
Und nahm des Weinenden sich an.
Die Leute steh'n und gaffen,
Doch niemand hätte dies getan.

LUCIE IMMER

auf den Altar richtete, mitten aus den anderen herausholte. Ja, die Kirche schien es ihm überhaupt angetan zu haben. Dort scheint es ihm besonders gut gefallen zu haben. Man kann sagen, mein Hessi war ein braver Kirchgeher.

Aber auch von der Schule holte mich Hessi oft ab, und immer ohne die Erlaubnis meiner Pflegeeltern. Wenn er nicht im Keller eingesperrt war, was nach seiner ersten Kirchenschändung zumeist geschah, wenn ich außer Haus gehen mußte, so wurde er im Hof an die Kette gelegt. Irgendwie gelang es ihm aber doch, die Kette abzuschütteln oder zu zerreißen, und dann — ein Anlauf, ein Sprung — und hast du es nicht gesehen? —, hinweg war er über der $1^1/_2$ m hohen Torplanke.

Da erklärte eines Tages der Pflegevater meinen Hessi als unverbesserlichen und verstockten Ausreißer, dem man das Handwerk legen müsse, und ein Arbeiter seiner Baufirma bekam den Auftrag, das Holztor um einen ganzen Meter höher zu machen.

Und nun konnte Hessi, der Hochspringer, seine Akrobatik nicht mehr ausüben. Aber eine treue Hundeseele weiß sich auch hier zu helfen. Da saß ich einmal ganz brav und nichtsahnend in meiner Schulbank und freute mich — es ging ja schon auf $^1/_2$12 Uhr — schon aufs Heimgehen, da erschrak plötzlich die ganze Klasse, denn mit einem Male wurde ganz gespensterhaft die Türklinke herabgedrückt, die aber sogleich wieder zurückschnellte, und dies ein paarmal so. Und da ich wußte, daß Hessi sich jede Tür alleine aufmachen konnte, wußte ich auch schon, wer dieses Gespenst da draußen war.

Dennoch, ich wagte es nicht, mich von meinem Sitz zu erheben und stellte mich, als ginge mich die Sache überhaupt nichts an. Als nun die Tür, die gegen außen aufging, nun gar nicht aufgehen wollte, da sie Hessi durch sein Gewicht immer wieder zudrückte, begann er laut zu jaulen und zu winseln. Der Lehrer ging zur Tür und öffnete, und so geschwind hatte noch kein Lehrer schauen können, als auch schon der Hund auf meiner Schulbank obern war und zum allgemeinen Gaudium einen Teufelstanz auf der Bank aufführte, daß die Tintengläser und sämtliche Schreibrequisiten nur so herumflogen.

Die Zwillingsbrüder Peter und Karl Mayer sorgten mit den gut vorgetragenen modernen Liedern dafür, daß auch die Jüngeren unter den Gästen am Unterhaltungsnachmittag der Hilfsgemeinschaft im Schwechaterhof vollauf zufriedengestellt wurden.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

Auf der Schulbank und auf dem Fußboden rannen die Tintenlachen herum und viele meiner Anrainer, aber ich am meisten, hatten bekleckste Gesichter und Kleider. Mit einem Wutgeheul wie aus einem einzigen Munde verließen alle Schüler fluchtartig das Klassenzimmer und auch wir schleppten uns, diesmal aber schon sehr schuldbeladen, heimwärts. So lange wie diesmal hatte ich von der Schule in der Stadt noch nie hinaus zu unserem Haus gebraucht.

Zu Hause war man unterdessen schon telephonisch benachrichtigt worden von dem Skandal, den unser mißratener Hund in der Schule provoziert hatte. Man konnte sich anfänglich nicht erklären, wie Hess über das hohe Tor kommen konnte. Da entdeckten wir unter dem Tore eine frisch ausgegrabene Mulde, nur so tief, daß Hess, wenn er sich recht schlank machte, gerade noch durchschliefen konnte.

Und wieder bekam ein Bauarbeiter wegen des Hundes eine Beschäftigung; diesmal war es ein Betonierer. Der mußte vom Tor an zwei Meter in den Hof hinein den Boden betonieren. Hess durfte erst wieder in den Hof, als der Beton steinhart geworden war.

Erst jetzt war ich von der „zudringlichen" (Hessi, verzeih mir dies!) Anhänglichkeit, die mich einige Male in arge Verlegenheit gebracht hatte, sicher. Aber heute noch weine ich, wenn

ich die blutenden Wunden im Geiste sehe, die sich Hessi an dem steinharten Betonboden bis ins Fleisch hinein aufscharrte. Stundenlang lag er irgendwo im Garten oder im Haus und beleckte seine blutenden, offenen Vorderpfoten. Freilich verband ich sie ihm mit einer kühlenden Salbe, aber da konnte der Arme wieder nicht gehen, sondern humpelte wie mit gebrochenen Beinen herum.

Nunmehr hatte ich auf meinen langen Wegen in die Stadt und wieder nach Hause keinen lieben Begleiter mehr, und ich muß sagen, ich wünschte oft, wenn ich so allein auf der langen Chaussee dahinmarschierte, Hessi wäre es wieder gelungen, auszubrechen, um mit mir Steinwerfen zu spielen. Was mag es nur gewesen sein, daß mich dieses Hundeherz so vergötterte? War es einfach Dankbarkeit, weil ich ihm sein Futter reichte? Oder war es der Umstand, daß er in meiner Kammer auf meinem Bettvorleger schlafen durfte? Was er sich freilich nicht nehmen ließ. Oder war es einfach nur Sympathie? Besonders große Sympathie? Wer vermag es zu deuten? Ich weiß nur eines: er war mir mein bester Kamerad, mit dem ich viele schöne Stunden erlebte, aber mit dem ich auch weinte, wenn er Prügel bekam, die er freilich auch oft verdiente.

Und auch von Hessis Ende will ich erzählen. Einmal schlug ja auch für mich die schwere Stunde, in der es hieß, vom schönen Holland und von einem unbeschwerten Jahr und von den lieben, guten Menschen dort Abschied zu nehmen. Und mein Hessi? Ja, auch er durfte mich bis zum Wagen begleiten. Zuerst wollten ihn mir meine Pflegeeltern mitgeben als Geschenk und Andenken, wo mich doch der Hund so offensichtlich gern hatte, aber das Komitee erlaubte dies unter gar keinen Umständen. Und so mußten wir beide voneinander Abschied nehmen, der Hund und ich, der Mensch. Ich höre heute noch ganz deutlich sein Heulen, das er dem davonfahrenden Eisenbahnzug nachschickte. Damals weinten nicht nur der Hund und ich, sondern auch sämtliche Wiener Kinder, die mit mir heimfuhren, die Hessi ja alle gut kannten und ihn alle liebgewonnen hatten wegen seiner „tollen" Streiche. Sie sahen ihn doch stets als meinen treuen Begleiter und „Beschützer" an.

Es weinten aber auch, wie ich nachher brieflich erfuhr, außer meinen mich begleitenden guten Pflegeeltern und Pflegegeschwistern, Dina, unser braves Dienstmädchen, sowie alle umstehenden Passagiere, die die ganze Sache eigentlich gar nicht direkt betrat, sondern das Ganze erst bei unserem Abschied gewahr wurden. Und was mir ferner noch mitgeteilt wurde, ist einfach herzzerreißend: Hessi nahm von dieser Stunde an keinen Bissen Futter mehr zu sich. Ständig lag er im Salon unter meinem Sessel, wie er dies immer tat, wenn wir zu Tisch saßen. Abends, wenn es im Hause still wurde, schlich auch Hessi sich hinauf ins Stockwerk, um sich vor der Tür meiner Kammer hinzulegen und, wie man mir schrieb, lange herzzerreißend zu weinen, daß es den Menschen unerträglich wurde.

Als Hessi immer schwächer wurde, ließ ihn mein Pflegevater durch eine Injektion töten. Hessi, du treuer, du mein liebster Kamerad und erster Freund meiner Jugend, Hessi, ich kann dich nie vergessen!

Worte von Albert Schweitzer

Die Wahrheit hat keine Stunde, ihre Zeit ist immer und gerade dann, wenn sie am unzeitgemäßesten scheint. Die Sorge um die nahe und um die fremde Not vertragen sich, wenn sie miteinander genug Menschen aus der Gedankenlosigkeit wecken und einen neuen Geist der Humanität ins Leben rufen.

FRIEDERIKE SPERL

Ein Schicksal

Was immer in meinem Leben an mich herangetragen wird, trägt in sich die ewig unbeantwortete Frage: „warum!“ Dieses Mal heißt sie Margit, ist Ungarin, 25 Jahre, Telephonistin und — welch grausames Schicksal — vollblind! Ich kenne sie persönlich nicht. In ihrer unendlichen Herzenseinsamkeit schrieb sie vor Monaten an unsere Hilfsgemeinschaft, man möge ihr die Adresse eines Briefpartners bekanntgeben. Margit betonte in ihrer Anfrage, sie möchte durch die Korrespondenz Österreichs Volk und Sitten kennenlernen und sich gleichzeitig in der deutschen Sprache üben. Unser Redakteur rief mich an und erzählte mir von dem Brief aus Budapest. Er gab seiner Meinung Ausdruck, daß dies wohl für mich eine schöne Aufgabe wäre. Ich war sofort seiner Ansicht, denn es gibt doch nichts Schöneres auf der Welt, als selbstlos helfen zu können und Freude zu schenken.

Nun begann unser Briefwechsel, wir fragten um die persönlichsten Dinge, um das Nötigste voneinander zu wissen, damit wir die gemeinsamen Interessensgebiete kennenlernten, auf deren Niveau unsere Korrespondenz sich bewegen soll. Ich sandte an Margit drei Hefte von „Unser Schaffen“, worin auch Artikel aus meiner bescheidenen Feder erschienen waren. Nun erhielt ich einen Brief von Margit, der mich veranlaßte, diese Kurzgeschichte — die in all ihrer Tragik das Leben mit grausamer Hand selbst niederschrieb — hier wiederzugeben.

Als Margit ein Kind von elf Jahren war, ging sie eines Tages mit ihrem noch kleineren Bruder spazieren. Damals, vor siebzehn Jahren — also knapp nach Kriegsende —, gab es kaum zu essen, geschweige denn ein Spielzeug für Kinder. Wir haben ja alle noch unsere verwüsteten Städte in Erinnerung. Aber Kinderherzen konnten das Leid der Welt auch damals nicht verstehen und suchten nach einer kleinen Freude in dem armseligen Alltag. Da fanden sie auf ihrem Weg eine glänzende kleine Kapsel und freuten sich darüber, dieselbe immer wieder in die Luft werfen und auffangen zu können als wäre sie ein Ball. Sie wußten nicht, daß sie mit dem Tod spielten, denn auch die zurückgebliebene Sprengkapsel wollte noch ihre Opfer haben. Und so kam es auch. Denn als das kleine Röhrchen wieder auf die Erde fiel, gab es einen furchtbaren Knall und Klein-Margit wußte nichts mehr von sich. Der Tod hatte noch nicht genug Opfer gehabt, er holte sich den armen kleinen Buben triumphierend als seine Beute. Als Margit dann im Spital erwachte, war sie gänzlich erblindet. Wäre es nicht besser gewesen, sie wäre nie mehr erwacht, als ein junges Leben in ewiger Dunkelheit verbringen zu müssen?

Doch Jugend besiegt alles Leid. Wieviel Kraft liegt in diesen Worten! Heute ist Margit 25 Jahre und seit sieben Jahren Telephonistin beim achten Budapester Bezirksrat. Sie lernt die deutsche Sprache und hat mir geschrieben, daß sie meine Hefte „Unser Schaffen“ erhalten hat. Margit hat einen Deutschlehrer, und er wird ihr „Unser Schaffen“ vorlesen. So wird sie mit vielen Dingen aus der Welt der Blinden vertraut werden. Margit hat eine Bitte geäußert, und zwar soll ich ihr meine Antwort in Zukunft in Blindenschrift schreiben, damit sie die Briefe einige Male lesen kann und nicht auf ihren Leser angewiesen ist. Diesen Wunsch kann ich ihr erfüllen, denn durch die große Güte unseres Obmannes habe ich in den letzten Monaten die Blindenschrift erlernt. Unser Direktor lieh mir die Maschine der Hilfsgemeinschaft während der Sommermonate, er selbst hat mich das Alphabet gelehrt. Als ich damit zu lernen begann, da wußte ich nicht, wie bald ich durch diese mir neu erworbenen Kenntnisse einem anderen Menschen werde Freude bereiten können. Ich weiß, daß die Hilfsgemeinschaft mir auch weiterhin erlauben wird, einmal im Monat meine Briefe an Margit zu schreiben, da ich leider über keine eigene Maschine verfüge.

Wo ein Wille, findet sich auch ein Weg — und niemals ist das eigene Leid das größte!

ABONNIEREN SIE
„Unser Schaffen“

R. WALTER

Der Mann, den niemand kannte

Das Stadtviertel erfreute sich nicht des besten Leumundes. Allerdings große Gangster hatten dort noch nie Unterschlupf gefunden, denn die Bewohner gehörten zu jenen Leuten, die zwar alle schon mit dem Gefängnisse nähere Bekanntschaft geschlossen hatten, jedoch vor einem Verbrechen zurückgescheut wären. Sie lebten, man wußte nicht wovon und wenn einer längere Zeit „verreist" war, wunderte sich niemand darüber.

Bloß von einem wußte man alles ganz genau und hegte deshalb eine gewisse Hochachtung vor ihm. Frederic Miller oder wie die Frauen ihn gerne nannten, „der schöne Fred", hatte sich eines Tages in einer winzigen Wohnung eingemietet und war wenig später der Liebling der ganzen Umgebung geworden. Er studierte Chemie, erhielt pünktlich an jedem Ersten eine bescheidene Geldsendung seiner Tante Caroline Miller, und hin und wieder auch Briefe von ihr, mit einer wackeligen, ungelenken Anschrift auf der Briefhülle. Er zahlte seine Miete mit vorbildlicher Genauigkeit, machte in keinem Geschäfte Schulden und war stets bereit, mit kleinen Beträgen seinen Nachbarn zu helfen, wenn sie gerade auf dem Trocknen saßen.

Das bescheidene Wohnzimmer hielt er selbst in peinlicher Ordnung und wenn die Küche eher einem Laboratorium als einer Hausküche glich, war das bei einem Studenten der Chemie nur selbstverständlich. Daß er hin und wieder erst am Morgen heimkam und etwas übermüdet aussah, darüber lächelte man bloß. Er war jung und hübsch, warum sollte er sich nicht auch ein Vergnügen gönnen?

Zu dieser liebenswürdigen Ausnahme des Stadtviertels gesellte sich nun plötzlich ein Mann, dem man mit Mißtrauen begegnete, obwohl die Erscheinung des neuen Mieters der Nachbarwohnung des schönen Fred eigentlich sich völlig in diese Umwelt fügte.

Mr. Black, wie er sich nannte, war weder sonderlich jung und gewiß nicht schön, lebte, man wußte nicht wovon, und arbeitete ebensowenig wie die übrigen Leute. Manchmal saß er tagelang zu Hause, manchmal ging er spät abends fort und kehrte am frühen Morgen heim. Er war einsilbig, aber nicht unfreundlich, doch niemand wollte von ihm eine Gefälligkeit und man mied ihn, ohne zu wissen weshalb. Vielleicht machte sein struppiger Vollbart und sein zeitweises Schielen die Leute gegen ihn mißtrauisch. Fragte jemand nach Mr. Black, so erhielt er gewiß die Antwort: „Dort wohnt er, wir kennen ihn sonst nicht."

Bloß der schöne Fred hatte auch für seinen düsteren Nachbarn sein fröhliches Jungenlachen stets bereit und lud ihn öfters zu sich in die Wohnung. Mr. Black folgte diesen Einladungen mit einem gewissen Zögern, das Fred jedoch nicht bemerkte. Der schöne Fred schien eine große Freude zu haben, Mr. Black mit den Geheimnissen seines Laboratoriums vertraut zu machen, denn sein Gast hegte eine offensichtliche Abneigung gegen chemische Versuche.

Immerhin war Mr. Black nach einigen Besuchen von dem schönen Fred so weit „erzogen", daß er sich nicht mehr bei dem

BEGEGNUNG

Damals stand ich am Gartentore
Und sah hinaus auf den glitzernden See;
Enten raschelten leis im Rohre,
Drüben die Berge trugen schon Schnee.

Unerwartet kamst du gegangen,
Botest als Fremdling mir einen Gruß —
Welch ein rätselhaftes Verlangen
Hemmte jäh deinen eiligen Fuß?

Wie zwei zärtliche Tauben flogen
Unsere Blicke einander zu;
Deine freundlichen Worte zogen
Meine Seele zu dir im Nu.

Als du mich dann wieder verlassen,
Blieb ich verwirrt und berauscht zurück,
Kaum vermochte ich noch zu fassen
Jener Begegnung Gabe und Glück.

Gleich einem lichtbetauten Garten
Lag nun mein Leben lockend vor mir —
Alles Sehnen, alles Erwarten
Sollte Erfüllung finden in dir.

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Brodeln der Flüssigkeiten zur Türe zurückzog und bei dem Zerspringen einer Retorte eiligst die Flucht ergriff. Hin und wieder fand sich Mr. Black sogar bereit, kleine Dienste als Famulus des Chemiestudenten zu leisten, wobei er zwar sehr ungeschickt zugriff, aber viel guten Willen zeigte. Fred lachte herzlich über seinen „Schüler" und plauderte ihm all das vor, was er gerade in den Vorlesungen gehört hatte.

Nach einigen Wochen war Mr. Black mit dem schönen Fred so weit befreundet, um ihm anzudeuten, weshalb er in dieser Gegend wohnte. Fred lachte übermütig: „Wieviel waren es denn?", fragte er mit liebenswürdiger Neugierde. „Zwei Jahre, wegen guter Führung wurde mir ein halbes erlassen", erwiderte Mr. Black schmunzelnd. „Eine Bank, ein bißchen Schießerei, deshalb kann ich auch das Knallen nicht hören", erklärte Mr. Black in Schlagworten.

„Das verstehe ich", meinte der schöne Fred und mixte irgendein Gebräu, wobei er seine Aufmerksamkeit von dem Gaste abwandte, der gerade nach einer Blechschachtel griff, die keinerlei Aufschrift zeigte. Mr. Black war aber ungeschickt gewesen und eine Phiole neben der Blechschachtel glitt zu Boden, wo sie zersprang.

Rasch sah Fred nach seinem Besucher. Im selben Augenblick ließ der Chemiestudent die Retorte aus seiner Hand fallen und entriß Mr. Black die Blechschachtel. Und hätte Mr. Black nicht gerade so entsetzlich geschielt, wobei sich sein linkes Auge ganz nach außen drehte, der Blechschachtel zu, die Fred ihm entrissen, würde er einen wenig liebenswürdigen Zug im Gesichte seines Gastgebers gewahrt haben.

Doch schon sagte Fred, während er die Blechschachtel sorgsam verwahrte, freundlich belehrend: „In einem Laboratorium darf man nicht alles in die Hand nehmen, sonst knallt es manchmal." Worauf Mr. Black beschämt den Kopf senkte und gelobte: „In Hinkunft rühre ich nichts mehr an." Und Mr. Black hielt sein Wort. Er sah Fred nur mehr zu, ohne irgend etwas in dem Laboratorium zu berühren. Nur heute bat er Fred schüchtern, einmal selbst etwas versuchen zu dürfen, wie das sei, wenn es so koche und brodle in den Retorten. Und Fred gab ihm lachend einige Glasröhrchen in die Hand.

Freunde aus verschiedenen Ländern treffen sich gerne in den Heimen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.
Dir. Robert Vogel freut sich, seinen Gästen zeigen zu können, was die österreichischen Blinden unter oft sehr schwierigen Bedingungen zu schaffen vermögen.
Hans van den Veer, ein Funktionär des Niederländischen Blindenbundes, und seine Begleiterin zeigten lebhaftes Interesse für die Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft und besonders für das Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg und das Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach.

Photo Heinz Vogel

Mr. Black begann zu mischen und zu mengen, daß es eine Freude war. Und je lauter es kochte und brodelte, knallte und spritzte, desto rascher mixte Mr. Black die Chemikalien. Der Lärm in der Küche wurde derart groß, daß Fred nicht hörte, was auf der Straße vorging. Er vernahm nicht das Geschrei der Leute, das durch das Anfahren eines Überfallswagen der Polizei ausgelöst wurde.

„Nehmt ihn nur mit, den Schielenden, den Mann, den niemand kennt", heulte die Menge und schob sich den Polizisten nach, die in Freds Wohnung eilten. „Sicher ist er ein ganz schwerer Junge, wir mochten ihn nie, zu uns gehört solch ein Gangster nicht." Und nun standen die G-Men in der Küche. Doch die Leute drängten sich gleichfalls in den Raum. Einige Zuschauer warfen sich sofort auf Mr. Black, der sich kräftig wehrte. Die Polizisten aber kämpften mit dem schönen Fred, suchten ihn zu überwältigen. Sie hatten eine schwere Arbeit zu leisten. Während ein Teil der Männer Mr. Black niederhielt, wollte ein anderer Fred den Polizisten entreißen. „Das ist der Falsche, den Schielenden müßt ihr hopp nehmen!", brüllte die Menge. „Unseren Fred

Ein beliebter Blindenberuf ist der des Stenotypisten. Die moderne Blindenschreibmaschine ermöglicht tadelloses Stenogramm und fehlerfreie Wiedergabe. Nicht wenige blinde Stenotypisten haben sich bei ihren Firmen, bei denen sie seit Jahrzehnten tätig sind, unersetzlich gemacht. Dies wieder ein Beispiel dafür, was menschliche Schaffenskraft leisten kann, wenn sie entsprechend gefördert wird.

gebt frei", kreischten die Weiber und droschen auf die G-Men mit den Fäusten ein. Was die Polizisten antworteten, ging in dem Geschrei unter.

Plötzlich ertönte ein Schuß. Erschrocken wich die Menge zurück und der schöne Fred

Kaufen Sie die

Blindenwaren der Hilfsgemeinschaft!

Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte Bestellung. Tel. 35 36 81

hatte schon die Türe erreicht, als sich Mr. Black mit übermenschlicher Kraft den Männern, die ihn festhielten, entriß und sich auf den Flüchtenden warf. Jetzt dröhnten mehrere Schüsse gleichzeitig. Die Polizisten stürzten sich auf Mr. Black und Fred, die am Boden miteinander rangen. Und endlich wurde Mr. Black und der schöne Fred in das wartende Polizeiauto geschafft und die Menge blieb verdutzt zurück.

„Wie fühlen Sie sich, Mr. Ward?", fragte die junge Schwester und neigte sich über den Patienten, dessen rechter Arm in einem dicken Gipsverband lag. „Herrlich", antwortete Mr. Ward, der glatt rasiert und keineswegs schielend, durch nichts verriet, daß er durch Wochen der Nachbar des schönen Fred gewesen. Und mit der unverletzten Linken hielt er der Schwester zwei Briefhüllen entgegen: „Zum Inspektor befördert und eine Ergreiferprämie, die sich sehen lassen kann", erklärte er stolz.

„Sie haben sich auch beides redlich verdient, Inspektor", sagte die Schwester. „Ohne Sie, wäre die Brücke in die Luft geflogen, denn der schöne Fred hatte wieder einmal wacker ‚gearbeitet'. Wieso aber mißtraute Ihnen der geriebene Gauner nicht?" — „Am Anfang, da war er allerdings mißtrauisch, deshalb freundete er sich mit mir an, um mich auszuholen. Vor allem wollte er herausbringen, ob ich von Chemie eine Ahnung hätte, denn er nahm mit Recht an, man würde ihm nur einen gewiegten Fachmann nachhetzen. Nun ich war so prachtvoll ungeschickt, daß er sein Mißtrauen verlor und mir den Bankraub willig glaubte." — „Dabei sind Sie der beste Sprengmittelkenner der Polizei", sagte die Schwester bewundernd.

„Eben deshalb, sonst hätte ich doch nicht so harmlos nach der Blechschachtel mit dem Dynamit gegriffen", erwiderte der Inspektor und lachte. In diesem Augenblicke wurde für ihn ein großer Blumenstrauß abgegeben. Auf einem daran hängenden Zettel war säuberlich gemalt: „Für den Mann, den wir jetzt kennen. Das Viertel in dem Mr. Black gewohnt hat."

Da lachten der Inspektor und seine Pflegerin und dann fragte der Patient: „Werden Sie dem Manne, den man jetzt kennt, bei seinem ersten Ausgange aus dem Spitale Gesellschaft leisten wollen?" Und die hübsche Schwester bejahte erfreut die Frage.

J. STEWART

Waschmaschinen für Blinde

Blinde können in Zukunft eine englische Waschmaschine erhalten, deren Schalt- und Steuerorgane in Braille-Schrift markiert sind. Der Programmschlüssel der Hoover-Programmatic-Waschmaschine bestimmt unter den vielen bei der Maschine möglichen automatischen Waschprozessen diejenige Reihenfolge, die für das Waschgut am geeignetsten ist.

Der Programmschlüssel in Braille-Schrift ist mit Unterstützung des Königlich-Britischen Blinden-Instituts entwickelt worden. Auf Anraten dieses Instituts entwarf die Entwicklungsabteilung von Hoover einen Programmschlüssel mit acht Buchstaben des Braille-Alphabets für Blinde, und zwar vier auf jeder Seite der Programmplatte, die mit den Anfangsbuchstaben der normalen Beschriftung an den vier Kanten der Programmierplatte übereinstimmen. So kennzeichnet der Braille-Buchstabe „P" (pre-wash, rinse) den Waschprozeß Spülen, Vorwaschen oder Einweichen; „W" ist für Wollwäsche, „Wh" ist für Weißwäsche, „B" ist für wollene Bettdecken, „F" schließlich ist für Feinwäsche und empfindliche synthetische Stoffe kennzeichnend. Der Buchstabe „C" zeigt die Einstellung Buntwäsche (color) an; „S" schleudertrocken mit rund drei Minuten Schleuderzeit und „D" feucht mit rund 15 Sekunden Schleuderzeit für Non-Iron-Stoffe.

Diese Schleuderzeit ist gerade lang genug, um die größte Feuchtigkeit zu entziehen, aber kurz genug, um ein Knittern dieser schleuderempfindlichen Teile zu verhindern.

Die Lehrlingswerkstatt der Hoover-Gesellschaft in Perivale, Middlesex, hat die komplizierte Aufgabe übernommen, die serienmäßigen Programmschlüssel so zu ändern, daß die Programmiertafeln aus Kunststoff für Blinde lesbar sind. Zunächst werden die für Normalsichtige eingeformten Zahlen mit einer Senkrechtfräsmaschine entfernt. Dann werden Löcher für 4 mm lange Bronzestifte in die Kunststoffplatte gebohrt. Bohrschablonen bestimmen die Anordnung der Löcher, entsprechend den acht erwähnten Buchstaben des Blindenalphabets. Schließlich werden mit der Pinzette 1,27 mm dicke Stifte in die Bohrungen eingesetzt und mit Hammerschlägen verkeilt. Mit einem von der Lehrwerkstatt entworfenen Spezialfräser wird an der Bohrmaschine ein halbrunder Kopf auf alle Stifte aufgeschnitten und schließlich alle Buchstaben weiß lackiert. Bronze wurde wegen ihrer Härte als Werkstoff für die Stifte gewählt. Um eine Beschädigung des Programmschlüssels zu verhindern, werden beim Fräsen der Halbrundköpfe Abdeckkappen aus Pappe über die Kunststoffplatte gelegt.

Ein blinder Arbeiter von Hoover kontrolliert die Programmschlüssel vor Auslieferung an den Kunden. Dieser Blinde ist ein ehemaliger Blindeninstrukteur vom Institut St. Dunstan, in dem Kriegsblinde auf neue manuelle Tätigkeiten umgeschult werden.

Die Wunderküche der „Harmonie"

MARIA BRUNNER

DIE VIELGELIEBTE

Sie saßen sich gegenüber. Er, ein Riese an Gestalt, mit einem hübschen, einnehmenden Gesicht, das ihn vollends zu einem auffallend schönen Mann machte. Sie, eher klein, wohlproportioniert, ein klares, fein gezeichnetes Gesicht in frischer Natürlichkeit, mit selten smaragdgrünen, von langen, dunklen Wimpern umschatteten Augen, die eigenartig reizvoll wirkten.

Willensstarkes Zielbewußtsein, Selbstsicherheit sprach aus jeder ihrer Bewegungen und wohltuende, mitreißende Lebendigkeit strömte sie aus.

Als krassen Gegensatz empfand man den Mann.

Sein augenblicklich strafferes, lebhafteres Sichgeben täuschte über seine wirkliche Wesensart nicht hinweg. Der große, starke Mann machte den Eindruck eines säumigen Knaben, dem die Lust an Verschiedenem nicht mangelte, der aber, weil es ihm unbequem war, etwas zu überwinden, sich auch nichts errang. Schwäche, Unentschlossenheit, träges Sichtreibenlassen lag in seiner Haltung. Ein ausgereifter Mann, ein unreifes Kind.

Auch augenblicklich war dieser Gegensatz in ihm wieder stark betont. Ratlos und hilfsbedürftig, wie es nur ein Kind sein kann, war er zu ihr gekommen. Aber das Begehren nach dieser Frau brannte in ihm und unverhohlen und bedenkenlos glühten seine Augen es ihr entgegen. Und je mühsamer sich die Frau darüber hinwegsprach, umso verlangender wurde es, steigerte sich zu dem siegesgewohnten Begehren des Mannes, der sich seines Eindruckes auf Frauen voll bewußt war.

Die Unbeholfenheit des Kindes und das unbeherrschte Begehren des Mannes sind seine hervorstechendsten Merkmale, dachte die Frau in plötzlicher Erkenntnis und Mitleid und Zorn rangen in ihr.

Sie machte eine ungeduldige Bewegung. „Ich glaube, du siehst die Sache nicht ganz richtig! Ich bin nicht die Frau, die zur Verliebtheit gebracht werden muß und so dann alles zu tun gewillt ist. Ich helfe dir, wenn ich kann! Augenblicklich übersehe ich alles noch nicht so, um es schon zu versprechen. Aber wenn irgend möglich, bin ich es zu tun bereit, und zwar deshalb, um dir deine Heimat zu erhalten, dein Vaterhaus. Da ist dein Platz, sonst nirgends auf der Welt! Seit Generationen hat euch diese Erde genährt, nun mußt du ihr wieder dienen, dann dient sie auch wieder dir und macht dich schuldenfrei. Du großer, starker Mann sollst das nicht fertigbringen, was alle hier beinahe schon erreicht haben, sich wieder in Besitz ihres Stückerls Heimaterde zu bringen? Denk doch, dein schöner, großer Besitz! Tut es dir nicht weh, daß alles verfallen, noch mehr zugrundegehen soll? Diese armen Felder, diese verlotterte Wirtschaft! Regt sich wirklich dein Blut nicht, du Bauernsohn eines uralten Geschlechtes?“

Wie immer, war er zunächst nur gekränkt und verärgert über ihre unbekümmerte Offenheit. Er konnte es auch gar nicht verbergen.

„Mein schöner, großer Besitz — in Schulden erstickt“, höhnte er aufgebracht. „Ist er, wird er überhaupt jemals mein? Meine Eltern geben doch die Zügel nicht aus der Hand! Ich darf nur Knechtsarbeit tun im eigenen Hause und das vielleicht noch auf Jahre hinaus. Solange sie leben, werden sie den

DER HERBST SPRICHT

Rüstet euch zum hohen Fest des Todes,
Könige des Waldes, reich belaubt,
Schlingt den Purpurmantel um die Hüften,
Setzt die gold'nen Kronen euch aufs Haupt!

Lauscht dem Lied, das euch mein feuriger Bote
Durch die hohen Hallen brausend singt,
Seht die Fahnen, die am weiten Himmel
Wild wie im bachantischen Rausch er schwingt!

Brennt, ihr roten Flammen an den Hecken,
In der bronz'nen Leuchter dunkler Pracht,
Rankt euch, Reben, hell in vollen Kränzen,
Dran die reife Traube lockt und lacht!

Alles ist zum hohen Fest bereitet
In dem herrlich gold'nen Abendlicht.
Siehe, Mensch, so sollst du Abschied feiern!
Doch dies lerntest du noch immer nicht!

MARGARETE GRUBER

Besitz nicht übergeben, du weißt ja, sie wollen meine Frau nicht! Wozu also alles?“

„Wozu?“ Ihre Augen sprühten zornig. „Selbst wenn du die allerletzte Knechtsarbeit tust, bleibst du der alleinige Sohn des Hauses, der Erbe, auch wenn du das heute noch nicht schriftlich in der Hand hast! Deine Eltern sind achtbare Leute, auch wenn sie sich so verhalten. Ich billige ihr Verhalten auch nicht, aber im Grunde genommen liegt es nur an dir, ihren Entschluß zu ändern. Erzwing dir ihr Vertrauen durch zähe, zielbewußte Arbeit, überzeuge sie durch deine Arbeit, daß du die Zügel zu führen imstande bist, daß du den Herrn nicht nur spielen willst, sondern daß du der Herr wirklich bist!“

Bildhübsch sah sie aus in ihrem Zorn, in dem sie sich schon gar nicht verstellen konnte und unbekümmert und schonungsloser denn je sagte, was sie für richtig hielt. Er verschlang sie mit seinen Blicken. Das wilde Verlangen, sie in seine Arme zu reißen und mit Küssen zu bedecken, verschlug ihm den Atem. Mühsam, stoßweise erwiderte er:

„Du — ja, mit dir — da wäre alles ganz anders! Du kannst arbeiten, dein Wille bezwingt alle und alles! Du weißt immer, um was es geht — denkst zuletzt an dich! Mit dir würde mir alles leicht — ich würde keine Arbeit scheuen — ich würde sie sogar gerne tun! Aber sie! Sie kann nicht arbeiten, sie ist vielleicht auch körperlich unfähig. Und daß meine Eltern sie nicht mögen, ist ihr auch kein Ansporn. Damit wird aber meine Arbeit nicht leicht, denn die Hetzreden kommen von beiden Seiten. Den man hört, dem muß man recht geben! Ich bin voll Überdruß — ich will nicht mehr! Helfen kannst mir nur du — nur damit . . .“

Er konnte nicht weiter, griff nach ihren Händen, barg sein Gesicht hinein. Ihre Augen weiteten sich, sie rührte sich nicht, wollte nur etwas sagen, aber da sprach er schon wieder. „Ich liebe dich — ich liebe dich! Du mußt es doch fühlen, wie ich dein bin — daß ich nicht mehr leben kann ohne dich — werde mein — werde mein!“

Sie richtete ihn auf, suchte seinen Blick. „Und deine Frau — deine Kinder?“ — Er machte eine lässig ablehnende Bewegung, sagte gleichgültig: „Ich werde mich scheiden lassen — meine Ehe ist nicht die erste, die geschieden worden ist.“

Viele Wiener Freunde kommen gerne nach Hochegg. Sie möchten doch auch aus eigener Überzeugung erfahren, wie das Blindenaltersheim aussieht, in dem sie selbst, einmal alt geworden, wohl auch ihren sorgenfreien Lebensabend verbringen werden.

Photo Heinz Vogel

„Und ich bin auch nicht die erste Frau, die nicht mehr in Ruhe gelassen wird!“ Das Rot ihrer Wangen vertiefte sich jäh, ihre Augen begannen zu funkeln, bannten seinen Blick und ihre Stimme war Nachahmung, mit der sie sagte: „Gekauft hat sie sich meinen Mann! Mit ihrem Geld kann sie sich ja alles leisten. Ein schönes Haus, ein Auto, auch einen der vielen Männer, die verliebt um sie herumtanzen, wenn sie danach gelaunt ist. Nun, mein Mann war wahrscheinlich aber doch am leichtesten zu haben, ihn bekam sie am festesten in die Hand, weil sie ihn ja seit der Schulzeit her kennt. Mir hätte es schon längst auffallen müssen, daß sie so häufig beisammen waren, aber mein Gott, wenn man selbst nicht schlecht ist, denkt man ja auch von den andern nicht schlecht!“ — „Hör auf“, schrie er, nun auch dunkelrot im Gesicht.

Sie bewegte sich, als schüttle sie etwas Ekelndes ab. Dann beugte sie sich vor, sah ihn eindringlich an. „Wirst du das deiner Frau einmal sagen?“ Er wich ihrem Blick aus, denn er verstand, daß sie ihm sagen wollte: jetzt schon mußt du es ihr verbieten, jetzt schon spricht sie ungefähr so von mir! Du allein solltest das noch nicht wissen?

Ja, er wußte es und ließ sie reden. Nicht nur, weil er alles so treiben ließ, wie es eben trieb, nicht nur, weil er durch seinen Einspruch sie nicht zu direkten Ausfälligkeiten reizen wollte, denn er wußte genauso wie sie,

DIE KRANKE

Sie steht am Saum schon zwischen Hier und Dort.
Dies Antlitz zwischen Eis und Fieberbrand
Ist nicht das gleiche, lang geliebt, gekannt.
Man sucht gequält nach einem festen Wort

Und hat doch Angst, sie könnte es durchschau'n.
Man möchte streicheln diese arme Hand,
Man spürt verdoppelt, was so lang verband —
Und fühlt doch auch ein namenloses Grau'n.

An einem Tage hat es so begonnen,
Daß sie dem Leben plötzlich fern gewesen,
Daß diese Maske Mensch zerfällt wie Zunder.
Uns leuchtet noch die Folge mancher Sonnen.
Wie wir voll angst in diesen Zügen lesen —
Und dennoch glaubt man, hofft noch: Herr, ein Wunder!

Wer je so Liebe und Verlust empfunden,
Kennt auch die Angst und Lüge solcher Stunden,
Da wir nur fürchten, bangen, zu verlieren.
Sie aber sind schon nahe bei den ihren,
Die ihnen lange schon vorausgegangen
Und die nun warten, schattenhaft empfangen —
Bis wir im Wogenschlage spät'rer Wellen,
Wie sie dem Schmerz, dem Schweigen uns gesellen.
So wird der Lauteste zum stillen Schreiter —
Und andre leben dann das Leben weiter.

HANS NÜCHTERN

---

daß sie augenblicklich nur um ihn herumredete. Er ließ sie reden, weil er nach etwas horchte. Das war so stark in ihm wie das Bewußtsein, er müßte ihr gebieten zu schweigen. Aber eines schloß das andere aus. Und so wiederholte es sich wieder, daß die Niedrigkeit, das Minderwertige das Über-sich-Stehende mit allen Mitteln zu sich herab zwingen wollte. Die Frau, die schon durch ihr verantwortungsvolles, arbeitsreiches Tagewerk allein turmhoch über seiner Frau stand, die nichts vollbrachte, mußte jede Art von Beleidigungen über sich ergehen lassen, weil sie weniger Zeit hatte, sich zu verteidigen, als die andere herumzureden. Er senkte schuldbewußt den Kopf.

Sie sah auf den Schweigenden und wußte, daß er wieder einmal das nicht getan hatte, was für ihn zu tun selbstverständlich gewesen wäre. Ein bitteres Lächeln umzuckte sekundenlang ihren Mund. „Ich habe nicht die Zeit und auch keine wie immer geartete Veranlassung, mich mit dem aufzuhalten, was andere über mich verbreiten. Es kann aber sein, daß ich mir einmal die Zeit nehme und mit allen Infamien aufräumen werde! Vielleicht sagst du das einmal deiner Frau und am besten gleich so, daß sie nur froh sein kann, daß du — nun, sagen wir — an mich geraten bist!"

Ihr Blick flog leicht spöttisch über ihn hin, aber gleich wurde ihr Gesicht wieder ernst. Sie senkte den Kopf, sprach leise, stockend, die Worte suchend. „Daß ich nur dir zu liebe helfen will, das kann sie nicht anders erwarten. Aber trotzdem kann sie ganz ruhig sein, ich tue es nicht, weil ich sie von ihrem Platze drängen will. Und sie soll daraus ihre Verantwortlichkeit erkennen und endlich auch ihren Platz ausfüllen!"

Er mißverstand das Zögernde, Behutsame, das dem Herzen entsprang, das nicht verletzen wollte. Glückselig strahlend sah er sie an. „So liebst du mich doch — du liebst mich — ich habe es ja gewußt! Willst nur großmütig verzichten, weil du glaubst, ihr etwas zu nehmen. Ich liebe sie nicht, ich habe sie nicht mehr geliebt, als ich ihr meinen Namen geben mußte, weil sie ein Kind erwartete! Und seither . . ." — „Sind noch ein paar Kinder nachgekommen."

Er sah sie unsicher an. Ja, natürlich, das ist der Vorwurf ihrer mit Recht verletzten Liebe, ganz sicher. Er muß ihr erklären, daß — „Nein, sage nichts mehr", wehrte sie ab. „Für mich ist es unabänderlich, daß du Mann und Vater bleiben mußt dort, wo du es bist!" — „Nein!" schrie er wild. „An der Seite dieser Frau kann ich nicht leben! Sie ist nicht die Frau, mit der man ein Ziel haben kann, geschweige denn es erreichen kann! Sie ist in allem das Gegenteil von dir! Meine Eltern haben ja vollkommen recht, sie abzulehnen! Dich aber werden sie mit offenen Armen empfangen! Und den Kindern wirst du eine vorbildlichere Mutter sein!"

„Die Kinder werden immer nur ihre Mutter lieben, ich werde ihnen immer fremd bleiben." Er sprang auf, riß sie in seine Arme. „Daß du mich lieb hast, sollst du mir jetzt nur sagen, daß du die Meine wirst — alles andere ist doch ganz gleichgültig!"

Sie machte sich sanft aber entschieden los, sagte gütig überredend: „Auch ich bin nicht die richtige Frau für dich! Mir hat das Leben Verantwortungsbewußtsein aufgeprägt und die Weichheit der Frau genommen, die so verliebt sein kann, daß sie über alles hinweg-

zusehen vermag. Und wahrscheinlich würden auch wir mehr in Zwietracht als in Liebe leben.“ Er ließ die Arme hängen, tief getroffen.

Jetzt brauchte er nicht mehr nach etwas horchen in gequältem Erwarten, aber er hatte auch nichts mehr zu erhoffen. Jetzt war alles klar geworden, grausam klar. Zorn und Schmerz rasten über alles hinweg. „Kalt gesagt — ich genüge dir nicht!“ Er lachte gallig. „Nun ja, da ist ja noch der andere, von dem die Spatzen von den Dächern pfeifen, wie sehr er dich liebt! Natürlich ist er mehr Mann wie ich, bei dem mußt du nicht so viel übersehen — nur das eine —, daß er auch eine Frau und — allerdings nur ein Kind hat!“ Sie sah ihn wortlos an. Groß und ganz dunkel waren ihre Augen geworden, ihr Glanz schien erloschen. Das brachte ihn zur Besinnung. Er machte einen Schritt auf sie zu, aber wie ein Blitz traf ihn jetzt ihr Blick, so daß er sich jäh umwandte und den Raum verließ. Sie aber schlug die Hände vor ihr Gesicht und während bittere Tränen über ihre Wangen rollten, dachte sie unablässig:

„Der andere, ja — der ganz andere — der mich liebt — so groß und stark wie ein richtiger Mann — und den ich liebe — so liebe — und ihm nicht angehören kann — weil ich nicht stehlen kann!“

LEO SONNWALD

Der Rotundenbrand — vor 25 Jahren

Es war am 17. September des Jahres 1937.

Mein Weg führte mich über die Hauptallee des Praters. Es mochte so gegen halb elf Uhr vormittags gewesen sein. Als ich so dahinschlenderte, kam es mir vor, als hörte ich ein ungewöhnliches Geräusch, das einem dumpfen Brausen nicht unähnlich war. Ich konnte mir dieses Geräusch nicht erklären und machte mir, da ich nichts Bemerkenswertes erspähen konnte, keine weiteren Gedanken darüber.

Doch je näher ich, stadtwärts schreitend, dem Rotundengebäude kam, desto stärker wurde dieses ungewohnte Brausen. Schließlich zwang sich mir der Gedanke auf, daß der sonderbare Lärm von der Rotunde selbst herkommen mußte. Nun war ich schon auf der Höhe des Zufahrtsweges zum Rotundengebäude angelangt. Noch immer war nichts Besonderes zu bemerken. Nur dieses dumpfe Brausen von der Rotunde, dem ehemaligen Weltausstellungs-Hauptgebäude vom Jahre 1873, wurde immer stärker. Einige wenige Leute — es mögen etwa 20 Menschen gewesen sein — standen aufgeregt beisammen.

„In der Rotunde brennt's!“, rief einer. Und so mußte es wohl sein, denn wovon konnte denn sonst dieses unheimliche Brausen stammen als von einem Feuer, das im Inneren des Gebäudes wüten mußte? Die Menge war inzwischen auf etwa 50 Leute angewachsen und es war gegen elf Uhr.

Da — ein schauriger Anblick! Gewaltige Flammen schossen urplötzlich aus der Rotunde hervor und ein Schreckensruf entfuhr unseren Mündern. Keine Feuerwehr war noch zu sehen und allem Anscheine nach war dem so liebgewohnten Wahrzeichen Wiens nicht mehr zu helfen. In majestätischer Größe schien es sich selbst verzehren zu wollen. In kurzer Zeit war das Dach von lodernden Flammen umhüllt — ein wogendes Feuermeer bot sich unseren Blicken dar.

Unwillkürlich dachte ich an vergangene Zeiten zurück, die um die Rotunde spielten: Wenige Jahre vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges war es, als Vollmöllers Spiel „Das Mirakel“ mit Sari Fedak als Hauptdarstellerin in der Rotunde gegeben wurde. Ich sah noch im Geiste die halbnackte Schauspielerin auf einem Pferde entlang des Rundes des Gebäudes in tollem Laufe dahinjagen.

Und ich erinnerte mich des Tages, da die „Renner-Buam“, zwei junge Grazer, mit ihrem Luftfahrzeug aufstiegen und die Rotunde umkreisten. Ein tausendstimmiges Jauchzen stieg ihnen zum Himmel nach, als sich das Luftfahrzeug immer höher hob und schließlich den Blicken entschwand. Es war ein ganz großes Ereignis, dieses Wagestück der beiden jungen

Mechaniker aus Graz, gleichfalls wenige Jahre vor dem ersten Weltkriege, daß sogar Kaiser Franz JosefI. dem Schauspiel beiwohnte. Und erst einige Stunden später erfuhr man, daß das Luftfahrzeug den beiden jungen Leuten einfach durchgegangen war, die die Herrschaft darüber verloren hatten. Es war weit außerhalb Wiens zu Boden gegangen und die kühnen Luftfahrer waren unversehrt zur Erde gelangt.

Dies alles ging mir durch den Kopf, als ich die in ungeheure Flammen umhüllte Rotunde sah. Erst vor fünf Tagen war die letzte Herbstmesse zu Ende gegangen; ich war noch am letzten Messetag in der Rotunde gewesen — vor fünf Tagen! Unvorstellbar, welch ungeheures Unglück es gegeben hätte, wäre der Brand während der Messezeit ausgebrochen!

Da — ein schier unbeschreiblicher Augenblick! Die „goldene" Kaiserkrone, auf der höchsten Spitze des Kuppelbaues thronend, begann ganz langsam sich zu senken und stürzte dann, immer rascher fallend, in das wogende, gewaltige Feuermeer. „Da hat noch mein Vater daran mitgearbeitet", sagte ein älterer Straßenbahner neben mir, „da oben bei der Kaiserkrone, als sie aufgesetzt wurde."

Mich aber ergriff ein tief-wehmütiges Gefühl, als ich die Kaiserkrone der Rotunde, immer rascher sich neigend, in die tobenden Flammen fallen sah, war mir doch, als ob erst jetzt das alte Kaiserreich, als ob das Österreich der Habsburger nun endgültig versunken wäre. Und mir war zugleich, als ob nun eine neue, unheilvolle Zeit für das geliebte Vaterland anbrechen würde — eine Vorahnung, die sich nur ein knappes Halbjahr darauf erfüllen sollte.

MARIA RENARD

Der blaue Lehnstuhl

Als die Haustürglocke schrillte, begann in der Küche der Hund zu bellen. Beides klang anders als sonst. Die Glocke über der Tür schlug hart an, setzte aus und begann von neuem, und immer wenn sie aussetzte, verstummte auch der Hund, lauschte mit gespitzten Ohren, um dann wieder einzufallen.

Die alte Frau legte ihr Strickzeug behutsam in den Nähkorb, stand auf und ging mit kleinen, tastenden Schritten zur Tür. Der Hund folgte ihr. Draußen stand ein junger Mann. Ein Mann ohne Hut und ohne Mantel, obwohl die Abende zu dieser Jahreszeit eine frühe Kühle brachten. „Ich bringe einen Brief", sagte er nach kurzem Zögern, „Sie sind Frau Korth, nicht wahr?" — „Der Postbote kommt nicht um diese Zeit", sagte die alte Frau. „Ich soll diesen Brief persönlich abgeben."

Die Frau schob ihre Hand unter das Halsband des Hundes und trat einen Schritt zurück. „Kommen Sie herein", sagte sie und ließ den Boten an sich vorübergehen, „aber ich heiße nicht Frau Korth. Ich war niemals verheiratet." Sie öffnete die Tür zum Wohnzimmer, ging voraus und bat den Besucher, Platz zu nehmen. Sie selbst setzte sich wieder in den rohrgeflochtenen Stuhl am Fenster. Der Hund ließ sich neben ihr nieder.

Der Mann stand einen Augenblick lang unschlüssig mitten im Raum, den Brief in der Hand. „Setzen Sie sich", sagte die Frau, „aber nicht dorthin — bitte —, nicht in den blauen. Nehmen Sie den braunen Lehnstuhl, er ist bequemer."

Sekundenlang war es ganz still. Man hörte nur das eilige Ticken der Wanduhr. Der junge Mann betrachtete die beiden Sessel, den braunen und den blauen. Sie glichen einander fast vollkommen, nur daß man dem braunen ansah, daß er benutzt zu werden pflegte. Der blaue Lehnstuhl wirkte gebürstet, gepflegt und unbenutzt. „Aber Sie stehen ja immer noch", sagte Fräulein Korth, und nach einer kleinen Pause setzte sie hinzu: „Sie dürfen sich natürlich auch in den blauen Stuhl setzen."

Während sie dies sagte, blickte sie auf eine seltsame Art an ihm vorbei. Es war bereits dämmerig geworden, aber er sah noch diesen Blick und das halbabgewandte Profil der Frau. Als er einen Schritt vorwärts tat, stolperte er über die eingerollte Kante des Teppichs.

„Verzeihen Sie“, sagte Fräulein Korth erschrocken, „ich vergaß, Licht zu machen. Ich bekomme selten Besuch.“

Rasch erhob sie sich und ging zum Tisch. Im Schein der Stehlampe blieb sie kurz vor ihm stehen. Diesmal sah sie ihn voll an. Ihre Augen waren fast farblos und ohne Ausdruck. Der Mann schluckte mühsam, während er beobachtete, wie die Blinde, die Tischkante mit der Hand streifend, zu ihrem Platz am Fenster zurückging. Nun setzte auch er sich, setzte sich steif und marionettenhaft, ohne den Blick von der Frau zu lassen. „Nicht wahr“, sagte Fräulein Korth, „es sitzt sich gut in dem braunen Sessel“ — und als keine Antwort kam — „ich benutze ihn, wenn ich meine Mahlzeiten einnehme. Er knarrt auf eine besondere Art.“

Der junge Mann räusperte sich. „Und der blaue Stuhl?“ — „Der blaue hat noch nicht gelernt, sich bemerkbar zu machen. Er wurde niemals gebraucht. Bitte nehmen Sie sich eine Zigarette. Die Packung liegt dort drüben in der Messingdose.“ Die Dose stand auf dem Tisch, gerade so ausgerichtet, daß sie sich in Reichweite dessen befand, der im blauen Lehnstuhl saß. Der Mann hob den Deckel an. Drinnen lag ein Päckchen, noch verschlossen. Die Marke erkannte er nicht. Als er den Zollstreifen löste, sah er die ovalen Flächen — zwanzig strohtrockene Zigaretten, namenlos und ohne Aroma. Er zog eine heraus, das Feuerzeug gab einen metallenen Ton. Die Zigarette schmeckte nach Vergangenheit.

„Der blaue Lehnstuhl wartet“, sagte die Blinde. „Als ich ihn kaufte, konnte ich ihn sehen. Blau wie Kornblumen. So ist er noch immer, nicht wahr?“ — „Ja“, erwiderte er und erschrak gleichzeitig, weil er aus seiner eigenen Stimme die Lüge herauszuhören glaubte. Aber die Frau schien nichts bemerkt zu haben. Sie beugte sich eifrig vor. „Wir wollten heiraten. Wir suchten sie miteinander aus. Braun und Blau — Himmel und Erde. Seither warte ich, warten wir beide.“ Sie lächelte versonnen und atmete den Geruch vergangener Jahre. Doch dann fing sie sich wieder.

„Sie hatten einen Brief“, sagte sie. „Ich habe einen Brief“, sagte der junge Mann, „Sie können ihn nicht lesen.“ — „Sie könnten ihn mir vorlesen, was darinsteht.“ — „Ich kann nicht“, entgegnete er, „ich kann nicht — ich muß gehen.“ Die Stimme der Blinden klang dünn. „Wohin?“ Sie erhob sich, als sie den Sessel knarren hörte. Der Hund richtete sich neben ihr auf.

Unser Kollege, der erblindete Straßenbahner Franz Sternöcker, hilft auch gerne im Haushalt mit. Dabei vergeht die Zeit und die Gattin kann die Hilfe schon brauchen.

Photo Cerny

„Fürsorgeerziehung“, klang die Stimme des Mannes von der Tür her, „Bewährungsfrist, Obdachlosenasyl, Durchgangslager — was möchten Sie hören? Es klingt alles so angenehm mitleiderregend. Bevor ich so etwas anfange, sehe ich mir immer das Haus an. Ob es sich lohnt — verstehen Sie? Ich komme als Bote und warte auf Antwort. Meistens lohnt es sich, und vor Hunden habe ich keine Angst. Aber der Lehnstuhl — leer, unbenutzt — er ist anders. Es ist, als ob jemand da ist, den ich nicht sehen kann. Ein Mensch. Sie sehen ihn, Sie leben mit ihm. Und ich rauchte seine Zigarette und brachte einen leeren Brief. Deshalb . . .“

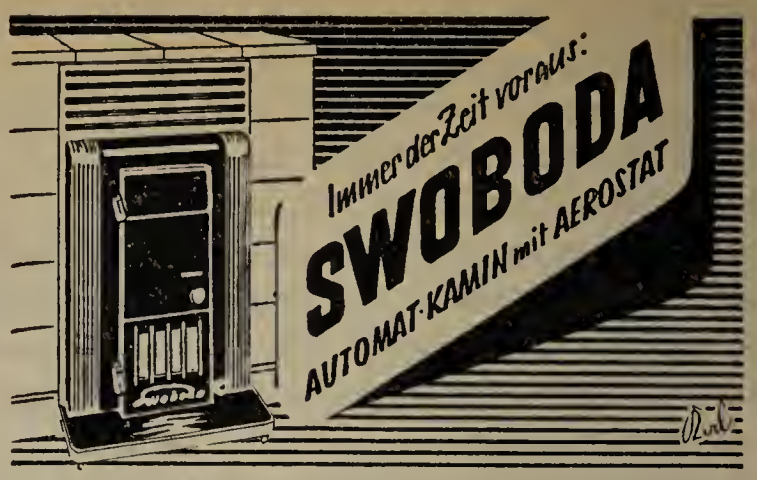
Dann klappte die Tür. Er schloß sie sehr leise. Die Blinde stand, die Hand auf den Kopf des Hundes gelegt, und hörte, wie seine Schritte sich entfernten. Sie lächelte.

ESDERS

HERREN- DAMEN- KINDERBEKLEIDUNG

MARIAHILFERSTR. 18

MA



WIEN XVIII. JÖRGERSTRASSE 10
und in allen Fachgeschäften

hoffentlich

ALLIANZ versichert

wenn ein Dieb Dich arm gemacht

WIENER ALLIANZ VERSICHERUNGS A.G.

viele Köpfe, viele Töpfe
ein ELIN-Elektroherd

DIE MARKE, DER MAN TREU BLEIBT

Eigentümer und Herausgeber: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XX. Treustraße 9. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

In dieser Nummer — 48 Seiten

H. Heinold, G. Saiko, E. Scheibelreiter, R. Perz-Schönegger, F. Sacher

UNSER SCHAFFEN

PREIS S 5.—
DM 1.—, sfr 1.—

AUS DEM INHALT:

Weihnachten und die Blinden
Daamours Abenteuer
Stille Nacht — heilige Nacht
Zwergrepublik am Felsen
Wiener Schwänke
Werkhallen — weiße Stöcke
Das Tippfräulein
Das wahre Gesicht
Blindenschule mit der Post
Dies Irae

HEFT 12 · 7. JAHRGANG
DEZEMBER 1962

ROBERT VOGEL

Weihnachten und die Blinden

In diesen dunklen Wochen kommen jene Menschen, die das Unglück hatten, den kostbarsten Sinn, das Sehen und jene, die das Glück haben, sich des vollen Sehvermögens zu erfreuen, einander viel näher als zu anderen Zeiten des Jahres.

Es sind die Tage und Wochen des Kampfes zwischen dem Dunkel und dem Licht, aus dem das Licht siegreich hervorgeht. Hoffnung und Zuversicht ziehen wieder in die Herzen der Menschen ein, wenn ihnen mit dem Weihnachtsfest die frohe Botschaft vom Frieden auf Erden für alle Menschen, die guten Willens sind, gebracht wird.

In den langen dunklen Dezembertagen erkennen die Sehenden vielleicht mehr noch als in den hellen, sonnscheinerfüllten Jahreszeiten, wie schwer das Los jener unverschuldet ins Unglück geratener Blinden sein muß, die zu ewiger Nacht, zu undurchdringlichem Dunkel verurteilt sind. Sie dürfen nur im stillen und im Innersten ihres Herzens und ihrer Seele hoffen, daß dem Dunkel ein ewig heller Morgen folgen möge.

Sie glauben an das Gute im Menschen und wissen, daß es Güte geben wird bis ans Ende aller Zeiten. Während des ganzen Jahres dürfen sich die Blinden der liebevollen Hilfsbereitschaft ihrer sehenden Mitmenschen erfreuen, denn ohne diese Hilfe könnten die Blinden gar nicht bestehen.

* * *

Auch in diesem Jahr, das wir nun abschließen, haben die Blinden sehr viel an Güte und Hilfe empfangen dürfen, wodurch ihr Leben verschönt und erträglich gestaltet werden konnte. Man hält zu Weihnachten gerne einen Rückblick auf das vergangene Jahr und freut sich, feststellen zu können, daß einige anläßlich der letzten Weihnachten geäußerten Wünsche ihre Erfüllung gefunden haben.

Als wir vor einem Jahr, am 19. Dezember, in Hochegg bei Grimmenstein das erste österreichische Blindenaltersheim eröffnen konnten, dankten wir der österreichischen Bevölkerung, welche mit ihren Beiträgen die Errichtung dieses Werkes wahrer Menschlichkeit und echter Nächstenliebe ermöglicht hatte. Wir versprachen, in diesem Hause alten, alleinstehenden Blinden den nach einem meist arbeitsreichen Leben wohlverdienten sorgenfreien Feierabend zu bieten.

Inzwischen konnten bereits viele Bewerber Aufnahme finden, und durch die mit Unterstützung von Unternehmungen und Spenden aus der Bevölkerung soeben erfolgte Fertigstellung eines zweiten Stockes können noch mehr hilfesuchende Blinde aufgenommen werden.

* * *

In diesem Jahre konnte dank der großzügigen Hilfe der WIENER MÖBELFABRIK und aller dort Beschäftigten nicht nur das Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach, sondern auch die „Waldpension", das Blindenaltersheim in Hochegg, ganz neu eingerichtet werden. Firmen haben durch kostenlose Beistellung von Elektrogeräten, sanitären Einrichtungen, Materialien und Beleuchtungskörpern mitgeholfen, den Blinden ein einmalig schönes Heim zu schaffen.

Während der Sommermonate konnten wir mit weit über 4000 Verpflegstagen den erholungssuchenden Blinden schöne Wochen im Erholungsheim „Harmonie" bieten. Im Blindenaltersheim gibt es bereits eine stattliche Zahl glücklicher alter Menschen, denen wir wohl das Sehen nicht geben können, die sich aber geborgen fühlen und wissen, daß das von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs errichtete Heim eine Insel der Liebe und Menschlichkeit ist.

* * *

Man kann den vielen Helfern und Freunden der Blinden nicht genug dankbar sein für ihre Hilfe. Ohne ihre Hilfe wäre die Schaffung solcher Einrichtungen nicht zu verwirklichen gewesen. Leider blieben die Hilfe und die Förderung seitens der öffentlichen Stellen ganz aus.

Wiederholt wandten wir uns an die auch für die Blinden zuständigen Stellen, sowohl in der Bundesregierung wie auch in den Landesregierungen und Gemeinden, jedoch fast ohne Erfolg. Immer wieder mußten wir erfahren, daß man es sehr „bedauere", für solche Zwecke keine Mittel verfügbar zu haben.

Wir sind der Meinung, daß man die Schaffung und Erhaltung solcher für die Allgemeinheit bestimmten Einrichtungen nicht nur der Privatinitiative und einer gut arbeitenden Blindenorganisation überlassen kann. Die Bevölkerung ist gerne und immer bereit, unsere auf die Verbesserung der Lebensbedingungen aller Blinden gerichteten Bestrebungen zu unterstützen, aber sie möchte es gerne sehen, wenn sich die verantwortlichen Stellen ihrer Verpflichtung den Blinden gegenüber ebenfalls bewußt werden.

* * *

Wir wünschten anläßlich der vorjährigen Weihnachten die Verbesserung der sozialrechtlichen Bestimmungen zugunsten der Zivilblinden, vor allem die verfassungsrechtliche Gleichstellung

Dir. Robert Vogel dankt den Inhabern der „WIENER MÖBELFABRIK", Herrn Dir. Zackl und Frau Zinterhof, sowie allen anläßlich eines Betriebsausfluges in Hochegg anwesenden Beschäftigten des Unternehmens für die bei der Ausgestaltung der „Waldpension" gewährte großzügige Hilfe.
„Solange es gute Menschen gibt, wie Herrn Dir. Zackl und Frau Zinterhof sowie alle Mitarbeiter der ‚WIENER MÖBELFABRIK', haben die Blinden keinen Grund, die Hoffnung zu verlieren", sagte Dir. Vogel und versprach diesen guten Helfern und Freunden der Blinden, daß die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs immer zum Wohle aller Blinden tätig sein und sich des geschenkten Vertrauens und der erwiesenen Hilfe immer würdig erweisen werde. **Photo Heinz Vogel**

und Behandlung der Kriegs- und Zivilblinden. Wir wünschten uns eine Erhöhung der monatlichen Blindenbeihilfe und eine bundeseinheitliche Regelung der diesbezüglichen Bestimmungen. Die seit vielen Jahren verlangte Gewährung einer zeitgemäßen Fahrtbegünstigung auf den öffentlichen Verkehrsmitteln der Wiener Verkehrsbetriebe für alle Zivilblinden steht noch immer aus. Wir wünschen unseren Freunden und Helfern Gesundheit und Kraft, damit sie auch im kommenden Jahre an unserem schönen Werke zum Wohle der Blinden mitarbeiten können. Manche unserer Wünsche sind in Erfüllung gegangen.

Durch unsere erfolgreiche Arbeit und unser selbstloses Wirken konnten wir uns die notwendige Achtung und Anerkennung vieler erwerben, und der Kreis unserer Helfer wird daher stets größer.

Immer häufiger werden die Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft von unseren guten Freunden besucht, wobei sie sich aus eigener Anschauung von der Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit dieser Heime überzeugen und sich aufrichtig darüber freuen, an solchen Werken mitgeholfen zu haben. Bei dieser Gelegenheit versprechen viele, noch mehr als bisher für die Hilfsgemeinschaft zu tun und auch im Bekanntenkreise für sie zu werben.

Bescheiden waren hingegen die öffentlichen Stellen bei der Verbesserung der sozialrechtlichen Bestimmungen. Es muß betont werden, daß es unverständlich ist, daß die Blinden in einer Zeit des Wohlstandes und der Wohlfahrt um jede kleinste Verbesserung der gesetzlichen Bestimmungen einen harten Kampf führen müssen. Es ist daher notwendig, daß die Blinden bei ihren diesbezüglichen Bemühungen ebenfalls die Unterstützung der gesamten Bevölkerung finden. Schließlich können alle Errungenschaften der Blinden auf sozialrechtlichem Gebiete eines Tages auch jenen zugute kommen, die jetzt noch das Glück haben zu sehen, und vielleicht durch Krankheit oder Unfall eines Tages das Augenlicht verlieren.

Wenn die Kunst der Augenärzte und alle ihre Bemühungen nicht mehr helfen, dann ist es gut, wenn zu der Erblindung nicht noch wirtschaftliche Sorge und soziale Unsicherheit hinzukommen.

Wir erwarten daher und verlangen im Interesse der gesamten Bevölkerung mehr Verständnis der öffentlichen Stellen für die Probleme der Blinden. Es ist unbedingt die Schaffung von gemischten Kommissionen bei den zuständigen Stellen in Erwägung zu ziehen, wobei fachkundige Blinde den sehenden Beamten bei der Lösung dieser für die Blindenschaft lebenswichtigen Aufgaben und Probleme zur Seite stehen.

Die Lebenshaltungskosten sind für die Blinden beträchtlich gestiegen und daher ist das Verlangen nach Erhöhung der Blindenbeihilfe und des Hilflosenzuschusses mehr als berechtigt. Unser Wohlfahrtsstaat muß es sich zur Ehre und Verpflichtung machen, für seine schwächeren Bürger zu sorgen. Die Blinden wollen keine Bettler sein. Die Zeit, da die Blinden an Straßenecken und bei Wartehäuschen um Almosen bittend standen, ist zum Glück vorbei. Aber man kann noch nicht davon sprechen, daß die Blinden ein sozial unabhängiges Leben führen können. Die Blindheit verursacht viele zusätzliche Ausgaben, denn viele Verrichtungen des täglichen Lebens können von den Blinden nicht ohne fremde, bezahlte Hilfe ausgeführt werden. Dafür einen Ausgleich zu schaffen, muß die Aufgabe der zuständigen öffentlichen Stellen sein.

* * *

DER BEZUGSPREIS FÜR „UNSER SCHAFFEN“ BETRÄGT:

Jahresabonnement	S 50.—
1/2-Jahresabonnement	S 30.—
Förderungs-Jahresabonnement	S 100.—
Förderungs-1/2-Jahresabonnement . .	S 60.—

Abonnementsbestellungen nimmt die Administration schriftlich oder telephonisch entgegen.

WIEN XX. TREUSTRASSE 9 · TELEPHON 35 36 81 SERIE

Postsparkassenkonto 25.700

Wenn am Heiligen Abend überall das Licht der Weihnacht erstrahlt, wird es von den Blinden innerlich wahrgenommen werden, und sie werden allen Menschen danken, die auch in diesem Jahre bereit waren, ein Stückchen ihres eigenen Glückes abzutreten, um ihren schwächeren Brüdern und Schwestern zu helfen. Aus ihrer Erinnerung haben sie in die Blindheit das wunderbare Leuchten hinübergenommen. Das Licht der Liebe wird ihre Herzen und Seelen erhellen, wird ihnen neue Hoffnung und Zuversicht schenken.

Es sind den Blinden andere Sinnesorgane verblieben, mittels derer sie die Eindrücke ihrer Umwelt wahrnehmen. Sie werden auch am Weihnachtsabend erlebnisreich teilnehmen an dem hohen Feste. Sie werden die vertrauten alten Weihnachtslieder hören und den Duft der Nadelbäume einatmen, das Knistern der brennenden Kerzen vernehmen. Sie werden an der Art der Verpackung der Weihnachtsgaben die Größe der Liebe verspüren, mit welcher geschenkt wurde.

* * *

Wir von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs haben uns während des ganzen Jahres bemüht, den Blinden nach Möglichkeit zu helfen, und wir danken allen guten Menschen, die uns dabei geholfen haben. Am 19. Dezember findet eine große Weihnachtsfeier der Hilfsgemeinschaft beim Wimberger, Wien VII. Neubaugürtel 34, und am 24. Dezember eine Weihnachtsfeier im Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein statt.

Beide Feiern werden uns Gelegenheit geben, den vielen Helfern der Blinden zu danken und sie zu bitten, ihnen auch weiterhin hilfreich zur Seite zu stehen. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wünscht allen Helfern der Blinden ein frohes, gesegnetes Weihnachtsfest.

LUCIE IMMER

Daamours Abenteuer

„Daamour, Bahnhof Trier" lautete das Telegramm, welches Doktor Laurent seiner jungen Frau reichte. Ein freudiges Lächeln glitt über ihre traurigen Züge. „Wie kommt er denn nach Trier?" fragte sie verwundert. „Kann ich dir auch nicht sagen", meinte er. „Jedenfalls fahre ich mit dem Halbzweiuhrzug ihn zu holen. Ich kann noch mit dem letzten Zug zurückkommen."

Allein in seinem Abteil, Trier zufahrend, sah sich Dr. Laurent in Gedanken um einige Jahre zurückversetzt. Gleich nach dem ersten Weltkrieg wurde er als junger Militärarzt nach Marokko versetzt. Seine dortige Zeit war fast abgelaufen, als er eines Tages durch die alten Gassen der Stadt, in der er weilte, schlenderte. Da fesselte ihn ein reizendes Bild. Unter einem kunstvoll gehauenen, steinernen Torbogen kauerte ein weißbärtiger Araber. Am Boden vor ihm stand ein Korb mit jungen Hunden. Einer von ihnen war besonders lebhaft und wollte unbedingt seinem engen Bereich entweichen. Das Tierchen gefiel ihm derart, daß er es einhandelte. Mit dem lustigen Quecksilber namens Daamour auf dem Arm schritt er vergnügt seiner Behausung zu. Drei Monate später kehrte er in die Heimat zurück und schenkte Daamour seiner Braut. Bald danach heiratete er und wurde dann nach Düren (Rheinland), damals von der französischen Armee besetzt, versetzt. Dort lebte das junge Paar schon mehrere Jahre. So oft es ihnen möglich war, fuhren sie zu den Eltern der jungen Frau, welche in der Nähe von Metz ein Landgut besaßen. All die Jahre war es stets derselbe Weg gewesen. In Metz mußte man umsteigen; noch eine kurze Fahrt mit einem Vorortzug, und schon war man am Ziel.

Dr. Laurent sollte seinen Sommerurlaub antreten. Seine Frau ging emsig, die Koffer packend, hin und her. Daamour — kurz Damm Saam benannt — stand in der offenen Schlafzimmertüre und überwachte argwöhnisch jede Bewegung seiner Herrin. Es war ein mittelgroßer, bildhübscher, schneeweißer Foxterrier. Sein pechschwarzes Näschen stand, stets nach Abenteuer schnuppernd, in der Luft. Um das eine Auge hatte er einen feinen schwar-

DAS LICHT VON BETHLEHEM

Im Stall zu Bethlehem erstrahlt ein Licht.
Vom Kinde und der Mutter geht es aus.
So wie es golden aus der Enge bricht,
so strahlt es segnend uns in jedes Haus.

Erlösung ward und Friede uns gebracht,
und abertausend Herzen werden still,
vereint im Hohen Lied der Heil'gen Nacht,
wie es das Kind im Krippenbettchen will.

Zwei Augen blicken uns voll Liebe an,
erforschen Heil und Weh der ganzen Welt.
Der Himmel ward durch sie uns aufgetan,
der Erde Nacht durch diese Nacht erhellt.

Der Mutter Glück im Stall ist namenlos,
die Kälte fühlt sie nicht und nicht den Wind.
Gab sie in Liebe doch der Erde Schoß
in dieser Nacht das Gotteskind!

Auf ihrem Schoße segnet es die Welt,
im Händchen nur ein Stück vom Krippenstroh,
kein Zepter, wie's den Königen gefällt —
und doch: ist gleich ein König irgendwo?

Ein Stern zuckt auf, er weist den Weg zum Stall,
zum Licht den Königen, der Hirtenschar.
O Licht von Bethlehem, sei überall
in dieser Nacht, die stets die größte war!

TRAUDE SINGER

zen Ring, der aussah als trüge er ein Monokel, was ihm ein verschmitztes Aussehen verlieh. „Hol deine Bürste", rief seine Herrin, die ihn stehn sah. Flugs stob er davon. Man hörte ihn irgendwo rumoren. Gleich darauf kam er zurück und warf die Bürste, die er in der Schnauze hielt, krachend vor seiner Herrin Füße. Lachend schob sie sie in einen Koffer. Eben kam der Doktor heim. Daam begrüßte ihn mit ein paar eleganten Luftsprüngen und rannte dann vor Freude durch die ganze Wohnung. Er wußte genau was dies alles bedeutete. Endlich war man so weit. Er sauste die Treppe hinab, kläffte, daß es klang wie ein Jauchzen: „Fort, fort!"

Im Zug lag er bequem auf einer Decke und dachte an die kommenden Freuden. Da war zuerst einmal die schokoladefarbene Jagdhündin Frika, seine besondere Freundin. Was war das für ein Allotria, wenn sie zusammen durch den Park tollten! Oder wenn er am Gitter des großen Geflügelhofs entlanglief und ordentlich bellend den alten Truthahn begrüßte, der ihn — aus wer weiß was für einem Grund — nicht leiden konnte. Er ärgerte sich immer dermaßen, daß er nicht mehr wußte, woher er die Farbe für seinen roten Hals nehmen sollte. Das Komische war, daß alles, was sich im Hof befand, gackerte, schnatterte, krächzte und kollerte. Je mehr er bellte, desto toller war es. Einmal, als es eben am schönsten war, hatte die Sache ein jähes Ende genommen. Sein Herr kam dazu und hatte ihm einen gehörigen Denkzettel verabfolgt. Seitdem machte er sich schleunigst davon, wenn jemand in die Nähe kam. Na, und der große Garten! Was es da alles zu erkunden gab. Nur mußte man das möglichst tun ohne daß der alte Herr es merkte. Er hatte gar kein „Verständnis" für die Untersuchung eines Mauselochs in einem frischbepflanzten Beet. Dennoch hing er sehr am alten Herrn und war fast ständig bei ihm. Nur einmal war er gar nicht nett gewesen. Im Park bemerkte er eines Tages etwas sonderbares, rundes, stachliges, das zu leben schien und auch wieder nicht. Er stellte ein wütendes Verhör an, aber das Ding rührte sich nicht. Statt dessen packte ihn der alte Herr am Fell und stubbste ihm unversehens die Nase darauf. Erschreckt aufheulend floh er, sich ein ganzes Weilchen die empfindliche Nase im Grase reibend.. Der alte Herr hatte gelacht und so etwas gesagt wie: „Laß du ja meine Igel in Ruh'!" Seither interessiert er sich gar nicht mehr für solch stachliges Zeug. Es gab genug andere Wunderdinge, sich die Zeit zu vertreiben.

Man war bereits seit einigen Tagen in St. Germain und freute sich seines Daseins. Das junge Paar war zu anderen Verwandten gefahren, aber Daam vermißte es kaum, war er doch fast stets mit dem alten Herrn draußen. Selbst wenn er rastend im Schatten der Bäume seine Zeitung las, lag Daam daneben und hielt ein Schläfchen. Eines Nachmittags jedoch saß der alte Herr allein im Garten. Der Abend kam, kein Daam war zu finden. Man suchte ihn überall vergebens. Am Vormittag — das war gewiß — war er noch da gewesen. Anderntags ging der alte Herr im Dorf nach ihm auf die Suche. Niemand, außer einem Schuljungen, wollte ihn am Vortage beim Bahnhof gesehn haben. Das war aber höchst ungewiß. Er suchte sich damit zu trösten, daß der Hund nicht weit sein könne und längst wieder da wäre, bis seine Tochter anderntags heimkäme.

Am Tage zuvor stand gegen halb zwei Uhr nachmittags ein Herr in Uniform etwas ab-

seits von andern Reisenden auf einem Bahnsteig des Metzer Hauptbahnhofs. Belustigt sah er auf einem andern Bahnsteig eine eilige Menschenmenge einem Vorortzug entrinnen und dem Ausgang zustreben. Da sprang ein weißer Hund aus einem Abteil und wendete sich resolut der Ausgangstreppe zu. Wenige Augenblicke später erschien das Tier auf seinem eigenen Bahnsteig. Er lief langsam durch die wartenden Reisenden und betrachtete sie scheinbar sehr aufmerksam. Besonders Militärpersonen schienen ihn zu interessieren. Endlich stand das Tier auch vor ihm und schaute ihn mit seinen klugen Augen fragend an. Ihn betrachtend, meinte der Herr: „Du suchst wohl deinen Herrn, Kleiner. Da kann ich dir aber nicht helfen." Gleich darauf fuhr der Zug donnernd in die Halle und alles drängte zu den Wagen. Der Herr hatte es sich, während der Zug Metz verließ, in einer Ecke bequem gemacht und las in einem Buch. Nach einer Weile hob er den Kopf. War da etwas an seinen Füßen? Sprachlos vor Staunen sah er den weißen Hund vor sich. Dieser hatte etwas so Bittend-Flehendes in seinem Blick, daß er ihm leid tat. Indem er über das Köpfchen strich, sagte er: „Ja, Kerlchen! Was willst du denn von mir?" Er drehte das Halsband und fand auf einer Plakette den Namen „Daamour" sowie die Adresse des Besitzers. Er lächelte, zu dem Hund gewandt, meinte er: „Du scheinst mir ein ganz Schlauer zu sein!" Ein Zufall wollte es, daß auch er Arzt war. (Damals trugen die Militärärzte noch breite dunkelrote Streifen an den Beinkleidern.) Die Ähnlichkeit der Uniform dieses Herrn mochte den Hund wohl bewogen haben, sich an ihn zu halten. Er überlegte. Er mußte dem Tier, daß sich so vertrauensvoll zu ihm stellte helfen. Nur wie? Daamour gehörte nach Düren, er selbst stand jedoch in Koblenz. Er mußte in Trier umsteigen. Er hatte eine halbe Stunde Aufenthalt. Das mußte genügen, den Hund in gute Hand zu geben, daß ihn sein Herr holen konnte. Er notierte sich die Adresse und schrieb ein Telegramm. In Trier begab er sich zum Bahnhofskommandanten, schilderte sein Erlebnis mit dem vierbeinigen Begleiter, bat um Aufgabe des Telegramms und ließ Daamour in dessen Obhut, bis ihn sein rechtmäßiger Herr abholen würde.

Kurz nachdem Dr. Laurent den Hund zu holen abgereist war, trat seine Frau zur Mutter ins Zimmer und fragte: „Wo ist denn der kleine Koffer, der stets neben unserer Türe steht, wenn wir hier sind?" — „Ach", meinte die Mutter, „als der Flur frisch gewichst wurde, stellte man ihn wohl in den Wandschrank." — „Nun, da haben wir des Rätsels Lösung", sagte Frau Laurent, „wo wir uns befanden, wenn wir auf Reisen sind, so lange Daam den Koffer sieht, weiß er, daß wir da sind. Es ist anzunehmen, daß er glaubte, wir seien ohne ihn fort und wollte uns nach. Da wir immer denselben Weg nehmen und stets zu gleicher Stunde reisen, hat er wohl den Zug genommen." Zwei Tage später kam ein Brief aus Koblenz, welcher die Vermutung bestätigte.

Als Dr. Laurent Daam in Trier in Empfang nahm, wußte niemand zu sagen, wer glücklicher war, der Herr oder sein treuer Hund.

hoffentlich

ALLIANZ versichert

wenn ein Dieb Dein Auto stiehlt

WIENER ALLIANZ VERSICHERUNGS A.G.

ABONNIEREN SIE

„Unser Schaffen"

Dank an den österreichischen Dichter Max Mell zu seinem 80. Geburtstag

Im Kindesalter hab' ich's erfahren
und will's bis zum Alter bewahren.

Fünfzig Jahre nach Goethes Heimgang, 1882, ist Max Mell geboren, am 10. November. Es ist der Gedenktag von Schillers Geburt. Sein Vater, Alexander Mell, wirkte damals als Schulmann in Marburg an der Drau, der kleinen steirischen Stadt, die heute zu Jugoslawien gehört. Nicht allzu weit liegen die wohlerhaltenen Reste eines heidnischen Heiligtums, das Wolfram von Eschenbach, der einst durch diese Gegend gezogen ist, im „Parzival" erwähnte. Auf der vulkanischen Erde dieses gesegneten Landstriches reift die von den Römern hierher gebrachte Rebe.

Das Andenken des Vaters Max Mells, dessen Vorfahren — Offiziere und Pädagogen — aus Elbogen bei Karlsbad stammten, bleibt mit der Geschichte der Blindenbetreuung innig verbunden. Ein Lehrer, Freund und Führer dieser vom Schicksal Enterbten, hat er das Blindenwesen nicht nur für Österreich auf eine neue Grundlage gestellt. Max Mell war wie kein andrer Dichter Österreichs mit dem Blindenwesen verbunden. Er hatte das einmalige Glück, in einer Welt zu leben, die dem Dunkel geweiht war. Er wollte aus sich, aus seinem Milieu hinaus und konnte aber den Jugendeindruck, er konnte die blinden Menschen, die ihn in seiner Jugendzeit umgaben, nicht vergessen. Max Mell hatte diesen Eindruck in sich bewahrt, ihn mitgenommen bis in sein hohes Alter. Dieser große österreichische Dichter ist mit der Zeitschrift „Unser Schaffen", ist mit allen Blinden heute noch verbunden. Alle Blinden Österreichs und vor allem die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs entbieten hiermit Max Mell anläßlich seines Jubiläumstages die herzlichsten Grüße.

In zahlreichen Publikationen wurde das Schaffen und Wirken des Dichters gewürdigt. Aber für uns, für die Nichtsehenden, ist er mehr. Er ist nicht nur ein Dichter, für uns ist er ein Freund, den wir lieben und verehren. Das nachstehende Gedicht wurde von uns mit besonderer Absicht ausgewählt, denn auch hier spiegelt sich Mells Beziehung zu den kranken, hilfsbedürftigen Menschen.

KURT KLEBERT

PARACELSUS

Der Mensch ist geboren, daß er stirbt.
Er ist geboren, nicht nur daß er stirbt.
Faß Hochmut, Mensch! Durch Gott bist du hier;
Hochgemut deswegen will er von dir.
Er hat Wunder mit dir getan
und fragt nach sich selber bei dir an.
Kennst nicht die Frage, die in dir rauscht?
Was, hörst sie nicht? Ich hab' sie erlauscht.
Nicht Menschen haben mich's gelehrt.
Die haben mich getadelt, beschwert,
verjagt und meinen Namen geschändet,
ich aber hab's mir zum Heil gewendet.
Denn wo Krankheit ist, gedeiht auch Arznei.
Ich lief die Länder, die Straßen frei,
ich war in der Pflanze, ich war im Tier,
die Mineralia hab' ich erlaufen mir.
Viel gibt's. Doch nichts im Himmel und auf Erden,
das nicht im Menschen kann gefunden werden.
Ich bin gern Mensch. Ich such' ohne Rast,
was in ihm ist zusammengefaßt.
Drum auf, Arzt! Untersuch und erkenn,
wie du stehst vor Gott dem Allmächtigen.

MAX MELL

HEINZ HEINOLD (Königswusterhausen)

Internationaler Kongreß für Rehabilitation

Einberufen von der Deutschen Gesellschaft für die gesamte Hygiene in der Deutschen Demokratischen Republik, wurde in Dresden der III. Internationale Kongreß für Rehabilitation durchgeführt. Ärzte, Pädagogen, Psychologen und Mitarbeiter der Sozialhygiene aus 25 Ländern trafen sich hier, um in über 200 Vorträgen ihre Gedanken und Erfahrungen auf dem Gebiet der Rehabilitation geschädigter Menschen mitzuteilen. Die Bedeutung des Kongresses wurde unterstrichen durch die Anwesenheit vieler ausländischer Teilnehmer und Vertreter der „International Society for Rehabilitation of the Disabled" sowie der Weltgesundheitsorganisation.

Für uns als Vertreter der Blindenbildung war es eine besondere Freude, Herrn Prof. Barzi aus Budapest die Hand drücken zu können, dessen Name weit über die Grenzen seiner ungarischen Heimat hinaus als Nestor der Heilpädagogik bekannt ist. Zu einem besonderen Erlebnis wurde auch der von ihm mitgebrachte und unter Mitwirkung des Leiters der Budapester Blindenanstalt gedrehte Kulturfilm „Der weiße Stock". Der in französischer Sprache laufende Film gibt einen Einblick in die erfolgreichen Bemühungen ungarischer Blindenpädagogen, ihre Schüler zu allseitig gebildeten Persönlichkeiten zu entwickeln.

Hilfe für Sehschwache

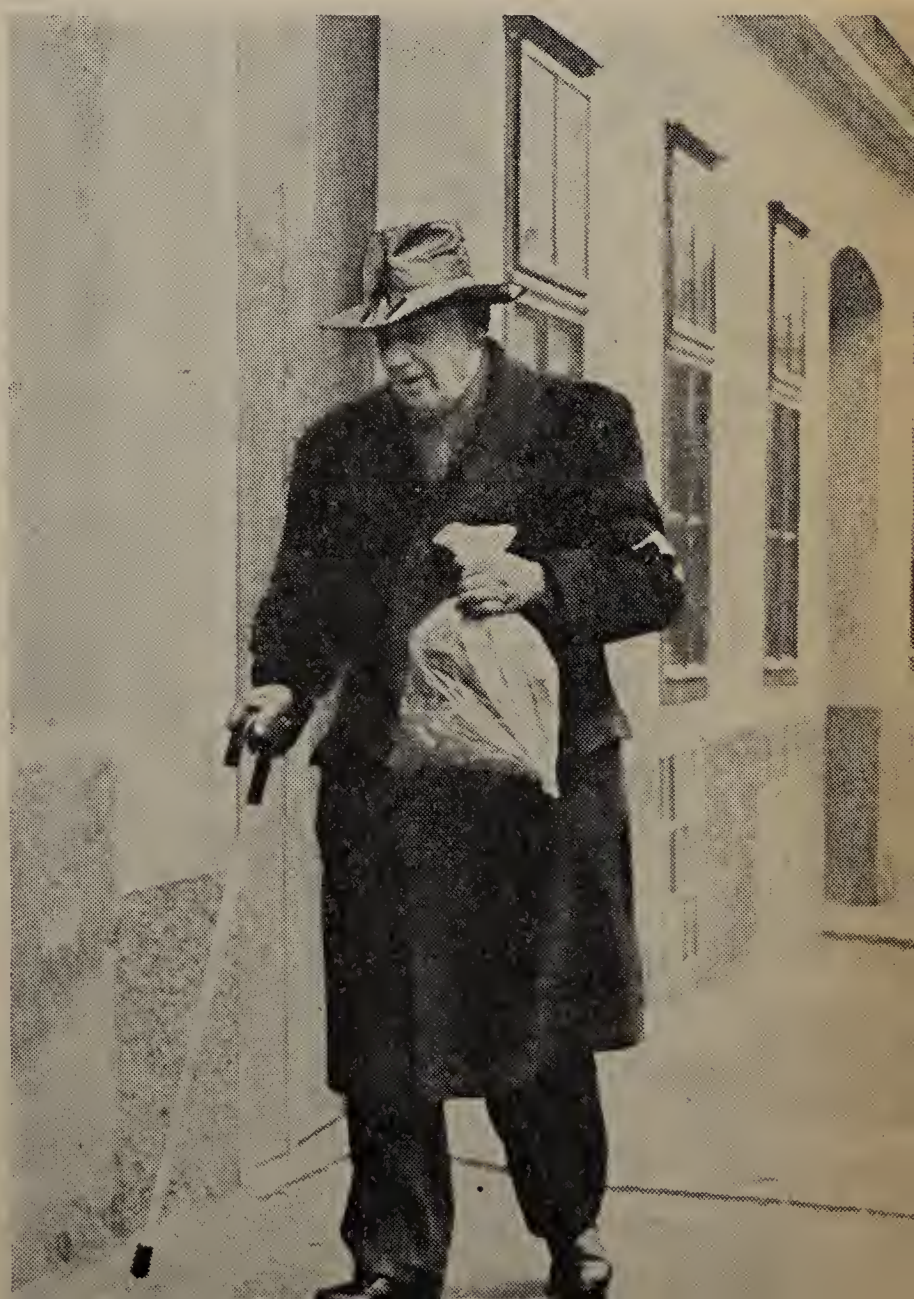
Blättert man im Programmheft des Kongresses, so zeigt sich die Skala der aufgeworfenen Probleme von allgemeinen Fragen der Organisation der Rehabilitation in den einzelnen Ländern über rein medizinische und sozialpolitische Fragen bis zu den Gebieten der Sonderschulpädagogik. Auf dem Gebiet der Rehabilitation Sehgeschädigter war unsere Republik vertreten durch einen Vortrag von Professor Dr. Sachsenweger, Leipzig, zum Thema „Augenärztliche Probleme bei der Rehabilitation Sehschwacher". Beachtlich sind seine Bestrebungen, durch seine Untersuchungen den sehschwachen Jugendlichen den Weg in den Beruf zu ebnen. In einem Experimentfilm wurden verschiedene Berufsbilder unter dem Aspekt dargestellt, welche Sehschärfe für eine bestimmte Arbeit bzw. Arbeitsphase erforderlich ist.

Sehr begrüßenswert sind auch die Entwicklungsarbeiten von Professor Sachsenweger auf dem Gebiet der Sehhilfen. In einer zum Kongreß gehörenden Ausstellung waren verschiedene beleuchtete Leselupen und andere Hilfsmittel zu sehen, die auch in unseren Sehschwachenschulen gute Hilfe zur weiteren Verbesserung der Unterrichtsarbeit leisten können.

Zu den Prinzipien der Sehschwachenbildung in unserer Republik sprach in einem anderen Vortrag Wolfgang Fromm, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sonderschulwesen

Mit dem Stocke tastend, sucht und findet unser alter Freund seinen Weg. Das Gehör ist gut geblieben, und er spitzt die Ohren, um alle Geräusche wahrzunehmen, die ihm beim Fortbewegen auf der Straße helfen können. Es bringt ihm niemand etwas in sein Heim, und so macht er sich auf den Weg, um das jeweils Benötigte zu besorgen. Ab und zu finden sich hilfsbereite Menschen, die ihn ein Stück Weges begleiten und ihm einige freundliche Worte sagen; das tut gut, Freundlichkeit tut immer gut.

Photo Pressebild-Agentur Cerny



der Humboldt-Universität Berlin. Ausgehend von der getrennten Schulbildung für blinde und sehschwache Kinder, betonte der Referent nach der Darlegung der Visusgrenzen beider Defektgruppen die notwendige Zusammenarbeit zwischen Augenarzt und Pädagogen zur Beurteilung der Grenzfälle. Eingehend auf die Prinzipien der Sehschwachenbildung an den zehnklassigen polytechnischen Sehschwachenschulen, wurden die besondere Ausstattung der Unterrichtsräume sowie die Anwendung spezieller Hilfs- und Unterrichtsmittel erläutert. Abschließend erhielten die Zuhörer einen Einblick in die Eingliederung sehschwacher Jugendlicher in den Arbeitsprozeß sowie die speziellen Ausbildungsmöglichkeiten für Industriewerker, Stenotypisten und Masseure.

* * *

Über die Rehabilitation blinder Kinder referierte in einem Lichtbildervortrag der Verfasser dieses Berichtes. Die Ausführungen umfaßten Bemerkungen über den Abschluß der Zentralisation des Blindenbildungswesens als Voraussetzung für eine allseitige Erziehungs- und Bildungsarbeit. Die polytechnische Bildung am Unterrichtstag in der Produktion ist auch an den beiden Blindenschulen unseres Staates das Kernstück der Schularbeit und durchdringt als Prinzip die gesamte Bildung und Erziehung. Der Unterricht in den Geistes- und Naturwissenschaften sowie die körperliche Ausbildung und die musische Erziehung ergänzen die allseitige Entwicklung der blinden Schüler. Des weiteren wurde auf die notwendige Zusammenarbeit zwischen Ärzten, Psychologen und Pädagogen hingewiesen.

In verschiedenen Farbphotos wurden Blindenhilfsmittel gezeigt. Die Bilder und auch der Ausstellungsteil über Lehr- und Hilfsmittel für Blinde waren von Paul Georgi, Karl-Marx-Stadt, ausgezeichnet zusammengestellt worden.

Gerhard Brix, Blindenlehrer in Karl-Marx-Stadt und Mitglied des Zentralvorstandes des ADBV, sprach in viel beachteten Ausführungen über die Eingliederung Blinder in das Berufsleben. Er berichtete, daß die berufliche Rehabilitation Jugendblinde, Späterblindete und Nichtsehende mit zweitem Defekt umfaßt. Die Jugendlichen beginnen nach Verlassen der Oberschule mit der Berufsausbildung. Jüngere Späterblindete besuchen erst eine Vorbereitungsklasse, während ältere häufig nur eine Kurzausbildung in einem Rehabilitationszentrum erhalten. Eingehend sprach der Referent auch von der Rehabilitation Blinder mit zweitem Defekt. Abschließend betonte er, daß bei der Eingliederung in den Arbeitsprozeß Ausbildungsstätte, Staatsorgane und Allgemeiner Deutscher Blinden-Verband eng zusammenarbeiten. Der Verband fördere besonders die Qualifizierung der blinden Werktätigen und die Erforschung neuer Arbeitsmöglichkeiten.

Leider gab es von ausländischen Teilnehmern, wenn man von einigen Bemerkungen Professor Barzis und dem bereits oben erwähnten ungarischen Film absieht, keine speziellen Vorträge zu Blindenfragen. Damit sei nicht gesagt, daß wir aus der Vielzahl der Vorträge nicht auch bestimmte Impulse erhalten hätten. Die Rehabilitation geschädigter Menschen umfaßt viele Seiten, und so konnten wir z. B. für sozialpolitische Probleme oder in allgemeinen Fragen der Entwicklung geschädigter Kinder wertvolle Hinweise erhalten.

* * *

Während des Kongresses fand auch die Gründungsversammlung der Gesellschaft für die Rehabilitation statt. Innerhalb dieser Gesellschaft wird eine Arbeitsgemeinschaft „Geschädigte Kinder und Jugendliche“ unter Leitung von Prof. Dr. Vogt auch die Probleme der Blindenpädagogik behandeln. Es bleibt zu hoffen, daß, ausgehend von diesem II. Internationalen Kongreß für Rehabilitation, auch die Fragen der Rehabilitation Blinder auf künftigen Tagungen stärkere Beachtung finden. Immerhin gab uns bereits dieser Kongreß die Möglichkeit, unsere Prinzipien und bisherigen Arbeitsergebnisse vor einem größeren Kreis von Fachleuten darzulegen.

IMMER WIEDER . . .

Immer wieder, wenn im Tale
Neu erwacht das erste Grün,
Fängt es auch mit einem Male
Neu im Herzen an zu blühn.

Unaufhaltsam immer wieder
Sproßt des Grases junger Flor,
Unaufhaltsam strömen Lieder
Ewig aus der Brust hervor.

MARGARETE GRUBER

GEORGE SAIKO

DAS ANDERE LEBEN

Ellis redete noch immer davon, wie schwierig es war, sich von Tante Celeste freizumachen. Harold behielt also trotz der Kurve das Tempo bei und zeigte sich angelegentlich von der Gegend beeindruckt. Da bemerkte er die Bucht, zwischen Pinien und Kaktusbäumen heraufschimmernd, den Küstensand von hellgrünem Schaum überspült. Die Bucht lag da wie nicht zur übrigen Landschaft gehörig, von ihr ausgeschlossen. Unwillkürlich fuhr Harold langsamer, aber er konnte keinen Weg entdecken. Er deutete mit dem Arm, plötzlich sonderbar beschwingt, stumm; es war mit Worten wirklich nichts darüber zu sagen.

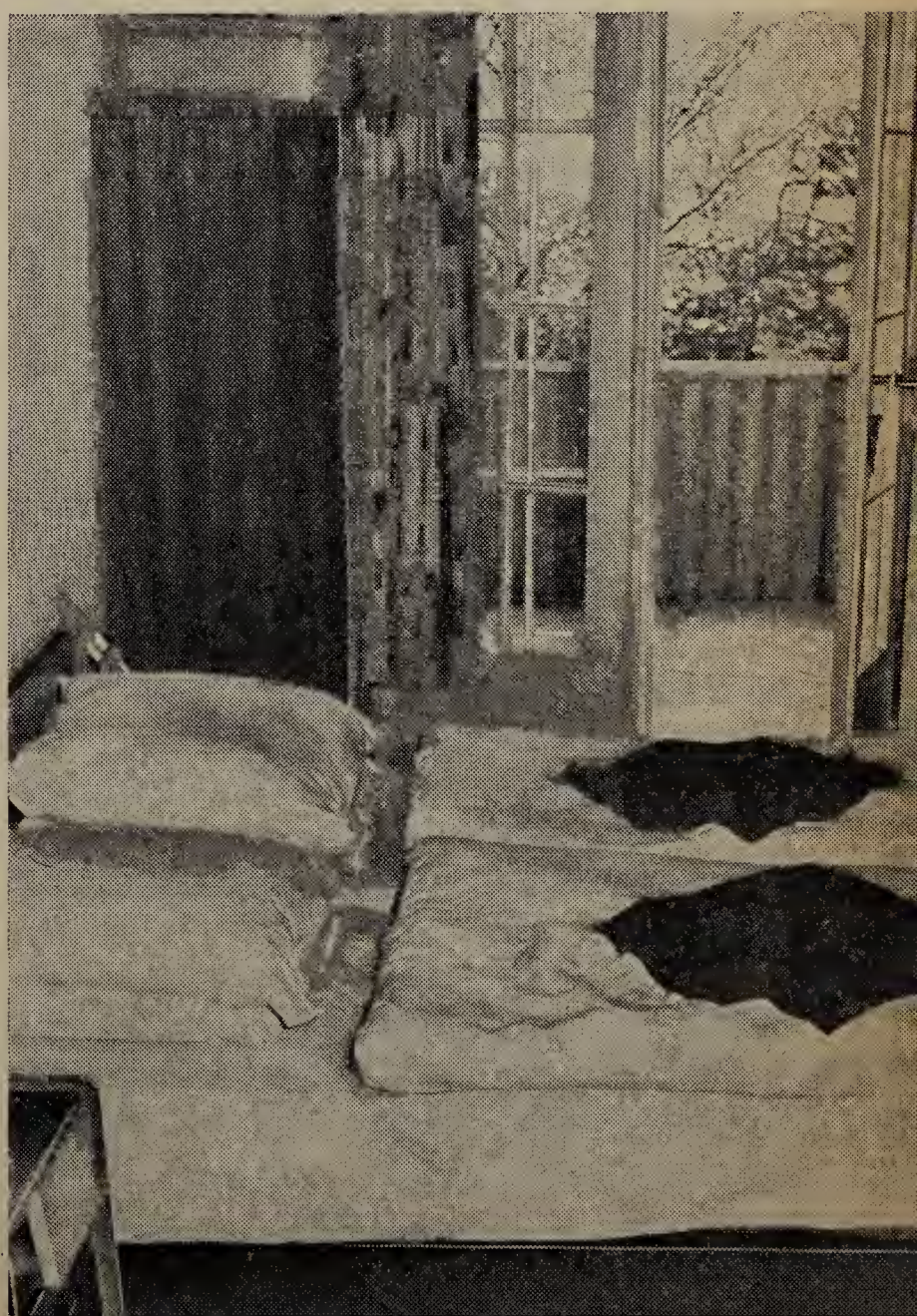
„Ja", nickte Ellis, „herrlich! In einer Stunde sind wir bei Tante Celeste. Ich bin so neugierig, das heißt nicht eigentlich neugierig, nur ein bißchen unruhig, welchen Eindruck du auf sie machen wirst." Wahrscheinlich bewirkte es sein Gesicht, daß sie leicht betreten hinzufügte: „Nein, gar nicht unruhig. Natürlich ist es gleichgültig . . . eben eine alte Frau, die wir zum Glück einmal beerben werden." Tante Celeste sah aus wie ein nackthalsiger Kragengeier. Sie erzählte Harold, daß nur der Süden sie so lange am Leben hielt. Immer lagen ihre bläulichen Lider über den scharfen Pupillen, aber sie schlief nicht. Ihre Stimme klang eher kraftlos und dennoch sehr entschieden. Harold sah sich mit Bestürzung einem Wesen gegenüber, das es mühelos zustandebrachte, von Ellis auch im Geringfügigsten respektiert zu werden. Es war genau so, als ob Ellis nicht mehr zu ihm gehörte.

Der Kragengeier schraubte seinen faltigen Hals in die Höhe, behielt das dünne Häutchen über den Pupillen und forderte Harold auf, näher zu treten. „Du hattest es nicht gerade eilig, dich zu präsentieren. Ich denke, du kommst morgen mit. Diesmal bin ich ohnedies spät dran mit meiner Kur. Natürlich werdet ihr bei mir im Sanatorium wohnen."

„Nein", sagte Harold. Der Kragengeier hob ein wenig den Kopf. Konnte er durch die blauen Häutchen hindurchsehen? Jetzt erst setzte Harold hinzu: „Tut mir leid, daß es nicht möglich ist, wirklich . . ." Plötzlich waren die Häutchen verschwunden, die scharfen Pupillen hielten Harold mit unglaublicher Verwunderung fest. Harold sagte: „Ja, du hast richtig gehört. Es ist da nämlich ein Ort, eine Bucht, die ich noch besuchen möchte."

Ganz besonders schön sind die neuen Möbel im Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg bei Grimmenstein.
„Hier", sagte kürzlich eine 86jährige blinde Frau, „fühlen wir uns wie im Paradies. Wir sind allen gutherzigen Menschen dankbar, die mitgeholfen haben, dieses erste österreichische Blindenaltersheim zu schaffen und einzurichten. Wie bitter war doch unser Leben, solange wir noch in unserer eigenen Wohnung mit den vielen Alltagsschwierigkeiten fertig werden mußten."
Die Einrichtung dieses für Österreich einmaligen Heimes findet allgemeine Bewunderung der Besucher, und es wird besonders hervorgehoben, daß eigentlich gar nichts daran erinnert, daß es sich um ein Heim für Blinde handelt. Trotzdem fühlen sich auch die weniger geschickten Blinden sehr bald überall zurecht, ja, sie helfen sogar den Neueingetretenen und unterweisen sie in der Orientierung im Hause.

Photo Heinz Vogel



GEWITTERBILD

Einem Ungeheuer gleich
Steigen Wolken aus dem Meer,
Herrschen will des Sturmes Reich
Und der Blitze starkes Heer.

Dunkel überfällt die Flut,
Die der Brandung Kronen trägt;
Tosend, wie in irrer Wut,
Wellengischt ans Ufer schlägt.

Wogen türmen sich empor,
Immer mehr versinkt die Sicht;
Finsternis reißt auf ihr Tor,
Nahe scheint das Weltgericht.

Furchterregend dräut die Nacht —
Doch ich glaube an das Licht!
Meiner Hoffnung hohe Macht
Selbst des Leides Ketten bricht.

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Ellis kam herein, wußte sofort, wovon die Rede war. „Aber du sagst doch selbst, daß es keinen Weg dorthin gibt." Harold entgegnete zum Kragengeier hin: „Ich denke, daß Ellis . . . ich lege Wert darauf, daß sie mitkommt." — Die blauen Häutchen sanken wieder herab. Tante Celeste fragte mit sanfter Stimme: „Solltest du tatsächlich nicht gemerkt haben, daß es hier darauf ankommt, worauf ich Wert lege?" — „Nein, darauf wäre ich nicht verfallen."

Harold sagte und wandte sich dabei an Ellis, er sprach zu Ellis, als sei er mit ihr allein: „Wenn wir noch nicht verheiratet wären, würdest du dann . . ." — Ellis fühlte die fremde Spannung, die in seiner Stimme schwang. Ihre ein wenig zu kurze Nase schnupperte als nähme sie Witterung, und ihr fleischiger Mund schob sich nachdenklich vor. Ohne Frage wirkte sie in einem ganz physischen Sinn begehrenswert.

„Oh, Familienrücksichten, Liebling. Vorher? Da wäre ich mit dir gegangen. Selbstverständlich. Aber jetzt, nachher? Jetzt gehe ich mit Tante Celeste." — Völlig unbefangen, lächelnd, vollzog sie den Schnitt, der sie von ihm löste, sie an die Seite Tante Celestes stellte und ihn allein ließ.

Natürlich gab es den Weg in die Bucht, über die verschieden grünen Terrassen ringsum und den Brunnenplatz in halber Höhe. Unten vor den gelben Voluten des Kirchenportals stand eine Yucca von erstaunlicher Höhe, die breite Fächerkrone filigran in den Himmel gestanzt. Das Meer schob sich heran, mit dem Firmament um die Wette dröhnend vor Bläue; unendlich hatte Harold es neben sich. Oben glitten die Autos dahin, nicht größer als Sandflöhe. Dort oben war die Welt der gewohnten Maße. Hier aber war das andere Leben, das zu ihm gehörte. Mit der sehnsüchtigen Begierde des Nordländers nahm er es in sich auf, alle seine Poren sogen sich voll davon.

Er saß vor der Vendita an dem abgescheuerten Tisch, sah durch das Gitterwerk der aufgespannten Netze. Die Frauen stiegen aus den Wein- und Orangengärten herab, flache Bastschüsseln mit Früchten oder Tonkrüge mit Wasser auf den Köpfen balancierend. Wenn nur die Art des Tragens ihr gelassenes Schreiten zur Voraussetzung hatte, war ihnen die Gemessenheit jeder Bewegung längst zur natürlichen Eigenschaft geworden. Harold sagte zur Wirtin: „Ich möchte hier bleiben, ein paar Tage nur, vielleicht eine Woche." — „Warum? Hier ist doch nichts, keine Sehenswürdigkeiten, weder Ruinen noch Denkmäler. Die Männer fangen Fische, die Frauen bestellen die Weinberge. Nein, hier gibt es gar nichts." — „Auch keinen Raum, den man mieten kann?" — Die Wirtin schüttelte den Kopf.

Harold ging von Haus zu Haus. Es gab Frauen, die — kaum daß sie verstanden hatten — die Tür zuschlugen, und es gab Männer, die über die Idee des Fremden lächelten. „Aber warum, warum? Noch nie hat jemand verlangt, hier zu bleiben."

Der Ortsvorsteher bot ihm den Platz unterm Feigenbaum an. Harold sah die Töchter mit den schmalen Tonkrügen auf den Köpfen herankommen. Hochgewachsene dunkle Mädchen, deren Blicke schnell und, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, forschend unter den gesenkten Lidern hervorglitten, den Fremden schweigend abfragten, ernst, voll Neugier und von einer Verhaltenheit, hinter der Harold Temperament und Intelligenz spürte. Die Jüngere stellte den Wein und die Trauben vor ihn hin. Sie senkte ihren Blick nicht, sondern nahm den seinen auf, ohne Befangenheit, selbstbewußt, überglänzt von dem, was rings verheißungsvoll aus der im Abend glühenden Bucht hervorbrach. Harold

sagte: „Ich werde hier bleiben.“ Jetzt erst wandte sie sich zur Seite. Die Kirchentür war offen, der herabhängende Vorhang weit zurückgeschlagen. Er betrachtete die wächsernen Heiligen in verschlissenem Samt und Flitterwerk, die in Vitrinen wie in Glaskäfigen vor den Pfeilern standen. Heilige gegen die Krankheiten des Viehs, gegen Feuer und Wetterschaden, für die Empfängnis und gegen Fehlgeburten. Vor jedem Käfig lagen Nachbildungen von Herzen und kranken Gliedern in Teig und Holz. Ein paar Alte knieten da, zählten lamentierend ihre Gebrechen auf. Wie mit ihresgleichen redeten sie mit den Heiligen, deren Wohlwollen und Geneigtheit durch Bitten, Versprechungen und Gegenleistungen erst gewonnen werden mußte. Einen Raum für die Nacht, dachte Harold, vielleicht gab es einen Heiligen, der ihm eine Schlafstätte verschaffen konnte. Vielleicht war ein Heiliger die einzige Instanz, die das hier zuwege brachte.

Draußen stieß er auf eine magere, vertrocknete Person, die eine Bäuerin hätte sein können. Er benahm sich wie unter einem Zwang, als hätte er einen Auftrag zu erfüllen, der über sein Leben entschied: „Es muß doch irgendwo ein Zimmer geben, ein Bett für die Nacht.“ — „Ich bin die Lehrerin“, entgegnete sie abweisend. Harold deutete auf die braungolden leuchtende Bucht, die farbig verlöschenden Hänge.

„Ich möchte unbedingt hier bleiben.“ — Wie zur Begründung — und weil er nicht gut italienisch sprach, um nicht ausführlicher sein zu müssen — setzte er hinzu: „Un paradiso!“

Die Frau sah in an wie einen Irren. Dann brach es mit einer Grimasse des Ekels und der Verzweiflung aus ihrem sonnverbrannten, verzerrten Gesicht, das nicht alt wirkte: „Ein Gefängnis!“ — Sie überschüttete ihn mit ihrem Gelächter. Und ehe sie sich abwandte: „Welch primitive und barbarische Art zu leben! Wie kann man hier bleiben wollen!“

Den schneidenden Hohn dieses Lachens noch im Ohr, ließ Harold den Motor an. Die jüngere Tochter des Ortsvorstehers stand noch immer unter dem Feigenbaum; ringsum die Kinder, die ihm zugewandten Gesichter in den Fenstern. Nur sie schien ausschließlich damit beschäftigt, die Trauben, die er nicht angerührt hatte, auf dem Teller umzuordnen,

so daß sie nicht hersehen konnte. Seine Blicke umfaßten ihre gestraffte Gestalt, ihren Mund, der sich schwellend und unberührt aus dem mageren, klar geschnittenen Gesicht hob. Er fühlte die zitternde Bewegung der blauen Schatten unter ihren Lidern bis herüber, als sei sie nicht von dem abendlichen Licht bewirkt, sondern von etwas anderem, das zu benennen er nicht die Kraft hatte.

Ellis empfing ihn mit einem Lächeln der Zuversicht und des Sieges, das sich nicht bis zu Worten vorwagte. Aber sie war außerstande, ihre Überraschung zu verbergen. Er sah ihr von unten her in die Augen, prüfend, grüblerisch-unentschlossen. Ihre noch immer strahlende Fassade schwand in Augenblicken. Es klang beinahe nach Dankbarkeit, als sie sagte: „Wie du recht hattest! Wir wohnen natürlich nicht bei Tante Celeste . . .“

Glaubte sie wirklich, damit den Riß zu vernebeln, daß sie sich gegen ihn entschieden hatte? Sie sagte merkwürdig kraftlos, fast flehend: „Ja, wir ziehen in eine nette kleine Pension in der Nähe. Ich habe es ihr bereits mitgeteilt.“

Weihnachten im Helen-Keller-Haus in Jerusalem

erzählt von CHRISTINE M. HOLMES

Die ersten Weihnachten waren für alle eine glückliche und frohe Zeit. Die Vorbereitungen für das Fest begannen am Mittwoch vor Weihnachten, als wir den Christbaum putzten und den Festraum dekorierten. Dies war eine völlig neue Beschäftigung für die Mädchen, denn, obwohl viele von ihnen bereits jahrelang in Blindenheimen gelebt hatten, wo auch Weihnachtsbäume aufgestellt worden waren, hatten sie diese niemals selbst aufputzen dürfen. Es war für uns ein Vergnügen, sie bei der für sie völlig neuen Tätigkeit zu beobachten, die sie mit größtmöglicher Sorgfalt ausführten. Sie freuten sich über all die vielen Kleinigkeiten an der Dekoration und ganz besonders über den Stern, welchen eines der Mädchen selbst an der Spitze des Baumes befestigte.

Die Girlanden, welche das Zimmer schmückten, wurden aus rotem und weißem Seidenpapier hergestellt. Zur Vervollständigung der Dekoration wurden Lampions im Festsaal und im Wohnzimmer der Mädchen aufgehängt. Ein solcher Festschmuck war unseren Schützlingen noch nie untergekommen und so versteht es sich von selbst, daß wir genötigt waren, viele darauf bezügliche Fragen erklärend zu beantworten. Nach getaner Arbeit waren sie alle richtig stolz darauf, daß sich ihre Anstrengungen doch gelohnt hatten.

Am 24. Dezember um sechs Uhr abends brachen wir auf zur Fahrt nach Bethlehem. Die Straße dorthin funkelte im Lichterglanz, was nicht zuletzt von den vielen Autos herrührte, die ihren Weg über sie nahmen. Von fern und nah kamen Menschen, das Wunder der Weihnacht an dem Ort zu erleben, an welchem es sich vor nunmehr fast 2000 Jahren tatsächlich begeben hat.

HOFFEN UND GLAUBEN

Es rauschen die Wälder trotz Eis und Schnee,
sie singen das Lied des Lebens,
es tönt im Herzen so wunderbar fein
wie Glocken der Liebe, voll Freud und Leid.

Ein Stern am Himmel wird nie verblassen,
er ist das Symbol von Liebe und Glück!
Wir wollen hoffen und glauben statt hassen,
dann kommt der Friede zu uns zurück.

FRIEDERIKE SPERL

In Bethlehem angelangt, begaben wir uns zunächst an einen im Freien gelegenen Andachtsort zu einem kurzen Gebet. Die Nacht war ruhig und mild und der Himmel von Sternen übersät. Wir konnten uns gut vorstellen, welches Gefühl die Hirten in jener ersten Weihnacht überkommen haben mochte, als ihnen die Geburt Christi durch Engelchöre angezeigt worden war.

Nach Beendigung der Andacht stiegen wir den Hügel hinan, auf dem die Stadt Davids erbaut ist. Eine große Menschenmenge, meist Touristen, befand sich auf dem Platze vor der Geburtskirche Christi und in der Kirche selbst. Nur unter großen Schwierigkeiten konnten wir dort einen halbwegs günstigen Platz erlangen. Das Weihnachtsliedersingen hatte bereits begonnen. Der Eindruck, den der Gesang in dieser Umgebung auf uns machte, war einfach überwältigend. Hier sangen Menschen aus allen Erdteilen die alten bekannten Weisen; jeder in seiner Muttersprache. Den Abschluß bildete „Stille Nacht, heilige Nacht", wohl das beliebteste unter den Weihnachtsliedern in der Welt. Während des Gesanges mochte wohl jeder von uns mit Inbrunst daran gedacht haben, daß wir hier nur einige Meter von der Stelle entfernt standen, wo sich die Geburt Christi dereinst begeben hatte. Ich gedachte der unzähligen Menschen, welche viel darum gegeben hätten, heute Abend an meiner Stelle zu sein, und dankte Gott dafür, daß er mich diese Stunde erleben ließ.

Nach dem Segen, den der anglikanische Erzbischof spendete, begaben wir uns zurück zu unserem Bus und fuhren wieder nach Jerusalem. Einige von uns gingen zum Mitternachtsgottesdienst in die anglikanische Kathedrale von St. George. Auch dieser Gottesdienst gestaltete sich sehr eindrucksvoll. Trotz der vielen Menschen lag über dem Raum eine feierliche Stille. Ehe wir uns auf den Heimweg machten, statteten wir, einer Einladung der Propstei folgend, dem Kapitelhaus einen Besuch ab, wo uns heiße Schokolade serviert wurde.

Ich glaubte, kaum mein Haupt zur Ruhe gelegt zu haben, als ich am Morgen des Weihnachtstages durch Gesang geweckt wurde. Es

waren unsere Schützlinge, welche vor der Tür meines Schlafzimmers Weihnachtslieder sangen. Dabei zitterten ihre Stimmen förmlich vor Erregung.

Nach dem Frühstück plauderten die Mädchen im Wohnzimmer. Da plötzlich entdeckte eine von ihnen etwas Ungewöhnliches auf einem Tischchen, welches in der Ecke stand. Dieses „ungewöhnliche Ding" entpuppte sich jedoch zur größten Freude aller alsbald als Rundfunkgerät.

Es wurde natürlich mit gebührendem Hallo begrüßt und nur kurze Zeit verging, ehe das ganze Haus von seiner Existenz wußte. Man gab allgemein der freudigen Meinung Ausdruck, daß dieses neue Rundfunkgerät das schönste Weihnachtsgeschenk sei. Dieses Geschenk war ermöglicht worden durch die großzügige Hilfe einiger Freunde unseres Heimes in England, denen wir hierfür zu außerordentlichem Dank verpflichtet sind. Nach dem Morgengottesdienst wurden noch einige kleinere Geschenke verteilt und dann begann das richtige Feiern im gemütlichen Kreise, dessen Höhepunkt das Weihnachtsdinner war.

Am Nachmittag veranstalteten die Heiminsassinnen eine Akademie, für welche sie bereits einige Wochen vor Weihnachten in aller Stille geprobt hatten. Diese Festakademie wurde durch den Gesang einiger Weihnachtslieder, umrahmt von Rezitation eingeleitet. Sodann folgte ein Märchenspiel — eine Bearbeitung der Erzählung von Schneewittchen und den sieben Zwergen. Es war interessant zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit die Mädchen es verstanden hatten, unser Empfangszimmer in eine Bühne zu verwandeln. Die Aufführung des Märchenspieles selbst geschah mit großer Begeisterung und die Darstellerinnen bewegten sich selbstbewußt über die Bühne. Als Schneewittchen nach dem Genuß eines Bissens des vergifteten Apfels in Ohnmacht fiel, sah ihr Hinfallen sehr naturgetreu aus. Die Stellung war so gut gewählt, daß es ihr gelang, mit dem Kopf knapp vor der harten Umrahmung der Bühne hinzuschlagen. Wäre sie einige Zentimeter weiter gegen den Zuschauerraum gestanden, hätte sie sich zweifelsohne an der Umrahmung verletzen müssen.

Die Heimkehr der Zwerge aus dem Wald versetzte die Zuschauer beinahe in Gelächter,

Vier gute Blindenfreunde sind die Ehepaare Schraml (links), Heimleiter der Waldpension, und Handelsberger (rechts), Heimleiter in der Harmonie. Wenn Sehende den Blinden helfen, dann üben sie echte Menschlichkeit aus.

denn die Mädchen, welche die Zwerge darstellten, hatten sich zu ihrer Kostümierung Kleidungsstücke geborgt, in denen sie reichlich komisch aussahen. Es waren Männerkleider nach europäischem Schnitt, welche anscheinend von ihren Eigentümern schon längst in die Mottenkiste versenkt worden waren. Da standen sie nun, die Mädchen, angetan mit Jacken, die ihnen bis über die Knie reichten, mit Hosen, deren Beinstücke beträchtlich aufgerollt waren und ihr Haar mit Gewalt unter exotischen Kopfbedeckungen verbergend. Schon lange hatte ich so etwas Amüsantes nicht gesehen.

Nach dem Nachtmahl sorgte das Hauspersonal sozusagen als Revanche für die Darbietungen der Mädchen für deren Unterhaltung und ich beschloß den Abend, indem ich ihnen eine Geschichte erzählte, deren Inhalt sie zu beeindrucken schien. Nach dem Abendgebet zogen wir uns zurück und es war wohl zum erstenmal an diesem Tag, daß über allen Räumen des Hauses eine friedvolle Stille herrschte.

In dieser Stille dankte wohl jeder von uns Gott für die vielen Freuden, welche uns an diesem Weihnachtsfest zuteil geworden waren. Vor allem aber auch dafür, daß unser Heim so viele Freunde und Helfer in England besitzt, denen wir es in erster Linie danken, daß dieses Weihnachtsfest im Helen-Keller-Haus so vortrefflich gelingen konnte.

Aus: „The New Beacon". Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von ***ERNST KOTOVSKY***

ERNST SCHEIBELREITER

Ehestifter Eulenspiegel

Unser Freund und Mitarbeiter, der bekannte österreichische Dichter Ernst Scheibelreiter, feierte am 13. November seinen 65. Geburtstag. Die Redaktion wünscht Gesundheit und Erfolg noch viele weitere Jahre.

Die Grafenmühl liegt an einem heftigen Bächlein, das zur blaugrünen Erlauf abstürzt. Sie arbeitet doppelt: als Kornmühle und als Säge. Vor Jahrhunderten hat sie zu einem Schloß gehört; aber das haben Schicksal, Wald und Wetter längst aufgeteilt und nichts als der Name ist davon übriggeblieben. Die Mühle jedoch poltert noch immer fleißig durch die Jahrhunderte.

Hier soll einmal Eulenspiegel Mühlknecht gewesen sein und eine lustige Geschichte gestiftet haben . . . Zusammen mit einem armen, ehrlichen Gesellen, den er auf der Walz getroffen, tauchte er arbeitsuchend in der Grafenmühl auf. Der Müller brauchte eben Leute; so nahm er den Eulenspiegel zur Säge und den andern, der Michel hieß, in die Kornmühle.

Daneben hatte der Müller auch eine hübsche Tochter, eins jener Wesen, bei dessen Anblick man an keinen grauen Regentag mehr glauben mag. Der Name Lene war für ihre junge Schönheit viel zu schlicht.

Beiden Burschen brachte das Mädchen das Zehnermahl unbefangen auf den Arbeitsplatz. Denn wenn der Herr Vater sonst auch seinen granitenen Hochmut hatte, so tat er doch gern ein bißchen patriarchalisch und ließ im Haus die Bräuche gelten.

Lene kam also mit dem Weinkrüglein und dem gestrichenen Brot sowohl zu Till als auch zu Michel. Der eine war aus Not und Lebenshergang längst mit der Philosophie verheiratet, der andre aber hatte seinen hübschen Kopf gern voller Märchen und nahm seines Brotherrn Tochter drin auf wie in einem Narrenschlössel.

Als Eulenspiegel einmal zufällig in die Mahlkammer kam, fand er Lene in Michels Arm und beide schön umwölkt vom Mehlstaub. Hm, dachte er, wieder bei seinen harzigen Fichtenbrettern, so blitzt es her! Na, ich glaub' aber nicht, daß der Alte dieses Bildnis durch seinen Vatersegen verewigen wird, wenn er einmal von seinem Entenbraten aufsteht . . .

Doch es erwies sich, daß Michel lang nicht so glücklich war als Till gedacht hatte. In der gemeinsamen Schlafkammer vertraute er sich dem Genossen an, daß er sich mit dem Mädchen nicht auskenne. Einmal schmiege sie sich an ihn wie der Efeu an die Hausmauer, so daß er sich schon heimlich mit ihr verlobt halte; dann wieder wäre sie verzagt, spräche vom kurzen Glück und alles klänge wie ein trauriges Volkslied. Übrigens hätte ihr Herr Vater größe Heiratspläne mit ihr; er wolle sie dem Neffen des Bürgermeisters, dem rotblonden Windgasser, zuschanzen, der einem armen Mühlknecht nie für den Gruß danke. Was kann man gegen einen solchen Kummer machen? . . . schloß Michel sterbenselend.

Till schupfte unterm Deckbett die Schultern. Meine Großmutter selig hat immer gemeint: Ist der Kummer eine Maus, dann verscheuch ihn; ist er aber ein Stier, dann renn nur selber davon! Aber wie kann ich denn davonrennen, seufzte Michel, wenn ich doch die Lene kriegen will!

Drei Tage danach klagte er noch ärger. Ostern wäre nah und am Ostersonntag

DER APFEL

Du, roter Apfel, meine Lieblingsfrucht,
Vom Wunderglanz des Sommers eingehüllt.
Der sich in Farbe, Form und Duft erfüllt,
Als hätte Gott sein Meisterstück versucht.

Das Menschenpaar der Engel streng verwies,
Als eine Hand dich damals von dem Ast gepflückt;
Noch schwebst du lockend, still, ins Licht gerückt,
Ein Gruß aus dem verlornen Paradies.

Der Sonne Strahlen hast du eingefangen
Und wardst ein Teil von Gottes Wunderwelt.
Ich möchte letzte Reife so erlangen,
Wenn mich der große Gärtner bricht vom Baum
Und prüfend mich in seinen Händen hält.

FRANZ XAVER HOLLENSTEINER

entscheide sich alles. Die Lene färbele Eier und backe auch ein schönes Lebzeltherz. All das müsse sie auf Geheiß des Alten am Sonntag nach dem Hochamt im Garten verstecken. Nachmittags kämen dann die Bewerber. Wer ein Ei fände, der sei zur Tafel geladen; wer aber gar das Herz auffinde, der dürfe sich als Bräutigam betrachten. Das habe der Müller so geschworen. Lene glaube jedoch, daß der Vater dem rotblonden Windgasser den sinnbildhaften Lebkuchen in die Hände spielen wolle.

Ach, lieber Gesell, lachte Eulenspiegel, da muß dir das Mädel doch nur das richtige Versteck verraten! — Ja, und das will sie nun einmal nicht tun. Und sie sagt auch nicht, warum. Kannst mir nicht helfen, Kumpan?

Warte bis zum Ostertag, antwortete Till, vielleicht fällt mir dann blitzartig was Gutes für dich ein, oder es ist alles aus und Amen!

Der Sonntag kam und hielt Mühl' und Säge an. Kein Stäubchen tanzte in dem lenzduftigen Osterlicht. Im Garten aber ging Lene anseiten ihres Vaters hin und wieder und versteckte die farbenlustigen Eilein zwischen Veilchen sowie hinter den zarten Füßen des Flieders. Auch ins Mausloch bei der Mauer kam eins. Zuletzt tat sie das mandelverzierte Lebzeltherz aus dem Korb und verbarg es besonders gut in der Asthöhle des hausmächtigen Ahorns. Dann mußte das Mädchen hinauf in die Kammer, wo der Alte sie einschloß und selber den Schlüssel abzog.

Leichenfahl stürzte der Michel zu Till: Sie sind schon da; der Windgasser voran, suchen sie den ganzen Garten ab! Eulenspiegel nickte pfeifend, ging in den rückwärtigen Hof, hob die kleine Leiter vom Haken und überreichte sie dem herzbangen Genossen: Da! — Willst mich verhöhnen, du ewiger Schalksnarr? schrie der. Was soll mir diese Galgenleiter? — Galgenleiter? fragte Till erstaunt. Ich hätte sie eher für eine Himmelsleiter gehalten. — Aber ich kann doch nicht auf alle Bäume steigen, um nach Lenes Herz zu suchen, flennte Michel. — Sollst auch gar nicht! Sie hat es bestimmt in ihrer Kammer versteckt, und dort mußt du dir's holen!

Gut, zögerte der Bursch, aber wo soll ich denn suchen in ihrer Kammer? — Wo halt ein Weibsbild sein Herz hat, meinte Till und gab dem Freund ein Kopfstück, daß er die Karfreitagsratschen nocheinmal hörte. Doch

Obwohl selbst schwer sehbehindert, ist Obmannstellvertreter Kollege Franz Pechar immer gerne bereit, mit seinen vollblinden Kollegen Wege zu Ämtern und Behörden zu machen.

Photo Cerny

AN MEINE KATZE

Geliebtes Tier! Wenn uns auch tausend Dinge
der Freundschaft und des Spieles eng verbinden,
den Schlüssel deines Wesens ganz zu finden
verwehrt ein Rest, den ich mir nicht erzwinge.

Und doch sind wir in stillen Abendstunden
ein Einziges, in dem zwei Herzen leben,
dem Sternenglanz des Himmels hingegeben,
dem dunklen All um uns zutiefst verbunden.

Sind Mensch und Tier voll innigem Verstehen.
Es hält Instinkt dem Geistigen die Waage!
Und liegt in deinen Augen eine Frage,
in meinem Blick wirst du die Antwort sehen.

Kann mehr noch sein, das mühsam ich erringe,
durch sanfte Zucht, durch drängendes Begehren?
Ich achte deines Wesens stolzes Wehren
um deiner Eigenart geheimste Dinge.

FRIEDRICH WINKELMÜLLER

WUNSCHTRAUM

Die Sonne strahlt, der Himmel blinkt,
der Fliederduft erfüllt den Raum.
Die Amsel steigt ins Blau und singt,
ein Windhauch kost den Baum.

Die Sonne lacht ob meiner Pflicht,
die Feder fällt mir aus der Hand:
Ich feiere heut, warum auch nicht,
und wandre in das Land.

Ich wandre weit und ohne Ziel
ich denk' nicht dies und denk' nicht das.
Ich neige mich dem Quellenspiel
und setze mich ins Gras.

Erst wenn die Tage müde gehn,
dann fällt mir meine Feder ein.
Dann schreib' ich euch, wie ich gesehn
die Welt im Sonnenschein.

DR. KARL KAINRATH

davon wurde es in Michels Hirnstube plötzlich taghell und er rannte mit der Leiter davon. In Lenes Kammer fand er dann auch bald des Mädchens Herz; nicht das aus süßem Teig und Mandeln, sondern das warme, lebendige, das dem pfiffigen Freier froh und erlöst entgegenschlug. Und als der rotblonde Windgasser später mit seinem gefundenen Lebzelten triumphierend an die Tür klopfte, da waren Michel und Lene in des Herrgotts Sonntagsruhe eigentlich schon Mann und Weib geworden. Das konnte auch der alte Müller mit all seiner Geizwürde nicht mehr ungescheh'n machen. Gut, daß der Michel wenigstens ein tüchtiger Müller war!

Dann aber trat er vor Eulenspiegel hin und sagte grimmig: Die zwei dort, die dein Schalkenstreich zusammengetan hat, kann ich ohne Spott nimmer voneinanderreißen; dir aber geb ich dafür einen besonderen Lohn! Und er gab ihm eine tüchtige Maulschelle. Hinaus mit dir!

Betrübt zog Till ab. Ihn schmerzte, daß nicht einmal der Michel in seinem Glück ein Wort für ihn geredet hatte. Aber der österliche Lenzabend tröstete ihn bald wieder; begann doch eben die Größe des jungen Jahres und da war einem Kerl wie Till die ganze deutsche Welt offen . . .

Nach vielen Jahren, da er auch schon alt und stolz geworden, ließ der Michel die Sache zwischen seinem Schwiegervater und dem Eulenspiegel an die Hauswand der Grafenmühl malen. Kam dann einmal die Lene her und brachte ihrem Eheherrn einen besonders guten Brocken, so nickte er schmausend dem abgebildeten Jugendfreund zu: Ja, lieber Till, wo du nun wohl hausen magst?

Hatte die Gattin aber ihren Hexentag und fuhr keifend im Haus umher, dann zischte er dem bunten Bildnis oft verstohlen zu: Hättest noch eine weit derbere Schelle dafür verdient, du Narr, daß du mich mit einem solchen Drachen zusammengebracht hast!

Heute bist du glücklich, kannst noch helfen! Weißt du schon, was morgen ist?

Wer in der angenehmen Lage ist, den Blinden zu helfen, soll dies aus Dankbarkeit tun, daß ihm das harte Los dieser unverschuldet ins Unglück geratenen Menschen erspart geblieben ist. Alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, wie Nähstube, Erholungsheim und Altersheim werden von Menschen in Anspruch genommen, die sich einmal ihres vollen Sehvermögens erfreuen durften. Das Sehen kann man ihnen nicht mehr geben, aber die helfende Hand wollen wir ihnen reichen, damit sie trotz Blindheit auch froh und glücklich werden können.
Wir erbitten auch Ihre Hilfe, lieber sehender Mitmensch, damit wir unsere Heime weiter ausgestalten können.

Erholungsheim
„HARMONIE"
in Unterdambach bei Neulengbach
Postsparkassenkonto 86.900 Wien

Blindenaltersheim
„WALDPENSION"
in Hochegg bei Grimmenstein
Postsparkassenkonto 54.400 Wien

Fröhlichkeit des Herzens

Man kann und soll es sagen: „Fröhlichkeit des Herzens" ist heute Mangelware. Die Menschen gehen mit geschlossenen Augen, tauben Ohren und mit Herzen, die versperrt sind, durch das Leben. Die Zeit, die Jahrhunderte wurden stets von verschiedenen Gesichtspunkten aus unterteilt. Über das sechste und siebente Dezennium unseres Jahrhunderts können wir beruhigt die Worte setzen: „Wir lieben uns selbst, das Geld und alles, was wir damit erwerben können."

Die Vergnügungsindustrie, die Wirtschaft und auch die „Pseudokultur" sind auf diese Erkenntnisse abgestimmt und eingestellt. In der Jetztzeit gibt es nur selten Veranstaltungen, in welchen die ernst-heitere Volkskunst dem überschäumenden Lebensausdruck vorgezogen wird.

Am Sonntag, den 11. November fand im Schwechaterhof, Wien 3., der erste bunte Nachmittag der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs in der Wintersaison 1962/63 statt. Als erster trat Obmann Dir. Robert Vogel vor das Mikrophon; er gab einen Überblick über die vergangene und die noch zu leistende Arbeit der Organisation. In kameradschaftlicher Weise forderte er alle Mitglieder auf, unsere Bemühungen in jeder Hinsicht zu unterstützen.

Die musikalische Einleitung besorgte unser Mitglied Konrad Kecler mit der Ouvertüre aus der Oper „Martha" von Flotow. Kollege Kecler ist schon mehrmals als Komponist und Pianist in die Öffentlichkeit getreten, und er stellt sich jederzeit unseren bunten Nachmittagen gerne als Künstler zur Verfügung.

Prof. Dechantsreiter führte mit der ihm eigenen, charmanten Art das Publikum durch den ersten Teil der Veranstaltung, sein klassischer Humor, sein Kontakt zu den blinden und sehenden Gästen wurde zum schönen Erlebnis.

Eva Maria Hurdes sang mit glanzvoller Stimme Ausschnitte aus Puccini-Opern. Sie war der künstlerische Höhepunkt des bunten Nachmittages.

Prof. Dr. Hugo Ellenberger schuf in der Folge eine Beziehung zu Puccinis Opern und dem weiteren Programm des ersten Teiles. Staatsopernsänger Josef Theirich begab sich als Papageno durch Mozarts „Zauberflöte", beide Künstler wurden von Kapellmeister Johann Luschner in vollendeter Weise begleitet.

Der zweite Teil des bunten Nachmittages war der heiteren Kunst gewidmet. Die beiden Fritzen, der Komiker Fritz Wellendorf und der Wiener-Lieder-Sänger-Star Fritz Jellinek steigerten die Fröhlichkeit in den Herzen der Zuhörer. Einen besonderen Ohrenschmaus vermittelten die Wiener Konzertschrammeln als solistisches Ensemble und als Begleiter von Fritz Jellinek.

Fröhlichkeit des Herzens war die Parole dieses bunten Nachmittages der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten und mit Fröhlichkeit im Herzen traten die blinden und sehenden Freunde in den trüben, regnerischen Sonntagabend hinaus. Frohgelaunt fuhren alle nach Hause, denn ihnen hat der bunte Nachmittag der Hilfsgemeinschaft wieder Kraft und Mut gegeben.

Weihnachtsfeier der Hilfsgemeinschaft

Wie alljährlich findet auch dieses Jahr die beliebte Weihnachtsfeier der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, diesmal am Mittwoch, den 19. Dezember statt. Nach dem Programm zu schließen, wird es eine besonders schöne Veranstaltung sein, die beim Wimberger in Wien-Neubaugürtel vor sich geht. Es wird viele kulturelle Überraschungen geben, da erstklassige und beliebte Kunstkräfte mitwirken. Weiteres soll hier nicht verraten werden! Alle Mitglieder und Freunde der Hilfsgemeinschaft sind herzlichst eingeladen! Garderobe frei.

Unterhaltung — Jause — Weihnachtsstimmung für alle!

ROSE PERZ-SCHÖNEGGER

LIEBE — HASS

Nicht mitzuhassen,
Mitzulieben bin ich da.
(*Sophokles*)

Wenn ich von Liebe in der extremsten Form spreche, von dem einmalig den Menschen beherrschenden Affekt, so meine ich nicht die Liebe, welche Schopenhauer meint, die gleichbedeutend ist mit Mitleid, oder die sinnliche Liebe, das Hängen am Irdischen, oder die Nächstenliebe, die alle Menschen umfaßt. Auch nicht die geistige Liebe nach Plato.

Man könnte diese Betrachtungen noch beliebig fortsetzen, aber das wäre nur ein Philosophieren über Liebe, über Leben, nicht aber über das Wesentliche: das Erleben der Liebe.

Liebe — Geist, Leib — Leben sind eine untrennbare Einheit; obwohl nach psychologischer Auffassung Natur — Geist getrennt besteht. Ich will alle Nebengedanken ausschalten und, so es mir gelingt, über Liebe — Haß, aus mir selbst, dieses Thema beleuchten.

Zwölf Uhr nachts. Draußen wirbeln die Schneeflocken an den Scheiben vorbei. Fast kann ich deutlich jede einzelne wahrnehmen. Der Ofen strahlt Wärme aus, und die ausfallenden Lichtreflexe werfen lange und kurze Schatten auf den Teppich. Mein Gemüt erfühlt psychisch und physisch, daß zwischen diesen Flammen und der Liebe eine wirkungsvolle Einheit besteht. Höchste, unteilbare Energie in beiden. In welcher Sprache immer „Liebe" zum Ausdruck gebracht wird, sie ist Vollendung in Harmonie. Und bei Nichterfüllung steigert sich die Kraft durch das Freiwerden unserer Seele — Geist, aus der Materie zur höchsten Potenz. Folgerungen: Liebestod. Wir haben dafür klassische Beispiele. „Tristan und Isolde", „Hero und Leander", eine Agnes Bernauer, ein Klärchen in „Egmont" eine Bertha in der „Ahnfrau", Othello, Tosca, Aida und viele andere. Es ist ein Sehnen nach dem Verlöschen. Die Steigerung in der vollkommenen seelischen Vereinigung. Der Tod bedeutet kein Zu-Ende-Sein unserer Liebe, sondern es ist nur das Ende des Seienden, der Zerfall unseres biologischen Ichs. Die Liebe ist ungreifbar, auch qualvoll, und dennoch vollendet im Glück; sie ist die Ursache, je nach ihrer Intensität, aller Veränderungen. Sie ist die Wurzel des Alls — das Ewige — Eine, daß uns Menschen beherrscht. Die Liebe hat ihren Ursprung und ihr Ziel im Leben, und die Erkenntnis ist für uns das Glück in Vollendung der Harmonie. Die große wahre Liebe ist nicht beeinflußbar von unserer Gefühlslage noch durch äußere Umstände. Auch die Forderung des Augenblicks ist nicht maßgeblich. Nach unserem Handeln erkennen wir die Größe der Liebe. Da Liebe nie Leidenschaft voraussetzt, kann sie sich auch niemals zum Haß entwickeln.

Haß — ist Vernichtung, ein bis zum Affekt gesteigerter Zerstörungswille. Der Haß an sich steht nicht unter seinen Gesetzen, sondern ist vernunftlos. Haß entsteht aus dem absolut Bösen; und ist keine gewandelte Form der Liebe. In einem teuflischen Menschen ist der Haß personifiziert und kommt in seinen bösen Regungen und Taten zur Auswirkung. Wirksam ist auch die von ihm beherrschte *Lüge*; der Wille zur *Macht*, um die Ziele des Hasses zu erreichen. Genau so wie der Charakter des Menschen konstant bleibt das ganze Leben, so sind Gut und Böse, Haß und Liebe durch die Grundveranlagung bedingt. Man kann durch Schule und Erziehung einwirken, jedoch das Grundwesen nicht umwandeln. Das individuelle Sein des Menschen, das Temperament, seine Triebschicht und sein bewußtes Selbst bestimmen sein Tun und Handeln.

Haß — ist Kraft; wird entladen durch den Trieb zum Bösen und kann durch keinen noch so entwickelten Willen eingedämmt werden; er hat die Vernichtung als höchstes Prinzip. Der Hassende wird nur bestrebt sein, den Gegenstand seiner Abneigung zu zerstören. Liebe und Haß sind Zustände, denen jeder

DIE GEBURT DES NEUEN MENSCHEN

Daß Toren atmen, die das Kreuzigt schrein,
dies muß nicht schon Triumph der Torheit sein.

Daß keiner lebe, der die Pfosten sägte,
und keiner, der sie blind zum Kreuze legte,
und keiner, der die bittern Nägel trüge,
und keiner, der sie in den Bruder schlüge,
ob auch verworf'ne Stimmen Kreuzigt schrein —

dies wird Geburt des neuen Menschen sein.

JOSEF LUITPOLD

Mensch unterworfen ist. In diesem Gefühlsverlauf haben wir keine Gewalt über uns, stehen wir nicht unter unseren eigenen Gesetzen, da wir unfrei sind. Nur die Macht der Vernunft kann sie einschränken oder mäßigen. Unser Handeln ist dann der Ausdruck unseres Charakters. Die Triebbeherrschung — der Gradmesser für unsere geistige Kultur.

Nach diesen meinen Betrachtungen über den Haß überkommt mich ein Frösteln; und da merke ich auch, daß das Feuer im Ofen erloschen ist. Irgendwo höre ich das Schlagen einer Uhr. Nun möchte ich meine schweren Gedanken abschütteln. Ich trete an das Fenster, wo noch immer die Flocken vorbeiwirbeln. Es ist ein lieber Gruß aus den Himmeln. Mögen doch die Schneeflocken ein Leichentuch spannen über den Haß, der jetzt die Welt überflutet, auf daß die Liebe die Menschheit endlich wachrüttle.

„MAESTRO 30"

Auf dem Magnetophonsektor wird immer wieder von einem nicht unwesentlichen Teil der Tonbandamateure und solchen die es noch werden wollen nach einem Gerät verlangt, das der höheren Preisklasse angehört und so ziemlich alle Möglichkeiten erfüllt, welche die heutige Magnetophontechnik zu bieten in der Lage ist.

Vor allem werden es Magnetophonbesitzer sein, die bereits ein Mittelklassegerät haben und auf die nächstgrößere Type umsteigen wollen. Ein Gerät das diesen Anforderungen entspricht, ist zweifellos das moderne PHILIPS „Maestro 30", ein Magnetophon, das erst seit kurzem im Fachhandel erhältlich ist.

Das Tonbandgerät „Maestro 30" ist ebenfalls wie die bereits bekannten Typen „Maestro 40" und „Maestro 50" in Volltransistorausführung, die bekanntlich wesentliche Vorteile mit sich bringt, wie z. B. größere Zuverlässigkeit, sofortige Betriebsmöglichkeit, d. h. keine Anheizzeit, kleinere Abmessungen und geringeres Gewicht. Ferner ist das PHILIPS „Maestro 30" mit sämtlichen Bandgeschwindigkeiten ausgerüstet, die im Amateurbetrieb gebräuchlich sind, nämlich 2,4, 4,75, 9,5 und 19 cm/sec. Gegenüber der bekannten Vorgängertype „Maestro 304" verfügt dieses Gerät demnach über eine Bandgeschwindigkeit mehr, und zwar 2,4 cm/sec., die vorwiegend für Sprachaufnahmen, wie Diktate, Hörspiele usw. geeignet ist und die längste Spieldauer ergibt. Ein Superlangspielband von 18 cm Spulendurchmesser ermöglicht bei 2,4 cm Bandgeschwindigkeit eine durchgehende Laufzeit von acht Stunden. Mit dieser Laufzeit hat man also ganz sicher die Grenze des Notwendigen bereits erreicht.

Es erübrigt sich zu erwähnen, daß das PHILIPS „Maestro 30" so wie alle PHILIPS-Tonbandgeräte in Vierspurtechnik ausgeführt ist, was gleichbedeutend mit maximaler Bandausnutzung und Verbilligung der Bandkosten ist.

Eine besondere Einrichtung erlaubt den Anschluß eines Zusatzgerätes, mit dem folgende interessante Trickmöglichkeiten durchgeführt werden können:

1. Stereo-Wiedergabe in Verbindung mit einem Radioapparat.
2. Duoplay.
3. Multiplay.

Duoplay bedeutet die gleichzeitige Wiedergabe von zwei verschiedenen Programmen, z. B. Musik (Spur 1 oder 4) und Sprache (Spur 3 oder 2). Bei synchronen Duoplay-Aufnahmen, d. h. wenn das eine Programm vom anderen zeitmäßig abhängig ist, kann während der Aufnahme des 2. Programms die erste Spur mittels Kopfhörer abgehört werden.

Multiplay ermöglicht das Überspielen einer bereits am Band vorhandenen Aufnahme von Spur 1 oder 4 auf Spur 3 oder 2 und umgekehrt, bei gleichzeitiger Neuaufnahme einer weiteren Tonquelle. Auch dieser Aufnahmevorgang ist über Kopfhörer oder über eingebauten Lautsprecher zu kontrollieren. Somit ist die Existenz einer Tricktaste überflüssig geworden. Darüber hinaus verfügt das PHILIPS „Maestro 30" über Vorteile, die auch bei jedem anderen PHILIPS-Tonbandgerät zur Selbstverständlichkeit geworden sind, und zwar eingebautes Mischpult für Mikrophon und Radio, Phono, Zählwerk, Aussteuerungsinstrument, Schnellstopptaste, Fußschalteranschluß für Start, Stopp, Fernbedienung, Verstärkerbetrieb (Klangregler).

HEINZ REIN

Alle Sorgen sind nun abgeladen

In diesem Jahr trafen Sanders ihre Vorbereitungen für Weihnachten ohne jede Hast und ohne jene Anspannung, die den Feiertagen voranzugehen pflegt. Es war nämlich das erste Weihnachtsfest, das sie wieder ganz allein verbringen würden. Sie waren jedoch nicht unglücklich. Im Gegenteil, es hatte sich ihrer ein Gefühl ruhigen Glücks und einer behaglichen Sorglosigkeit bemächtigt, die sie sich redlich verdient hatten. Ihre Kinder waren nun alle aus dem Hause, die Töchter gut verheiratet, die Söhne in aussichtsreichen Stellungen, und ihre eigenen Verhältnisse waren in jeder Hinsicht geordnet.

Zwar empfanden sie ein gewisses Bedauern darüber, daß ihre Kinder in weit entfernten Städten und sogar im Auslande lebten, aber das nahmen sie ohne Bitterkeit hin. Sie hatten im Laufe eines langen, beschwerlichen Lebens gelernt, sich zu bescheiden und sich mit Unabänderlichem abzufinden. Es wäre ihnen daher niemals eingefallen, sich darüber zu beklagen, daß sie Weihnachten nun allein verbringen mußten. Sie empfanden vielmehr ein gewisses Behagen, wieder einmal ganz allein zu sein wie zu Beginn ihrer Ehe und dazu die Erinnerungen an viele Weihnachtstage zu besitzen, an denen die ganze Familie in Liebe und Eintracht vereint gewesen war. Es hatte gewiß auch — und Sanders vergaßen das keineswegs — ein paar Weihnachtsfeste gegeben, an denen Not und Tod, Elend und Verderben, Ungewißheit und Aussichtslosigkeit jede Festesfreude überschattet hatten, aber das lag nun hinter ihnen. Es gab jetzt, wenn überhaupt, nur noch kleine Sorgen und unbedeutende Kümmernisse, die kaum zählten und federleicht wogen gegenüber der warmen Freude und dem ruhigen Glück, das die Eheleute Sander empfanden.

Während Herr Sander den kleinen Tannenbaum zurechtsägte, um ihn in den eisernen Fuß einzupassen, dann aufzustellen und zu schmücken, suchte Frau Sander Kerzen, Baumschmuck und Engelshaar heraus und legte es bereit. Sie taten es gemächlich, da niemand da war, der sie drängte oder ungeduldig auf die Stunde der Bescherung wartete, sie hielten oft inne, um sich zu unterhalten, und immer wieder kamen sie auf die Sorglosigkeit zurück, die ihnen beschieden war.

„Es ist eigentlich das erste Mal“, sagte Frau Sander, während sie bunte Kugeln blankrieb, „daß wir Weihnachten so ganz ohne jede Sorge feiern können.“ — „Ja“, bestätigte Herr Sander, „es ist ein wunderbares Gefühl, endlich alle Sorgen abgeladen zu haben. Wir haben ja auch getan, was wir konnten.“ — „Mehr als das“, sagte Frau Sander und hielt eine Kugel gegen das Licht, um deren Glanz zu prüfen. Herr Sander nickte ihr zu, während er das Bäumchen in den eisernen Fuß setzte.

Als sie ihre Vorbereitungen beendet hatten, war es noch viel zu früh, um den Heiligen Abend zu feiern, und so beschlossen sie, noch einen Spaziergang zu machen. Es war ein kalter, aber windstiller Tag, ein dünner Schnee rieselte langsam aus dem grauen Himmel herab.

Sanders gingen gemächlich durch die Straßen der Stadt, blickten hie und da in ein

GLAUBE

Ich glaube an die Güte,
die in den Herzen wohnt;
die hier auf dieser Erde
und dort im Himmel thront!

Ich glaube an die Freude,
der Güte zugeteilt;
die selbst nach schwerstem Leide
uns alle Wunden heilt!

Ich glaube an die Liebe,
aus der das Leben blüht;
die, heil'ger Götterfunke,
in uns'rer Brust erglüht!

Ich glaube an die Treue,
der Liebe Lebenslicht;
denn ohne ihre Weihe
gedeiht die Liebe nicht!

Ich glaube an den Menschen,
was, fehlend, er auch tut;
am Ende aller Zeiten
steht doch: „Der Mensch ist gut!“

JOHANN THIEM

Schaufenster und lächelten über jene Leute, die eilig und geschäftig unterwegs waren, um noch einzukaufen, sie machten sich gegenseitig auf Fenster aufmerksam, hinter denen sie einen geschmückten Weihnachtsbaum zu erkennen glaubten, und schließlich waren sie auf einer Straße, die aus der Stadt hinausführte. Anfangs zögerten sie, weiterzugehen, aber dann schritten sie doch aus. Es hatte aufgehört zu schneien, der Himmel begann sich aufzulichten.

„Wir haben ja nichts zu versäumen", sagte Herr Sander und sog behaglich an seiner Zigarre. „Eben", meinte Frau Sander. „Und so ein Spaziergang in der frischen Winterluft tut einem ja auch gut." — „Besonders, wenn man warm angezogen ist", sagte Herr Sander, „und wenn man einen sorgenfreien Kopf hat." — Sie lachten einander zufrieden zu und freuten sich, daß der Schnee unter ihren Füßen knirschte.

„Hier sind wir lange nicht gewesen", sagte Herr Sander nach einer Weile. „Ja", bestätigte Frau Sander. „Was sind denn das für Häuser dort am Waldrand?" fragte sie. „Die haben früher nicht dort gestanden", antwortete Herr Sander nachdenklich, aber dann erinnerte er sich, was er kürzlich gelesen hatte, und ein Schatten flog über sein Gesicht. „Das ist ein Flüchtlingslager", sagte er kurz und fügte dann hinzu: „Wir werden jetzt umkehren." — Frau Sander zögerte. Sie blickte auf die niedrigen Häuser am Waldrand und sagte dann: „Die armen Menschen . . ."

Herr Sander hob die Hand zu einer beschwichtigenden Bewegung. „Es wird viel für sie getan", sagte er. „Niemand leidet wirklich Not. Und wenn es dich beruhigt, kann ich dem Roten Kreuz ja wieder einmal etwas spenden. Wir haben ja schließlich auch aus eigener Kraft . . ." — „Aus eigener Kraft?" unterbrach ihn seine Frau. „So etwas solltest du nicht zu selbstbewußt sagen, Ernst. Eigene Kraft allein reicht nicht aus . . ." Sie hielt inne, denn vom Lager her kam ihnen ein Junge entgegen. Er trug eine dünne, abgetragene Joppe, Gummistiefel und eine alte Pelzmütze. Als er an Sanders vorüberging, grüßte er scheu.

Frau Sander hielt ihn an. „Kommst du aus dem Lager?" fragte sie. Der Junge sah sie verständnislos an. Erst als Frau Sander ihre Frage wiederholte und auf die Baracken zeigte, nickte er und sagte ein paar Worte, die Sanders nicht verstanden.

„Was ist das für eine Sprache?" fragte Frau Sander ihren Mann. Herr Sander sah den Jungen nicht ohne Bewegung an. „Du Ungar, Magyar?" fragte er. Der Junge nickte lebhaft, dann begann er zu erzählen, hin und wieder flocht er ein deutsches Wort ein. Sanders verstanden ihn nicht, aber sie hörten ihm dennoch voll Teilnahme zu.

„Wie heißt du?" fragte Herr Sander und tippte dem Jungen auf die Brust. „Kiraly Jenö", antwortete der Junge. „Und wo sind deine Eltern?" fragte Herr Sander weiter. „Eltern, Papa, Mama." Der Knabe verstand die Frage, aber er antwortete nicht, sondern begann zu weinen.

Frau Sander strich ihm über die Wangen und sah ihren Mann an. Herr Sander stand für einige Sekunden unbeweglich da und blickte auf den Knaben, dann sagte er entschlossen: „Komm, Jenö"! und faßte nach der Hand des Knaben. Der Junge wischte die Tränen mit dem Handrücken aus den Augenwinkeln und von den Wangen, dann überließ er seine Hände willig den Händen der Sanders.

„Alle Sorgen waren gerade abgeladen", sagte Herr Sander und lächelte wie einer, dem plötzlich eine neue und bessere Erkenntnis gekommen ist. „Und jetzt fangen wir gleich wieder an, neue Sorgen zu übernehmen." — „Ich freue mich auf diese Sorgen", sagte Frau Sander. „Was wäre das Leben schon ohne Sorge."

Der Knabe sah von einem zum anderen. Er verstand nicht, was Sanders sprachen, aber die Stimmen und die Gesichter beruhigten ihn. Er schluchzte nur noch, als er mit Sanders auf das Lager zuging.

ERNEUERN SIE, BITTE, IHR ABONNEMENT FÜR 1963!

Frohe Weihnachten und ein glückliches Neujahr!

Wieder geht ein Jahr vorüber, das Jahr 1962. Für die Hilfsgemeinschaft, und damit für die Blinden Österreichs, war es ein erfolgreiches Jahr. Die zwei großen, weithin sichtbaren Werke der Hilfsgemeinschaft — das Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach und das erste österreichische Blindenaltersheim „Waldpension" in Hochegg gaben vielen Blinden Stärkung und Gesundheit in ihrem Dunkel. Diese beiden Denkmäler echter Menschlichkeit und wahrer Nächstenliebe künden deutlich, daß es hilfsbereite Menschen in unserer Zeit gibt. Sie zeugen auch davon, was Blinde zu leisten vermögen. Mögen sie im kommenden Jahre weiter gedeihen und Beweise österreichischer Menschlichkeit und Nächstenliebe sein.

Allen Mitgliedern und Mitarbeitern der Hilfsgemeinschaft, allen unseren Freunden und Helfern wünschen wir ein angenehmes Weihnachtsfest und ein glückliches Neujahr. Möge das Jahr 1963 uns allen weitere Erfolge bringen!

Die Leitung der
Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Stille Nacht, heilige Nacht

Zu Weihnachten 1961 bin ich noch in der Nacht vom 24. auf den 25. 12. um 0.25 Uhr wieder nach Wien gefahren.

Ich war etwas früher auf dem Bahnhof und weil der Warteraum kalt und unfreundlich und ich außerdem die einzige Reisende um diese Zeit war, setzte ich mich in das Extrazimmer der Bahnhofsrestauration in Weinheim an der Bergstraße in Baden-Württemberg, Westdeutschland, in ein stilles Winkerl zu einer Schale Kaffee. Alle übrigen Tische dieses großen Raumes waren mit jungen ausländischen Arbeitern, Spaniern und Italienern besetzt, die bei einer Flasche Bier, mancher auch noch bei einem Stück Torte ihre Weihnachten feierten.

Das Fernsehen brachte ein Krippenspiel aus unserer österreichischen Stadt Steyr. Als dies vorüber war, beobachtete ich durch längere Zeit einen dieser jungen Ausländer, wie er sich bemühte, mit einem Finger auf dem dort stehenden alten, verstimmten Pianino unser liebes „Stille Nacht, heilige Nacht" hervorzubringen. Und plötzlich, ich wußte eigentlich nicht warum, stand ich auf, schob diesen jungen Mann sachte beiseite, setzte mich hin und spielte es vor. Und da geschah etwas mir Unvergeßliches. Alle diese vielen — es mochten vielleicht 50 gewesen sein — begannen, jeder in seiner Muttersprache „Stille Nacht, heilige Nacht" zu singen, mit einer Inbrunst, als wären sie in einem Dom bei der Christmette.

Die zwei in das Gastzimmer führenden Türen füllten sich mit den Gästen aus diesem, die Wirtin, das Personal, alle standen voll Ergriffenheit und hörten zu. Ich selbst mußte die Zähne fest zusammenbeißen, um nicht zu weinen.

Nachher setzte ich mich wieder in mein Winkerl und einer dieser jungen Italiener, es schien mir als ob sie mir ihren Dank abstatten wollten, sang mit ungeschulter, aber unendlich schöner Stimme Arien aus „Rigoletto".

Zutiefst aufgewühlt begab ich mich dann auf den Bahnsteig und wartete die Einfahrt des Zuges ab.

Und während ich in dieser Christnacht wieder heimwärts fuhr, habe ich viel über die merkwürdigen Zufälle und Zusammenhänge des Schicksals nachgedacht.

MARIA BÖHM — HUEMER

Winterkauf
bringt
Vorteile

10 bis 20 %

Anzahlung
1. Rate 15. April 1963

Normlinie 1963 • Vollraum-Nutzung • Regelbare Tiefkühlung • Aromaschutz • Abtau-Automatik • Von 120 bis 210 l • Ab S 3475,– zuzüglich Gemüseschale und Aromaschutz

Kundendienst in
ganz Österreich

Bauknecht

weiß, was Frauen wünschen!

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Zwergrepublik am Felsen

San Marino — welch ein Reiz voll Eigenart und Romantik umgibt doch selbst in unserem Zeitalter der Atomkraft diesen Zwergstaat auf einer der Höhen des Apenninenzuges! Ich hatte schon viel über die älteste und kleinste Republik der Welt gehört und war daher neugierig, ob diese Schilderungen der Wahrheit entsprechen. Anläßlich meiner letzten Italienreise ergab sich nun eine mir sehr willkommene Gelegenheit, auch San Marino zu besuchen.

Unser Ausflug stand unter einem günstigen Vorzeichen, denn auf eine Nacht voll Sturm und hohem Seegang war ein klarer, windstiller Tag gefolgt. Wir fuhren in der liebenswürdigen Gesellschaft einer jungen Südtirolerin, die mit der wechselvollen Geschichte unseres Reisezieles bestens vertraut war und uns allerlei Bemerkenswertes zu erzählen wußte. Schon von der nach San Marino führenden Autostraße, die man als prachtvoll bezeichnen kann, waren wir aufrichtig begeistert. Immer näher brachte uns der Wagen an das herrliche Bergpanorama heran, und alsbald war die Grenze mit Zollhaus und Schranken sowie ihren noch in mittelalterlicher Tracht diensttuenden Beamten erreicht. Nach erfolgter Einsicht und Abstempelung der Pässe setzten wir die Fahrt in angeregtester Stimmung fort. „So unglaublich es auch klingen mag, so befinden wir uns jetzt in einem Staat, dessen Gesamtgebiet nur etwa 60 Quadratkilometer umfaßt", erklärte uns die junge Dame, indes sich der Wagen auf der breiten Serpentinenstraße höher und höher hinaufschraubte.

Gleich einer Spielzeugschachtel entnommen, zeigte sich auf dem Felsgrat des Monte Titano die Hauptstadt San Marino mit ihren drei Burgen und Befestigungsanlagen. Wieder erklang die Stimme von Fräulein Marta, die so lebendig zu erzählen verstand, daß ich mich unversehens in die Vergangenheit zurückversetzt fühlte. Ich sah den dalmatinischen Steinmetz Marino, der in Rimini Arbeit gefunden hatte, sich aber später anläßlich der immer mehr sich ausbreitenden Christenverfolgungen durch Kaiser Diokletian auf den Monte Titano flüchtete, wo er mit Gleichgesinnten eine Ansiedlung schuf, die nach ihm benannt wurde.

Schon diese Gemeinschaft war auf den Grundsätzen der Demokratie und Unabhängigkeit aufgebaut, einem Prinzip, das die Republik bis zum heutigen Tage beibehielt. Dank dem Fleiß und der Ausdauer seiner Einwohner erlebte der kleine Staat in der Folge einen bedeutenden Aufschwung; allerdings blieben ihm Neid und Mißgunst mächtiger Nachbarn sowie auch Kriegswirren und Besetzung nicht erspart. Aber die Sanmarinesen warfen die Flinte niemals ins Korn; mit Eintracht und frohem Mut gingen sie an die Beseitigung entstandener Schäden und waren daneben bemüht, vor allem ihre Hauptstadt auszubauen und zu verschönern. In welch hohem Ansehen San Marino immer gestanden ist, beweist die Tatsache, daß selbst Napoleon Bonaparte auf seinem Eroberungsmarsch durch Italien seine Truppen die Grenzen dieser Republik respektieren hieß. Der Franzosenkaiser entsandte sogar den Gelehrten Monge zu dem Staatsoberhaupt von San Marino, um demselben den Ausdruck aufrichtiger Bewunderung für die stets so tapfer erkämpfte demokratische Freiheit zu übermitteln. Gleichzeitig bot er eine Gebietserweiterung an, doch wurde diese Geste von den Sanmarinesen mit berechtigtem Mißtrauen aufgenommen und höflich abgelehnt. Mein Ausflug in die Vergangenheit fand ein jähes Ende, denn wir hatten unser Ziel erreicht und nun hieß es aussteigen. „Es ist doch

Die Festung San Marino mit dem wunderschönen Panorama

unglaublich", scherzte unsere Südtirolerin, die über viel Humor verfügte, „daß die einhundertachtzig Mann der hiesigen Miliz nicht zu unserem Empfang bereitstehen, um mit ihren ganzen zwei Kanonen Salut zu schießen!"

Um uns aber möglichst rasch zu trösten und unsren großen Durst zu stillen, suchten wir eine der malerischen Schenken auf, wo wir uns den süßen Moscatowein gut schmecken ließen. Für mich persönlich gab es bei dieser Gelegenheit auch eine Enttäuschung — ich hatte mich schon sehr auf die vielgerühmte „Torta" gefreut, doch war ich von derselben keineswegs so begeistert wie die übrigen Gäste. Nach erfolgter Stärkung ging es auf „Entdeckungsreisen", wobei wir ausgiebig auf unsere Rechnung kamen.

Wieviel Bemerkenswertes findet sich doch hier auf verhältnismäßig engem Raume zusammengedrängt! Wenn man die steilen und teilweise winkeligen, zum Regierungspalast führenden Gäßchen hinanklimmt, gewinnt man unwillkürlich den Eindruck, es sei die Zeit hier stillgestanden. Die schmalen, uralten Giebelhäuser mit ihren kleinen Fenstern gemahnen an Puppenheime. In fast allen dieser Behausungen sind Geschäfte untergebracht, die sich ständig eines regen Käuferzuspruches erfreuen. Großartig wirkt die Basilika mit ihrem romanischen Glockenturm sowie der Palazzo Valloni mit seinen wertvollen Kunstschätzen. San Marino hat aber nicht nur viel Altertümliches aufzuweisen, sondern auch zahlreiche, vor allem dem Fremdenverkehr dienende, modern eingerichtete Hotelbauten. Ja, der Fremdenverkehr, er ergießt sich das ganze Jahr hindurch gleich einer Sturzflut über diese berühmte Zwergrepublik am Felsen. Die zahllosen Besucher aus aller Herren Ländern, man schätzt ihre Anzahl auf eineinhalb Millionen jährlich, führen dem kleinen Staat einen ausgiebigen Geldstrom zu; daneben bilden noch die Landwirtschaft und der Weinbau willkommene Einnahmequellen.

Wenn ich hier meine in San Marino gewonnenen Eindrücke zu schildern versuche, will ich nicht zuletzt auch des herrlichen Rundblicks gedenken, den man von den Höhen des Monte Titano genießt. Welch ein wunderbares Bild, diese von der Abendsonne überfluteten Bergrücken der Apenninenkette

Der zweite Turm der Festung, ein Denkmal alter Zeiten.

auf der einen Seite und anderseits die zur Ebene abfallenden Hänge mit ihren Wiesen und Weingärten; in der Ferne aber die schimmernde Unendlichkeit des Meeres! Wahrhaftig ein Bild, würdig des Meisterpinsels eines Raffael oder Tintoretto!

Als wir uns endlich zur Rückfahrt nach Rimini anschickten, vernahm ich den Ausruf einer begeisterten Dame: „In San Marino ist es so schön, daß ich gern noch des öfteren hieher kommen möchte!" Ich schließe mich dem Wunsch dieser Unbekannten an und erhoffe gleichfalls einen neuerlichen Aufenthalt in diesem romantischen Bergstaate!

AN DAS SCHICKSAL

Schicksal, große Himmelsmacht,
du gebietest allen,
du entscheidest Tag und Nacht
in dem Erdenwallen.

Ehern klingt dein großer Ruf,
der die Menschen richtet,
was die Welt mit Mühe schuf,
hat dein Hauch vernichtet.

Du bringst Freuden, Leiden und Pein
in das Weltgetriebe,
Wolkendunkel, Sonnenschein,
Haß und heil'ge Liebe.

Du entscheidest Tag und Nacht
hier im Erdenwallen.
Schicksal, große Himmelsmacht,
du gebietest allen!

FRIEDRICH MARIA WIESENBERGER

FRIEDRICH SACHER

Die spanische Wand

Unten vor dem Haus stand der Streifwagen. Die ausziehende Partei, ein Mann, eine Frau, der halbwüchsige Sohn, schafften die wenigen Stücke der kümmerlichen Einrichtung auf die Gasse hinunter. Ein einziges Gangzimmer, das war ihr Notquartier gewesen. Nun hatten sie endlich eine etwas größere Wohnung erhalten. Man merkte ihnen deutlich die Freude an, die sie darüber empfanden.

Die Familie war mir gut bekannt. Ich befürchtete, die Eile könnte sie abhalten, sich von mir zu verabschieden. Schon traf der Fuhrmann Anstalten, mit dem Wagen fortzufahren. Die Frau, der Bub saßen bereits auf dem Kutschbock. Ich ging also rasch hinunter auf die Gasse.

Wenn zwei Blinde ihr Leben gemeinsam meistern, dann ist alles viel leichter. Der Mann setzt den ihm noch verbliebenen kleinen Sehrest ein, um sich und der vollblinden Frau den Weg durchs Leben zu bahnen. Sich gegenseitig stützen, bedeutet viel Freude empfangen.

Photo Pressebild-Agentur Cerny

Da brachte der Mann eben das letzte Möbelstück herbei. Mit einer Behutsamkeit, die an Andacht grenzte. Er verstaute es so auffällig liebevoll auf dem Wagen, daß ich stutzig wurde. Es war nämlich nichts weiter als eine ganz gewöhnliche zusammenlegbare, bewegliche Wand, die sie sich offenkundig selber gebastelt hatten. In keiner Weise etwas Besonderes. Einfach der Lattenrost, einfach die Bespannung. Der materielle Wert war gering.

Der Mann mochte meinen überraschten, fragenden Blick aufgefangen haben; denn nachdem ich mich von seiner Frau und seinem Sohn kurz verabschiedet, ihnen meine Hand auf den Wagen hinaufgereicht hatte, trat er lächelnd an meine Seite. Er hatte noch im Hause zu tun. „Fahrt einstweilen ruhig voraus!“ sagte er zu seinen Leuten und dem Fuhrmann. „Ich muß hier absperren, dem Verwalter die Schlüssel übergeben und noch einiges mit ihm besprechen. Ich komme mit der Straßenbahn nach.“

Wir beide kehrten gemeinsam in das Haus zurück. Wir stiegen mitsammen hinauf in die verlassene Wohnung. Wohnung? Das Zimmer erhielt nur vom Gang her etwas Licht. Der kahle Raum sah jetzt noch trostloser aus. Not und Elend allein machten es einem erklärlich, daß es hier drei Menschen, denen kein anderer Ausweg offenstand, drei kultivierte Menschen, die einst unvergleichlich bessere Tage gesehen hatten, so lange ausgehalten hatten. Das war wohl überhaupt nur durch ihre äußerste Selbstbeherrschung möglich geworden. Die etwas blassere Spur an der dunklen Wand, wo das Kreuz gehangen, fiel mir wie ein Sinnbild am eindrücklichsten in die Augen. Der Raum war ursprünglich gewiß nur als Küche einer viel größeren Wohnung gedacht gewesen, aber später von dieser behelfsweise abgemauert und mit eigenem Zugang versehen worden.

„Ja, es war schwer“, begann der früh ergraute Mann. Er lehnte sich an das schmale Fensterbrett und sog dankbar an der Zigarette, die er sich, gleichsam zur Belohnung für das Überstandene, angezündet hatte. „Sie wissen, wir besaßen bis zu unserer Vertreibung in meiner Heimat ein Landgut. Das Herrenhaus,

das wir bewohnten, wurde von den Leuten nie anders als ‚das Schloß' genannt. Das war reichlich übertrieben. Immerhin, wir drei waren, sogar das Kind, seit je daran gewöhnt, jedes für sich mindestens ein Zimmer zu haben, in dem wir uns nach Belieben einrichten und ganz nach Wunsch und Laune aufhalten konnten; so genügsam wir in jeder anderen Hinsicht lebten, das war unser Luxus. Es waren hohe, weite, lichte Räume gewesen; im Winter übrigens viel zu groß und daher kaum zu erheizen; von den gemeinsam benützten abgesehen.

Als das Unglück, das allgemeine, über uns hereinbrach wie über Hunderttausende auch, war es mir von vornherein klar, daß wir alles andere tapfer, dieses eine aber nur schwerlich überwinden würden; den Pferch. Hier lauerte auf uns drei, auf unsere kleine Gemeinschaft, eine besondere, eine tödliche Gefahr; die einzige wahrscheinlich.

Es war auch so. Den Verlust von Haus und Hof, von Geld und Gut, von allem fast, der größten wie der kleinsten Habe, den ertrugen wir als Spruch des Schicksals. Dieses war hart, doch unabwendbar. Viel schwerer schon wog für uns der Verlust der Ehre. Wir erfuhren es täglich; die Wunden außen waren das Schlimmste nicht. Die Strapazen der Flucht, der regelrechten Jagd, die man auf uns machte, waren ungeheuer. Wir bestanden sie besser, als wir es uns zugetraut hatten. Die Entbehrungen aller Art peinigten eigentlich nur den Leib — und genau besehen hatten sie sogar ihr Gutes.

Dann nahm uns die Fremde auf. Wir besaßen genug Welt- und Menschenkenntnis, um zu wissen, was uns bevorstand. Aber siehe da, die Dinge ließen sich freundlicher an, als wir erwartet hatten. Jetzt, im anderen Lande, waren wir zunächst dankbar dafür, daß die Gnade des Himmels uns drei beieinander gelassen hatte. Ich fand Arbeit. Sogar solche, wofür ich Neigung hatte und die Eignung dazu. In einer großen Weinkellerei. Die Firma war mit mir in Geschäftsverbindung gestanden. Ich konnte meine Familie ernähren und bekleiden. Nur eines vermochte ich bis vor kurzem nicht: uns eine geeignete Wohnung zu verschaffen. Wir mußten natürlich froh sein, daß wir durch Entgegenkommen diesen Unterschlupf hier gefunden hatten. Zehntausende, sicherlich, waren in den Lagern weit schlimmer daran.

Herrlich ist's im Erholungsheim Harmonie in Unterdambach. Jeder Besucher ist begeistert über dieses idyllische Plätzchen, das hier die Hilfsgemeinschaft in jahrelanger Arbeit aus eigener Kraft zum Wohle der Blinden geschaffen hat.

Die erste Zeit ging alles gut. Aber so ist der Mensch. Kaum aus dem Gröbsten heraus, beginnt er sich alsogleich nach dem Feineren zu sehnen. Entrinnt er mit genauer Not dem Tod, ist es darum nicht ausgeschlossen, daß ihn bald danach doch wieder der Stich einer Mücke plagt.

Sehen Sie, dort im Winkel hinten hatte sich meine Frau ihre Kochnische eingerichtet. Hier beim Gangfenster vorn studierte der Sohn. Ich war tagsüber nicht zu Hause. Abends aber und in der Nacht war unser Wagen, das versteht sich, überkomplett. Es war ein Zigeunerschlafen. Wo so wenig Raum zu teilen ist, kommt auf den einzelnen fast nichts.

Meine Frau hatte früher nur selten selbst gekocht. Sie kann es sehr wohl, aber es mangelt ihr die Übung. Sie war hier im Anfang nicht allzu geschickt. Nicht daß sie jetzt täglich zu kochen hatte, irritierte sie. Sie fand sich erstaunlich willig darein. Sondern daß man ihre Arbeit von allen Seiten einsah. Ihren Stolz, ihren Ehrgeiz müßten Sie kennen. Sie sind beide durch ihre Herkunft bedingt.

Mein Sohn lernte immer gut, leicht, aus eigenem Antrieb und mit wachsender Freude. Aber es war ihm schon immer unerträglich gewesen, wenn er dabei gestört wurde. Hin

TANNEN IM SCHNEESTERNGEWAND

Den Hang hernieder ganz leis
tanzen zwei Jungfrau'n
im Schneesterngewand
in lichter, zärtlicher Weis' —
tanzen vorbei am waldigen Rand;
die Mutter, als Dame von Stand,
verzichtend auf Flitter und Tand —
sie schreitet würdig voran;
im Schatten lugt hinter ihr her
ihr königlich heiterer Mann —
und hoch über allen —
stolz und in Prächten
die Urahnen stehn —
in leuchtender Weiße gar schön —

HEDWIG HELENE KRAUS

---

und wieder ging das schon damals nicht anders. Dann geriet er mir nichts dir nichts in Wut. Und hier? Sein Temperament, seinen Starrsinn müßten Sie kennen. Ich selber bin daran keineswegs unschuldig — als Vater." Er fuhr mit seiner Zigarette cholerisch einen vielsagenden Bogen aus.

„Hier nun stolperte bald — ich hatte es vorausgesehen — einer über das Bein des anderen, traten wir einander unausgesetzt auf die Fersen. Das Drama begann. Es konnte so oder so enden. Eher aber als Trauerspiel. Mit einer Katastrophe am Ende.

Ich sah, hier mußten wir heraus, und zwar so bald wie möglich. Ich verdoppelte meine Anstrengungen, ein für uns geeigneteres Quartier zu beschaffen. Das ließ sich nicht übers Knie brechen. Was aber tun bis dahin? Geduld ist leicht gepredigt. Da kam mir der rettende Einfall. Sie werden lachen. Es handelte sich um ein Winziges, und doch gab es auf der Waage den Ausschlag. Ich schuf uns eine — Illusion. Ich tischlerte uns die spanische Wand zusammen, die Sie vorhin gesehen haben.

Bald stand diese hinten im Winkel, und damit hatte meine Frau ihre Küche; ganz für sich. Natürlich war das eine Fiktion; allein die Gerüche verrieten uns anderen jederzeit, was wir zu erwarten hatten. Bald stand die Wand vorn um den Tisch, und mein Sohn hatte sein Studierzimmer. Merkwürdig, die Geräusche dahinter störten ihn auf einmal nicht, wenn er nur den allernächsten Umkreis für sich allein hatte. War eines von uns bettlägerig, wurde die Wand so vor dem Lager aufgestellt, daß der Patient die Vorstellung einer abgesonderten Krankenstube gewann. Ich kann Ihnen sagen, es gibt kein größeres Rätsel auf Erden als den Menschen; seine Gemütsbewegungen zumindest sind vom Verstand her nicht zu ergründen. Ich habe es aufgegeben. Eine Spur Schatten zu Mittag, und gleich ist er verzweifelt. Ein Schimmer Licht, in der Nacht, und schon ist er getröstet.

Was soll ich Ihnen noch viel erzählen?" meinte er mit einem Seitenblick auf seine Armbanduhr. „Meine Zeit hier ist um. Ja, ja, mein Lieber, so spanisch Ihnen das vorkommt: jene spanische Wand hat unseren Zusammenhalt gerettet. Sie, die Bewegliche, hat ihn erst so richtig festgemacht. Ich — liebe das Möbel."

Bücher für den Weihnachtstisch

Vor etlichen Jahren ist der Züricher Dichter und Sprachwissenschaftler *Heinz Appenzeller* mit einer Reihe fremdsprachiger Konzentrationsgrammatika besonders hervorgetreten. Seine sauber und präzise durchgearbeiteten Sprachbüchlein fanden bei den Unterrichtsmethoden in den verschiedenen Ländern besonderes Interesse.

Kenntnis und Wissen der verschiedenen Sprachen spannten sich bei Heinz Appenzeller nahezu über die ganze Welt. Die formal einheitliche Ausgabe der Konzentrationsgrammatika umfaßt nahezu alle Erdteile und gibt dem sprachlich Interessierten Material in die Hand, welches aus einer einheitlichen Schau auf das jeweilige Land, dessen Sprache sie verständlich machen, erklären will, bestimmt ist.

In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Acta Energetica" (Forum für Enzyklopädisches Denken) hat Heinz Appenzeller seine lyrische und philosophische Gestaltung in die breitere Öffentlichkeit hinausgetragen. Als Hörspielrezensent einer der führendsten Schweizer Tageszeitungen und als Blindenpsychologe und Fachwissenschaftler des internationalen Blindenwesens ist Heinz Appenzeller im In- und Ausland nicht nur gut bekannt, sondern sein Wort wird in allen Kreisen ernst genommen und als Grundlage der Weiterentwicklung verwendet. Heinz Appenzeller gehört heute zu den vielseitigsten Ge-

staltern und Beeinflussern des Geisteslebens im deutschen Sprachraum.

* * *

Vor mir liegt ein schlichtes Lyrikbändchen „*Blüten von Blüten*“ des in Missouri lebenden, aus Sizilien stammenden Dichters *Nino Caradonna*. Heinz Appenzeller hat die Perlen südländisch hingehauchter Malerei den deutschsprachigen Freunden echter Lyrik in der von ihm herausgegebenen deutsch-italienischen Ausgabe erschlossen. Der Übersetzer hat mit dieser Publikation nicht nur die Lyrik Caradonnas ins Deutsche übertragen. Er hat vielmehr bewiesen, wie sehr er sich in das Leben des Dichters einzufühlen vermochte. Er hat uns wiederum ein Werk eigenster lyrischer Zeugungskraft vorgelegt.

* * *

Der Weg, der von uns allen begangen wird, ist erfüllt von einer Hoffnung, die an ihrer Unzulänglichkeit zerbricht, und wir Menschen bauen uns eine Welt, entzündet von der Traumwelt, aber die Wirklichkeit färbt mit neuen Tönungen und unser Leben zieht weite, uns unbekannte Bahnen; sie führen zu einer Lösung, die wir zwar erkennen, die uns aber doch fremd sind. All dies geschieht in dem Roman „Das letzte Gesicht“ von *Hellmuth Berger*, erschienen im Hans Deutsch Verlag, Wien—Stuttgart—Basel. Eine Liebesgeschichte rollt vor uns ab. Berger versteht durch die Heranziehung heikler psychischer Motive Personen und Inhalt interessant zu machen.

* * *

Manfred Vogel und *Emmy Grimme-Sagai* haben unter dem Titel „Festspielereien“, erschienen im Eurasia-Verlag, Wien—Straubing, der Öffentlichkeit ein Bändchen übergeben, in welchem sie die europäische Festspielpsychose

Der Polizeibeamte ist ein treuer Helfer der Blinden auf der Straße. Sicher geleitet, überqueren sie die verkehrsschwierigen Straßen.

in kritisch-ironischer Art zerpflücken. In treffender Weise werden hier Zustände beleuchtet, die sich im Festspielgetriebe rund um die wahre Kunst ranken, aber mit ihr nicht das geringste zu tun haben. Es wäre wünschenswert, wenn die Verse Manfred Vogels mit den treffenden Illustrationen von Emmy Grimme-Sagai weit mehr bei dem passionierten Festspielpublikum Eingang fänden.

Mitgliederaufnahme

Erblindete oder schwer sehbehinderte Personen können sich bei der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs um die Aufnahme als Mitglied bewerben.

Die Hilfsgemeinschaft steht allen Erblindeten mit Rat und Tat zur Seite und hilft ihnen bei der Erlangung der ihnen rechtlich zustehenden Leistungen, wie Hilflosenzuschuß, Blindenbeihilfe, Fahrtbegünstigungen, Befreiung von der Rundfunkgebühr usw.

Es ist im eigensten Interesse gelegen, einer Gemeinschaft anzugehören, denn das Schicksal, wie schwer es auch sein mag, wird gemeinsam leichter ertragen. Die Anschrift der Hilfsgemeinschaft lautet:

HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS
Wien XX. Treustraße 9, Telephon 35 36 81 Serie

JOHANN THIEM

Sonntagsplauderei

„Guten Morgen, meine Damen, guten Morgen, meine Herren, guten Morgen, die Madln, servas de Buam!“

Wer kennt sie nicht, diese lieben Begrüßungsworte, die an jedem Sonntagmorgen über die Wellen des Österreichischen Rundfunks ausgestrahlt werden. Und wer kennt nicht den Mann, der diese Worte mit dem ihm so eigenen Charme in das Mikrophon spricht: Heinz Conrads, Radio- und Fernsehliebling Nummer 1, der große Volksschauspieler mit dem goldenen Herzen. Er ist es, der mit seinem unverwüstlichen Humor, seinem so richtig vornehm angewandten Sarkasmus, seinem profunden Wissen, und nicht zuletzt mit seinem großen schauspielerischen Können alle Herzen erobert.

So war es denn für uns von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs eine besondere Freude, als wir am Sonntag, dem 11. November d. J., einer Sendung unseres lieben Freundes im großen Saal des Wiener Funkhauses als Gäste beiwohnen durften.

Schon der Empfang, die Begrüßung und die unauffällig-fürsorgliche Betreuung durch Mitarbeiter des Funkhauses bewiesen uns, daß wir auch dort viele liebe Freunde besitzen, denen es eine Herzensangelegenheit ist, uns die Behinderung so weit als möglich vergessen zu lassen. Sie taten wirklich alles Erdenkliche, und so wurde uns Blinden und unseren sehenden Begleitern der Besuch in der Argentinierstraße zu einem schönen Erlebnis.

Erwartungsvoll saßen wir im großen Sendesaal, und als plötzlich lebhafter Beifall einsetzte, da wußten auch wir, daß die Sendung „Was gibt es Neues hier in Wien?“ ihren Anfang genommen hatte. Es erklangen die uns in mehr als einem Jahrzehnt lieb und vertraut gewordenen Worte von Heinz Conrads. Besonders groß war unsere Freude und höher schlugen unsere Herzen, als wir die freundlichen Worte vernahmen: „Ich begrüße meine lieben Freunde von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs . . .“

Und dann rollte vor unseren Ohren und Herzen eine Reihe von Darbietungen ab, die uns zu viel Lachen, manchem Lächeln, und immer wieder zu einigen Augenblicken der Nachdenklichkeit anregten.

Als Heinz Conrads ein Couplet von Nestroy vortrug, war es bestimmt kein Zufall, daß man

ROSMARIN

Es wäscht die weißen Finger wund
Maria für ihr Kind.
Das Eslein rauft am Wiesenbund,
Sanft weht ein milder Wind.

Es ging durch Wüste, Nacht und Tau,
Durch Tag und Sonnenbrand,
Der Fluchtweg unsrer lieben Frau
Her ins Ägypterland.

Nun blitzt der helle Sonnenschein
Um kleines weißes Haus.
Sankt Josef schlief am Bänklein ein
Und ruht vom Wandern aus.

Man sieht vom Kind nur eine Zeh,
So rosig und geschwind.
Das Eslein kaut am Distelklee,
Wie Esel eben sind.

Rings ist kein Baum. An einen Strauch
Hängt sie die Windlein hin.
Er hat davon den Namen auch —
Man nennt ihn Rosmarin . . .

Su, su, su,
Schlaf in zärtlicher Ruh!
Ferne, der Herr gebeut's,
Ferne ist noch Dein Kreuz,
Ist noch ein ragender Baum.
Schlafe und lächle im Traum!

Es geht die Zeit und kommt der Tag,
So schmerzensreich gesinnt,
Da trauert auch der Rosmarin
Im lieben Frühlingswind.
Su, su, su,
Lächle immer nur zu!

So schlaf jetzt still in Strauch und Haag!
Weiß keiner, was da werden mag,
Nur Gott kennt allen Sinn.
Su, su, su,
Schlaf der Erlösung zu —
Lieblicher Knabe!

Auch über dem Grabe
Wächst Rosmarin.

PROF. DR. HANS NÜCHTERN

dabei das Gefühl hatte, der große Nestroy stünde dort vor dem Mikrophon und trüge sein Couplet selbst vor. Denn Heinz Conrads weiß genau, was dieser Große damit sagen wollte. Dieses Wissen um das Wollen, Denken und Fühlen der anderen ist es ja, was den Künstler befähigt, das Werk seiner großen Vorgänger der Nachwelt weiterzugeben und zu erhalten.

Wollte man über die beiden „Flügelmänner", Gustl Zelibor und Carl de Groof, schreiben, so müßte man fast mit denselben Worten und Sätzen wieder von vorne beginnen. Denn das Trio Conrads-Zelibor-de Groof ist so miteinander verwachsen, daß man das Gefühl bekommt, für diese drei gibt es einfach keine Schwierigkeiten.

Eine große Freude bereitete es uns, daß gerade bei dieser Sendung noch ein besonderer Freund und Liebling der Blinden mit seiner einmaligen Kunst und mit einer virtuos vorgetragenen Eigenkomposition zu deren Gelingen beitrug, nämlich der Meister der Violine, Prof. Jaro Schmid.

Alle Darbietungen wurden mit reichem Beifall belohnt, und als die Sendung zu Ende war, konnten wir eine Fülle schöner Eindrücke und Erinnerungen mit auf den Heimweg nehmen. Trotz Blindheit haben wir den Wunsch, am kulturellen und gesellschaftlichen Leben teilzunehmen und uns an allem zu erfreuen, was die Welt an Schönem zu bieten hat.

Ein besonders lieber Freund der Blinden ist Heinz Conrads. Viele frohe Stunden hat er den Blinden mit seinen humorerfüllten Vorträgen schon vermittelt, und sie sind ihm dankbar. Am 11. November sprach er wieder liebe Worte an die Blinden in seiner Sonntagssendung „Was gibt es Neues hier in Wien", die von den Wienern gern gehört wird.

· Pressebild-Agentur Cerny

Wiener Schwänke der Biedermeierzeit

Der bürgerliche Spätklassizismus der Restaurationszeit und der Vormärz 1815/45 werden allgemein als Biedermeierzeit, kurz als Biedermeier bezeichnet. Es war anfangs spöttisch gemeint und bezog seinen Namen von L. Eichrodts Gedichten des „schwäbischen Schullehrers Gottlieb Biedermeier und seines Freundes Horatius Treuherz", die er mit A. Kußmaul in den Münchner „Fliegenden Blättern" veröffentlichte.

In politischer Hinsicht konzentrierte das Biedermeier seine nicht selten philisterhaften Bestrebungen auf eng behagliche. In der Literatur machte sich das Biedermeier im Suchen nach bleibenden Werten des Menschlichen und der Bewahrung des Überkommenen bemerkbar. In der Neigung zur Idylle, zur Freude am Kleinen (hier ist Adalbert Stifters „Hochsommer" ein Beispiel).

Es ist die Zeit der Gemütlichkeit, des Phäakentums, der Backhendlzeit und der „Vakaufts-mei-Gwand-Stimmung". Bezeichnend dafür ist die Art des Humors, der Schwänke und Witze, die das Biedermeier charakterisieren, und da wieder Johann Nestroy, der jeden Abend von der Bühne aus einen wahren Schwefelregen ätzender Witze über die Wiener ausschüttete. Man nannte ihn nicht mit Unrecht den Aristophanes von Wien.

*

Eine Handvoll Schwänke, die im Vormärz kursierten, geben Zeugnis von der Mentalität des Volkes und wie genügsam man damals war.

Als eine alte Jungfer auf dem Totenbett lag, setzte sich ihr Freund, das gab es nämlich schon damals, an den Bettrand und sagte: „Sei net traurig, und denk an die Liebe Gottes . . .“ — „Geh laß mich aus“, wehrte sie ihn zornig ab, „in meine alten Täg fang ich keine Liebschaft mehr an.“

In einer Gesellschaft diskutierte man über die Seelenwanderung. „Ich erinnere mich recht gut“, sagte ein Witzling, „daß ich einmal das goldene Kalb Mosis gewesen bin.“ — „Das glaub' ich gern“, entgegnete ihm ein Mädchen, „die Vergoldung is schon ganz heruntergegangen.“

Vor Gericht stand ein Mann, der wegen Diebstahls angeklagt war. „Warum haben Sie denn gestohlen?“ fragte der Richter. „Is dös a Frag'“, meinte der Dieb. „Ich habs aus acht Ursachen gmacht: a Weib, sechs Kinder und ka Brot.“

Der gute Kaiser Franz spielte gern bei Hausmusiken mit. Er spielte besser die Violine als er regierte. Als ihn einmal ein Kapellmeister lobte: „Majestät hätten ein Tonkünstler werden sollen“, winkte der Kaiser ab: „Na na, als Kaiser gehts mir besser.“

Eine Witwe erschien beim Kaiser Franz in Audienz und bat um eine Pension. „Sie schaun aber ganz gut aus“, sagte der Kaiser, der die Frau kritisch gemustert hatte. „Ich kann gar net glauben, daß's Ihna schlecht geht.“ — „Auf das is nix zgeben“, meinte die Bittstellerin. „Majestät fehlt gwiß nix, und Sie schaun dabei miserabel aus.“

Ein Gutsbesitzer quälte durch Abgaben seine Bauern bis aufs Blut. „Was sagen denn die Leute von mir?“ erkundigte er sich eines Tages beim Gutsverwalter. „Ja mei“, sagte dieser und zuckte die Achsel. „Die Bauern reden allerhand. Sie sagen, daß s' die verkehrte Passion spielen, denn statt daß einer leidet für alle, leiden alle für einen.“

Ein Professor, der es vermeiden wollte, Fremdwörter zu gebrauchen, hatte an einen Kassier des Invalidenamtes zu schreiben. Nach längerem Nachdenken schrieb er als Adresse: „An den Kriegs-Krüppel-Säckel-Vertreter.“

Ein Neuvermählter saß mit seinem Weibchen allein auf dem Sofa und gähnte. Da die Frau ihm deshalb Vorwürfe machte, sagte er: „Ja, weißt, ich und du sind jetzt eins, und wer hat nicht Langeweile, wenn er allein ist.“

*

Man könnte von diesen Schwänken als den Vorläufern der heutigen Kurzgeschichte noch viele bringen, aber schon diese Handvoll genügt.

FRANZ S. GSCHMEIDLER

DR. MARIA OSTEN

Werkhallen, Lavendel, weiße Stöcke

Tag für Tag befördert der Frühzug auf der Strecke Zürich—Langnau eine Gruppe von Menschen, denen sich unwillkürlich die Aufmerksamkeit der übrigen Reisenden zuwendet. Obwohl sie sich so ungezwungen bewegen, daß man sie kaum von den anderen unterscheiden kann, fallen sie doch durch ihre weißen Stöcke auf. Es sind die Blinden der Fabrik Blidor, die sich zur Arbeit begeben. Bis zum Bahnhof in Zürich kommen sie allein oder in Begleitung eines Familienangehörigen (eine der Arbeiterinnen wird übrigens von einem Arzt, der in ihrer Nähe wohnt, täglich mit dem Motorrad zur Station gebracht) und nach der Ankunft in Langnau fehlt es nie an hilfreichen Händen, die sich ihnen entgegenstrecken, um ihnen das Aussteigen zu erleichtern. Dann gehen sie gemeinsam die Straße hinauf, die zu ihrer Arbeitsstätte führt.

Gibt es auf der Welt ein Unternehmen, das der Firma Blidor vergleichbar wäre? Die dort beschäftigten 120 Arbeiter, Angestellten und Vertreter sind — von ein paar wenigen Ausnahmen abgesehen — samt und sonders blind. Dabei muß ausdrücklich betont werden, daß es sich nicht etwa um eine karitative Einrichtung handelt, sondern um ein kommerzielles Unternehmen, um eine Aktiengesellschaft wie

alle anderen auch. Die Firma stellt Seifen und kosmetische Erzeugnisse her und verdankt ihren Ruf im In- und Ausland lediglich der hervorragenden Güte ihrer Produkte, die keine Konkurrenz zu scheuen brauchen.

Eine Besichtigung der Fabrik ist höchst interessant. Die Führung übernimmt der Direktor. Dieser Mann mit den schwarzen Brillen — auch er ist blind! — arbeitet nicht nur in seinem Büro, führt Telephongespräche, gibt Aufträge, überprüft die Buchhaltung und schreibt auf einer Spezial-Schreibmaschine, sondern kennt auch den Betrieb in- und auswendig. „Achtung! Hier ist eine Stufe!" oder: „Von hier geht es in die Kühlräume, lehned Sie sich, bitte, nicht an die Wände an, sie sinn feucht" — warnt er, gerade so, als ob er sehen könnte.

Düfte von Lavendel, Enzian, Nelken und Tulpen hängen in der Luft. In einem Raum steht ein Arbeiter an einer Maschine, die Waschpulver erzeugt. Er hat als Knabe das Augenlicht verloren — als Folge eines Steinwurfes. Daneben bedient ein anderer eine Presse, die den Seifenstücken die Firmenmarke aufprägt. Dieser Mann, dem ein Arbeitsunfall das Sehvermögen geraubt hat, bringt es auf eine Tagesleistung von nicht weniger als 2500 Stück. In einem anderen Raum ist ein von Geburt an blinder Arbeiter mit dem Paketieren der Seife beschäftigt. Ferner sieht man Frauen, die mit einer ans Fabelhafte grenzenden Geschicklichkeit, Sicherheit und Leichtigkeit mit Zellophanhüllen hantieren. Alle Maschinen sind so konstruiert, daß die Gefahr von Unfällen völlig ausgeschaltet ist.

Zur Mittagszeit brauchen die Arbeiter das Haus nicht zu verlassen. In der Werkkantine erhalten sie eine preiswerte, gute und ausgiebige Mahlzeit, die sie sich bei Radiomusik gut schmecken lassen. Nachher halten sie eine kurze Ruhepause auf den Bänken des Hofes oder, bei schlechtem Wetter, im Aufenthaltsraum, bis zum Wiederbeginn der Arbeit. Sie

DU BIST DEM SCHICKSAL NUR EIN VÖGLEIN

Du bist dem Schicksal nur ein Vöglein,
das mutig auf ins Blaue steigt
und demutsvoll die zarten Schwingen
im Fluge nach dem Winde neigt.

Zeigt es sich hold und lacht dir zu,
so ist dein Wagen glückbewegt,
das allezeit dein Lebenslied,
empor ans Licht der Freude trägt.

Ist dir das Schicksal bös gesinnt,
dann bricht es dir die Schwingen,
du stürzt aus allen Himmeln nieder
und jäh verstummt dein Singen.

HERMANN ERNST

verdienen nicht schlecht, diese Blinden. Ihr Einkommen steht dem ihrer sehenden Berufskollegen nicht nach und sie genießen in jeder Hinsicht den selben sozialen Schutz wie diese. Aber das wesentlichste ist, daß sie durch ihre Arbeit, die sie befriedigt und glücklich macht, wieder neuen Lebensmut gewonnen haben.

Dies alles verdanken sie der Tatkraft ihres Direktors. Als dieser 16 Jahre alt war und die Handelsschule besuchte, erblindete er. Mit bewundernswertem Mut und unbeugsamer Ausdauer arbeitete er sich zum Leiter eines kleinen Betriebes mit fünf blinden Arbeitern empor. Dort sammelte er die Erfahrungen, die später ihm und vielen seiner Schicksalsgenossen so hervorragend zustatten kommen sollten. Später erwarb er eine alte Mühle in Langnau und gestaltete sie zur Fabrik um. Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bedeutete eine schwere Gefährdung seines Werkes. Aber es überwand auch diese Krise und steht heute völlig gesichert da.

Besucher aus aller Welt finden sich in diesem einzigartigen Unternehmen ein. Möge sein Beispiel auch in anderen Ländern Nachahmung finden!

BLINDENKALENDER 1963

Der beliebte Heimatkalender der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist wieder erhältlich und soll in keiner Wohnung und in keinem Büro fehlen.

Bestellen Sie Ihren Kalender rechtzeitig bei der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Wien XX. Treustraße 9, Tel.: 35-36-81 Serie.

DR. LOTHAR RING

Das Tippfräulein

„Indem ich, in jeder Hinsicht freibleibend, mich auch noch der geehrten Frau Gemahlin bestens empfehle . . .“ diktierte Theo Meyer und machte dann eine kleine Pause, als erwarte er eine Resonanz. Aber das Tippfräulein saß stumm und unbeweglich auf seinem Platz.

„Haben Sie, Fräulein Irene, die Frau Gemahlin?“ fragte Theo Meyer beinahe ungeduldig. „Jawohl, Herr Chef!“ klang es diensthöflich zurück.

Meyer ärgerte sich jetzt wirklich. Aus der Kleinen war nichts herauszubringen. Wenn sie nicht gar so reizend gewesen wäre! Diese goldbraunen, langbewimperten Schelmenaugen unter den feingezeichneten Brauen, das kühne und dabei reizend modellierte Näschen und diese brennend roten Lippen! Kein Puder, keine Schminke . . . alles echt. Oh, darauf verstand sich Theo Meyer famos. Man kommt nicht umsonst in die besten Jahre — man legt, während sie sachte vorüberstreichen und die Schläfen ein wenig grau werden, Erfahrung auf Erfahrung, bis davon eine ganz stattliche Zahl zusammenkommt. So gelangt man zu einem Kapital, das leider nicht immer Zinsen trägt und darum möchte man die besten Jahre manchmal gern mit den guten vertauschen. Ja, wenn man das so könnte! Meyer war bei solchem Nachdenken beinahe melancholisch geworden.

„So verbleibe ich mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung, ihr ergebener . . .“ diktierte er nach einer kleinen Pause weiter. Seine Stimme klang umflort, wie durchzittert von tiefem Weh, so etwa, wenn Leander von Hero Abschied nimmt. Aber das Tippfräulein Irene, der dieses klassische Liebespaar unbekannt war, blieb darum völlig ungerührt.

„Haben der Herr Chef noch etwas zu diktieren?“ fragte Irene. „Nein“ erwiderte Meyer kategorisch und sandte Irene einen letzten werbenden Blick zu. Aber sie hatte die Türe bereits hinter sich geschlossen. Nein . . ., das war einfach nicht mehr auszuhalten! Da war noch die ehrwürdige Friderike Seidenband erträglicher gewesen. Friderike hatte doch wenigstens eine Meinung hören lassen, wenn auch dieselbe sich über die Liebesbriefe geärgert, die ihr Theo Meyer während der letzten Jahre in die Schreibmaschine diktiert hatte. Bei jedem Kuß, den Meyer seiner einstigen Freundin sandte, war Friderike in sittlicher Empörung zusammengezuckt. Deshalb machte sich Meyer nicht selten den Spaß, in seinem Diktat eine wahre Springflut von Zärtlichkeiten niedergehen zu lassen, was zur Folge hatte, daß das Tippfräulein wie eine Verzweifelte auf die Schreibmaschine einhieb.

Theo Meyer brannte darauf, zu sehen, in welcher Weise Fräulein Irene auf seine Liebesbriefe reagieren würde. Ob sie wohl auch bei jedem Kuß, den er einer anderen sandte, vor Entrüstung oder vielleicht sogar vor Eifersucht zusammenzucken würde!

Übrigens — konnte man solches nicht auf eine ganz einfache Art erproben? Wie wäre es, Gott Amor ein wenig an der Nase herumzuführen und ein glühendes Liebesbekenntnis an irgendeine fingierte, postlagernde Adresse abzusenden? Schon machte sich Meyer an die Ausführung seines schwarzen Planes und ließ die schöne Irene zum Diktat ins Chefzimmer kommen.

„Ich möchte Ihnen einen Brief diktieren, Fräulein . . .“ begann er voll Hinterlist. „Soll ich besseres oder gewöhnliches Geschäftspapier dazu nehmen, Herr Chef?“ — „Diesmal ist es ein Privatbrief“, lächelte Theo ver-

ÜBER DEN HÜGELN WEIT, WEIT FORT

Die, die wir lieben, die wir hassen,
Was wir als klein und groß erfassen,
Verschwindet an vergeßnem Ort
Über den Hügeln weit, weit fort.

So müssen, wenn wir fest vertraun,
Dort wo der Mond nicht hin kann schaun,
Wir uns verbergen können dort
Über Hügeln weit, weit fort.

Mir ist — was tut's, es schadet kaum! —,
Daß wir da wandeln wie im Traum
Zu unsrer Freuden stillem Hort
Über die Hügel weit, weit fort.

Erinnern sei uns einst beschieden,
Dann, wenn wir fertig und zufrieden,
Am jenseits abgeschiednen Ort
Über den Hügeln weit, weit fort.

HEINZ APPENZELLER

schmitzt und zog aus seiner Schreibtischlade einen feinen, elfenbeinfarbigen Briefbogen nebst dem dazugehörigen Kuvert. Er beobachtete Irene scharf, sie aber rückte, ohne mit der Wimper zu zucken, ganz gleichgültig die Schreibmaschine zurecht.

„Angebetete Hildegard!“ diktierte Meyer. „Ich habe dich leider schon seit acht Tagen nicht gesehen. Meine Sehnsucht nach dir ist ungeheuer.“ — „Meine Sehnsucht nach dir ist ungeheuer“, klang es leidenschaftslos von den Lippen des Tippfräuleins und dabei umspielte ein Lächeln ihren Mund, das beinahe wie Ironie aussah. Die beabsichtigte Wirkung war gänzlich ausgeblieben. Meyer ärgerte sich toll. Er beendete den Liebesbrief in auffallend kurzer Weise und entließ die schöne Irene ziemlich ungnädig. Drei Tage lang erledigte er höchstpersönlich seine Post, aber am vierten schien er sich doch eines besseren besonnen zu haben und ließ abermals Irene zu sich rufen.

„Ich habe Ihnen einen Brief zu diktieren, Fräulein“, sprach er in sehr reserviertem Tone. „Bitte, Herr Chef!“, kam es höflich zurück. „Was für ein Papier soll ich nehmen?“ — „Ganz gewöhnliches Geschäftspapier, Fräulein, bitte, schreiben Sie. „Liebe Hildegard! Diesmal bist Du es, die mich um ein Wiedersehen bittet, aber ich habe es mir anders überlegt. Ich habe Dich bis ins Innerste durchschaut. Theo Meyer ist nicht der Mann, der die Launen einer Frau erträgt. Das habe ich Gott sei Dank nicht notwendig!“ Ein Seitenblick auf Irene zeigte, daß seine Worte noch immer nicht eindringlich genug waren. Deshalb fuhr er in sehr energischem Tone fort: „Ich bin zwar nicht so unhöflich, wie ein gewisser Nietzsche, der da sagt: Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht!“ Meyer sprach das Wort Peitsche mit geradezu vernichtender Wucht. „Aber auch ohne Peitsche bin ich Mann genug, um mir von einem Weib nicht im geringsten imponieren zu lassen. Und also spreche ich zu Dir auf Nimmerwiedersehen.“ Nach dieser gewaltigen geistigen Anstrengung flüsterte Meyer noch die bewußte postlagernde Adresse und sank dann erschöpft auf seinen Sessel zurück.

Als er ein Weilchen später wieder zu sich gekommen war, hatte sich das Tippfräulein bereits zurückgezogen. Meyer tobte und schwur sich den heiligen Eid, mit seinem seelisch so verhärteten Tippfräulein nur mehr auf rein geschäftlicher Basis zu verkehren.

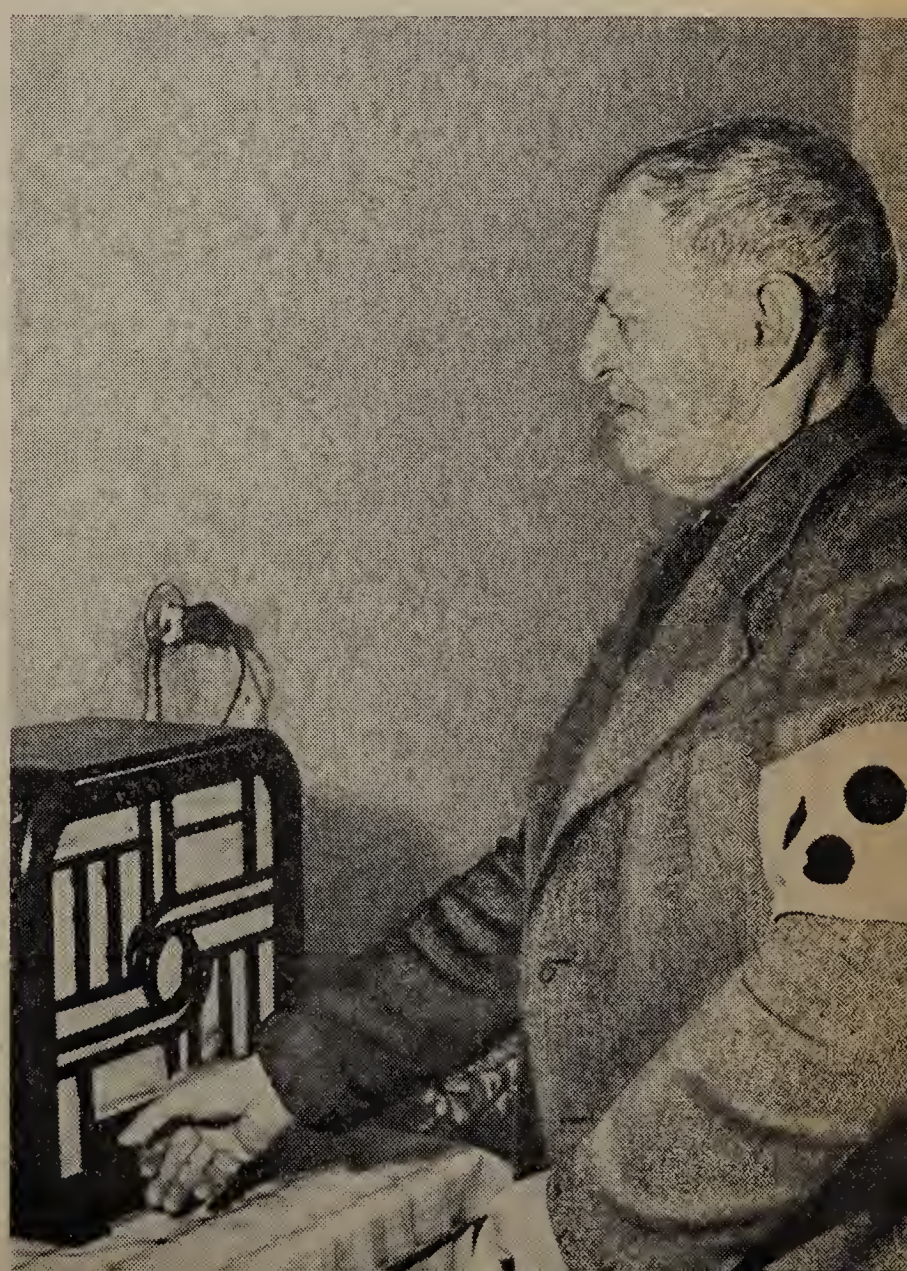
Zwei Tage lang hielt er diesen Schwur. In der darauffolgenden Nacht erschien ihm Fräulein Irene im Traum. Ihre goldbraunen Schelmenaugen blitzten verführerischer denn je, der rote, kußbereite Mund erschien noch kußbereiter und röter und auf der Spitze des entzückend modellierten Näschens drehten sich die nicht minder reizenden Hände zu einer spöttischen langen Nase.

Meyer schwitzte vor Wut! Einen Tag lang ging er überhaupt nicht ins Büro. Dann aber, nach einer etwas wüst verbrachten Nacht, hielt er es nicht länger aus und betrat am frühen Morgen sein Chefzimmer.

Was ein gutes Rundfunkgerät den Blinden bedeutet, können sich ihre sehenden Mitmenschen sicher nicht so richtig vorstellen. Wenn man aber, wie die Blinden, fast ausschließlich auf diese wunderbare technische Errungenschaft angewiesen ist, dann kann man ganz einfach nicht mehr darauf verzichten. Leider gibt es aber noch genug Blinde, die noch kein modernes, einwandfreies Empfangsgerät besitzen.

„Du holde Kunst, in wieviel grauen Stunden,
wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt,
hast Du mein Herz zu warmer Lieb' entzunden,
hast mich in eine beßre Welt entrückt.“

Photo Cerny



„Ich lasse Fräulein Irene zu mir bitten", herrschte er den Diener an. „Es ist erst halb acht Uhr, Herr Chef", erwiderte dieser berichtigend. „Das Fräulein wird erst in einer halben Stunde hier sein." — „Schon gut", gab Theo Meyer zur Antwort und biß sich in die Lippen vor Ungeduld.

Fünf Minuten nach acht betrat Irene sein Zimmer. Sie trug eine dunkelrote Rose in der Hand und sah ganz entzückend aus. „Fräulein Irene, ich möchte Ihnen einen Brief diktieren!" — „Bitte, Herr Chef!" Diesmal klang es viel freundlicher und Hoffnung zog in Meyers schwellende Brust. Er nahm ein überaus elegantes, zart krokodilfarbenes Briefpapier, das eine süße Hoffnung verriet, aus seiner Brusttasche und begann also sein Diktat: „Liebstes Fräulein Irene!" Irene lächelte ein wenig. „Aha", dachte der Chef. „So ist es recht. Ich habe Sie kennen, schätzen und lieben gelernt", fuhr er fort. „Und darum frage ich Sie jetzt in aller Form, ob ich mich Ihnen mit ehrbaren Absichten . . ." Die ehrbaren Absichten klangen etwas gepreßt, aber sie waren trotzdem vernehmbar — „. . . nähern darf?"

„An wen ist der Brief?" fragte Irene. „An Sie, verehrtes Fräulein", erwiderte Theo Meyer mit großartiger Geste. Er war auf eine geradezu fabelhafte Wirkung gefaßt. „Herr Chef", sagte Irene ohne Ziererei, „Ihre Absicht kommt leider zu spät. Damals, als Sie den elfenbeinfarbenen Brief an Hildegard diktierten, wäre es noch Zeit gewesen, aber ich habe mich gestern abends mit Ihrem Buchhalter verlobt. Wir wollen uns selbständig machen!" Sprach's und zog sich, ohne die Antwort des verblüfften Chefs abzuwarten, mit lächelndem Gesicht zurück.

Theo Meyer tobte drei Tage lang. Dann aber tat er den Schwur, seine Liebeskorrespondenz nie mehr durch ein Tippfräulein erledigen zu lassen. Und diesen Schwur hat er gehalten!

DR. LUDWIG BERG

EIN BESUCH GUTER MENSCHEN

Ein schöner Herbsttag war der Samstag, der 20. Oktober 1962. Zwei große, vollgefüllte Autobusse fuhren die Serpentinen nach Hochegg hinauf, ins erste österreichische Blindenaltersheim. Frohgemute Menschen aus Wien, ein wenig neugierig gespannt, brachte er. Es war der Betriebsausflug der Wiener Möbelfabrik aus Wien XII., der auf dem Weg war. Arbeiter und Angestellte der Fabrik, an ihrer Spitze die beiden Firmenchefs, *Frau Zinterhof* und *Herr Direktor Zakl*. Sie alle verband bereits ein gemeinsames Interesse mit den Blinden und der Hilfsgemeinschaft: Sie hatten in freiwillig und gratis geleisteten Arbeitsstunden geholfen, das Mobiliar für das erste österreichische Blindenaltersheim in Hochegg herzustellen. Nun wollten sie das Werk, an dem sie mitgewirkt hatten, mit eigenen Augen sehen.

Obmann Robert Vogel begrüßte die Erschienenen in der eindrucksvollen Vorhalle des Heimes. „Es ist für uns alle ein Festtag, daß wir gerade Sie hier begrüßen können. Wir wollen Ihnen in diesem Hause zeigen, was Blinde zu leisten imstande sind, und hoffen, Ihre Anerkennung zu finden. Durch die Errichtung dieses Blindenaltersheimes wurde einem bestehendem Bedürfnis Rechnung getragen. Schon interessieren sich private und öffentliche Stellen dafür, wie ein solches Heim aussehen soll. Wir sind also hier Vorläufer und Wegweiser geworden und sind stolz darauf. Ihre Firma, mit Ihren beiden gutherzigen Chefs an der Spitze und Sie selbst, Arbeiter und Angestellte, haben an der Errichtung dieses Heimes großen Anteil. Dafür danken Ihnen alle Blinden. Solange es Menschen wie Sie gibt, brauchen die Blinden nicht zu verzweifeln. Sie halfen uns, damit wir anderen helfen können." Namens der Firma sprach Direktor Wilhelm Zakl warme Worte der Erwiderung. Er sagte: „Ich möchte wünschen, daß der heutige Tag uns allen noch lange in Erinnerung bleibe. Früher mußten die Blinden betteln gehen, um leben zu können. Aber solche Vorkämpfer der Blinden wie Jakob Wald und Robert Vogel haben mitgewirkt, daß das Leben der Blinden heller geworden ist. Möge Ihnen, den Einwohnern dieses schönen Altersheimes, ein langer Lebensabend gewährt sein."

Nach der Besichtigung des Heimes — wobei die modernsten, nach dem letzten Stand der Technik errichteten Anlagen bewundert wurden — begaben sich die Teilnehmer in den festlich hergerichteten Speiseraum, wo ein gemeinsames Mahl eingenommen wurde. Heiminsassen und Besucher schlossen bald gute Bekanntschaft miteinander. Mitglieder der Leitung der Hilfsgemeinschaft und Mitarbeiter hatten es sich nicht nehmen lassen, bei diesem herzlich willkommenen Besuch anwesend zu sein. Und als im Radio unter „Autofahrer unterwegs" ein doppelter Gruß des Betriebsausfluges und der Hilfsgemeinschaft an die Möbelfabrik erklang, da erreichte die Stimmung ihren Höhepunkt.
Blinde und Sehende bildeten eine Familie. Betriebsratsobmann Viktor Stecher sprach einige einfache, zu Herzen gehende Worte: „Wir freuen uns über das schöne Heim, an dem wir mitgearbeitet haben. Wir wollen auch weiterhin mithelfen, daß es den Blinden besser geht. Wir appellieren an andere Arbeiter, das gleiche zu tun."

Bei gemeinsamem Tanz und Musik vergingen die Stunden im Flug, und allen tat es leid, daß der Abschied so rasch kam. Die Besucher waren einer Meinung: So schön und angenehm hatte es sich niemand vorgestellt, das Blindenaltersheim in Hochegg. Mit Recht konnte Obmann Vogel sagen: „Das Blindenaltersheim ist ein gemeinsames Werk Blinder und Sehender. Halten wir es in Ehren als ein österreichisches Sinnbild echter Menschlichkeit und wahrer Nächstenliebe!"

Arbeiter besuchen Blinde

Die Beschäftigten der „WIENER MÖBELFABRIK" machten kürzlich einen Betriebsausflug nach Hochegg bei Grimmenstein, um dort das von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs errichtete erste österreichische Blindenaltersheim „Waldpension" zu besichtigen. Die gesamte Belegschaft der „WIENER MÖBELFABRIK" hatte sich über Vorschlag der Firmeninhaber und der Betriebsräte bereiterklärt, einige unbezahlte Überstunden zu leisten, um die Einrichtung dieses einmaligen Heimes, dieser Stätte wahrer Menschlichkeit und echter Nächstenliebe zu ermöglichen. „Jetzt erst recht", erklärten die braven Arbeiter und Arbeiterinnen, „nachdem wir uns von dem guten Zwecke dieses Hauses überzeugt haben, freuen wir uns, mitgeholfen zu haben". (Bild links)

Josef Kohout ist ein angehender tüchtiger Möbelmacher. Seine Freizeit verwendet er für sein Instrument. Mit großem Beifall wurden seine ausgezeichneten Vorträge belohnt, als er kürzlich nach Hochegg kam, um an seinem freien Samstag den alten blinden Müttern und Vätern in der „Waldpension" Freude zu bereiten. Ein schönes Beispiel, das von manchen Jugendmusik- oder Gesangsgruppen nachgeahmt werden könnte. (Bild rechts)
Bereitet den alten Menschen einige frohe Stunden und Ihr werdet noch viel mehr Freude an Eurer eigenen Jugend haben!

Photo Heinz Vogel

WILHELM FUCHS

Das wahre Gesicht

Ein merkwürdiger Widerspruch liegt in den meisten von uns Menschen: Wir möchten uns doch so gerne aussprechen, uns alles mögliche von der Seele reden, aber trotzdem unser „wahres Gesicht" nicht preisgeben. Die wenigsten sind sich allerdings dieser Zwillingsimpulse bewußt. Sie spielen die Rolle, die sie für richtig halten und sind dabei scheinbar zufrieden. Aber plötzlich, vor einer Urlaubsbekanntschaft oder wenn ein wenig Alkohol die Zunge löst, sagen sie das, was sie wirklich denken, und sind am nächsten Morgen, da ihnen der Mitwisser lästig ist, mißvergnügt, ohne recht zu wissen warum.

Was ist das für ein Geheimkrieg, den die Zwillingsantriebe gegeneinander führen? Wem darf man sein Herz ausschütten und wem nicht, und welche Themen sind tabu und warum? Sigmund Freud, unser Wiener Gelehrter, hat als erster erkannt, welche Bedeutung die „Selbstoffenbarung" hat und wie schwierig sie ist. Ein Grundsatz seiner „Psychoanalyse" lautet, daß die meisten seelischen Störungen durch das hervorgerufen werden, was wir verschweigen, und daß Heilung nur möglich ist, wenn wir immer wieder darüber sprechen.

Wenn die blinde Hausfrau alles bequem eingerichtet hat und sich aller zeitgemäßen technischen Hilfsmittel bedienen kann, ist sie durchaus in der Lage, den Haushalt mit der gleichen Sorgfalt zu versehen, wie alle anderen Frauen.

Pressebild-Agentur Cerny

Die Bereitschaft zu einer Aussprache bedeutet aber noch keineswegs, daß man auch wirklich aufrichtig sein kann. Psychiater wissen, daß ihren Patienten bestimmte Themen so schmerzhaft sind, daß sie sich immer wieder verstellen, in Schweigen hüllen, lügen, Krach schlagen oder die Behandlung abbrechen wollen. Im allgemeinen achten wir sehr darauf, wenn wir etwas erzählen. Über die neue, bildhübsche Sekretärin spricht man mit seinen Kollegen, aber nicht mit seiner Frau. Von heimlichen Heurigenpartien, die man schon als Schüler mitmachte, erzählt man stolz seiner Frau, aber nicht den Eltern. Daß man Schulden gemacht hat, dürfen wohl die Eltern erfahren, unter keinen Umständen aber der Klubkamerad. Dieser dagegen ist der rechte Zuhörer für Frauengeschichten, nicht aber der eigene Sohn. Dem Sohn bekennen wir gern, daß uns ein bestimmtes Gedicht noch heute zu Tränen rührt, was wieder den Kollegen gar nichts angeht.

Der Drang, frei von der Leber weg zu reden, und der Zwang, sich tarnen zu müssen, begleiten uns durch das ganze Leben. Schon das kleine Kind lernt die Worte zu unterdrücken, die die Eltern nicht hören wollen. Die Tabus sind je nach Erziehung, Religion, Gesellschaftsschicht und Elternhaus verschieden, aber der Heranwachsende muß sich immer stärker auf sie einstellen und seinen Eltern, Lehrern und Chefs nach dem Munde reden. Deswegen ist das Erlebnis der ersten Freundschaft so bedeutungsvoll, weil sie doch zum befreienden Ventil wird; man kann endlich über alles reden, was sonst verschwiegen wird.

Im Berufsleben erkennt der junge Mensch immer klarer, daß sich für seine persönlichen

Nöte kein Mensch interessiert und er fühlt sich dadurch wie in einem Käfig von Tabus, gutem Ton und glattem Gerede und sehnt sich nach einem Menschen, bei dem er einfach er selbst sein kann.

Psychologen, die sich um die Probleme der Selbsterschließung bemühen, haben ein merkwürdiges Gesetz entdeckt: Je schwerer es jemandem fällt, von sich und seinen Nöten zu sprechen, desto größer ist die Chance, daß ein Gespräch ihm hilft. Wer jedem Nächstbesten in den Ohren liegt, daß seine Frau ihn nicht verstünde, kommt keinen Schritt weiter. Nur wenn das Geständnis aus der Tiefe kommt, wirkt es heilend.

Ein Mann, der schwere Schmerzen aushalten muß und bekennt: „Ich wußte ja immer, daß ich ein Feigling bin!", erkennt plötzlich einen Teil seines Wesens an, den er nie wahrhaben wollte. Eine Frau, die in den Armen des Geliebten flüstert: „Davor habe ich mich immer geschämt . . ." hat unbewußt ihre Maske gelüftet und sich innerlich gewandelt.

Für unser Glück und den Frieden mit uns selbst sind zwar nicht Worte und Reden, sondern Selbsterkenntnis und innere Reifung ausschlaggebend, aber oft sind es die Worte und spontanen Bekenntnisse, die alles erst in Bewegung bringen.

DAVID P. FORSYTH

Die Blindenschule kommt mit der Post

In dem Städtchen Winnetka im Staate Illinois, unweit von Chikago, liegt die heute weit über die Grenzen der USA hinaus bekannte „Hadley School for the Blind". Sie ist einer der interessantesten pädagogischen Versuche in der Geschichte der Blindenerziehung, denn sie ist die einzige Blindenschule der Welt mit Heimunterricht.

Die Schule hat einen jährlichen Schülerzuwachs von 1500 erblindeten Personen aus aller Welt. Ihren Schülerstamm bilden mehr als 11.000 Blinde in 54 Ländern. Für ihre Dienste und die Versorgung mit Lehrmitteln erhebt die Schule keinerlei Entgelt. Seit über 40 Jahren bestreitet sie Kosten und Unterhalt aus Mitteln, die ihr in Form von freiwilligen Spenden zufließen. Ihr Unterrichtspensum umfaßt heute an die hundert verschiedene Fächer, darunter Lesen und Schreiben in Brailleschrift, kaufmännisches Rechnen, das Studium alter und neuer Sprachen einschließlich Esperanto, sowie Spezialkurse, etwa über die Geflügelhaltung, die Aufzucht von Rindern u. a. m.

Die „Hadley School for the Blind" verdankt ihre Entstehung einem Chikagoer Oberschullehrer, der schon als Junge ein Auge verlor und nach vierzigjähriger Lehrtätigkeit infolge einer Krankheit im Jahre 1916 auch noch auf dem zweiten Auge völlig erblindete. Diese neue Situation zwang ihn, sein Leben von Grund auf neu zu gestalten. Die Chikagoer Blindenfürsorger rieten ihm, wie so viele andere seiner Leidensgenossen Besenbinden oder Bürstenmachen zu erlernen. Er taugte aber nicht dafür: er war Lehrer — und wollte es bleiben. Der immerhin bereits 56jährige Mann lernte nun im Selbststudium die Blindenschrift und machte sich daran, mit Hilfe seiner Frau und seiner beiden Töchter die Lehrbücher, die er als Lehrer benützt hatte, in die Brailleschrift zu übertragen, sie zu vervielfältigen und in einzelnen Lektionen an Blinde zu verschicken, die den ernsthaften Wunsch hatten, sich weiterzubilden.

Im ersten Jahr hatte die Hadley School, die zuerst im Wohnzimmer des blinden Lehrers untergebracht war, bereits 90 Schüler; 1920 erhielt sie offiziell den Namen „Hadley School for the Blind". Ihre Schülerzahl wuchs von Jahr zu Jahr.

William A. Hadley ist 1941 gestorben. Sein Lebenswerk aber wuchs weiter. Ein Höhepunkt war der Umzug der Schule in das neue, modern eingerichtete zweistöckige Gebäude aus roten Ziegeln. Besucher des Hauses sind immer wieder beeindruckt von der Atmosphäre emsiger Geschäftigkeit, die in diesen Räumen herrscht. Im vergangenen Jahr waren es mehr als 15.000 Lektionen, die die Mitarbeiter der Schule zu bewältigen hatten; dazu kamen über 6500 in Braille geschriebene Bücher

---

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir tut niemand was zulieb,
Hand wird nur durch Hand gewaschen,
wenn Du nehmen willst . . . so gib!

HEINRICH MAYER

MEIN HERZ

Mein Herz ist wie ein dunkler Strom,
der aus dem Quell des Leides trinkt
und in den gnadenreichen Dom
der ungelösten Sehnsucht sinkt.

Mein Herz ist wie ein Blütenstrauch,
der um den Tau der Gräser wirbt
Und in des Abends müdem Hauch
an seiner weiten Glut erstirbt.

Mein Herz ist wie ein endlos Kreis,
der in dem Lauf der Zeiten schwingt
Und in der Erdenschwere weiß,
daß Gotteskindschaft einst ihm winkt.

CARL HERRMANN

und Zeitschriften sowie die Korrespondenz, die mit weiteren 2300 blinden Personen geführt wird. Den Stolz der neuen Schule bildet ihr Tonbandstudio, in dem Lehrbücher und andere Bücher von geschulten Sprechern auf Band gesprochen und von Technikern vervielfältigt werden. Über zwei Stockwerke erstreckt sich die umfangreiche Bibliothek der Schule, deren Kernstück die bis heute 12.000 Bände zählende Braillesammlung ist.

Laien, die eine Braillebibliothek zum erstenmal sehen, sind zunächst überwältigt von Umfang und Ausmaß dieser Bücher. Eine vollständige Bibelausgabe in Braille z. B. umfaßt 18, eine englische Literaturgeschichte ganze 17 Bände. Die Hadley-Schule hat auch vor geraumer Zeit schon damit begonnen, wichtige historische Dokumente in Braille abzufassen, wie die Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung der Vereinigten Staaten.

Oft in Anspruch genommen wird von den Blinden auch der Leihdienst des Instituts, der sich auf Bücher und Zeitschriften in Braille, Tonbänder, Abhörgeräte sowie auf Schreibmaschinen mit Brailletypen erstreckt. Kaum weniger umfangreich als der Postverkehr ist der Auskunftsdienst der Schule. Viele Anfragen betreffen Einzelheiten über den Schulbetrieb, andere wollen wissen, wo man Braillespielkarten und Brailleuhren erwerben kann. Und dann kommen Briefe, in denen Blinde Rat darüber erbitten, was sie tun sollen, um wieder vollgültige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden und nicht auf fremde Hilfe angewiesen zu sein. Auch hier ist es der Schule in Tausenden von Fällen gelungen, ihren Schülern Lebensmut und Selbstvertrauen zurückzugeben.

Vor meinem Fenster

Vor meinem Fenster stehen zwei Kästchen mit guter, dunkler Erde aus dem nahen Wald. Die warteten wie stets im Frühling — und die Zeit war nahe, wo ich meine Blumen pflanzen wollte. Des nachts malte ich mir aus, wie heuer die Stiefmütterchen sein sollten, dunkle und helle, und wie sie in reicher Fülle blühen und gedeihen würden.

So dachte und plante ich. Da kam ein Ruf an mich, daß ich fortgehen mußte in ein großes, hohes Haus, wo Krankheit herrschte und Not. Die Kästchen blieben leer und die gute, dunkle Erde wartete vergebens darauf, ihre Kinder zu empfangen.

Oft dachte ich an mein Fenster mit Heimweh. Die Blumen, die ich in dem Hause der Kranken sah, waren alle voll Tränen und sie verwelkten bald.

Dann kehrte ich heim wie nach einer langen, gefährlichen Reise. Es ist ein weiter Weg hinauf zu meinem Häuschen. Immer schneller ging ich — wie lange hatte ich es entbehrt! — und schon stand ich davor. War das wirklich mein Fenster, das leere Fenster? Davor wehte es: grün, gelb, rot und weiß . . .

Schnell sperrte ich die Gartentür auf, lief zum Haus, eilte die Treppe hinauf und ins Zimmer. Ich öffnete das Fenster weit — in den Kästchen war kaum mehr die braune Erde zu sehen. Alles war voll grüner Zweiglein und viele hatten nicht nur Blätter, sondern auch Blüten: Da gab es gelben Senf, roten Klee, Ackerwinde, sogar ein paar Gänseblümchen — wie weiße Sterne — und da, wahrhaftig, ein winziges Kind der Rieseneichen vor dem Haus.

Ich stand und schaute und traute meinen Augen nicht: Ein Wehen und Blühen war vor meinem Fenster. Der Wind hatte Samen hieher getragen — vom Garten, von einer lachenden Wiese, vom Walde über die Wipfel der Bäume, und die Erde, die saftige, duftende, wartende Erde hatte sie aufgenommen und voll Liebe empfangen, und der Regen hatte sie begossen und genährt.

G. PRANTL

ANTON PAUK

DIES IRAE

Eiligst strebte Dr. Roland Lehner zum Hauptbahnhof, um den letzten Zug nach Haus zu erreichen. Eine plötzliche innere Unruhe war über den selbstsicheren, weitum geachteten Rechtsanwalt gekommen, den es heimwärts zu Frau und Kindern trieb.

Die Lichter der Großstadt verlöschten einen Augenblick. Das alte Jahr versank in der tiefen Finsternis. Die Domglocke schlug langsam die unerbittliche zwölfte Stunde. Die vielen Menschen, die ungeduldig gewartet und aufgeregt wie selten im Jahr auf die Uhr geblickt hatten, verstummten.

Dann aber schrien sie von toller Lebenslust gepackt und berauscht auf. In gehobener, feucht-fröhlicher Stimmung umarmten sie einander gerührt. Auch Unbekannte und völlig Fremde wurden in ausgelassener Laune und sentimentaler Bruderschaft abgeküßt und mit einem stürmischen „Prosit Neujahr!“ bedacht. Einige holten Sektflaschen aus den Manteltaschen und ließen die Pfropfen knallen. Der Donauwalzer rauschte auf, und die Menschen tanzten hingerissen in das ungewisse neue Jahr.

Dr. Lehner hielt es in der Silvesternacht nicht mehr länger auf dem Domplatz aus. Das gelassene Dröhnen der ehernen Turmglocke schlug in den Sturm seines Gewissens. Entsetzen erfaßte ihn. Nur rasch fort aus der großen Stadt seiner Sünden. Das qualvolle Grauen seiner Verirrung und Schuld würgte ihn. Eine unerklärliche Furcht schreckte ihn, nicht mehr rechtzeitig nach Hause zu gelangen. Schweißüberronnen rannte er in der eiskalten Nacht zum Bahnhof. Der Zug raste dahin, für seine Todesahnungen viel zu gemächlich.

Schon bei der Silvesterpredigt im Dom machte ihn ein jähes Vorgefühl von Gottes Gericht erzittern. In seinem Rock brannte der Brief, den ihm Eveline beim Abschied zugesteckt hatte. Sie war die von seiner ungezügelten Gier erniedrigte und von der Schmach ihrer hemmungslosen Hingabe gedemütigte Frau. Immer wieder starrte Dr. Roland Lehner während der nächtlichen Bahnfahrt auf den Brief. Seine Hände zuckten und bebten. Verzweiflung ohne Ausweg bohrte hinter seiner hohen, bleichen Stirn.

„Daß wir beide das Recht nicht auf unserer Seite haben, damit mußten wir von Anfang an rechnen. Wir haben uns darüber hinweggesetzt. Geliebtes Herz! Ich wünsche Dir alles Gute zum kommenden Jahr, das allein Gott gehören sollte. Wir wollen ihn bitten, daß er uns einmal nicht zu hart für das bestraft, was jetzt unseren Himmel ausmacht.“ Wie ein Faustschlag trafen ihn diese Worte in das stöhnende Herz. Mehr als die des Predigers, der in drastisch-anschaulicher Wucht die Nacht von Babylon schilderte, wo das Gericht über den gottlosen, lüsternen und stolzen König Belsazar kam.

Auch Dr. Lehner vermeinte, wie Belsazar an der weißen Wand, die geheimnisvolle Schrift in ihrem Brief zu sehen: „Gezählt, gewogen und zu leicht befunden.“ Nein! Er vermochte kein Konfiteor zu sprechen. Er nahm sich, was ihm nicht zustand. Das Gewissen schwieg mitunter die Jahre her. Es schwieg auch, als er noch am heiligen Abend seine rechtmäßige Frau Maria und die drei Kinder unter dem Christbaum zurückließ und in die Großstadt zu der anderen Frau fuhr. Er konnte nicht entsagen, obwohl er spürte, daß Gott dazwischentrat und es ihm verwehrte.

Er blickte in die Nacht hinaus, durch die unheimlich der Zug brauste. Fieberphantasien schüttelten den bisher kerngesunden, kraftstrotzenden Mann. Der ersten Liebe blieb er verfallen, seitdem er als junger Hochschüler Eveline begegnete. Es geschah bei einem Skikurs, zwischen Weihnachten und Dreikönig. Damals war es kein Rausch der entfachten und entfesselten Sinne. Sie kam in der sternklaren Nacht, der letzten des Jahres, voll wundersamer Zartheit über sie, wo sie oben vor der schneebedeckten Almhütte mit reinen Händen das Antlitz zart berührten und in den unendlichen Bergfrieden blickten.

Doch die andere hatte er später geheiratet. Er war armer Leute Kind. Der Reichtum von Marias Eltern machte sie begehrenswert. Nur durch ihre Zuwendungen konnte er mühelos sein Studium der Rechts- und Staatswissenschaften fortsetzen und mit Auszeichnung abschließen.

IN EINEM ALTEN HAUS

Lang wohl hat kein Fuß betreten
Diese Stufen staubbedeckt
Und die Statuen im Raume
Hat kein lautes Wort geschreckt.
Mit geschränkten Fingerspitzen
Scheinen ewig sie zu beten.

Selbst die Uhr am Holzkamine
Hielt im Schlage plötzlich inn',
Denn der Letzte war gegangen
Und mit ihm der Lebenssinn.
Auch die Tänzerin will weinen
In der funkelnden Vitrine.

Um den Staub nicht zu verletzen
Hauch ich manches heimlich an,
Zärtlich streichle ich die Glieder,
Steif sind sie und Totgemahn.
Wehmut dringt ins Herz mir bange
Von den weihevollen Plätzen.

KURT KLEBERT

Nachdem Roland die dargebotene Hilfe einmal angenommen hatte und von Maria und von ihren Eltern ein unüberhörbarer Wunsch nach einer Heirat angedeutet wurde, fühlte er sich gebunden und vermochte die goldenen Fäden nicht mehr zu zerreißen. Dazu war er zu schwach und zu feige. Schließlich fand er sich mit seinem Los, die ansehnliche Rechtsanwaltspraxis nicht aus eigener Tatkraft erworben zu haben, neben einer ungeliebten, lästigen Frau aber sorglos dahinzuleben, ab.

Bis Dr. Lehner bei einer Ballveranstaltung unerwartet nochmals Eveline traf. Sie war unvermählt geblieben. Das sternverklärte Antlitz Rolands im schneeweißen Bergfrieden von damals trug sie tiefverborgen immer noch in wunder Seele. Von da an war sein Dasein eine einzige große Lüge geworden. Er war ein haltlos Getriebener, von seinen Launen, seiner Bequemlichkeit und der Verwilderung seiner Leidenschaft. Er war nur darauf bedacht, den Schein nach außen hin zu wahren.

Auf der Strecke läutete die Signalglocke. Ein Licht flammte auf, der Bahnwärter ließ den Bahnschranken herab. Der Zug ratterte vorbei. Bald ist Dr. Lehner am Ziel. Seine Augen flackerten hilflos. Sein hochfahrendes, unbeherrschtes Wesen brach in dieser Bahnfahrt zusammen. Sein unstetes Taumeln, sein aus dem Geleis gesprungenes Leben war längst über die gefährlichste Brücke in die Macht der Gewohnheit gestürzt. Jede Entscheidung hatte er hinausgeschoben, er konnte nicht mehr rechtzeitig den Schienenwechsel herumwerfen. Er genoß den Augenblick.

Die Stimme von fernher mahnte zwar vorerst noch in der betörendsten Annäherung und in den flammendsten Sinnengluten des Ineinanderstürzens von Mann und Frau. Er versuchte aber, dem Gedanken an eine Verantwortung auszuweichen. Und allmählich redete er sich ein, es gäbe da etwas, das stärker sei als alle Bedenken und Rücksichtnahme, die Gewalt des Geschlechts, die unentrinnbar zueinander zwang.

So war es zu einem ständigen Hin- und Zurückfahren zwischen zwei Stationen seines Daseins gekommen, zwischen Flucht und Rückkehr bewegte sich sein Leben. Die Tränen seiner rechtmäßigen Frau Maria und ihre einsame Verhärmung ließen ihn kalt. Ihre Liebe zu Roland gründete sich auf seine vorgeheuchelte Zuneigung, auf die Täuschung ihres Herzens. Nun empfand sie nichts mehr als Bitterkeit und Pflicht.

Dr. Lehner hatte längst verlernt zu beten. Nur gelegentlich, wenn die Kinder zum Abendgebet niederknieten, überkam ihn eine wehe Sehnsucht nach dem Glaubeh früherer Tage. Meist aber ging er aus dem Zimmer, weil ihm das Kinderbeten in den Ohren sauste und er sich vor Gott verklagt fühlte. Auch sie waren in seinem Herzen nur geduldet. Es machte ihm nichts aus, auch sie um das Glück der Familie zu betrügen.

Nur noch eine kurze Station, dann ist er zu Hause. Zerkrnischt und angsterstarrt saß er im Eisenbahnzug. Der Atem ging stoßweise. Er rang nach Luft. Das Herz schlug so benommen. Dr. Roland Lehner schrie plötzlich laut auf. Ob er nach Gott rief? Die wenigen Mitreisenden liefen zusammen und fanden einen Sterbenden. Ein Schlaganfall machte seinem Leben bald ein rasches Ende.

* * *

Und als der Neujahrsmorgen anbrach, hoben sie einen Toten aus dem Eisenbahnwaggon und legten ihn in den Warteraum der Station, wo er ohnehin aussteigen wollte. Wo seine Frau Maria und die Kinder auf seine Heimkehr warteten.

Alte Junggesellen sind oft Egoisten.
Ihr eigenes „Ich" ist ihre Krone.
Diese behüten sie sorgsam, nur wenn sie sich beugen, fällt manchmal ein Stein aus dieser Krone, der aber oft eine empfindsame Frauenseele erdrückt! *H. G.*

nhegt
d
rsichert

WIENER
STÄDTISCHE
VERSICHERUNG

Der
richtige
Weg...

RATIONALISIERUNG IM BÜRO

BUCHUNGS-
AUTOMATEN

FAKTURIER-
AUTOMATEN

bei
ERNST KATZINGE

WIEN I, LILIENGASSE 1 • TEL. 52 95 07

mehr Freude macht
ein Rowenta

eute * morgen * immer

verbindlich empfohlener Richtpreis 315.–

viele Köpfe, viele Töpfe
ein ELIN-Elektroherd

„Die Chance"

ist eine der billigsten **Einkaufsquellen** für Neuwaren — einfach oder elegant — u. für Gebrauchtsachen, aber zugleich eine gute **Geldquelle für jedermann,** weil man jede Art Gebrauchtsachen in der „Chance" günstig verkaufen lassen kann.
Beste Verwertung von Verlassenschaften und Geschäftsmassen, Möbeln, Bekleidung usw.
Abholdienst 55 45 01

Wien V. Wiedner Hauptstraße 87
Wien II. Ausstellungsstraße 1
Linz, beim Hauptbahnhof

Kaufen Sie die

Blindenwaren der Hilfsgemeinschaft!

Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte Bestellung. Tel. 35 36 81

Del-Ka

QUALITÄTSSCHUHE

Günstige Einkaufsmöglichkeiten bei:

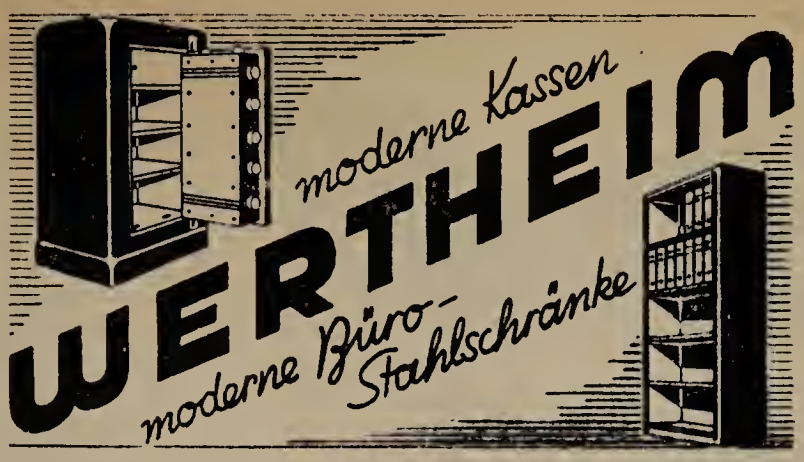
Philipp Haas & Söhne

Ein Begriff seit 150 Jahren

Teppiche, Linoleum, Dekorations- und Möbelstoffe, Vorhänge, Steppdecken, Woll- und Flanelldecken, Kokosläufer, Matten und Tapeten

Zentrale: Wien I. Am Stephansplatz

Filialen: Wien 2. Taborstraße 21, 4. Rilkeplatz 1, 6. Mariahilfer Straße 75, 8. Alser Straße 21, 10. Viktor-Adler-Platz 4, 21. Brünner Straße 22, Wr. Neustadt, Neunkirchner Straße 24, Graz, Herrengasse 16, Linz/Donau, Schmidtorgasse 2, Wels, Bäckergasse 14, Salzburg, Münzgasse 4, Innsbruck, Museumstraße 12



Alles
unter
einem
Dach...
so
bequem
haben Sie
es nur
bei

GERNGROSS

hoffentlich

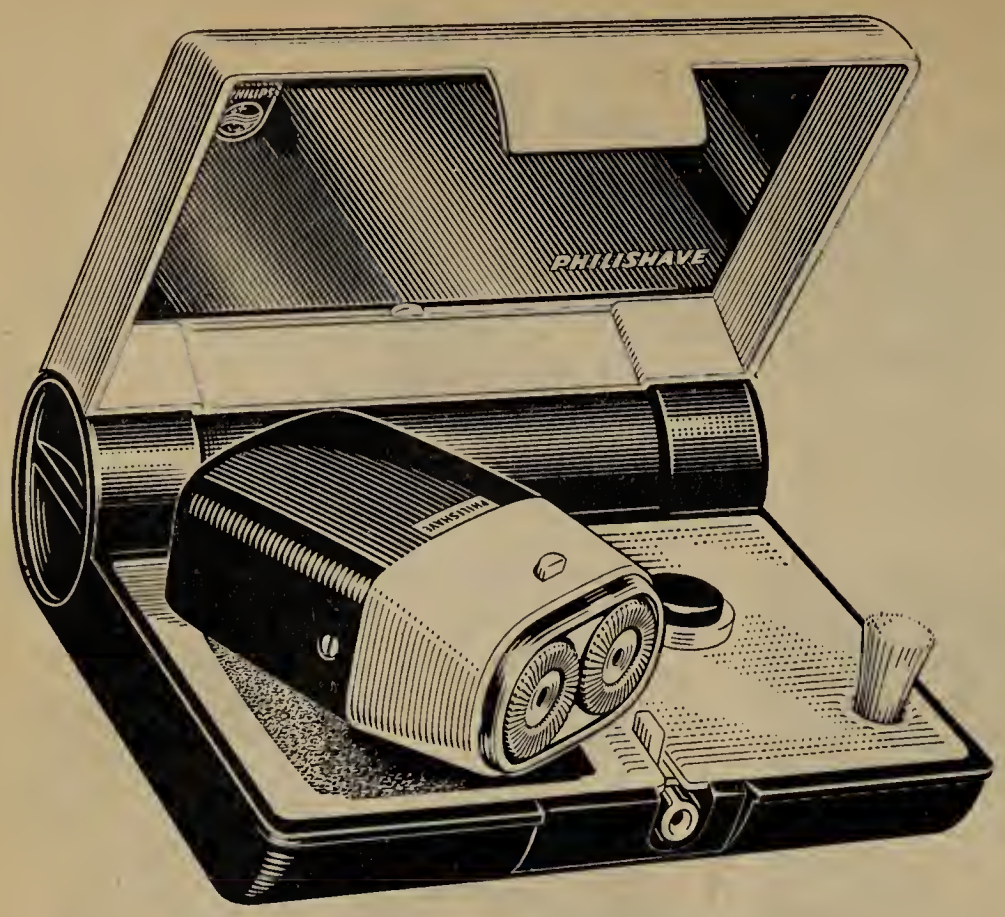
ALLIANZ versichert

wenn ein Dieb Dich arm gemacht

WIENER ALLIANZ VERSICHERUNGS A.G.

Kaffee

von Julius Meinl



PHILIPS

Für Männer unterwegs

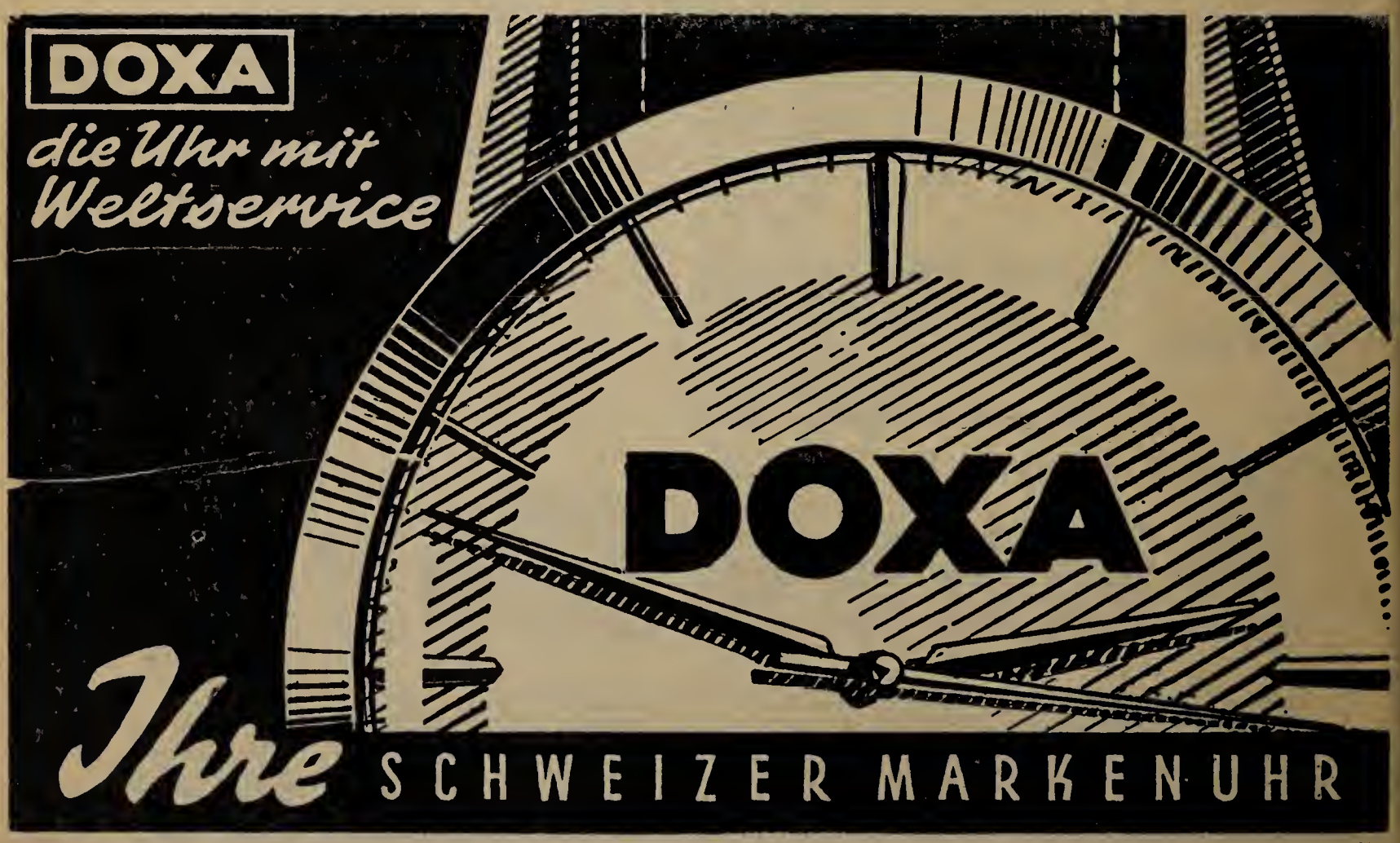
unabhängig vom Stromnetz —

jederzeit männlich scharf rasiert

S 315.—

PHILISHAVE

FÜR BATTERIEBETRIEB



Eigentümer und Herausgeber: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XX. Treustraße 9. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94